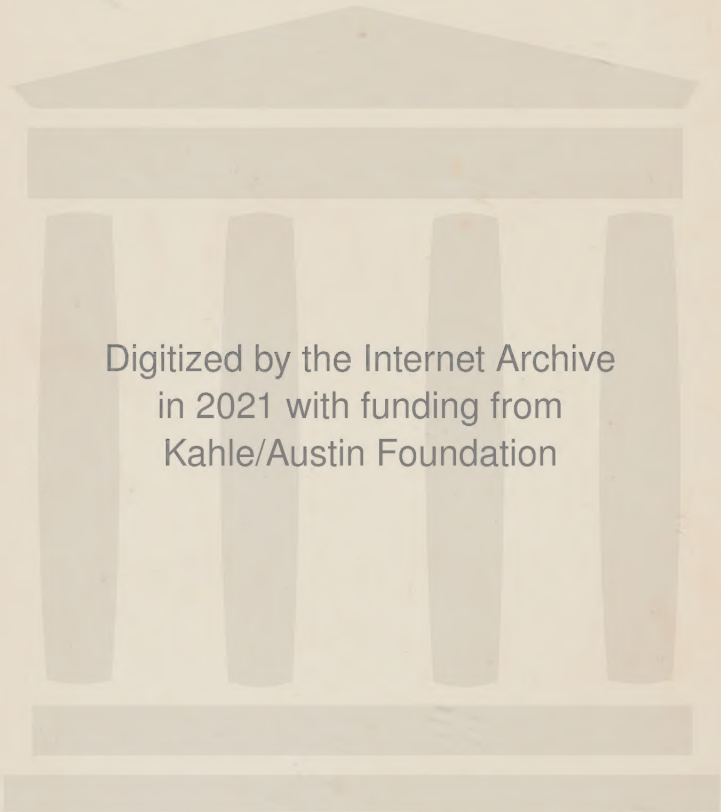
# FRANK HARRIS

# MEIN LEBEN

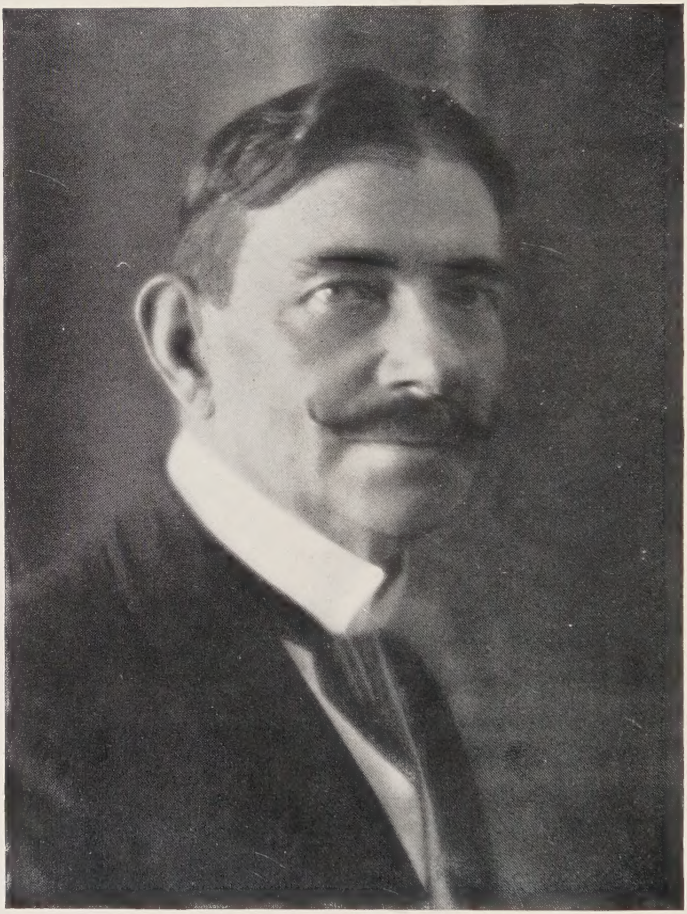
## SELBSTBIOGRAPHIE


Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/meinleben0000unse_p3q8

Rosi Rosenthal

S.F.
V.



Frank Harris.

FRANK HARRIS

# MEIN LEBEN

SELBSTBIOGRAPHIE

S. FISCHER / VERLAG / BERLIN

VOM VERFASSER AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG VON
ANTONINA VALLENTIN
DURCHGESEHENE AUSGABE

Erste bis fünfte Auflage 1926. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1926 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin

# MEIN LEBEN

# VORWORT

*Du, Seele, nur des Körpers Gast,*
*Ein' undankbare Sendung hast:*
*Ohn' Furcht das Beste prüf', ob echt,*
*Die Wahrheit gibt dazu dir Recht.*

SIR WALTER RALEIGH

Hier in der weißglühenden Hitze eines amerikanischen Augustmonats, mitten in dem lärmenden Wirrwarr von Newyork, setze ich mich hin, um mein endgültiges Glaubensbekenntnis abzulegen, das als ein Vorwort für meine Lebensgeschichte gedacht ist. Es wird letzten Endes in dem Geiste gelesen werden, in dem ich es geschrieben habe, und ich bitte um kein besseres Los. Meine journalistische Tätigkeit während des Krieges und seit dem Waffenstillstande hat mir manche Verfolgung seitens der Bundesregierung eingetragen. Die Behörden in Washington beschuldigten mich der Aufwiegelung, und obwohl der dritte Postminister, der frühere Gouverneur von Missouri, Dockery, der von dem Departement zum Richter ernannt wurde, für meine Unschuld eintrat und mir versicherte, daß man mich nicht weiter verfolgen würde, ist mein Magazin (Pearson's) immer wieder durch die Post aufgehalten worden und der Umlauf dadurch auf ein Drittel herabgemindert. Ich wurde durch die widerrechtliche Verfolgung des Präsidenten Wilson und seines Erzhelfers Burleson ruiniert, und man lachte mich noch obendrein aus, als ich um Entschädigung einkam. Die amerikanische Regierung ist anscheinend zu arm, um für ihre entehrenden Fehlgriffe zu zahlen.

Ich verzeichne diese schmähliche Tatsache zugunsten der Rebellen und Sucher des Ideals, die in Zukunft sicherlich in eine

ähnliche Not geraten werden. Ich für meine Person beklage mich nicht. Im großen ganzen habe ich im Leben eine bessere Behandlung erfahren als der Durchschnitt der Menschen und vielleicht mehr liebevolle Güte erhalten, als ich verdiente.

Wenn Amerika mich nicht in die Not hineingetrieben hätte, würde ich wahrscheinlich dieses Buch nicht mit der vom Ideal geforderten Kühnheit geschrieben haben. Beim letzten Stoß des Schicksals (ich nähere mich jetzt meinem siebzigsten Lebensjahr) neigen wir alle dazu, um der guten Behandlung der Mitmenschen willen und eines friedlichen Lebensendes manches von der Wahrheit zu opfern. Da ich nun einmal „das böse Tier" war, wie die Franzosen sagen, „das sich wehrt, wenn es angegriffen wird", schnappte ich endlich zu und setzte mich zur Wehr, ohne Bosheit, wie ich hoffe, aber auch ohne Angst, die Kompromisse bedingt. Ich habe immer für den Heiligen Geist der Wahrheit gefochten und war wie Heine ein „braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit". Nun noch ein Kampf, der beste und der letzte.

Es gibt zwei hauptsächliche Überlieferungen im englischen Schrifttum: die eine der vollkommenen Freiheit, die Tradition Chaucers und Shakespeares, frank und unumwunden, mit einer gewissen Vorliebe für laszive Einzelheiten und schlüpfrigen Witz – eine männliche Sprache; die andere immer mehr vom Puritanismus entmannt und seit der französischen Revolution zum zahmsten Anstand kastriert, denn dieser Umsturz brachte den ungebildeten Mittelstand zur Macht und sicherte die Vorherrschaft der mädchenhaften Leserinnen. Unter der Königin Viktoria wurde die englische Prosaliteratur halb kindisch oder besten Falles provinziell, wie man leicht feststellen kann, wenn man nur den Einfluß von Dickens, Thackeray und Reade in der Welt mit dem Einfluß von Balzac, Flaubert und Zola vergleicht.

Die Meisterwerke des Auslandes wie „Les Contes drôlatiques" und L'Assommoir wurden in London auf Befehl der Obrigkeit als obszön eingestampft. Selbst die Bibel und Shakespeare wurden gereinigt, und alle Bücher auf das gezierte Dekorum der englischen Sonntagsschule herausgeputzt. Und Amerika folgte dem schmählichen, hirnlosen Beispiel mit noch schlimmerer Demut.

Ich habe mich mein Leben lang gegen diese altjüngferlichen Anstandsgesetze gewehrt, und meine Empörung wuchs noch mit zunehmenden Jahren.

In meinem Vorwort zum „Menschen Shakespeare“ versuchte ich zu zeigen, wie der Puritanismus, der aus unserer Moral verschwand, in unsere Sprache hineingeriet, den englischen Gedanken schwächte und den englischen Wortreichtum verarmen ließ.

Schließlich greife ich auf die alte englische Tradition zurück. Ich bin entschlossen, die Wahrheit über meine Pilgerfahrt durch die Welt zu sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit über mich und die anderen, und ich werde mich bemühen, zu den anderen mindestens so nett zu sein wie zu mir selbst.

Bernard Shaw versichert mir, daß keiner gut genug oder schlecht genug ist, um die nackte Wahrheit über sich selbst zu sagen; aber ich bin in dieser Hinsicht jenseits von Gut und Böse.

Die französische Literatur gibt mir die Tonart und die Inspiration. Sie ist in erotischer Hinsicht die freieste von allen und wurde hauptsächlich durch ihre dauernde Beschäftigung mit allem, was sich um Leidenschaft und Begierde dreht, zu der Weltliteratur für Männer aller Rassen.

„Frauen und Liebe“, schreibt Edmond de Goncourt in seinem Tagebuch, „bilden immer das Gesprächsthema, so oft intellektuelle Menschen beim Essen und Trinken zusammenkommen. Unser Gespräch beim Essen war zuerst etwas schlüpfrig, und Turgenjeff hörte uns mit einer beinahe starren Verwunderung eines Barbaren zu, der nichts als den natürlichsten Vorgang der Liebe kennt.“

Wer diese Worte sorgfältig liest, wird verstehen, welche Freiheit ich für mich in Anspruch nehme. Ich will mich jedoch nicht an die französischen Konventionen binden. Ebenso wie in der Malerei die Kenntnis der japanischen und chinesischen Leistungen unsere ganze Kunstkonzeption geändert hat, so haben auch die Hindus und Birmanen unser Verständnis für die Kunst der Liebe erweitert. Ich erinnere mich, wie ich einmal mit Rodin durch das Britische Museum ging und mich wunderte, daß er so viel Zeit bei den kleinen Götzen und Figuren der Südseeinsulaner verbrachte. „Manche davon sind trivial,“ sagte er, „aber sehen Sie sich dies und dies und dies an – lauter Meisterwerke, auf die jeder stolz sein könnte – köstliche Sachen.“

Die Kunst dehnte sich gleichmäßig mit der Menschheit aus, und manche meiner Erfahrungen mit den sogenannten Wilden können vielleicht selbst die kultiviertesten Europäer interessieren.

Ich beabsichtige, alles zu erzählen, was mich das Leben gelehrt

hat; und wenn ich bei dem ABC der Liebe beginne, so geschieht es nur, weil ich in England und den Vereinigten Staaten aufwuchs.

Ich habe im Anfang meines Lebens furchtbare Fehler begangen und sah andere Jünglinge aus bloßer Unkenntnis in noch schlimmere verfallen. Ich möchte die jungen und eindrucksfähigen Menschen vor den Sandbänken und verborgenen Klippen des Lebensozeans warnen und schon für den Anfang der Fahrt, wenn die Gefahr am größten ist, eine Seekarte der unbefahrenen Gewässer entwerfen.

Ich bin aber auch um unbeschreibliche Freuden gekommen, weil die Freude am Genuß und das Glück Freude zu geben am stärksten im Anfang unseres Lebens ist, während das Verständnis für beides erst später im Leben bei abgestumpften Sinnen und verminderter Lebenskraft kommt.

Ich will auf diese Weise nicht nur die Summe des Glückes in dieser Welt steigern, bei gleichzeitiger Herabminderung der Leiden und Unzulänglichkeiten der Menschen, sondern ich möchte auch ein Beispiel geben und andere Schriftsteller ermutigen, die Arbeit fortzusetzen, von der ich mir so viel verspreche.

W. M. George schreibt in seinem Essay „Ein Schriftsteller über Romanliteratur": „Wenn ein Schriftsteller die von ihm geschaffenen Gestalten gleichmäßig entwickeln würde, müßte sich der Roman von dreihundert Seiten auf fünfhundert erstrecken, und die weiteren zweihundert Seiten ausschließlich der Erotik der Charaktere gewidmet sein. Ebenso viele Szenen müßten sich im Schlafzimmer wie im Salon abspielen, wahrscheinlich noch mehr, da man die meiste Zeit im Schlafzimmer verbringt. Die weiteren zweihundert Seiten müßten sich mit erotischen Erfahrungen der dargestellten Personen beschäftigen, um ihnen wirkliches Leben aufzuzwingen. Heute werden die Gestalten meistens nicht vollkommen verwirklicht, weil sie, sagen wir, in fünf statt in sechs Aspekten ihres Lebens dargestellt werden . . . Unsere literarischen Geschöpfe sind einseitig, weil ihre gewöhnlichen Züge vollkommen abgebildet sind, während ihr erotisches Leben verhüllt, verdrängt oder übersehen wird . . . Aus diesem Grunde sind alle Gestalten in den modernen Romanen falsch. Sie wirken großschädelig und entmannt. Englische Frauen sprechen viel über das erotische Leben . . . Der englische Roman befindet sich in einer sehr schwierigen Lage. Der Romanschriftsteller kann über alle Dinge sprechen, nur nicht über die Hauptsache des Lebens . . . wir sind daher ge-

zwungen, unsere Romane mit Morden, Diebstählen und Brandstiftungen auszuwattieren, die als vollkommen moralisches Thema gelten."

Der Schnee ist so rein, eh mit Schmutz er vermengt,
Und doch nie so rein wie die Flamme, die sengt.

Es gibt noch gewichtigere Ursachen als die eben auseinandergesetzten, die mich zwingen, die Wahrheit ungeschminkt zu sagen. Es ist nun die Zeit gekommen, in der die, wie Shakespeare sie nannte, „Spione Gottes", die das Geheimnis der Dinge entziffert haben, zu Rate gezogen werden müssen, denn die politischen Führer haben die Menschheit an den Rand des Verderbens gebracht: blinde Führer der Blinden! Wir stürzten in den Niagarafall, wie Carlyle es prophezeite und wie jeder Einsichtige voraussehen mußte, und wir kreisen nun wie Treibholz hilflos in dem Wirbel umhergeworfen, ohne zu wissen, warum und woher.

Eines ist sicher: wir verdienen das Elend, das uns traf. Die Gesetze dieser Welt sind unerbittlich und unbestechlich. Wieso und warum sind wir in die Irre gegangen? Die Krankheit erstreckt sich über die ganze Zivilisation, und dadurch verengt sich die Frage glücklicherweise auf eine bestimmte Zeit.

Seitdem unsere Eroberung der Kräfte der Natur begonnen hatte und der materielle Reichtum sprungweise wuchs, verschlechterte sich unsere Lebensführung. Bis zu jener Zeit hatten wir wenigstens dem Evangelium Christi Lippendienst geleistet und hatten in geringem Umfange Achtung, wenn nicht Liebe, vor unseren Mitmenschen gezeigt. Wir gaben zwar nicht unsere Zehnten der Wohltätigkeit, aber wir kauften uns mit kleinlichen Gaben frei, bis plötzlich die Wissenschaft erschien, um unsere Selbstsucht mit einer neuen Botschaft zu stärken. Der Fortschritt wird durch die Vernichtung des Untauglichen erreicht, wurde uns gesagt und die Selbsterhaltung als eine Pflicht gepredigt. Die Idee des Übermenschen wurde geschaffen, der Wille zur Macht setzte sich durch, und die Liebeslehre Christi, Mitleid und Güte wurden dadurch in den Hintergrund gedrängt.

Die Menschen häuften Unrecht auf Unrecht, und unser Verderben wuchs ins Ungeheure. Das Glaubensbekenntnis, dem wir angehören, und das Glaubensbekenntnis, das wir im Leben verwirklichen, wurden zu zwei entgegengesetzten Polen. In der ganzen Weltgeschichte war noch nie eine solche Verwirrung in den Köpfen

der Menschen und eine solche Unsicherheit in ihrem Tun, noch nie sind so viele verschiedene Ideale zu ihrer Leitung aufgestellt worden. Es ist für uns dringend notwendig, Klarheit in diese Verwirrung zu bringen, um zu sehen, warum und wo wir in die Irre gegangen sind.

Denn der Weltkrieg ist nur der letzte Abschluß einer Serie von Akten, die das Gewissen der Menschheit erschüttert haben. Die größten Verbrechen in geschichtlichen Zeiten sind im Laufe des letzten halben Jahrhunderts fast ohne Protest von den zivilisiertesten Nationen begangen worden, von Nationen, die sich noch immer als christlich bezeichnen. Wer der Entwicklung der Dinge in dem letzten halben Jahrhundert zugesehen hat, muß ohne weiteres erkennen, daß unser Fortschritt höllenwärts ging.

Die grauenhaften Metzeleien tausender Frauen und Kinder in dem Freistaat von Kongo, ohne daß der leiseste Protest seitens Großbritanniens erfolgte, hätten mit einem Worte beendet werden können. Demselben Geiste entstammte die schändliche Blockade (noch lange nach dem Waffenstillstande sowohl von England wie von Frankreich fortgeführt), die Hunderte und Tausende von Frauen und Kindern unseres eigenen Blutes zum Hungertode verurteilte. Die unsagbare Gemeinheit und der eingestandene Betrug des Friedens von Versailles mit seinen tragischen Konsequenzen von Wladiwostok bis London und schließlich der schamlose, feige Krieg, den die Alliierten und Amerika um des Geldes willen gegen Rußland führten, beweisen uns, daß wir den Verfall der Moral selbst erleben und zu der Ethik des Wolfes und der Verfassung des Räuberstaates zurückkehren.

Unser öffentliches Vorgehen als Nationen hat ein Ebenbild in der Behandlung unserer Mitmenschen innerhalb der Gemeinschaft. Denn für eine kleine Minderheit sind die Lebensfreuden auf eine ganz außerordentliche Weise gesteigert worden, die Leiden und Kummer des Daseins in großem Maße gemildert, während die gewaltige Mehrheit selbst der zivilisierten Völker kaum zu irgendeiner Nutznießung der Vorteile unseres verblüffenden, materiellen Fortschritts zugelassen wird. Die Armenviertel unserer Städte enthüllen denselben Geist, den wir in unserer Behandlung der schwächeren Rassen zur Schau trugen. Es ist kein Geheimnis, daß über fünfzig Prozent der englischen Kriegsfreiwilligen kaum den erforderlichen physischen Pygmäenmaßstab erreichten, und die Hälfte unserer amerikanischen Soldaten waren Moronen mit

der Intelligenz der Kinder unter zwölf Jahren. „Vae victis“ war unser Motto und zeitigte die erschreckendsten Ergebnisse. Wir sind zweifellos an das Ende eines Zeitraums gelangt und müssen uns mit der Zukunft beschäftigen.

Die Religion, die neunzehn Jahrhunderte lang unser Tun leitete oder als Führung galt, ist schließlich beiseite geschoben worden. Selbst der göttliche Geist Jesu ist von Nietzsche abgeworfen worden, wie man den Stiel der Axt nachwirft oder, um das bessere deutsche Sprichwort zu gebrauchen, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Die lächerliche Geschlechtsmoral des Paulus hat das ganze Evangelium in Mißkredit gebracht. Paulus, der sich in seiner Impotenz rühmte, daß er keine sexuellen Begierden kenne, wollte alle Menschen nach seinem Ebenbilde modeln wie der Fuchs in der Fabel, der den Schwanz verlor und alle Füchse auf dieselbe Weise verstümmelt wissen wollte.

Ich habe oft gesagt, daß den christlichen Kirchen zwei Dinge geboten wurden, der Geist Jesu und die idiotische Moral des Paulus, und sie die höchste Inspiration abgelehnt haben, um sich das unglaublich niedrige und dumme Verbot zu Herzen zu nehmen. Auf dem Wege, den uns Paulus vorgezeichnet hat, haben wir die Göttin der Liebe in eine Teufelsfratze und den krönenden Impuls unseres Seins in eine Todsünde verwandelt. Und doch entspringt alles Hohe und Adelnde in unserer Natur unmittelbar dem sexuellen Instinkt.

Grant Allan sagt mit Recht: „Der erotische Impuls bringt das Schönste und Reinste in unser Leben hinein. Ihm verdanken wir unsere Liebe für helle Farben, für schöne Formen, melodiösen Klang, rhythmische Bewegung. Ihm verdanken wir die Evolution der Musik, der Poesie, der Romantik, der Literatur, der Malerei, der Skulptur, des Kunstgewerbes, der dramatischen Kunst. Ihm verdanken wir einzig und allein die Existenz unseres ästhetischen Sinnes, der letzten Endes ein sekundäres Geschlechtsattribut ist. Ihm entspringt die Liebe für die Schönheit, um ihn drehen sich alle schönen Künste. Ihm verdanken wir die väterlichen, mütterlichen und ehelichen Beziehungen, das Aufblühen der Zärtlichkeit, die Liebe der kleinen, tappenden Füßchen und des ersten Kinderlachens.“

Diese wissenschaftliche Darstellung ist trotzdem noch unvollkommen. Der sexuelle Instinkt ist nicht nur die inspirierende Kraft aller Kunst und Literatur, er ist auch unser bester Lehrer der

Weichheit und Zärtlichkeit, der liebevolle Güte zum Ideal erhebt, brutaler Grausamkeit wehrt und die falschen Urteile unserer Mitmenschen, die wir Gerechtigkeit nennen, bekämpft. Für mich ist Grausamkeit eine teuflische Sünde, die mit allen Wurzeln aus dem Leben ausgerottet werden muß.

Die Verurteilung des Körpers und seiner Begierden, die von Paulus stammt, steht in direktem Widerspruch zu der sanften Lehre Jesu und ist an sich idiotisch. Ich lehne den Paulinismus ebenso leidenschaftlich ab, wie ich das Evangelium Christi annehme. Im Hinblick auf den Körper greife ich auf die heidnischen Ideale, auf Eros und Aphrodite und die verständnisvollen Menschlichkeiten der alten Religionen zurück.

Paulus und die katholische Kirche haben das Verlangen beschmutzt, Frauen degradiert, die Fortpflanzung entwürdigt, den besten Instinkt in uns vulgarisiert und gelästert.

Ich seh' sie in schwarzen Röcken, die Pfaffen um mich herum,
Sie brächten mit dornigen StöckenBegier mir und Freude gern um.

Und das Schlimmste ist, daß die höchsten Funktionen des Menschen durch gemeine Worte so degradiert wurden, daß es fast unmöglich ist, den leiblichen Hymnus der Freude so zu dichten, wie er geschrieben werden sollte. Die Dichter waren in dieser Hinsicht ebenso schlimm wie die Priester. Aristophanes und Rabelais sind zotenhaft schmutzig, Boccaccio ist zynisch, während Ovid lüstern und kaltblütig ist und es Zola gleich Chaucer schwer wird, die Sprache dem Verlangen anzupassen. Walt Whitman ist etwas besser, obwohl er oft in Gemeinplätze verfällt. Die Bibel ist das Beste von allen, jedoch nicht unumwunden genug, selbst in dem edlen Gesang Salomos, der hie und da durch die bloße Stärke der Einbildungskraft das Unsagbare zu übermitteln versteht.

Wir beginnen uns gegen den Puritanismus mit seinen unsagbaren hirnlosen Prüderien aufzulehnen, aber der Katholizismus ist ebenso schlimm. In den Galerien des Vatikans und der St.-Peterskirche in Rom finden wir die schönsten Statuen antiker Kunst mit Feigenblättern aus gemaltem Zinn verkleidet.

Ich sage, daß der menschliche Körper schön ist und durch unsere Ehrfurcht gehoben und gewürdigt werden muß. Ich liebe den Körper mehr als irgendein antiker Heide, und ich liebe ebensosehr die Seele und ihr Streben. Für mich sind Leib und Seele von gleicher Schönheit, beide der Liebe und ihrer Andacht gewidmet.

Meine Treue wird nicht geteilt, aber was ich heute mitten im Hohn und Haß der Menschen predige, wird morgen allgemein gelten, denn in meinem Zeitblick wie in dem Gottes sind tausend Jahre soviel wie ein Tag.

Wir müssen die Liebe des Heidentums, die Liebe der Schönheit, Kunst und Literatur mit der Seele des Christentums und seiner menschlich liebevollen Güte zu einer neuen Synthese verschmelzen, die alle süßen, sanften und edlen Impulse in uns vereinigt.

Was uns fehlt, ist der Geist Jesu in stärkerem Maße: wir müssen schließlich von Shakespeare lernen. „Vergebung ist das Wort für alle."

Ich möchte dieses heidnisch christliche Ideal vor der Menschheit als das höchste und humanste aufrichten.

Jetzt nur noch ein Wort über mein eigenes Volk und seine besonderen Mängel. Die anglo-sächsische herrschsüchtige Kampflust bildet heute die größte Gefahr für die Menschen. Die Amerikaner sind stolz darauf, daß sie die Indianer ausgerottet und ihren Landbesitz gestohlen haben, daß sie die Neger martern und im heiligen Namen der Gleichheit verbrennen. Wir müssen uns um jeden Preis unserer Heuchelei und Lügenhaftigkeit entledigen und uns so sehen, wie wir wirklich sind: eine herrschsüchtige Rasse, brutal und rachsüchtig, wie aus dem Beispiel in Haiti ersichtlich. Wir müssen die unvermeidlichen Wirkungen unserer seelenlosen, hirnverbrannten Selbstsucht, wie sie sich im Weltkriege gezeigt haben, begreifen.

Das germanische Ideal, das auch das englische und amerikanische Ideal der sieghaften Männlichkeit ist, die alle schwächeren und weniger intelligenten Rassen verachtet und darauf ausgeht, sie zu versklaven oder zu vernichten, muß überwunden werden. Vor hundert Jahren existierten nur ungefähr fünfzehn Millionen Engländer und Amerikaner, heute leben beinahe zweihundert Millionen, und es ist offensichtlich, daß sie im Laufe eines Jahrhunderts die zahlreichste Rasse auf Erden sein werden, wie sie heute bereits schon die mächtigste sind.

Das bisher zahlreichste Volk, die Chinesen, hatten ein gutes Beispiel gegeben, indem sie innerhalb ihrer eigenen Grenzen verblieben, aber diese sieghaften, kolonisierenden Anglo-Sachsen drohen die Erde zu überströmen und alle andern Spielarten der Spezies Mensch zu zerstören. Heute schon vernichten wir die

Rothäute, weil sie sich nicht unterwerfen, während wir uns damit begnügen, den Neger zu degradieren, der unsere Herrschaft nicht bedroht.

Ist es denn klug, nur diese eine Blume in dem Garten einer Welt züchten zu wollen? Ist es denn klug, die besseren Arten auszulöschen, um die inferioren zu erhalten?

Und das anglo-sächsische Ideal jedes Einzelnen ist noch niedriger und alberner. Auf die Befriedigung seiner eigenen Eroberungslust ausgehend, hat er das Weibchen seiner Rasse zu einer unnatürlichen Keuschheit der Gedanken, Worte und Taten gezwungen. Er hat auf diese Weise aus seiner Frau eine unterwürfige Dienerin oder Sklavin gemacht (die Hausfrau), die kaum irgendwelche intellektuellen Interessen besitzt und deren ganzes geistiges Sein einen spärlichen Ausfluß in ihren Mutterinstinkten findet. Er hat sich bemüht, seine Tochter zum seltsamsten Exemplar eines zweifüßigen Haustieres, das je erdacht wurde, zu verderben. Sie muß sich einen Mann suchen, während sie gleichzeitig ihre stärksten sexuellen Gefühle leugnet oder verbirgt; kurz gesagt: sie muß kaltblütig wie ein Frosch sein und dabei verderbt und rücksichtslos wie ein Apache auf dem Kriegspfad.

Das Ideal, das er sich gesetzt hat, ist verworren und verwirrend. In Wirklichkeit möchte er gesund und stark sein und seinen sexuellen Appetit befriedigen. Der höchste Typus jedoch, der englische Gentleman, hat immer vor Augen das individualistische Ideal eines, wie er es nennt, „vollkommenen Mannes", eines Menschen, dessen Körper und Geist harmonisch entwickelt und auf ein verhältnismäßig hohes Niveau der Wirksamkeit gebracht wurde.

Er hat keine Ahnung von der letzten Wahrheit, daß jeder Mann und jede Frau eine kleine Facette der Seele besitzt, die das Leben auf eine besondere Art widerspiegelt oder, um die Sprache der Religion zu gebrauchen, Gott auf eine Weise sieht, wie ihn keine andere in dieser Welt geborene Seele zu sehen vermag.

Es ist die erste Pflicht eines jeden Individuums, alle Fähigkeit des Körpers, des Geistes und der Seele so vollkommen und so harmonisch wie möglich zu entwickeln, aber es ist eine noch höhere Pflicht, die sich jedem von uns aufzwingt, unsere besondere Fähigkeit so weit zu entwickeln, wie es sich nur mit unserer Gesundheit verträgt, denn nur dadurch können wir die höchste Selbstbewußtheit erreichen oder imstande sein, unsere Schuld an

die Menschheit zu zahlen. Kein Anglo-Sachse ist bisher, soweit ich weiß, als Fürsprecher dieses Ideals aufgetreten oder hat auch nur davon geträumt, es als ein Ideal anzusehen. Kein Lehrer hat in der Tat auch nur daran gedacht, den Männern und Frauen zu helfen, ihre besondere Möglichkeit zu finden, die den Kern ihres innersten Wesens bildet und ihre Existenz rechtfertigt. Und so gehen neun von zehn Männern und Frauen durch das Leben, ohne sich ihrer besonderen Natur bewußt zu werden. Sie können ihre Seele nicht verlieren, weil sie sie nie gefunden haben.

Für jeden Sohn Adams, für jede Tochter Evas ist dies die letzte Niederlage, der endgültige Jammer. Und doch hat, soweit ich weiß, niemand bisher vor der Gefahr gewarnt oder von dem Ideal gesprochen.

Und darum liebe ich das Buch trotz aller seiner Unzulänglichkeiten und aller seiner Fehler. Es ist das erste Buch, das je geschrieben wurde, um den Körper mit seinen leidenschaftlichen Wünschen sowohl wie die Seele mit ihren geheiligten, himmelstürmenden Gefühlen zu verherrlichen.

Geben und Vergeben, behaupte ich immer, ist die letzte Lehre des Lebens.

Ich bedaure nur, daß ich das Buch nicht vor fünf Jahren begonnen habe, bevor ich von den Salzfluten des Alters halb überschwemmt und mir meines versagenden Gedächtnisses bewußt wurde. Aber trotz dieser Hemmung habe ich versucht, das Buch zu schreiben, das ich immer lesen wollte, das erste Kapitel in der Bibel der Menschheit.

Man lausche auf den guten Rat:
Lebe auf Erden nur aus völlig dein freiestes Regen.
Schnell ergreife die Gabe, preise den sicheren Segen,
Mag auch kurz sein der Tag, wird neu doch die Sonne erblickt,
Ist auch dunkel die Nacht, wird sie von Mond und Sternen bestickt.

## KAPITEL I

Das Gedächtnis ist die Mutter der Musen, der Prototyp des Künstlers. In der Regel trifft es die Auswahl, hebt das Bedeutende unter Vernachlässigung des Zufälligen oder Trivialen hervor. Hie und da begeht es jedoch Fehler wie alle Künstler. Trotzdem nehme ich das Gedächtnis zum Führer.

Ich bin am 14. Februar 1855 geboren und James Thomas nach den beiden Brüdern meines Vaters genannt worden. Mein Vater war in der Marine Kommandierender Leutnant eines Zollkutters oder Kanonenbootes; und wir Kinder sahen ihn nur in langen Zwischenpausen.

In meiner frühesten Erinnerung sehe ich mich auf den Knien meines Onkels James, des Kapitäns eines Ostindienfahrers, reitend, der uns im Süden von Kerry besuchte, als ich ungefähr zwei Jahre alt war. Ich erinnere mich noch genau, daß ich einen Hymnus auswendig aufsagte, während meine Mutter auf der andern Seite des Kamins stand und mir soufflierte. Dann ließ er mich noch weiter tanzen, und das war alles, was ich von ihm wollte. Ich erinnere mich noch, wie meine Mutter ihm sagte, daß ich lesen könnte, und wie sehr er darüber erstaunt war.

Die nächste Erinnerung muß ungefähr in dieselbe Zeit fallen. Ich saß auf dem Boden und schrie, als mein Vater hereinkam und fragte: „Was ist denn los?“

„Es ist nur der junge Herr,“ erwiderte das Kindermädchen verärgert, „er schreit bloß aus schlechter Laune, sehen Sie, gnädiger Herr, er hat nicht eine Träne im Auge.“

Ungefähr ein Jahr später liegt wohl der stolze Augenblick, in dem ich in einem langen Zimmer auf und ab ging, während meine Mutter ihre Hand auf meinen Kopf stützte und mich ihren Spazierstock nannte. Etwas später erinnere ich mich, wie ich einmal nachts in ihr Zimmer kam. Ich flüsterte ihr etwas ins Ohr und küßte sie, aber ihre Wange war kalt; sie gab keine Antwort,

und ich weckte das Haus mit meinem Schreien auf: sie war tot. Ich fühlte keinen Schmerz, nur daß etwas Dunkles und Furchtbares in dem plötzlichen Aufhören des normalen Haushaltsbetriebes lag.

Einige Tage später sah ich, wie der Sarg herausgetragen wurde, und als das Kindermädchen mir und meiner Schwester sagte, wir würden unsere Mutter nie wieder sehen, war ich bloß erstaunt und wunderte mich, warum.

Als meine Mutter starb, war ich ungefähr vier Jahre alt, und kurz darauf siedelten wir nach Kingstown in der Nähe von Dublin über. Ich pflegte mit meiner Schwester Annie, die vier Jahre älter war, nachts aufzustehen, um uns Brot, Marmelade oder Zucker zu holen. Eines Morgens um Tagesgrauen stahl ich mich in das Zimmer des Kindermädchens und sah einen Mann neben ihr im Bett liegen, einen Mann mit einem großen, roten Schnurrbart. Ich zog meine Schwester herein, und sie sah ihn auch. Wir schlichen aus dem Zimmer, ohne die beiden aufgeweckt zu haben. Meine einzige Empfindung war Überraschung, aber am nächsten Tage wollte mir das Kindermädchen keinen Zucker aufs Brot geben, worauf ich ihr sagte: „Dann werd' ich's erzählen!" – ich weiß nicht warum, ich hatte damals noch keine Ahnung von modernem Journalismus.

„Was erzählen?" fragte sie.

„Daß ein Mann gestern nacht in deinem Bett war!"

„Scht, scht", machte sie und gab mir den Zucker.

Ich hatte nun herausgefunden, daß ich nur zu drohen brauchte, „ich werd' es erzählen", um alles zu bekommen, was ich wollte. Meine Schwester wollte eines Tages wissen, was ich da zu erzählen hatte, aber ich sagte es ihr nicht. Ich erinnere mich genau an mein Gefühl der Überlegenheit ihr gegenüber, weil sie nicht klug genug war, um die Zuckermine auszubeuten.

Als ich vier oder fünf Jahre alt war, wurde ich mit Annie in eine Mädchenschule in der Nähe von Kingstown geschickt, die von einer Frau Frost geleitet wurde. Weil ich sehr gut in Mathematik war, wurde ich mit den älteren Mädchen in eine Klasse gesteckt, und ich tat mein Bestes, um bei ihnen zu bleiben, obwohl ich mir keines Grundes für diese Vorliebe bewußt war. Ich erinnere mich, daß das nächstsitzende Mädchen mich aufhob, um mich auf mein Kinderstühlchen zu setzen, und daß ich mich dann eilig bemühte, mit den Zahlen fertig zu werden, denn sobald ich am Schluß meiner Aufgabe angelangt war, ließ ich meinen

Bleistift fallen und kletterte dann aus meinem Stuhl heraus, angeblich, um nach ihm zu suchen, in Wirklichkeit jedoch, um nach den Beinen der Mädchen zu sehen. Warum? Ich hätte es nicht sagen können. Ich saß am Ende des Klassenraumes, und gegen Ende des langen Tisches wurden die Beine immer dicker, und ich zog die dickeren vor.

Sobald das Mädchen neben mir mich auf meinem Platz vermißte, suchte es mich, und ich tat, als ob ich meinen Bleistift eben gefunden hätte, und wurde wieder auf mein Stühlchen gehoben.

Eines Tages bemerkte ich ein Paar wunderschöner Beine am andern Ende des Tisches. Im Rücken des Mädchens muß ein Fenster gewesen sein, denn seine Beine waren bis zu den Knien im vollsten Lichte, und der Eindruck erfüllte mich mit unbeschreiblicher Freude. Es waren nicht die dicksten Beine, worüber ich erstaunt war. Bis zu diesem Augenblicke hatte ich gedacht, daß mir die dicksten am besten gefielen, aber jetzt sah ich, daß andere Mädchen dickere hatten, aber keines mit so dünnen Knöcheln und zarten Linien. Ich zitterte vor Freude und vor Angst.

Ich kroch auf meinen Stuhl herauf mit der einen Idee in meinem kleinen Schädel: ich mußte in die Nähe dieser entzückenden Beine gelangen und sie, wenn es ging, berühren. Es war eine atemlose Erwartung. Ich wußte, daß ich meinen Bleistift bis dahin rollen könnte. Am nächsten Tage tat ich es und schlich mich ganz in die Nähe. Mein Herz schlug in der Kehle, und doch war ein seltsames Glücksgefühl in mir. Ich streckte die Hand aus, um sie zu berühren. Plötzlich kam mir der Gedanke, sie würde aufschreien und ich würde entdeckt werden. Ich hatte Angst.

Ich zog mich auf meinen Stuhl zurück, um nachzudenken, und fand bald die Lösung. Am nächsten Tage kauerte ich vor ihren Beinen, halb erstickt vor Aufregung. Ich hatte meinen Bleistift in die Nähe ihrer Zehen gerollt und streckte nun die Hand aus, um ihn zu erreichen, wobei ich ihre Wade berührte. Sie schrie auf: „Was tust du denn da?“

„Ich suche meinen Bleistift,“ sagte ich demütig, „er ist mir weggerollt!“

„Hier ist er“, sie stieß ihn mit dem Fuß.

„Danke“, erwiderte ich überglücklich, denn das Gefühl ihrer weichen Beine lag noch in meiner Handfläche.

„Du bist ein komischer, kleiner Kerl“, meinte sie, aber es machte mir nichts aus. Ich hatte den ersten Geschmack des Para-

dieses und der verbotenen Frucht bekommen – ein authentischer Himmel.

Ich kann mich an ihr Gesicht nicht mehr erinnern, es schien mir angenehm, das ist alles, was ich heute davon weiß, aber der Schauer von Bewunderung, den mir ihre schönen Beine einjagten, ist mir noch heute im Gedächtnis.

Ich erzähle diesen Vorfall hier so ausführlich, weil er sich aus meinem Gedächtnis heraushebt und beweist, daß das erotische Empfinden sich schon in frühester Kindheit bemerkbar machen kann.

Um das Jahr 1890 herum aßen Meredith, Walter Pater und Oscar Wilde mit mir in Park Lane, und wir sprachen über das Erwachen des sexuellen Empfindens. Sowohl Pater wie Wilde sahen es als ein Zeichen der Pubertät an. Pater meinte, daß es mit dreizehn oder vierzehn Jahren beginne, und Wilde schob es zu meiner Verblüffung bis in das sechzehnte Lebensjahr. Meredith war der einzige, der dazu neigte, es früher anzusetzen.

„Es zeigt sich sporadisch," meinte er, „und manchmal sogar vor der Pubertät."

Ich erinnerte sie daran, daß Napoleon erzählt, wie er schon mit fünf Jahren in eine Schulfreundin namens Giacominetta verliebt war, aber selbst Meredith lachte darüber und wollte nicht glauben, daß irgendein erotisches Gefühl sich so früh zeigen könnte. Um es ihm zu beweisen, erzählte ich ihm von meiner hier geschilderten Erfahrung, und Meredith dachte nach. „Sehr interessant," meinte er, „sehr merkwürdig!" – „In ihren Anormalitäten", sagt Goethe, „enthüllt die Natur ihre Geheimnisse." Hier ist eine Anormalität und vielleicht als solche wert, verzeichnet zu werden.

Meine Bemühungen, mich in der Mathematik auszuzeichnen, brachten mich in Schwierigkeiten, denn die Lehrerin Frau Frost wurde sehr wütend über mich, weil sie meinte, ich müßte ebenso korrekt lesen wie rechnen. Wenn sie mit mir unzufrieden war, zog sie mich bei den Ohren und gewöhnte sich, ihren langen Daumennagel in mein Ohr zu bohren, bis es blutete. Ich war darüber nicht sehr unglücklich. Ich freute mich sogar, denn ihre Grausamkeit brachte mir das Mitgefühl der älteren Mädchen ein, die mit ihren Taschentüchern mein Ohr auswischten und die alte Frost eine gemeine Bestie nannten.

Eines Tages schickte mein Vater nach mir, und ich ging mit einem Offizier auf sein Schiff in den Hafen. Aus meinem rechten Ohr waren Blutstropfen auf meinen Kragen gefallen. Sobald

mein Vater es bemerkte und die älteren Narben sah, wurde er wütend, brachte mich selbst in die Schule zurück und sagte Frau Frost, was er über sie und ihre Strafen dachte.

Unmittelbar darauf, wie es scheint, wurde ich zu meinem ältesten Bruder Vernon – zwischen uns war ein Altersunterschied von zehn Jahren – gebracht, der bei Freunden in Galway wohnte und auf die Universität ging. Dort verbrachte ich die nächsten fünf Jahre, die keine Spur in meinem Gedächtnis zurückließen. Ich habe in diesen Jahren nichts anderes als Fußball und andere Bewegungsspiele gelernt. Ich war bloß ein gesundes, kräftiges Tierchen ohne Schmerzen und ohne eine Spur von Gedanken.

Dann erinnere ich mich an einen Zeitraum in Belfast, wo ich mit Vernon bei einem alten Methodistenprediger wohnte, der mich zwang, mit ihm in die Kirche zu gehen, und während des Gottesdienstes sich eine kleine, schwarze Kappe aufsetzte, was mich mit Scham und Haß gegen ihn erfüllte. Es gibt eine Zeit im Leben, in der jede besondere Sache Abneigung und Mißfallen hervorruft.

Ich hatte in Belfast nichts weiter als Spielregeln und Gymnastik gelernt. Mein Bruder Vernon übte sich jeden Abend im Boxkampf. Zu meiner Verblüffung gehörte er nicht zu den Besten. Während er boxte, begann ich dies und jenes zu üben, und machte bis zum Kinn Klimmzüge, bis Vernon eines Abends feststellte, daß ich den Klimmzug dreißigmal zu wiederholen vermochte. Sein Lob machte mich sehr stolz.

Um diese Zeit – ich muß damals ungefähr zehn Jahre gewesen sein – wurden wir alle nach Carrickfergus gebracht. Meine Brüder und Schwestern erschienen mir zum ersten Male als lebendige, individuelle Wesen. Willie, sechs Jahre älter als ich, Annie, um vier Jahre älter, und Chrissie, meine um zwei Jahre jüngere Schwester, gingen alle in dieselbe Schule, die Mädchen hatten jedoch Lehrerinnen und ihren besonderen Schuleingang. Willie und ich waren in derselben Klasse. Obwohl er noch höher aufgeschossen war als Vernon, konnte ich ihn fast in allen Fächern schlagen. Eines gab es jedoch, worin er der Beste der ganzen Schule war. Als ich ihn das erstemal die „Schlacht bei Ivry" von Macaulay rezitieren hörte, war ich überwältigt.

An diesem Abend saßen wir zusammen und sprachen von Willies Talent. Meine älteste Schwester war begeistert, was wohl meinen Neid und Ehrgeiz aufstachelte, denn ich stand auf und imitierte ihn. Zur allgemeinen Verwunderung kannte ich das Ge-

dicht auswendig. „Wann hast du es denn gelernt?“ wollte Annie wissen, und als sie erfuhr, daß ich es nur einmal von Willie gehört hatte, war sie erstaunt und muß es unserem Lehrer gesagt haben, denn am nächsten Nachmittage ermunterte er mich, Willie nachzueifern, und lobte mich sehr. Seit jener Zeit nahm die Deklamation den Hauptteil meines Unterrichts ein. Beim Examen war ich der erste in der Schule in Mathematik und Deklamation. Selbst Vernon lobte mich, während Willie nach mir schlug und von mir arg gegen die Schienbeine gestoßen wurde. Vernon trennte uns und sagte Willie, er sollte sich schämen, jemanden zu schlagen, der nur halb so groß war. Willie log prompt und sagte, ich hätte angefangen. Ich liebte Willie nicht, ich weiß kaum warum, vielleicht nur, weil er mein Rivale in der Schule war.

Von nun an begann mich Annie ganz anders zu behandeln, und ich sah sie nun, wie sie richtig war, und ihre komische Art fiel mir erst jetzt auf. Sie wollte, daß wir sie Nita nannten, eine Abkürzung von Anita, was, wie sie sagte, der elegante französische Name für Annie war. Sie haßte „Annie“ – es war gemein und „vulgär“ – ich konnte es damals nicht begreifen, warum.

Eines Abends waren wir zusammen, sie brachte gerade Chrissie zu Bett, als sie plötzlich ihr Kleid öffnete und uns zeigte, wie ihre Brüste gewachsen waren, während Chrissies noch ganz klein blieben; und wirklich waren Nitas Brüste groß, schön und rund. Auf Nitas Wunsch berührten wir sie ganz sanft; sie schien sehr stolz auf sie zu sein. Sie schickte Chrissie zu Bett, während ich im nächsten Zimmer an meinen Aufgaben arbeitete. Als Nita aus dem Zimmer ging, rief mich Chrissie plötzlich, und ich kam verwundert ins Schlafzimmer hinein. Sie wollte wissen, ob auch ihre Brüste wachsen würden und so hübsch werden wie die Nitas. „Glaubst du es nicht?“ fragte sie. Und ich sagte „ja“, denn ich mochte sie besser leiden als Nita, die sich aufspielte und affektiert war. Plötzlich rief Nita nach mir, Chrissie küßte mich und flüsterte mir ins Ohr, ich sollte es Nita nicht sagen. Chrissie und Vernon waren meine Lieblingsgeschwister. Chrissie war sehr klug und schön mit dunklem, lockigem Haar und großen, nußbraunen Augen, und Vernon erschien mir beinah wie ein Held, und er war immer gut zu mir.

Der Vorgang hatte auf mich keinen Eindruck gemacht. Ich führe ihn aus einem ganz andern Grunde an. Eines Nachmittags, wohl um 1890, hatten Aubrey Beardsley und seine Schwester Mabel,

ein sehr hübsches Mädel, bei mir gefrühstückt. Später gingen wir im Park spazieren. Ich begleitete sie bis zum Hyde-Park-Corner. Das Gespräch drehte sich plötzlich um meine Behauptung, daß Männer von Dreißig und Vierzig gewöhnlich junge Mädchen verderben, während Frauen von Dreißig und Vierzig ihrerseits junge Menschen korrumpierten.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung," sagte Aubrey, „es ist meistens die Schwester, die einem den ersten erotischen Unterricht gibt. Jedenfalls war es Mabel, die es mir beibrachte."

Ich war verblüfft über seine Offenheit. Mabel war blutübergossen, und ich beeilte mich, hinzuzufügen:

„In den Kinderjahren werden die Mädchen viel eher frühreif. Aber ihre Hinweise kommen zu früh, um irgend etwas zu bedeuten." Trotz seiner Proteste änderte ich das Thema, wofür mir Mabel sehr dankbar war, wie sie mir einige Zeit später sagte. „Aubrey", sagte sie, „liebt alles Erotische, und er achtet dann nicht darauf, was er sagt oder tut."

Es war mir schon vorher aufgefallen, wie hübsch Mabel war. An jenem Tage jedoch, als sie sich über eine Blume beugte, merkte ich erst, wie schlank und schön gebaut sie war. Aubrey fing in diesem Moment meinen Blick auf und bemerkte boshaft:

„Mabel war mein erstes Modell, nicht wahr, Mabel? Ich war verliebt in ihre Gestalt," fuhr er fort, „ihre Brüste waren so hoch und fest und rund, daß ich sie zu meinem Ideal machte." Sie lachte, wurde rot und warf zurück: „Aber deine Zeichnungen, Aubrey, sind keineswegs Idealgestalten."

Diese kleine Diskussion zeigte mir, daß auch andere Schwestern so frühreif waren wie meine ...

Vernon bekam plötzlich eine Anstellung in einer Bank in Armagh, und ich wohnte mit ihm in einer Pension. Ich haßte die Pensionsinhaberin. Sie wollte mich an Stunden und Regeln binden, und ich war so wild wie ein herrenloser Hund. Aber Armagh war für mich eine Wunderstadt. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich viele Ursachen, die zusammenkamen, um meine Eitelkeit zu stärken, die bereits übermäßig geworden war und in Zukunft mein Leben und meine ganze Richtung bestimmen sollte. In Armagh schien sich alles zu verschwören, um meiner Hauptsünde Vorschub zu leisten.

Ein Vorfall, der meine Eitelkeit und die Sucht, mich hervorzutun, nährte, öffnete mir auch die Welt der Bücher. Vernon

verkehrte oft bei einem Geistlichen, der eine hübsche Tochter hatte, und auch ich wurde zu ihren Abenden eingeladen. Die Tochter fand heraus, daß ich deklamieren konnte, und bald wurde es allgemein Sitte, mich zu bitten, überall vorzutragen, wo wir auch hingingen. Vernon kaufte mir die Gedichte von Macaulay und Walter Scott, die ich bald auswendig lernte und mit großem Vergnügen vortrug. Zuerst imitierte ich Willie. Vernon brachte es mir jedoch bei, natürlicher zu sein, und ich nahm mir seine Lehre zu Herzen. Meine kleine Gestalt erhöhte die Wirkung, und die irische Liebe für Rhetorik besorgte den Rest. Ich wurde überall gelobt, die Erfolge machten mich sehr eitel, aber das Lernen der neuen Gedichte hatte das eine wichtige Ergebnis, daß ich Novellen- und Abenteuerbücher zu lesen begann. Ich war bald in dieser neuen Welt verloren. Obwohl ich in der Schule mit den Knaben spielte, rührte ich am Abend kein einziges Schulbuch an und verzehrte nur Lever, Mayne Reid, Marryat und Fenimore Cooper mit unsagbarem Entzücken.

Ich hatte ein oder zwei Kämpfe in der Schule mit Knaben meines Alters auszutragen. Ich haßte es, aber ich war eingebildet und kampflustig, und so geriet ich einige Male ins Handgemenge. Jedesmal, so oft ein älterer Knabe vorbeikam, sah er sich ein oder zwei Runden an und gab uns den Rat aufzuhören und uns zu versöhnen. Man sagt, daß die Iren den Kampf mehr als Essen und Trinken lieben. Aber aus meinen Schultagen zog ich die Erfahrung, daß sie nicht im entferntesten so kampflustig oder – ich möchte sagen – brutal wie die Engländer sind.

In einem der Kämpfe stellte sich ein Knabe auf meine Seite, und wir freundeten uns an. Er hieß Howard, und wir pflegten lange Spaziergänge zusammen zu machen. Eines Tages wollte ich ihn mit dem Sohne des Vikars zusammenbringen, Howard schüttelte jedoch den Kopf. „Er wird es ablehnen," sagte er, „denn ich bin römisch-katholisch." Ich erinnere mich noch an die grauenhafte Empfindung, die sein Geständnis bei mir hervorrief. Römisch-katholisch! Konnte ein so netter Kerl wie Howard römisch-katholisch sein?

Ich war wie vom Donner gerührt, und diese Verblüffung zeigte mir die Kluft der protestantischen Bigotterie. Aber ich wollte nicht mit Howard brechen, der um zwei Jahre älter war als ich und der mir manches beigebracht hatte. Er hatte auch bei mir die Liebe für irische Patrioten erweckt, obwohl ich damals kaum

wußte, was das Wort „Fenian“ bedeutet. Eines Tages zeigte er mir ein Plakat, das eine Belohnung von fünfhundert Pfund für den aussetzte, der nähere Mitteilung über das Verbleiben von James Stephen, dem Hauptführer der Sinn Fein, geben könnte. „Er reist in ganz Irland herum,“ flüsterte Howard, „jeder kennt ihn,“ fügte er hinzu, „aber keiner würde den irischen Führer den schmutzigen Engländern ausliefern.“ Das Geheimnisvolle und Ritterliche der Geschichte jagte mir Schauer von Entzücken ein.

### *Mein Vater*

Mein Vater wurde erwartet. Ich war krank vor Angst. Er war so streng und strafte so gern. Auf dem Schiffe hat er mich einmal mit einem Tau geschlagen, weil ich nach vorn gegangen war, um den Matrosen zuzuhören, die sich schlüpfrige Geschichten erzählten. Ich hatte Angst vor ihm und haßte ihn, seitdem ich ihn einmal an Bord betrunken sah.

Es war am Abend der Regatta von Kingstown. Er wurde zum Frühstück auf eine der großen Jachten eingeladen. Ich hörte, wie die Offiziere davon sprachen. Sie sagten, er sei eingeladen worden, weil er über die Strömungen an der Küste besser Bescheid wußte als selbst die Fischer. Die Teilnehmer der Regatta wollten von ihm einige Informationen haben. Ein anderer fügte hinzu: „Er kennt auch die Winddrehungen besser als irgendein anderer.“ Sie waren sich alle einig, daß er ein erstklassiger Seemann sei, „einer der besten, der beste vielleicht, wenn nicht seine Heftigkeit mit ihm durchging – der kleine Teufel.“

An diesem Nachmittage der Regatta kam er rasch die Stufenleiter herauf und stolperte lachend, als er aufs Deck trat. Ich hatte ihn noch nie so gesehen. Er grinste und ging unsicher. Ich sah ihn verblüfft an. Ein Offizier drehte sich um, als er an uns vorbeikam, und sagte zu einem andern: „Sternhagelvoll!“ Ein anderer half meinem Vater in die Kabine und kam fünf Minuten später herauf: „Er schnarcht! Er wird bald auf sein! Es ist der Sekt, den sie ihm gaben, und dieses Schmeicheln und Herumscharwenzeln, um von ihm die Tips zu bekommen.“

„Nein, nein,“ rief ein anderer aus, „er betrinkt sich nur, wenn er nicht dafür zu bezahlen braucht.“ Und die Umstehenden grinsten. Ich fühlte, daß er recht hatte, und ich verachtete diesen niederträchtigen Geiz. Ich haßte sie, weil sie ihn so gesehen hatten, und haßte ihn – betrunken, aufschneiderisch, herumtorkelnd –

ein lächerliches Jammerbild – mein Erzeuger – ich verachtete ihn!

Ich trug ihm noch manches andere nach. Ein Großadmiral war einmal an Bord gekommen. Mein Vater hatte sich in seine beste Uniform geworfen. Ich war sehr jung. Es war gerade, nachdem ich in Carrickfergus meine ersten Schwimmversuche gemacht hatte und mich, ohne je Schwimmen gelernt zu haben, kühn ins Wasser gestürzt hatte. Mein Vater ließ mich jeden Morgen nach der Schule um das Schiff herumschwimmen.

An diesem Morgen kam ich wie gewöhnlich um elf Uhr und sah, wie mein Vater mit einem fremden Herrn sprach. Als ich auftauchte, runzelte mein Vater die Brauen und gab mir ein Zeichen, wieder zu verschwinden, aber der Fremde hatte mich erblickt und winkte mich lachend herbei. Ich kam näher, und der fremde Herr war erstaunt, als er hörte, daß ich schwimmen konnte. „Nun mal los, Jim!“ rief mein Vater, „schwimm mal rum!“

Nichts Böses ahnend, rannte ich die Leiter herunter, zog meine Kleider aus und sprang ins Wasser. Der Fremde und mein Vater standen oben im Gespräch vertieft. Mein Vater winkte mit der Hand, und ich schwamm um das Schiff herum. Als ich wieder aus dem Wasser steigen wollte, sagte mein Vater:

„Nein, nein, schwimm noch so lange, bis ich Halt sage!“

Ganz stolz ging ich wieder los, aber als ich zum zweitenmal um das Schiff herum war, wurde ich müde. Ich war noch nie so weit geschwommen, war tief ins Wasser gesunken, Wellenschaum war mir in den Mund geraten, ich war sehr froh, als ich wieder an die Stufen gelangte, aber als ich die Hand ausstreckte, um heraufzusteigen, winkte mein Vater ab.

„Weiter, weiter,“ rief er, „bis ich Schluß sage!“

Ich schwamm weiter, aber nun war ich sehr müde und auch erschrocken. Als ich an den Bug gelangte, lehnten sich die Matrosen heraus, und der eine ermutigte mich: „Nur langsam, Jim, du kommst schon rum!“ Es war der große Newton, der erste Steuermann, aber gerade sein Mitgefühl ließ in mir noch mehr Haß gegen meinen Vater aufsteigen, weil er mich so müde und ängstlich machte.

Als ich zum drittenmal herumkam, schwamm ich sehr langsam, ließ mich sehr tief sinken, und der Fremde selbst verwandte sich für mich bei meinem Vater, der mich dann heraufkommen ließ.

Ich sprang froh herauf, ein wenig ängstlich, wie mich mein Vater

nun empfangen würde, aber der Fremde beugte sich über mich und sagte: „Er ist ganz blau! Das Wasser war sehr kalt, Kapitän, man müßte ihn jetzt tüchtig abreiben."

Mein Vater sagte nichts weiter als: „Geh und zieh dich an", und fügte hinzu: „Sieh, daß du warm wirst!"

Die Erinnerung an meine Angst machte es mir klar, daß er viel zu viel von mir verlangte, und ich haßte ihn, weil er sich betrank, mich beschämte, mich mit den Matrosen sich messen ließ, die erwachsen waren und mich leicht schlagen konnten. Ich konnte ihn nicht leiden. Ich war damals zu jung, um zu wissen, daß es wahrscheinlich die Gewohnheit zu kommandieren war, die das Lob nicht über seine Lippen kommen ließ, obwohl ich mir dunkel bewußt war, daß er sehr stolz auf mich sein mußte, weil ich als einziger unter seinen Kindern nie seekrank wurde.

Etwas später kam er in Armagh an, und die darauffolgende Woche war mir gründlichst verdorben. Ich mußte nach der Schule sofort nach Hause kommen, um mit dem Vater einen langen Spaziergang zu machen, und er war keine angenehme Gesellschaft. Ich konnte mich nicht gehen lassen, ich hatte Angst, mir irgendein Wort entschlüpfen zu lassen oder ihm etwas zu erzählen, worüber er Krach schlagen würde. So ging ich schweigend an seiner Seite, nahm mich in allem in acht, was ich sagte, um seine einfachsten Fragen zu beantworten. Es war keine Spur von Kameradschaft vorhanden.

Am Abend schickte er mich früh ins Bett, manchmal sogar vor neun Uhr, während mich Vernon bis elf oder zwölf aufbleiben ließ. Eines Abends ging ich in mein Schlafzimmer, kehrte jedoch sofort zurück, um mir ein Buch zu holen und im Bett zu lesen, was für mich ein seltenes Fest war. Ich hatte Angst, in den Salon zu gehen. Ich schlich mich ins Eßzimmer hinein, wo auch einige Bücher herumlagen. Die Tür zwischen den beiden Zimmern war offen. Plötzlich hörte ich meinen Vater sagen:

„Er ist ja ein Fenier!"

„Ein Fenier?" wiederholte Vernon in tiefstem Staunen. „Ich glaube nicht, daß er selbst die Bedeutung dieses Wortes kennt. Vergiß nicht, Vater, daß er erst elf Jahre alt ist!"

„Ich sage es dir ja," unterbrach ihn mein Vater, „er sprach heute von James Stephen, dem irischen Führer, mit wildester Begeisterung. Er ist schon ein Ire. Aber wie hat er sich angesteckt?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Vernon, „er liest viel und ist sehr aufgeweckt. Ich werde es schon herausfinden."

„Nein, nein," sagte mein Vater, „man muß ihn schon gründlich heilen. Ich werde ihn auf eine Schule in England schicken, das wird für ihn gut sein."

Ich wollte nichts mehr hören, nahm mein Buch und schlich die Treppe hinauf. Weil ich nun den irischen Führer liebte, mußte ich ein Fenier sein. „Wie dumm doch Vater ist", war die Schlußfolgerung, zu der ich kam, aber England lockte mich – England! – das Leben öffnete sich mir.

In diesem Sommer begann ich zuerst Wert auf Kleidung zu legen. Ein Knabe namens Milman hatte eine Zuneigung für mich gefaßt, und obwohl er fünf Jahre älter war, ging er oft mit mir und Howard spazieren. Er war sehr pedantisch in bezug auf Kleidung, sagte, daß nur ein „Kaffer" (er war der erste, der mir diesen Ausdruck beibrachte) eine feste Krawatte trüge. Er schenkte mir einen Schlips und zeigte mir, wie man ihn bindet; bei einer andern Gelegenheit sagte er, nur ein „Kaffer" ginge in ausgefransten oder gestopften Hosen herum.

Seit jener Zeit begann ich große Sorgfalt auf mein Äußeres zu legen. Bei den Abendgesellschaften waren die Mädchen und junge Frauen, Vernons Freundinnen, netter zu mir denn je, und ich fragte mich, ob ich wirklich so nett aussähe, wie man mir sagte. Wenn man mich aufforderte, etwas vorzutragen, zierte ich mich, nur um noch eindringlicher gebeten zu werden.

Fast ein halbes Jahr war ich nur von zwei Motiven beherrscht: ich fragte mich, wie ich aussähe, und beobachtete, ob die Menschen mich gern hatten. Ich versuchte, mir den Akzent der „besseren Leute" anzugewöhnen, und ehe ich in ein Zimmer kam, bereitete ich meinen Auftritt sorgfältig vor. Irgend jemand – ich glaube, es war Vernons Flamme Monica – hatte etwas von meinem energischen Profil gesagt, und so gab ich mir immer Mühe, mein Profil zu zeigen. In diesem halben Jahre war ich mehr Mädchen als Knabe mit dem ganzen Selbstgefühl, den vielen Affektiertheiten und Sentimentalitäten eines Mädchens. Ich sann oft darüber nach, daß keiner mich wirklich lieb hatte, und weinte über meine lieblose Vereinsamung.

So oft ich später als Schriftsteller ein junges Mädchen schildern wollte, brauchte ich nur auf diesen Zeitraum in meinem Bewußtsein zurückzugreifen, um mir die Seelenstimmung eines jungen Mädchens zu vergegenwärtigen.

## KAPITEL II

# DAS LEBEN IN EINEM ENGLISCHEN GYMNASIUM

Wenn ich mir alle Mühe gäbe, brauchte ich ein Jahr, um das Leben in diesem englischen Gymnasium in R . . . zu beschreiben. In jeder irischen Schule – und hauptsächlich in der Schule von Armagh – war ich vollkommen glücklich gewesen. Ich will hier so kurz wie möglich einen Unterschied anführen: Wenn ich in einem Klassenzimmer in Irland flüsterte, runzelte der Lehrer die Stirn und schüttelte den Kopf. Zehn Minuten später sprach ich wieder, und er hob verweisend den Finger, beim dritten Male sagte er wahrscheinlich: „Hör' auf, dich zu unterhalten, Harris, siehst du nicht, daß du deinen Nachbar störst?" Eine halbe Stunde später schrie er in Verzweiflung: „Wenn du noch weiter sprichst, werde ich dich bestrafen müssen!" Zehn Minuten später: „Du bist unverbesserlich, Harris, komm her!" und ich mußte aufstehen und den Rest des Vormittags an seinem Pult stehen, und selbst diese leichte Strafe kam nicht öfter als zweimal in der Woche vor und wurde immer seltener, als ich an die Spitze meiner Klasse gelangte.

In England war die Prozedur ganz anders. „Der neue Junge hier spricht. Er muß dreihundert Zeilen abschreiben."

„Aber ich bitte, Herr Lehrer", wagte ich aufzupiepsen.

„Schreibe fünfhundert Zeilen ab und sei still!"

„Aber Herr Lehrer", widersprach ich.

„Schreib tausend Zeilen, und wenn du noch einmal antwortest, werde ich dich zum Doktor schicken", – was bedeutete, daß ich eine Tracht Prügel bekommen sollte und eine lange Predigt obendrein.

Die englischen Lehrer kannten nichts weiter als Strafen. Infolgedessen saß ich immer auf meinem Zimmer und schrieb end-

lose Zeilen ab, und jeder meiner Feiertage ging darauf, bis mein Vater, von Vernon aufgestachelt, sich beim Doktor beklagte, daß das Abschreiben meine Handschrift ruiniere.

Nachher wurde ich damit bestraft, daß ich soundso viele Zeilen auswendig lernen mußte. Die Zeilen wuchsen sich schnell zu Seiten aus, und vor dem Ende des ersten halben Jahres hatte ich durch diese Strafen das ganze Schulbuch der englischen Geschichte auswendig gelernt. Mein Vater verwandte sich wieder für mich, und man gab mir Vergil zu lernen. Das schien nun – Gott sei Dank! – wert, gelernt zu werden, und die Geschichte von Ulysses und Dido wurde für mich eine Reihe lebendiger Bilder, die sich, solange ich leben werde, ungetrübt in meinem Gedächtnis erhalten wird.

Diese englische Schule war für mich anderthalb Jahre lang ein brutales Gefängnis mit dummen, täglichen Strafen. Am Ende dieser Zeit bekam ich dank dem Mathematiklehrer einen besonderen Platz angewiesen, aber das ist eine andere Geschichte.

Die zwei oder drei besten Schüler in meinem Alter waren mir bei weitem in Latein überlegen und hatten sich bereits durch die Hälfte der griechischen Grammatik durchgearbeitet, die ich noch nicht angefangen hatte. Aber ich war der Beste in Mathematik bis auf Untertertia. Weil ich jedoch in den Sprachen nicht das englische Niveau erreichte, hielt mich der Klassenlehrer für dumm und warf mir immer meine „Dummheit" vor mit dem Ergebnis, daß ich in den zweieinhalb Jahren auf dem Gymnasium nie eine griechische oder lateinische Lektion gelernt habe. Trotzdem – dank den Strafen, die mich zwangen, Vergil und Livius auswendig zu lernen – wurde ich auch der Beste in Latein unter meinen Altersgenossen, bevor das zweite Jahr um war.

Ich hatte ein außergewöhnliches Wortgedächtnis. Ich erinnere mich, daß der Doktor einmal einige Zeilen des „Verlorenen Paradieses" höchst affektiert rezitierte und in seiner pompösen Weise hinzufügte, Lord Macaulay hätte das „Verlorene Paradies" von Anfang bis zu Ende auswendig gekonnt. „Ist das so schwer?" fragte ich. – „Wenn du die Hälfte davon gelernt hast, wirst du verstehen, wie schwer es ist. Lord Macaulay war ein Genie", und er strich wieder den Lord heraus.

Eine Woche später, als der Doktor wieder Literaturunterricht gab, sagte ich, als die Stunde zu Ende war: „Bitte, Herr Doktor, ich kenne das ‚Verlorene Paradies' auswendig." Er prüfte mich und sah mich dann von Kopf bis Fuß an, als ob er sich fragte,

wo das ganze Wissen hingeraten sein mag. Diese ‚Frechheit', wie die älteren Knaben es nannten, brachte mir manchen Knuff und Puff der oberen Klasse ein und machte viel böses Blut. Der auffallendste Grundzug des englischen Schullebens war das Verhältnis der jüngeren Knaben zu den älteren, wie es in deutschen studentischen Verbindungen zwischen Bursch und Fuchs besteht. In England wurden die Regeln mit drakonischer Strenge eingehalten. Die Namen der diensthabenden „Füchse" wurden an ein schwarzes Brett geschrieben, und wenn man nicht auf die Minute pünktlich war und höchst servil noch obendrein, bekam man ein Dutzend Schläge auf den Hintern, und zwar nicht nachlässig und mit Unwillen gegeben, wie der Doktor es tat, sondern mit Herzenslust, so daß man Narben bekam und tagelang sich nicht setzen konnte, ohne vor Schmerz aufzuschreien.

Die „Füchse", die jung und schwach waren, wurden sehr oft bloß aus Spaß brutalisiert. So zum Beispiel konnten wir am Sonntagmorgen im Sommer eine Stunde länger im Bett bleiben. Ich schlief mit fünf anderen jüngeren Knaben in dem großen Schlafzimmer. Zwei ältere Jungen schliefen an jedem Saalende, wahrscheinlich um Ordnung zu halten, in Wirklichkeit jedoch, um uns die wüstesten Dinge beizubringen und ihre jüngeren Lieblinge zu korrumpieren. Wenn die englischen Mütter wüßten, was in den Schlafsälen dieser Internate in ganz England vorgeht, würden alle von Eton bis Harrow an einem Tage geschlossen werden. Wenn die englischen Väter klug genug wären, um zu verstehen, daß die erotischen Flammen im Knabenalter nicht geschürt zu werden brauchen, würden sie auch ihre Söhne vor dem gemeinen Mißbrauch schützen. Aber ich werde noch darauf zurückkommen. Jetzt möchte ich von der Grausamkeit sprechen.

Die Grausamkeit in jeder Form tobte sich an den schwächeren, jüngeren, nervöseren Knaben aus. Ich erinnere mich an einen Sonntagmorgen, als einige der älteren Knaben ein Bett an die Wand stellten, die sieben jüngeren Buben unter das Bett kommandierten und mit Stöcken auf jede Hand und jeden Fuß einschlugen, der sich zeigte. Ein kleiner Bub schrie, er könne nicht mehr atmen, worauf die Quäler alle Öffnungen zu verstopfen begannen, mit der Drohung, ein „Burgverlies" zu machen. Wir schrien und stießen unter dem Bett, und einer der jüngsten begann so zu kreischen, daß die Quäler das Gefängnis im Stich ließen und aus Angst vor dem Lehrer wegrannten.

An einem feuchten Sonntagnachmittag im Winter wurde ein kleines, nervöses Muttersöhnchen aus Westindien, das immer fror und sich immer um das Feuer in dem großen Schulzimmer herumdrückte, von zwei größeren Jungen gepackt und dicht an die Flammen herangehalten. Zwei andere Bestien zogen ihm die Höschen stramm, und je mehr er schrie und flehte, desto fester packten sie ihn und hielten ihn umso näher an die Flammen, bis plötzlich die angebrannten Höschen auseinanderplatzten, der kleine Bub in die Flammen fiel und die Quäler merkten, daß sie zu weit gegangen waren. Der kleine „Neger", wie er genannt wurde, verriet nicht, wie er zu seinen Brandwunden kam, und war glücklich über die zwei Wochen Krankenstube.

Wir lasen von einem „Füchslein" in Shrewsbury, das in ein Bad mit kochendem Wasser von älteren Knaben hineingeworfen wurde, weil es gewohnt war, sehr warm zu baden. Aber das Experiment nahm ein trauriges Ende, denn der Kleine starb daran, und die Angelegenheit konnte nicht vertuscht werden, obwohl man sie schließlich als einen bedauerlichen Unfall aus der Welt schaffte.

Die Engländer sind so stolz auf die Tatsache, daß sie einen großen Teil der Schuldisziplin in die Hände der älteren Knaben legen. Sie schreiben diese Neuerung Arnold von Rugby zu, und es ist selbstverständlich möglich, daß, wenn die Oberleitung in den Händen eines Genies liegt, sie gute Ergebnisse zeitigen mag. Aber gewöhnlich macht sie eine Schule zu einem Zwangshause der Grausamkeit und Unzucht. Die älteren Knaben setzen die Legende in die Welt, daß nur die Petzer dem Lehrer etwas verraten, und lassen daher alle Zügel den gemeinsten Instinkten schießen.

Die beiden Klassenältesten in unserem Schlafsaal zu meiner Zeit waren ein stämmiger Kerl, namens Dick F., der die Nächte bei den kleinen Knaben im Bett verbrachte, bis sie erschöpft waren, und Jones, ein siebzehnjähriger Junge aus Liverpool, sehr zurückgeblieben in der Schule, aber sehr stark, der Stolz unseres Internats bei den Kämpfen. Er verbrachte die Nächte bei einem kleinen Buben, den er in mancher Weise begünstigte. Henry H. entging durch diese Freundschaft allen Fuchs-Diensten und verriet mit keinem Worte, wozu ihn Jones in der Nacht benutzte, bis er sich mit einem anderen kleinen Buben befreundete und so die ganze Geschichte herauskam.

In meinem eigenen Fall wirkten zwei Hemmungen, über die ich ausführlicher als einen Hinweis für Eltern schreiben möchte. Ich war sehr eifrig bei den Körperübungen. An Hand eines Buches mit Abbildungen über Gymnastik, das ich bei Vernon fand, lernte ich Springen und Laufen. Um hoch zu springen, mußte man von der Seite einen kurzen Anlauf nehmen und sich horizontal ausstrecken, um über die Reckstange zu kommen. Durch dauernde Übung konnte ich mit dreizehn Jahren unter der Reckstange stehen und sie dann im Sprung nehmen. Ich merkte jedoch, daß, sobald ich erregt war, ich nicht mehr imstande war, so gut zu springen, und infolgedessen hielt ich mich in strenger Zucht. Ich war mehr als dreizehn Jahre alt, als ein zweiter und stärker hemmender Einfluß in mein Leben kam, ein Einfluß, der seltsamerweise durch mein Verlangen nach Frauen und meine erotische Neugier wuchs.

Ein Vorfall bildet eine Epoche in meinem Leben. Wir hatten Gesangsstunden in der Schule, und als es sich herausstellte, daß ich eine gute Altstimme und ein sehr gutes Gehör besaß, wurde ich ausgesucht, um Soli zu singen, sowohl in der Schule wie im Kirchenchor. Vor jedem Kirchenfest wurde viel mit dem Organisten geübt, und Mädchen aus benachbarten Häusern nahmen daran teil. Ein Mädchen sang ebenfalls ein Altsolo, und so wurden wir beide von den anderen Knaben und Mädchen getrennt. Das Klavier stand in der Ecke des Zimmers, und wir beide saßen oder standen dahinter, beinah unsichtbar für die anderen, da auch der Organist vor dem Klavier saß. Die kleine E., die mit mir die Altstimme sang, war ungefähr in meinem eigenen Alter. Sie war sehr hübsch oder schien mir so, hatte goldenes Haar und blaue Augen, und ich versuchte, auf meine ungelenke Knabenart mich an sie heranzumachen. Eines Tages, als der Organist etwas erklärte, kletterte E. auf einen Stuhl, um besser zu hören. Ich saß in einem Sessel hinter ihr und erblickte ihre Beine, denn ihr Röckchen wippte, als sie sich nach vorn beugte. Der Atem stockte in meiner Kehle. Sie hatte entzückende Beine, und ich konnte dem Versuch nicht widerstehen, sie anzufassen. Es sah uns ja kein Mensch.

Ich sprang sofort auf und stellte mich neben den Stuhl, auf dem sie stand. Ich ließ wie zufällig meine Hand auf ihr linkes Bein fallen. Sie zog weder den Fuß zurück, noch schien sie den Druck meiner Hand zu bemerken, und so faßte ich sie kühner an.

Sie rührte sich nicht, obwohl ich nun wußte, daß sie meine Hand fühlte. Ich glitt mit der Hand an ihrem Bein entlang, über das Knie hinweg, bis meine Finger das warme Fleisch berührten . . . Diese Empfindung war so stark, daß es mich in der Kehle zu würgen begann. Mein Herz hämmerte. Es fehlen mir Worte, um die Intensität meines Gefühls zu beschreiben.

Plötzlich nahm das Wunder ein Ende. Der verdammte Organist hatte seine Erklärung beendet, und als er die ersten Noten auf dem Klavier anschlug, sprang E. vom Stuhl herunter. „Du, mein Lieb", flüsterte ich, aber sie runzelte die Stirn, während ein Lächeln aus ihren Augenwinkeln zu mir hinüberschoß, um mir zu zeigen, daß sie mir nicht böse war.

Sie schien mir die Liebe und Verführung selbst, tausendmal lieblicher und anziehender als vorher. Als wir wieder aufstanden, um zu singen, flüsterte ich ihr zu. „Ich liebe dich, ich liebe dich." Ich kann kaum die leidenschaftliche Dankbarkeit beschreiben, die ich für sie empfand, die Dankbarkeit für ihre Güte, daß sie die Berührung meiner Hände duldete. Ich wußte nun, es gab etwas Höheres auf der Welt. Ein Kuß, eine Berührung schien mir das größte Glück. Meine Gedanken hoben sich auf ein höheres Niveau. Ich beschloß, mich für diese größeren Freuden zu bewahren.

Unsere geistigen Führer und Meister haben uns nicht gesagt, daß das Küssen und Streicheln eines Mädchens eine solche Zurückhaltung einem Knaben beizubringen vermag, und doch ist es wahr. Eine andere ähnliche Erfahrung kam mir zu jener Zeit, um mich in demselben Gedanken zu bestärken. Ich hatte den ganzen Scott gelesen und seine Heldin Di Vernon machte großen Eindruck auf mich. Ich beschloß, meine ganze Leidenschaft für irgendeine Di Vernon der Zukunft zu sparen. Auf diese Weise lehrten mich die erste leidenschaftliche Erfahrung und die Lektüre einer Liebesgeschichte die Tugend der Zurückhaltung.

Nach diesem ersten göttlichen Erlebnis spähte ich eifrig wie ein Jagdfalke nach einer nächsten Gelegenheit aus. Ich konnte E. nicht vor der nächsten Musikstunde sehen und hatte eine Woche zu warten. Aber selbst eine solche Woche geht einmal zu Ende. Und nun standen wir wieder zusammen in unserer Einsamkeit hinter dem Klavier eingekerkert. Aber obwohl ich alle liebevollen bittenden Worte flüsterte, die ich nur ausdenken konnte, bekam ich nichts weiter als ein Stirnrunzeln und Kopfschütteln

zur Antwort. In diesem Augenblick stürzte mein ganzer Glaube an Frauen zusammen. Ihr Verhalten war mir unverständlich. Ich zermarterte mein Hirn nach einer vernünftigen Erklärung und fand keine. Es war ein Teil dieser verdammten Undurchsichtigkeit der Frauen, aber im Augenblick erfüllte es mich mit wütendem Zorn. Ich wurde ganz wild vor Enttäuschung.

„Du bist gemein", flüsterte ich ihr schließlich zu. Und ich hätte noch mehr gesagt, wenn mich nicht der Organist zu einem Solo gerufen hätte, das ich sehr schlecht sang, so schlecht in der Tat, daß er mich nach vorn rief und auf diese Weise jede Möglichkeit der Annäherung und der Einsamkeit hinter dem Klavier vernichtete. Immer wieder fluchte ich dem Organisten und dem Mädel, suchte jedoch eifrig nach einer ähnlichen Erfahrung, denn, wie die Hundezüchter von den Jagdhunden sagen: ich hatte Blut geleckt und konnte den Geruch nie mehr vergessen.

Ungefähr fünfundzwanzig Jahre später aß ich eines Abends bei Friedrich Chapman, dem Herausgeber der Fortnightly Review, die ich damals redigierte. Er fragte mich einige Wochen später, ob ich eine Dame bemerkt hätte, deren Kleid er mir beschrieb, und fügte hinzu: „Sie fragte mich sehr neugierig nach Ihnen aus. Sobald Sie ins Zimmer hineinkamen, erkannte sie Sie und bat mich, Sie zu fragen, ob Sie sich ihrer auch erinnern?"

Ich schüttelte den Kopf. „Ich bin so kurzsichtig, wie Sie wissen," sagte ich, „und muß daher um Verzeihung bitten. Aber woher kennt sie mich denn?"

Er erwiderte mir: „Noch aus Ihrer Schulzeit. Sie sagte mir, Sie würden sich ihrer erinnern, wenn ich Ihnen ihren Vornamen nenne. E. heißt sie!"

„Selbstverständlich erinnere ich mich", rief ich aus. „Sagen Sie mir, bitte, ihren Namen und ihre Adresse. Ich möchte sie besuchen. Ich möchte..." (eine Überlegung schien mir Vorsicht zu gebieten) „sie einiges fragen", fügte ich etwas lahm hinzu.

„Ich kann Ihnen weder ihren Namen noch ihre Adresse mitteilen," erwiderte er, „ich versprach, es nicht zu tun. Aber ich sollte Ihnen sagen, daß sie schon seit langem glücklich verheiratet ist."

Ich bestürmte ihn, aber er ließ sich nicht erweichen. Und ich sah auch bald ein, daß ich kein Recht hatte, mich einer verheirateten Frau aufzudrängen, die keine Fortsetzung unserer Bekanntschaft wünschte. Aber ich sehnte mich so danach, aus ihrem

eigenen Munde die Erklärung der mir damals so unverständlichen, grausamen Veränderung zu hören.

Heute als Mann weiß ich, daß sie einen guten Grund gehabt haben mag. Und ihr Name ist noch immer von einem Glanz umkleidet, hat eine unvergeßlich faszinierende Kraft.

Mein Vater versuchte immer meine Selbständigkeit zu stärken. Er ließ mich wie ein Mann handeln, während ich noch ein bloßes Kind war. Die Weihnachtsferien dauerten nur vier Wochen. Es war für mich daher billiger, in einer benachbarten Stadt zu bleiben, als nach Irland zurückzukehren. Und so bekam der Schuldirektor den Auftrag von meinem Vater, mir sieben Pfund für meinen Lebensunterhalt zu geben, die er mir auch nebst manchem guten Rat aushändigte.

Die ersten Ferien verbrachte ich in einem Kurort Rhyl im nördlichen Wales, weil ein Kollege Evan Morgan dort wohnte und mir versprochen hatte, mir die Feiertage angenehm zu gestalten. Und er gab sich in Wahrheit alle Mühe. Er stellte mir drei oder vier Mädchen vor, von denen mir hauptsächlich die eine, Gertrude Hanniford, gefiel. Gertie war über fünfzehn Jahre alt, groß und sehr schön mit langen Zöpfen kastanienbrauner Haare. Sie war der beste Kamerad. Sie ließ sich willig genug küssen, aber vor jeder intimeren Berührung schrak sie zurück, runzelte das kleine Näschen und sagte: „Laß das sein, benimm dich!“

Eines Abends saßen wir zusammen auf einem Hügel hinter der Stadt, als plötzlich ein gewaltiger Feuerschein gegen den Himmel schlug und nach zwei oder drei Minuten verblaßte. Im nächsten Augenblick erzitterte der Boden unter uns wie nach einem Erdbeben, und in der Ferne hörten wir einen dumpfen Krach.

„Eine Explosion auf der Eisenbahn,“ rief ich aus, „laß uns hinrennen.“ Und wir sausten los. Eine Weile rannte Gertie ebenso schnell wie ich, aber nach der ersten Viertelmeile mußte ich den Laufschritt hemmen, um sie nicht zu weit zurückzulassen. Und doch war sie für ein Mädel kräftig und schnell genug. Wir schlugen einen Fußpfad bei den Gleisen ein, denn wir fanden es zu gefährlich, über die Schwellen zu springen. Wir hatten mehr als eine Meile zurückgelegt, als wir die Feuersbrunst vor uns sahen und eine Anzahl von Gestalten gegen den Hintergrund von Glut.

In einigen Minuten standen wir vor drei oder vier brennenden Eisenbahnwagen und dem Trümmerhaufen einer Lokomotive.

„Wie schrecklich!“ rief Gertie aus. – „Laß uns über die Hecke

springen, um es uns in der Nähe anzusehen", schlug ich vor. Im nächsten Augenblick kletterte ich am Zaunpfahl hoch. Aber Gerties Röcke hinderten sie daran, mir nachzukommen. Als sie verzweifelt dastand, kam mir ein großartiger Gedanke. „Klettere auf den ersten Querbalken und dann auf den zweiten," rief ich ihr zu, „und ich heb' dich schon herüber, schnell."

Sie schwang sich sofort auf den Balken, und während sie zögernd mit dem einen Fuß auf dem ersten und mit dem zweiten auf dem oberen Balken stand und die Hand auf meinen Kopf stützte, packte ich sie und hob sie herüber. Meine Hände griffen unter ihr Kleid und preßten sich in ihren Körper.

„Laß das", rief sie zornig aus. Ich gehorchte langsam und zögernd. Sie ließ sich jedoch nicht besänftigen. Ich nahm sie an der Hand, rief ihr zu: „Komm schnell!" und zog sie mit zu dem flammenden Trümmerhaufen.

In Kürze hörten wir, was geschehen war. Ein Güterzug, mit Ölfässern beladen, stand auf der Weiche. Er begann durch seine eigene Schwere hinabzugleiten und rannte in den Expreßzug aus Irland auf der Strecke London-Holyhead hinein. Als die beiden zusammenstießen, purzelten die Ölfässer über die Lokomotive des Expreßzuges, fingen dabei Feuer und gossen die Flammen über die ersten drei Wagen hinab. In kürzester Zeit waren Wagen und Insassen zu Asche verbrannt. In dem vierten und fünften Wagen wurden nur wenige Menschen verbrannt und angesengt. Mit aufgerissenen Augen sahen wir, wie die Scharen der Arbeiter die Leichen wie verbrannte Klötze herausholten und sie ehrfürchtig am Wegrande aufbahrten. Ungefähr vierzig Leichen wurden, wenn ich mich nicht irre, aus diesem Brandopfer herausgeholt.

Plötzlich besann sich Gertie darauf, wie spät es war, und Hand in Hand schlugen wir den Heimweg ein. „Sie werden mit mir schimpfen, daß es so spät ist," sagte Gertie, „es ist ja schon nach Mitternacht." – „Wenn du ihnen erzählst, was du gesehen hast," erwiderte ich, „werden sie sich nicht wundern, daß wir gewartet haben." Als wir uns trennten, sagte ich: „Liebe Gertie, ich möchte dir so danken –". – „Wofür denn?" fragte sie kurz. – „Du weißt ja, du warst so lieb zu mir –" Sie schnitt mir ein Gesicht und hüpfte die Treppen hinauf.

Langsam kehrte ich nach Hause zurück und wurde zum Helden des Tages, als ich am nächsten Morgen die Geschichte des Brandes erzählte.

Die gemeinsame Erfahrung bestärkte meine Freundschaft mit Gertie. Sie ließ sich von mir küssen und sagte mir, daß ich „süß" sei, und einmal ließ sie mich sogar ihre Brüste sehen, als ich ihr sagte, daß ein anderes Mädchen (ich sagte ihr nicht, wer es war) es auch getan habe. Ihre Brüste waren fast ebenso groß wie die meiner Schwester und rund und fest. Ich hatte langsame, aber sichere Fortschritte zu buchen, denn die Beharrlichkeit bringt einen immer ans Ziel, aber die Weihnachtsferien gingen leider zu Ende, und obwohl ich Ostern nach Rhyl zurückkehrte, habe ich Gertie nie wieder gesehen.

Als ich gerade dreizehn Jahre geworden war, versuchte ich, hauptsächlich aus Mitleid, eine Revolte der „Füchse" zu veranstalten, und hatte zuerst auch einen Erfolg erzielt, bis einige der kleinen Buben ausplauderten und ich als der Rädelsführer tüchtig verprügelt wurde. Die Klassenführer warfen mich mit dem Gesicht auf ein langes Pult, ein Knabe setzte sich auf meinen Kopf und der andere auf meine Füße, und Jones hieb mit der Gerte auf mich los. Ich ertrug es ohne einen Klagelaut, aber ich kann kaum den Sturm von Wut und Haß beschreiben, der in mir kochte. Glauben englische Väter wirklich, daß so etwas zur Erziehung gehört? Ich hatte Mordgedanken. Als sie mich losließen, sah ich Jones an, und wenn Blicke töten könnten, hätte er nicht mehr lange zu leben gehabt. Er schlug noch auf mich ein, ich wich dem Stoß aus und ging, um Rachepläne zu schmieden.

Jones war der Führer der ersten Elf des Krickets, und ich war der einzige aus den Unterklassen, der zu den Elf zugelassen war. Kurz darauf kam eine Mannschaft aus einer andern Schule, um mit uns zu spielen. Die Führer begrüßten sich vor dem Zelt, und da der ältere Knabe aus irgendeinem Grunde nicht fertig war, sollte ich den neuen Ball geben. Einige Lehrer standen in der Nähe. Jones verneigte sich vor seinem Gegner und sagte sehr höflich: „Wenn Sie damit einverstanden sind, können wir jetzt beginnen." Der andere verneigte sich lächelnd. Meine Gelegenheit war gekommen:

„Mit dir spiele ich nicht, du Biest!" rief ich aus und warf den Ball Jones ins Gesicht.

Er wich geschickt aus, warf den Kopf beiseite und entging so der vollen Wucht des Schlages. Trotzdem ritzte ihm der Saum des neuen Balles die Haut an der Backe auf. Alle waren starr vor Staunen. Nur wer die Stärke der englischen Konvention kennt,

kann sich die Sensation vorstellen. Jones selbst wußte nicht, was er tun sollte. Er nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich das Blut ab. Ich ging langsam weg. Ich hatte das oberste Gesetz der Schuljungenehre gebrochen, nie Streitigkeiten einem Lehrer, geschweige denn den Jungen und Lehrern einer anderen Schule zu verraten. Ich hatte auch in breitester Öffentlichkeit gesündigt. Ich hatte nichts weiter als strengste Mißbilligung zu erwarten.

Es war bei mir eine Verzweiflungstat. Seit dem Zusammenbruch der „Fuchsenrevolte" war ich furchtbar unglücklich, denn die jüngern Knaben hatten sich von mir zurückgezogen, und die älteren vermieden es, mit mir zu sprechen, und wenn sie mich anreden mußten, nannten sie mich mit dem irischen Spottnamen „Pat".

Ich fühlte mich geächtet und war so grenzenlos einsam und elend, wie nur die Verstoßenen und Geächteten sein können. Ich war auch sicher, daß man mich ausweisen würde, und war auf die schärfste Mißbilligung meines Vaters gefaßt. Er stellte sich immer auf die Seite der Autoritäten und Lehrer. Die Zukunft sollte jedoch nicht so düster werden, wie meine Einbildung sie mir malte.

Der Mathematiklehrer war ein junger Cambridge-Student von vielleicht sechsundzwanzig Jahren namens Stackpole. Ich hatte ihn eines Tages um Erklärung eines Algebraproblems gebeten, und er war sehr nett zu mir gewesen. Als ich an jenem fatalen Nachmittage gegen sechs Uhr in die Schule zurückkehrte, traf ich ihn zufällig am Saum des Spielplatzes, und mit einem bißchen Mitgefühl zog er aus mir meine ganze Geschichte heraus.

„Ich will ausgewiesen werden, ich hasse diese teuflische Schule", schrie ich. Der ganze Zauber der irischen Schule gärte in mir. Ich vermißte das freundschaftliche Verhältnis der Jungen untereinander und der Lehrer und in erster Linie die phantastischen Märchen von Feen und Elfen, die uns von unseren Ammen beigebracht und nur halb geglaubt wurden und doch das Leben bereicherten und durchglühten – all dies war für mich verloren. Mein Kopf war von Geschichten von Gespenstern, Feenköniginnen und Helden erfüllt, halb der Erinnerung, halb der Phantasie entsprungen, die mich bei den irischen Knaben zu einem so viel begehrten Erzähler machten und mir bei den englischen nur Spott einbrachten.

„Wie schade, wenn ich es gewußt hätte, daß du auf der Liste der ‚Füchse' stehst," sagte Stackpole, als ich ihm alles erzählt

hatte, „hätte ich dem schon früher abhelfen können." Und er ging mit mir in den Schulraum, strich mich aus der Liste der „Füchse" und schrieb meinen Namen in die erste mathematische Abteilung ein.

„Nun," sagte er lächelnd, „jetzt bist du in der Oberschule, in die du gehörst. Ich werde jetzt wohl besser zum Doktor gehen und ihm erzählen, was ich getan habe. Sei nicht so niedergeschlagen, Harris," fügte er hinzu, „es wird sich schon alles einrenken."

Am nächsten Tage geschah nichts weiter, als daß mein Name auf der Liste der ersten Elf gestrichen wurde. Es wurde mir gesagt, daß Jones mich tüchtig verprügeln wolle, ich verblüffte jedoch den Überbringer dieser Nachricht mit den Worten:

„Wenn er mich anrührt, steche ich ihm ein Messer in die Rippen, du kannst's ihm ausrichten!" In der Tat jedoch wurde ich boykottiert; und es tat mir am meisten weh, daß es die Schüler der Unterklassen waren, die sich als die kältesten erwiesen, gerade die Jungen, für die ich gekämpft hatte. Das gab mir einen bitteren Vorgeschmack dessen, was mir immer und immer wieder mein ganzes Leben hindurch begegnen sollte.

Ich habe hier manches harte Wort über das englische Schulleben gesagt. Es hatte jedoch für mich zwei große,versöhnende Züge. Der eine war die Bibliothek, die jedem Knaben offen stand, und der andere das physische Training auf den Spielplätzen, die verschiedenen athletischen Übungen und die Gymnastik. Die Bibliothek bedeutete für mich monatelang Walter Scott. Wie recht George Eliot hatte, als sie von ihm sagt, daß „er die Freude in so viele junge Leben bringe!" Dickens jedoch konnte ich nicht vertragen, weder als Knabe noch in meinem späteren Leben. Seine „Tale of Two Cities" und „Nicholas Nickleby" hielt ich damals für sein Bestes und hatte nie den Wunsch, mein Urteil zu revidieren, nachdem ich in meinen Studententagen „David Copperfield" gelesen hatte und fand, daß dort die Männer durch einen Namen, eine Geste oder eine Phrase gemalt wurden und Frauen durch ihre Bescheidenheit. – „Das Talent eines bloßen Karikaturenzeichners!" sagte ich mir. „Auf seiner Höhe ein zweiter Hogarth!"

Natürlich verschlang ich die Romane und Abenteuergeschichten, aber nur einige machten auf mich einen tiefen Eindruck. „Die Schimmeljagd" von Mayne Reid lebt noch in mir in den Liebesszenen mit der spanischen Heldin, und Marryats „Peter Simple", den ich hundertmal verschlungen hatte und immer wieder lesen

könnte. Denn die Charakterzeichnung von Chucks, dem Bootsmann, ist meiner unmaßgeblichen Meinung nach besser als alles, was Dickens je schrieb. Ich erinnere mich, wie verblüfft ich zehn Jaher später war, als Carlyle mit Verachtung von Marryat sprach. Ich wußte, daß er im Unrecht war, wie ich jetzt vielleicht Dickens Unrecht tue. Denn schließlich überlebt einer nicht drei Generationen ohne wirkliches Verdienst.

In meinen beiden Schuljahren hatte ich jedes Buch in der Bibliothek gelesen, und einige davon liebe ich bis zum heutigen Tage. Ich profitierte auch durch die Spiele und Körperübungen. Ich war nicht sehr gut beim Kricketspiel, da ich zu kurzsichtig war und mir manchen Puff durch einen unvermuteten Astigmatismus zuzog. Aber ich war sehr gut im Ballwerfen. Ich hatte auch große Vorliebe für Fußball und zeichnete mich darin aus. Jede Körperübung machte mir große Freude. Ich konnte besser springen und rennen als irgendein Knabe in meinem Alter und war im Ringkampf und später im Boxen einer der Besten in der Schule. In allen Spielen haben die Engländer ein hohes Ideal von Anstand und Höflichkeit. Nie sicherte sich einer einen ungerechten Vorteil, und Höflichkeit war oberstes Gesetz. Wenn eine andere Schule uns eine Mannschaft schickte, um mit uns Kricket oder Fußball zu spielen, wurden nach Schluß des Spieles die Sieger von den Besiegten bejubelt, und unser Führer pflegte in der Regel dem Führer der anderen für seinen liebenswürdigen Besuch zu danken. Diese Höflichkeiten hatte ich in den irischen Volksschulen nicht gesehen. Es war auf Jahre hinaus das einzige, worin ich die Überlegenheit des John Bull zugeben mußte.

Das Ideal eines Gentleman ist kein sehr hohes. Emerson sagt irgendwo, daß die Entwicklung des Gentleman das hauptsächliche geistige Produkt der letzten zwei oder drei Jahrhunderte bildet. Aber die Konzeption selbst scheint mir das Ideal zu verkümmern. Ein Gentleman ist für mich etwas Bruchstückartiges und umfaßt nicht das Ganze. Man sollte ein Gentleman sein und außerdem etwas mehr: ein Denker, ein Führer oder ein Künstler.

Die englischen Spielregeln lehrten mich den Wert und die Notwendigkeit der Höflichkeit. Und die gymnastischen Übungen stählten und stärkten meine Disziplin der körperlichen Bedürfnisse, sie gaben meinem Geiste und meiner Vernunft die Beherrschung meiner selbst. Zu gleicher Zeit lehrten sie mich die Gesetze der Gesundheit und die Notwendigkeit, ihnen zu gehorchen. Ich

hatte herausgefunden, daß ich schnell abmagern konnte, wenn ich wenig beim Essen trank, und daß ich nachher besser sprang denn je. Aber ich lernte auch, daß dem eine Grenze gesetzt war, denn wenn ich zu sehr abmagerte, begann ich an Kraft zu verlieren. Die Gymnastik brachte mir bei, was die Franzosen das juste milieu nennen, den Mittelweg der Mäßigung.

Als ich ungefähr vierzehn Jahre alt war, entdeckte ich, daß, wenn ich vor dem Schlafengehen an Liebe dachte, die Nacht auch von Liebesträumen erfüllt war. Und diese Erfahrung lehrte mich noch etwas anderes. Wenn ich eine Lektion vor dem Schlafengehen wiederholte, wußte ich sie am nächsten Morgen auswendig. Es scheint, daß der Geist selbst im Unterbewußtsein weiterarbeitet. Seit jener Zeit habe ich oft im Schlaf mathematische und Schachprobleme gelöst, mit denen ich bei Tage nicht fertig werden konnte.

## KAPITEL III

# SCHULTAGE IN ENGLAND

In mein dreizehntes Lebensjahr fällt das wichtigste Erlebnis meiner Schulzeit. Als ich eines Tages mit einem westindischen Kameraden von ungefähr sechzehn Jahren spazierenging, erzählte ich ihm, daß ich in der anglikanischen Kirche konfirmiert werden sollte. Ich war zu jener Zeit von tiefer Religiosität und nahm den ganzen Ritus unerhört ernst. „Wer da glaubet, der wird selig werden", klang es in meinen Ohren bei Tag und bei Nacht. Aber es machte mich nicht glücklich. Glaube – an was? Glaubet an Mich – Jesus! Selbstverständlich glaubte ich und hätte glücklich sein sollen und war es nicht.

„Wer aber nicht glaubet –" und es folgte ewige Verdammnis und ewige Qual. Meine Seele empörte sich gegen die Ungerechtigkeit der grauenhaften Verdammnis. Was wurde aus den Miriaden von Menschen, die nie etwas von Jesus gehört hatten? Es war für mich ein furchtbares Rätsel. Aber die leuchtende Gestalt und die süße Lehre Jesu ließ mich glauben und mich bemühen, zu leben, wie er lebte, selbstlos – rein. Ich habe das Wort „rein" nie geliebt und pflegte es in die dunkelste Tiefe meiner Gedanken zu verbannen. Aber ich wollte versuchen, gut zu sein – wollte es wenigstens versuchen.

„Glaubst du an all die Märchen in der Bibel?" fragte mich mein Kamerad.

„Selbstverständlich glaube ich's," erwiderte ich, „ist es denn nicht das Wort Gottes?"

„Und wer ist Gott?" drang er in mich weiter.

„Er hat die Welt geschaffen," sagte ich, „diese ganzen Wunder!" und ich schloß Erde und Himmel mit einer Geste ein.

„Und wer schuf Gott?" fragte mein Kamerad.

Ich wandte mich erschrocken ab. In einem plötzlichen Licht

sah ich, daß ich auf einem Wort gebaut hatte. „Wer schuf Gott?“ Ich wanderte allein das lange Tal am kleinen Bach entlang, und meine Gedanken wirbelten durcheinander. Eine Geschichte nach der andern, die ich kritiklos hingenommen hatte, wurde mir jetzt zum Märchen. Jonas konnte nicht drei Tage im Bauche eines Walfisches leben; das Matthäusevangelium beginnt mit dem Stammbaume Jesu, um zu zeigen, daß er aus dem Samen Davids durch seinen Vater Joseph geboren wurde, und im nächsten Kapitel wird uns gesagt, daß nicht Joseph, sondern der Heilige Geist sein Vater war. In einer Stunde lag das ganze Gerüst meines Glaubens in Trümmern vor mir. Ich glaubte nichts mehr, nicht ein Jota. Es war mir, als ob man meine Kleider heruntergerissen hätte und ich stünde nackt in der Kälte.

Plötzlich kam eine Freude über mich. Wenn das ganze Christentum aus Lügen und Märchen bestand, dann waren auch seine Verbote lächerlich, und ich konnte jedes Mädchen küssen und nehmen, das sich mir gab. Sofort söhnte ich mich teilweise mit meiner geistigen Blöße aus. Es gab doch noch ein Entgelt.

Ich alterte geistig um zehn Jahre in den nächsten sechs Monaten. Ich stöberte alles nach Büchern durch, um mich zu überzeugen, und schließlich bekam ich Humes Beweisführung gegen Wunder in die Hände. Das setzte allen meinen Zweifeln ein Ende und befriedigte mich vollkommen. Zwölf Jahre später, als ich in Göttingen Philosophie studierte, sah ich, daß Humes Beweisführung nicht endgültig überzeugend war, aber damals war ich geheilt. Ich weigerte mich, konfirmiert zu werden. Ich hatte inzwischen die Bibel nach den unwahrscheinlichsten und schlüpfrigsten Geschichten durchstöbert, die ich nachts zum Entzücken meiner Kameraden in dem großen Schlafsaal zum besten gab.

In diesem Jahre verbrachte ich meine Sommerferien in Irland. Mein Vater ließ sich mit meiner Schwester Nita überall nieder, wohin Vernon von seiner Bank geschickt wurde. Diese Ferien blieben mir aus vielen Gründen in der Erinnerung haften. Eines Tages beim Essen begannen meine Schwester und mein ältester Bruder ein Gespräch über „Hofmachen“. Ich merkte mit Erstaunen, daß mein Bruder sehr viel Wert auf die Ansicht meiner Schwester legte, und nahm mir Nita sofort nach dem Essen vor, um sie auszufragen, was sie unter Schmeichelei verstehe. „Du hast gesagt, alle Mädchen haben gern, wenn man ihnen schmeichelt. Wie verstehst du das?“

„Ich meine," sagte sie, „alle Mädchen haben es gern, wenn man ihnen sagt, daß sie hübsch sind, daß sie schöne Augen, hübsche Zähne oder schönes Haar haben, wie es gerade der Fall ist, oder daß sie hübsch gewachsen sind. Sie haben es gern, wenn man ihre vorteilhaften Züge bemerkt und herausstreicht."

„Ist das alles?" fragte ich. – „Ach nein," erwiderte sie, „sie haben gern, wenn man ihre Kleider bemerkt und hauptsächlich ihre Hüte. Ob sie sie kleiden, ob sie hübsch sind und so weiter. . . . Alle Mädchen glauben, daß, wenn man ihre Kleider bemerkt, man sie auch wirklich lieb hat, und die meisten Menschen tun es nicht."

„Nummer zwei!" sagte ich zu mir selbst. „Gibt es noch etwas?"

„Selbstverständlich," erwiderte sie, „du mußt sagen, daß das Mädchen, mit dem du zusammen bist, das hübscheste Mädchen im Zimmer oder in der ganzen Stadt ist, ganz anders als alle andern Mädchen, in allem überlegen, die einzige Frau auf der Welt für dich. Alle Frauen lieben es, die einzige Frau auf der Welt für soviel Männer wie möglich zu sein."

„Nummer drei!" sagte ich zu mir. „Und haben sie es nicht gern, wenn man sie küßt?" fragte ich.

„Das kommt später", meinte meine Schwester. „Viele Männer beginnen damit, daß sie einen küssen und herumtätscheln, bevor man sie mag. Das stößt ab. Zuerst Schmeicheleien über Aussehen und Kleider, dann Anbetung, und später kommt natürlich das Küssen."

„Nummer vier!" Ich wiederholte mir diese vier Punkte immer wieder und begann, sie an den älteren Frauen und Mädchen auszuprobieren, und merkte bald, daß sie sofort eine bessere Meinung von mir bekamen.

Ich erinnere mich, daß ich mein neues Wissen zuerst an dem jüngeren Fräulein Raleigh, die Vernon gefiel, ausprobierte. Ich schmeichelte ihr nach dem Rate meiner Schwester, lobte zuerst ihre Augen und ihr Haar (sie hatte sehr hübsche blaue Augen). Zu meinem Staunen lächelte sie mich sofort an. Ich fuhr fort, ihr zu sagen, sie sei das hübscheste Mädel in der Stadt, und plötzlich nahm sie meinen Kopf in ihre Hände, küßte mich und sagte: „Du bist ein lieber Junge!"

Ich versuchte, noch mehr Erfahrungen zu sammeln. Ich traf auf einigen Abendgesellschaften einen sehr gut aussehenden Mann, der, wenn ich mich nicht irre, Tom Connolly hieß. Ich hätte eigent-

lich seinen Namen nicht vergessen sollen, denn ich sehe ihn jetzt, als ob er vor mir stünde, groß und sehr hübsch mit beschatteten, veilchenblauen Augen. Man erzählte sich eine Geschichte über ihn, die sich abgespielt hatte, als er den Vizekönig in Dublin besuchte. Es schien, daß die Vizekönigin eine sehr hübsche, französische Zofe hatte, der Tom Connolly den Hof machte. Eines Nachts wurde die Vizekönigin krank und schickte ihren Mann nach oben, um das Mädchen zu rufen. Als er an ihre Zimmertür klopfte, um ihr zu sagen, daß seine Frau sie brauche, erwiderte Tom Connolly mit lauter Stimme:

„Es ist unfreundlich, einen Mann zu einer solchen Zeit zu stören."

Der Vizekönig entschuldigte sich und hastete weg, aber albernerweise erzählte er die Geschichte seiner Frau, die sehr empört war. Am nächsten Tage beim Frühstück setzte sie einen Adjutanten neben sich und verbannte Tom Connollys Gedeck bis an das Tischende. Tom Connolly kam wie gewöhnlich zu spät, und in dem Augenblick, in dem er die Tischordnung sah, begriff er sofort die Situation und ging zum Adjutanten.

„Hören Sie mal, junger Mann," sagte er, „Sie werden noch später oft genug Gelegenheit haben, oben zu sitzen, geben Sie mir jetzt meinen Platz zurück", und er bemächtigte sich seines Platzes neben der Vizekönigin, die ihn kaum eines Wortes würdigte.

Schließlich sagte Tom Connolly zu ihr: „Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht, denn Sie sind sonst so gütig. Wie können Sie es einem armen, jungen Mädel übelnehmen, wenn sie zum ersten Male einem Manne nachgibt?"

Diese Bemerkung löste schallendes Gelächter aus und begründete den Ruhm seiner Frechheit in ganz Irland.

Jeder sprach von ihm, und ich heftete mich an seine Fersen, und wenn er etwas sagte, spitzte ich meine großen Ohren, um kein Wort der Weisheit von seinen Lippen zu verlieren. Schließlich bemerkte er mich und fragte mich, warum ich ihm immer folgte.

„Man sagt allgemein, daß Sie jede Frau gewinnen können, die Ihnen gefällt, Herr Connolly", fragte ich ein wenig verwirrt. „Ich wollte wissen, wie Sie es machen und was Sie ihnen sagen."

„Bei Gott, ich weiß es nicht," sagte er, „aber Sie sind ein komischer kleiner Kerl. Wie alt sind Sie denn, daß Sie solche Fragen stellen?"

„Ich bin vierzehn", sagte ich kühn.

„Ich hätte Sie nicht für vierzehn gehalten, aber auch das ist noch zu jung. Sie müssen warten."

So zog ich mich zurück, hielt mich aber noch immer in Hörweite auf. Ich hörte, wie er mit meinem Bruder über meine Frage lachte, und glaubte, daß er mir verziehen hatte, und so wagte ich mich wieder in seine Nähe, bis er mir eines Tages unumwunden und drastisch den Rat gab, der sich später in meinem Leben oft bewährte; Leidenschaft und Tränen gewinnen alle Frauen . . .

Einer der Freunde meines Bruders war Walter Raleigh, ein hübscher, hochgewachsener Kerl, der sich rühmte, ein Nachkomme des berühmten Hofmannes der Königin Elisabeth zu sein. Jeden Abend, wenn Vernon und Raleigh nichts Besseres zu tun hatten, räumten sie die Stühle in unserem Wohnzimmer aus, zogen Boxhandschuhe an und machten mehrere Runden. Mein Vater saß in der Ecke und beobachtete sie. Vernon war leichter und kleiner, aber dafür schneller. Ich glaubte jedoch, daß Raleigh nicht seine ganze Stärke gegen ihn aufwandte.

Eines Abends beklagte sich Vernon, daß Raleigh ihn versetzt hätte, worauf mein Vater sagte: „Warum versuchst du es nicht mit Joe?" (So wurde ich in der Familie genannt.) Im Nu hatte ich die Handschuhe übergezogen und bekam die erste Stunde von Vernon. Ich war für meine Größe sehr schnell und stark, aber eine Zeitlang schlug Vernon nur ganz leicht nach mir. Bald wurde es ihm schwer, mich überhaupt zu treffen, und dann bekam ich manchmal einen schweren Schlag, der mich umwarf. Mit dauernder Übung machte ich schnelle Fortschritte, und nach ungefähr vierzehn Tagen maß ich mich mit Raleigh. Seine Schläge waren viel schwerer, und ich wankte, selbst wenn ich ihm auswich, und so gewöhnte ich mich daran, mich zu ducken oder beiseite zu springen, um jedem Schlag zu entgehen, während ich mit meiner ganzen Kraft gegen ihn losschlug. Eines Abends, als mich Vernon und Raleigh lobten, erzählte ich ihnen von Jones und seinen brutalen Verfolgungen. Er hatte mir das Leben zur Qual gemacht. So oft er mich außerhalb der Schule traf, schlug er nach mir oder versetzte mir Fußtritte und rief mir Schimpfworte nach. Sein Benehmen steckte die ganze Schule an. Mein Haß gegen ihn war so groß wie meine Furcht vor ihm.

Mein Bruder sowohl wie Raleigh glaubten, daß ich ihn schlagen könnte. Aber ich schilderte seine Stärke, und schließlich schickte Raleigh nach leichten Boxhandschuhen, um mich an

ihren Gebrauch zu gewöhnen. In der ersten halben Stunde, nachdem Vernon die neuen Handschuhe hatte, traf er mich nicht ein einziges Mal, und ich mußte zugeben, daß er sogar stärker und geschmeidiger war als Jones. Als die Ferien zu Ende gingen, nahmen mir beide das Versprechen ab, Jones am ersten Tage nach meiner Rückkehr in die Schule ins Gesicht zu schlagen.

Nach der Rückkehr in die Schule trafen wir uns alle in dem großen Schulsaal. Als ich in den Raum hereinkam, herrschte Schweigen. Ich war furchtbar aufgeregt und erschrocken; ich weiß nicht warum, dabei jedoch vollkommen entschlossen. „Er kann mich nicht umbringen", sagte ich mir immer wieder, ich bebte jedoch innerlich, obwohl ich nach außen ziemlich gefaßt schien. Jones stand mit zwei anderen großen Jungen vor dem leeren Kamin. Ich ging auf ihn zu. Er nickte. „Wie geht es dir, Pat?" – „Ganz gut," sagte ich, „aber warum nimmst du soviel Platz ein?" und schob ihn beiseite. Er holte schwer nach mir aus, und ich schlug ihm ins Gesicht, wie ich versprochen hatte. Die älteren Jungen hielten ihn zurück, sonst wäre der Kampf auf der Stelle losgegangen. „Willst du das auskämpfen?", schnappte er vor Wut, und ich erwiderte: „Solange es dir Spaß macht, du Biest du!" Wir verabredeten den Kampf auf den nächsten Nachmittag, der frei war. Von drei bis sechs hatten wir Zeit genug. An dem Abend kam Stackpole auf mein Zimmer und bot sich an, den Doktor zu bitten, den Kampf zu verhindern. Ich versicherte ihm, daß es so sein mußte und daß es mir lieber wäre, der Sache mal ein Ende zu machen.

„Ich fürchte nur, er ist zu alt und zu kräftig für dich", sagte Stackpole, was ich mit einem Lächeln quittierte.

Am nächsten Tage wurde der Ring am Ende des Spielplatzes hinter einem Heuschober gezogen, damit wir von der Schule nicht gesehen würden. Alle Klassenkameraden – ja, beinah die ganze Schule – stand hinter Jones. Aber Stackpole, der ostentativ herumwanderte, hielt sich immer in meiner nächsten Nähe auf. Ich war ihm dafür unendlich dankbar, ich weiß nicht warum. Aber seine Anwesenheit nahm mir das Gefühl der Einsamkeit. Zuerst war der Kampf wie ein Boxmatch. Jones holte links aus – ich entging dem Schlage und fuhr ihm mit der Rechten ins Gesicht. Einen Augenblick später schlug er mit seiner ganzen Wucht auf mich ein, ich duckte mich, sprang beiseite und schlug ihm hart gegen das Kinn. Ich konnte die Verblüffung der ganzen Schule mitten in dem tödlichen Schweigen fühlen.

„Gut, gut," schrie Stackpole hinter mir, „so ist es richtig!" und es war richtig den ganzen Kampf hindurch mit Ausnahme einer einzigen Runde. Wir kämpften verbissen ungefähr acht bis zehn Minuten, als ich fühlte, daß Jones schwächer und kurzatmig wurde. Ich ging mit meiner ganzen Kraft gegen ihn los. Da wurde ich plötzlich – wie das Glück es so mit sich bringt – mit einem Schlage hinter das linke Ohr zu Boden geworfen – er konnte schwer zuschlagen, das war klar. Als ich für die nächste Runde im Ring erschien, höhnte Jones: „Das saß, nicht wahr, Pat?" – „Ja," erwiderte ich, „aber ich werde dich braun und blau dafür schlagen." Und der Kampf ging weiter. Während ich auf dem Boden lag, hatte ich beschlossen, ihn nur ins Gesicht zu schlagen. Er war stark und gedrungen, und meine Schläge, die seinen Körper trafen, schienen ihm nichts auszumachen. Aber wenn ich sein Gesicht blau schlagen könnte, würden die Lehrer und hauptsächlich der Doktor schon verstehen, was vorgefallen war.

Immer wieder holte Jones mal mit der rechten, mal mit der linken Hand aus, in der Hoffnung, mich wieder niederzuschlagen. Aber mein Training war zu vollkommen gewesen, und der eine Knock-down-Schlag hatte mich die nötige Vorsicht gelehrt. Ich duckte mich vor seinen Schlägen, sprang beiseite und schlug ihm rechts und links ins Gesicht, bis seine Nase zu bluten anfing, und Stackpole hinter mir in höchster Aufregung schrie: „So ist's recht! So ist's recht! Gib es ihm tüchtig!"

Als ich mich umdrehte, um ihm zuzulächeln, fand ich, daß eine ganze Anzahl von „Füchsen" auf meine Seite herübergekommen war. Sie lächelten mir zu und ermunterten mich, es „ihm zu geben". Es wurde mir zum ersten Male klar, daß ich nur so mit großer Vorsicht fortzufahren brauchte, um mir den Sieg zu sichern. Eine kalte, harte Entschlossenheit trat an Stelle der nervösen Erregtheit. Beim Zuschlagen versuchte ich, ihn mit den Knöcheln zu verletzen, wie es mir Raleigh beigebracht hatte.

Es dauerte eine Weile, bis Jones Nasenbluten aufgehört hatte, und als er von neuem in der Mitte des Ringes erschien, holte ich wieder rechts aus.

Nach dieser Runde hielten ihn seine Sekundanten lange in seiner Ecke zurück, bis ich auf Stackpoles mir zugeflüsterten Rat hinüberging und ihm sagte: „Entweder ergib dich oder kämpf' weiter! Ich erkälte mich sonst!" Er stürzte sofort auf mich zu, aber sein Gesicht war eine einzige Wunde und sein linkes Auge fast

ganz geschlossen. Bei jeder Gelegenheit hieb ich gegen das rechte Auge, bis es in einem noch schlimmeren Zustande war.

Es ist für mich seit jener Zeit ein Rätsel geblieben, daß ich nicht ein einziges Mal Mitleid mit ihm fühlte und ihm anbot, Schluß zu machen. Er hatte mich jedoch so rücksichtslos und beharrlich brutalisiert, hatte so oft vor anderen Menschen meinen Stolz verwundet, daß ich bis zum Schluß von einer kalten Wut erfüllt war. Ich bemerkte alles. Ich sah, daß einige Knaben aus seiner Klasse in die Schule gingen und mit Shaddy, dem zweiten Lehrer, zurückkehrten. Als sie hinter dem Heuschober auftauchten, kam Jones in den Ring heraus, schlug wild nach mir rechts und links, als ich in erreichbare Nähe kam, aber ich schlüpfte an seine schwächere Linke und schlug, so stark ich konnte, ihm erst rechts, dann links gegen das Kinn, bis er auf dem Rücken lag.

Ein Beifallsschrei stieg aus dem Munde der kleinen Knaben in meiner Ecke auf, und ich sah, daß Stackpole an Shaddy heranging. Plötzlich tauchte Shaddy im Ring auf und sagte zu meiner Verblüffung mit einer gewissen Würde:

„Dieser Kampf muß aufhören, wenn noch ein Schlag fällt oder ein Wort gesagt wird, werde ich dem Doktor den Ungehorsam melden." Wortlos wandte ich mich ab, zog meine Jacke, meine Weste und meinen Kragen an, während Jones von seinen Kameraden in die Schule eskortiert wurde.

Ich habe nie so viele Freunde und Bewunderer in meinem Leben gehabt, wie sie jetzt plötzlich vor mir auftauchten, um mich zu beglückwünschen und mir ihre Bewunderung zu erklären. Alle Unterklassen waren auf meiner Seite und waren es, wie es schien, von Anfang an gewesen, auch einige Knaben der höheren Klassen, insbesondere Herbert, kamen zu mir und lobten mich mit warmen Worten. „Das war ein großartiger Kampf!" sagte Herbert. ... „Und jetzt wird man wohl das Brutalisieren sein lassen. Jedenfalls", fügte er lächelnd hinzu, „wird sich keiner an dich heranwagen. Du bist ein Berufsboxer. Wo hast du denn das gelernt?"

Ich war klug genug, meine Weisheit für mich zu behalten. Jones kam in diesen Tagen nicht zum Vorschein. Er mußte das Zimmer hüten. Die „Füchse" berichteten mir über alles, was vorging – wie der Arzt gekommen war, wie man Rotlauf befürchtete, wie groß die Risse waren, wie Jones im Bett im Dunkeln gehalten werden mußte und eine Fülle anderer Einzelheiten.

Eines war ganz klar, meine Position in der Schule war voll-

kommen verändert. Stackpole hatte mit dem Doktor gesprochen, und ich bekam einen Platz ganz für mich in seinem Klassenzimmer und ging nur für einige Stunden zum Klassenlehrer. Stackpole wurde mehr denn je mein Freund und Lehrer.

Als Jones zuerst wieder in der Schule erschien, trafen wir uns in dem Schulzimmer. Ich sprach gerade mit Herbert. Jones kam herein und nickte mir zu. Ich ging zu ihm hinüber und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich freue mich, daß es dir wieder gut geht!" Er schüttelte mir die Hand, sagte jedoch kein Wort. Herbert nickte mir zu, und aus seinem Lächeln ersah ich, daß ich das Richtige getan hatte. Ich schrieb abends die ganze Geschichte Vernon und dankte ihm und Raleigh für ihr Training und ihre Ermutigung.

Nun wurde ich nicht länger brutalisiert und grausam verfolgt, aber die älteren Knaben stellten sich noch immer auf Jones Seite und wollten nichts mit mir zu tun haben. Ich war einsam, und die Bindungen der Schule begannen auf mir zu lasten. Die Mädchen lockten mich. Die Schule war grau und uninteressant. Ich hatte außerdem schon fast alle lesenswerten Bücher gelesen, und die Zeit wurde mir lang. Wie ein Vogel im Käfig begann ich, mich nach Freiheit zu sehnen.

Was war der beste Ausweg? Ich wußte, daß mein Vater als Seekapitän mich zum Seekadetten machen könnte. Es galt zwar, noch vor meinem vierzehnten Lebensjahr ein Examen zu bestehen, aber das würde mir nicht schwer fallen.

Die Sommerferien in diesem Jahre hatte ich in Irland verbracht und hatte meinen Vater immerzu gequält, mich in die Marine eintragen zu lassen. Er versprach es mir, und ich glaubte an sein Versprechen. Den ganzen Herbst hindurch studierte ich die Themen, die man bei der Prüfung forderte, und schrieb von Zeit zu Zeit an meinen Vater, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Aber er vermied es, sich darüber zu äußern, und seine Briefe waren meistens mit Bibelzitaten gefüllt, die mir eine ungeheure Verachtung für seine unkritische Gläubigkeit einflößten. Ich fühlte mich in meinem Unglauben hoch über ihn erhaben.

Weihnachten kam heran. Ich schrieb ihm einen ernsten Brief und erinnerte ihn an sein Versprechen. Zum ersten Male in meinem Leben schmeichelte ich ihm und schrieb, ich wüßte, sein Wort sei heilig, aber der Termin sei gekommen, und ich hätte Angst, man könnte die Zeit versäumen. Ich bekam keine Antwort. Ich schrieb

an Vernon und bat ihn, sich beim Vater zu verwenden. Er versprach es mir. Die Tage vergingen. Der vierzehnte Februar rückte heran. Ich wurde vierzehn Jahre alt. Dieser Weg der Flucht in die weite Welt war mir durch meinen Vater versperrt. Ich tobte in Wut gegen ihn.

Wie sollte ich nun frei werden? Wo sollte ich hin? Was konnte ich nun tun? Eines Tages hatte ich in einer illustrierten Zeitung vom Jahre 69 von der Entdeckung der Diamanten in Kap und der Eröffnung der Diamantenfelder gelesen. Das reizte mich, und ich las alles über Süd-Afrika, was mir in die Hände geriet, bis ich eines Tages herausfand, daß die billigste Überfahrt nach dem Kap fünfzehn Pfund kostete. Ich war verzweifelt. Kurz darauf las ich, daß die Passage im Zwischendeck nach Newyork für drei Pfund zu bekommen war. Diese Summe schien mir schon erreichbar. Man hatte bei der mathematischen Prüfung in diesem Sommer einen zweiten Preis von zehn Pfund für Bücher ausgesetzt. Diesen zweiten Preis dachte ich gewinnen zu können und ging mit aller Kraft an die Mathematik heran.

In der Zwischenzeit las ich alles über Amerika, über die Indianer in den großen Prärien und tausendfältige, romantische Bilder tanzten vor meiner knabenhaften Phantasie. Ich wollte die Welt sehen und hatte einen Haß auf England. Sein Snobismus, der mich auch angesteckt hatte, war etwas Gemeines, und noch schlimmer der Geist des kleinlichen Eigennutzes. Die reichen Jungen wurden von den Lehrern bevorzugt, selbst von Stackpole. Das englische Leben, wie ich es sah, widerte mich an. Und doch hatte es gute Elemente in sich, die ich damals nicht sehen konnte, auf die ich jedoch später hinweisen werde.

Eines Tages gewann mir mein Mitgefühl mit den Unterdrückten einen Freund. Der Sohn des Vikars Edwards war ein netter, vierzehnjähriger Junge, hoch aufgeschossen und daher nicht sehr kräftig. Eine sechzehnjährige Bestie aus der Oberklasse verdrehte ihm den Arm und schlug auf den verkrampften Muskel ein. Edwards gab sich alle Mühe, nicht aufzuheulen. „Sei nicht so brutal, Johnson, laß ihn in Ruh'", sagte ich. – „Du müßtest auch mal einen Vorgeschmack davon bekommen", rief er mir zu, ließ jedoch Edwards Arm fahren.

„Versuch's lieber nicht, wenn du klug bist", erwiderte ich.

„Pat möchte, daß man mit ihm spricht", höhnte er und drehte sich um. Ich zuckte die Achseln.

Edwards dankte mir warm für die Rettung, und ich forderte ihn zu einem Spaziergang auf. So begann unsere Freundschaft, der ich eine neue und wunderbare Erfahrung verdanke.

Der Vikar hatte ein großes Haus und einen geräumigen Garten. Die Schwestern Edwards waren zu jung, um mein Interesse zu erwecken. Aber ihre französische Gouvernante, Mademoiselle Lucille, war sehr reizvoll mit ihren dunklen Augen, dem schwarzen Haar und den schnellen, lebhaften Bewegungen. Sie war mittelgroß und sicher nicht mehr als achtzehn. Ich machte ihr sofort den Hof und versuchte mit ihr von Anfang an französisch zu sprechen. Sie war sehr liebenswürdig, und wir freundeten uns an. Sie muß sich wohl einsam gefühlt haben, und ich sicherte mir einen guten Anfang, indem ich ihr sagte, sie sei das hübscheste und netteste Mädel in dem ganzen Ort. Das „netteste Mädel" übersetzte sie, wenn ich mich nicht irre, durch „la plus chic". Als wir am nächsten freien Nachmittag zusammen waren, ging Edwards ins Haus hinein, um etwas zu holen. Ich bat sie um einen Kuß, und sie sagte:

„Sie sind zwar noch ein Bub, mais gentil." Und sie küßte mich. Als mein Mund auf ihren Lippen haftete, nahm sie meinen Kopf in ihre Hände und sah mich erstaunt an.

„Du bist ein seltsamer Junge", meinte sie versonnen.

Den nächsten Feiertag verbrachte ich im Hause des Vikars. Ich gab ihr einen kleinen, französischen Liebesbrief, den ich aus einem Buch in der Schulbibliothek kopiert hatte, und sah mit Freuden, wie sie ihn las, mir lächelnd zunickte und ihn in ihren Kleidausschnitt steckte. „Sie trägt ihn auf ihrem Herzen", sagte ich zu mir selbst. Aber ich hatte nicht einmal eine Gelegenheit zu einem Kuß, denn Edwards trieb sich immer in unserer Nähe herum. Erst am späten Nachmittage wurde er von seiner Mutter weggerufen, und meine Gelegenheit war endlich gekommen.

Wir saßen immer gegen Abend in einem laubenartigen Sommerhause im Garten. An diesem Nachmittage hatte Lucille ihren Lehnstuhl bis dicht an die Tür gerückt, denn der Tag war sehr schwül, und als Edwards wegging, warf ich mich auf die Schwelle zu ihren Füßen. Ihr Kleid klebte an ihrem Körper und enthüllte verführerisch die Umrisse ihrer Hüften und Brüste. Ich war wild vor Erregung. Ich sah, wie das Kleid sich um ihre Knie spannte. Ich konnte den Blick nicht von ihren schmalen Knöcheln loslösen. Die Pulse hämmerten mir in Schläfen und Kehle. Ich bet-

telte um einen Kuß und lag vor ihr auf den Knien. Sie küßte mich. Als ich um einen zweiten bat, stieß sie mich zurück.

„Non! Non! sois sage!"

Ich setzte mich wieder zögernd auf die Schwelle und überlegte mir, was da zu machen sei. Sie saß auf dem Rande des Stuhls und lehnte sich zurück. Der bloße Gedanke, daß ich sie anfassen könnte, rüttelte an mir. Was konnte sie dagegen tun? Doch nichts weiter, als ärgerlich werden. Ich dachte an alle möglichen Konsequenzen. Die Erfahrung mit E. gab mir Mut. Ich kniete wieder vor ihr hin, bat sie um einen Kuß, und als ich das Lächeln auf ihren Lippen sah, strich ich mit der Hand an ihren Beinen entlang....

„Wie wagen Sie es", schrie Lucille und sprang auf.

„Ich möchte Sie schlagen", rief sie. „Ich werde es Frau Edwards sagen", sprudelte sie zornig heraus. „Sie sind schlimm, schlimm, und ich hielt Sie für so nett. Ich will nichts mehr von Ihnen wissen. Ich hasse Sie." Sie stampfte vor Wut auf.

Ich ging zu ihr hinüber, mein ganzes Sein ein demütiges Gebet. „Bitte verderben Sie doch nicht alles", rief ich. „Es tut so weh, wenn Sie zornig sind." Sie funkelte mich wütend an. „Ich bin wirklich zornig," keuchte sie, „Sie sind ein häßlicher Junge. Und ich mag Sie gar nicht mehr." Sie drehte sich um und glättete ihren Rock. „Verzeihen Sie mir, bitte," begann ich, „Sie sind so hübsch, Sie sind so wunderbar, Lucille."

„Ja, wunderbar", wiederholte sie höhnisch. Aber ich sah, daß sie besänftigt war.

„Küssen Sie mich, bitte," bettelte ich, „und seien Sie mir nicht böse."

„Ich werde Sie nie wieder küssen," erwiderte sie schnell, „dessen können Sie sicher sein." Ich fuhr fort mit Bitten, Schmeicheln und Betteln, bis sie schließlich meinen Kopf in ihre Hände nahm und sagte:

„Wenn Sie mir versprechen, es nie, nie wieder zu tun, will ich Ihnen einen Kuß geben und Ihnen verzeihen."

„Ich kann es nicht versprechen," sagte ich, „es war zu süß. Aber küssen Sie mich, und ich werde schon brav sein."

Sie gab mir einen schnellen Kuß und schob mich weg.

„Seien Sie lieb zu mir, Lucille", bat ich. „Ich liebe Sie, ich bete Sie an. Du bist die süßeste Frau auf der Welt."

„Sie sind doch ein merkwürdiger kleiner Kerl", sagte sie schließlich. „Aber Sie dürfen es nie wieder tun. Ich mag es nicht."

„Sagen Sie so etwas nicht", rief ich aus und mimte Empörung. „Sie wissen gar nicht, was Sie sagen. Meine Liebe ist heilig", und ich zog sie in meine Arme. Ihre Lippen blieben auf meinem Munde haften. Ich fühlte den schmelzenden Widerstand in ihrem Körper, und dies Bewußtsein durchschauerte mich mit Hoffnung und Triumph. In demselben Augenblick hörten wir leider Edwards Stimme, der uns nach Hause zurückrief.

Dieses sexuelle Aufwachen, das mir das Erlebnis mit Lucille brachte, vermittelte mir, glaube ich, auch eine neue Erkenntnis der umgebenden Welt. Jedenfalls stellte sich dieses veränderte Weltbild unmittelbar nach dem Liebeserlebnis mit Lucille ein. Ich hatte früher nie die Schönheit der Natur bemerkt. Ich pflegte sogar die landschaftlichen Beschreibungen in den Büchern als langweilig zu überschlagen. Jetzt plötzlich fiel es mir in einem Augenblick wie Schuppen von den Augen. Ich erinnere mich an die Szene und meine Verwunderung, als ob es gestern wäre. Es war auf der Brücke über den Dee in der Nähe von Overton, in vollstem Sonnenschein. Rechts von mir schlug der Fluß einen tiefen Bogen, gurgelte tief unter einer bewaldeten Höhe und ließ eine kleine, fahle Sandbank mir gegenüber halb entblößt zurück. Zu meiner Linken zogen sich die dicht bewaldeten Ufer zusammen und entschwanden bei einer Kurve aus meinen Blicken. Ich war sprachlos und überwältigt – bezaubert von der Farbenschönheit der Landschaft – sonnenbelichteten Wassers, das, von Schatten gefleckt, den farbigen Reichtum der bewaldeten Höhen wiederspiegelte. Als ich nach einer Weile wieder in die umliegenden Kornfelder heraufkam, die golden gegen das Grün der Hecken und verstreuten Bäume glänzten, nahmen die Farben einen Zauber an, den ich nie vorher bemerkt hatte. Ich konnte nicht verstehen, was mit mir geschehen war. Es war das sexuelle Aufwachen in mir, das mir zuerst die Schönheit der unbelebten Natur enthüllte.

Einige Nächte später wurde ich vom Vollmond bezaubert, der unsern Spielplatz mit elfenbeinernem Glanze überflutete und den Heuschober zu einer übernatürlichen Erscheinung steigerte. Warum hatte ich nie vorher das Wunder der Welt gesehen, die ganze Schönheit der mich umgebenden Natur? Von diesem Augenblick an begann ich landschaftliche Beschreibungen in den Büchern und Naturausschnitte in der Malerei zu lieben. Das Wunder war vollbracht. Mein Leben war bereichert, veredelt, gesteigert wie

durch das Eingreifen eines Gottes. Von diesem Tage an war mein Dasein wie verzaubert, denn jetzt sah ich Schönheit überall und erhaschte Tag und Nacht Ausblicke, die mich mit Entzücken erfüllten und mein ganzes Wesen in einen Freudenhymnus einmünden ließen. Der Glaube hatte mich verlassen und mit dem Glauben auch die Hoffnung auf den Himmel oder eine künftige Existenz. Traurig und erschrocken fühlte ich mich lebenslänglich in ein Gefängnis verdammt. Aber jetzt wurde das Gefängnis zum Paradiese, die Zellenwände zu Rahmen für bezaubernde Bilder. Ich wurde mir dessen dumpf bewußt, daß, wenn dieses Leben kleinlich und stumpf, flach und farblos war, der Fehler in mir selbst und in meiner Blindheit liegen mußte. Ich begriff es zum ersten Male, daß ich selbst der Zauberer war und mir mein eigenes Märchenland schaffen konnte, mein eigenes Paradies, in dem ich diese Welt zum Krönungssaal eines Gottes ausbaute.

Es ist diese Freude und dieser Glaube, die ich den Menschen mehr denn alles andere übermitteln möchte, denn sie wurden mir zu einem neuen Evangelium des Mutes und der Entschlossenheit, gaben mir das Versprechen einer gewissen Belohnung, in dem männlichen Glaubensbekenntnis, das lautet: je mehr man an Weisheit, Mut und Güte gewinnt, desto mehr Schönes fällt einem zu.

Ich merke, daß ich meiner Geschichte vorgegriffen habe, und hier einen geistigen Zustand schildere, den ich mir viel später angeeignet habe. Aber der Anfang meines individuellen Seelenlebens lag in dieser Erfahrung, daß ich blind für die Schönheit der Natur war und nun sehend wurde. Dies war die Wurzel und sozusagen auch der Keim des Glaubens, der mich durch mein ganzes reifes Leben geleitet hat, mich mit Mut erfüllte, in Hoffnung und unverwischbare Freude überfloß.

Bald kam sein erstes Gebot immer wieder auf meine Lippen. „Deine eigene Blindheit ist schuld. Gib immer nur dir selber schuld!“

## KAPITEL IV

# VON DER SCHULE NACH AMERIKA

Anfang Januar hatten wir eine Vorstellung der Gerichtsszene aus dem Kaufmann von Venedig. Der Gutsbesitzer aus der Umgebung, einige Deputierte, der Vikar und seine Familie und natürlich auch Lucille gehörten zu den Eingeladenen. Der große Schulraum wurde als Theater eingerichtet, und die Estrade, auf der sonst der Schuldirektor bei offiziellen Gelegenheiten zu thronen pflegte, wurde in eine provisorische Bühne umgewandelt und mit einem großen Vorhang drapiert.

Ich bekam die Rolle des Shylock, die mir sehr lag, und nun gab ich mir alle Mühe, mich vor E. und Lucille im besten Lichte zu zeigen. Meine knabenhafte, romantische Version dieser Rolle war im wesentlichen dieselbe wie Irvings. Bei meinen ersten Worten fühlte ich, wie die jüngeren Zuhörer sich umdrehten, als ob sie fragen wollten, ob eine solche Deklamation gestattet sei. Langsam wurde jedoch einer nach dem andern durch den leidenschaftlichen Fluß hingerissen. Ich endete mitten im allgemeinen Applaus, an dem sich zu meinem Entzücken auch Lucille beteiligte.

Nach der Vorstellung wurde ich von allen Seiten umringt. „Wo haben Sie das gelernt, wer hat es Ihnen beigebracht?“ Schließlich kam Lucille an mich heran: „Ich wußte ja, daß Sie irgendwer sind, quelqu'un,“ meinte sie auf ihre niedliche Weise, „aber es war doch außergewöhnlich. Ich bin sicher, daß aus Ihnen ein großer Schauspieler wird.“

„Und doch verweigern Sie mir einen Kuß“, flüsterte ich, als ich merkte, daß uns keiner zuhörte.

„Ich verweigere Ihnen nichts“, meinte sie und drehte sich um. Ich blieb durchbohrt von Hoffnung und Entzücken zurück. „Nichts!“ sagte ich zu mir selbst. „Nichts heißt alles!“ Tausendmal wiederholte ich es in meiner Freudenekstase.

Das war meine erste glückliche Nacht in England. Selbst der Doktor lobte mich. Zu meiner Verblüffung schadete mir jedoch mein Triumph bei den anderen Knaben. Manche höhnten, und alle waren sich einig, daß ich mich hervortun wollte. Jones und seine Kollegen begannen, mich wieder zu boykottieren. Es machte mir jedoch nicht viel aus, denn ich erlebte schwerere Enttäuschungen und hegte größere Hoffnungen.

Das Schlimmste war die Schwierigkeit, Lucille bei dem schlechten Wetter zu sehen. Edwards lud mich oft in das Haus des Vikars ein. Sie hätte mich dort einige Male treffen können, ging jedoch anscheinend dem Wiedersehen aus dem Wege. Ich war krank vor Enttäuschung und zerrissen von dem unerfüllten Verlangen. Es wurde März oder April, bis ich sie wieder allein traf. Ich war zu verärgert, um mehr als höflich zu sein. Plötzlich sagte sie: „Vous me boudez!" Ich zuckte die Achseln.

„Sie mögen mich ja nicht," sagte ich, „was hat es also für einen Sinn?"

„Ich mag Sie sehr sogar," meinte sie, „aber . . ."

„Nein, nein", erwiderte ich und schüttelte den Kopf. „Wenn ich Ihnen nicht gleichgültig wäre, würden Sie mich nicht meiden und –"

„Vielleicht tue ich es, weil ich Sie zu gern habe –"

„Dann würden Sie mich glücklich machen", unterbrach ich sie.

„Glücklich?" wiederholte sie, „wie kann ich's denn?"

„Indem Sie sich von mir küssen lassen und –"

„Ja und?" wiederholte sie bedeutungsvoll.

„Was schadet es Ihnen denn?" fragte ich.

„Was es mir schadet?" wiederholte sie. „Wissen Sie denn nicht, daß man es nicht tun darf? Man sollte es nur mit seinem eigenen Gatten tun. Sie wissen das doch."

„Ich weiß nichts dergleichen", rief ich aus. „Das ist alles Unsinn. An so was glauben wir heute nicht mehr."

„Ich glaube daran", meinte sie ernsthaft.

„Aber wenn Sie's nicht glaubten, würden Sie sich nicht wehren? Sagen Sie's doch, Lucille? Das würde mir zeigen, daß Sie mir ein klein wenig gut sind."

„Sie wissen, daß ich Sie sehr gern habe."

„Dann küß' mich, dabei ist doch nichts Schlimmes." Und als sie mich küßte, schlang ich meinen Arm um sie. Ich erschauerte, als ich ihren festen Körper fühlte. Sie entwand sich ruhig und entschlossen meiner Umarmung.

„Nein, nein", sagte sie mit einem halben Lächeln.

„Bitte", bettelte ich.

„Ich kann nicht", meinte sie und schüttelte den Kopf. „Ich darf nicht. Lassen Sie uns von anderen Dingen reden –" Aber ich konnte von nichts anderem sprechen, als ich sie so vor mir stehen sah. Zum ersten Male erriet ich durch ihre Kleider fast alle Schönheiten ihres Körpers. In Tantalusqualen tasteten meine Augen die kühnen Linien ihrer Hüften und Brüste ab. Eine entschlossene Abwehr lag auf ihrem ausdrucksfähigen Gesicht.

Warum habe ich diese Einzelheiten nicht früher bemerkt? War ich denn blind? Oder war Lucille so gekleidet, um ihre Gestalt zu betonen? Sicherlich waren ihre Kleider besser dazu geeignet, die Form des Körpers zu enthüllen, als die der englischen Frauen, aber ich war auch neugieriger, beobachtender geworden. Sollte mir das Leben immer neue Schönheiten zeigen, von denen ich mir nicht einmal träumen ließ?

Meine Erfahrungen mit E. und Lucille machten mir die Tretmühle des Schullebens fast unerträglich. Nur durch den Gedanken an die Notwendigkeit, den zweiten Preis in der Mathematik zu gewinnen, um nach Amerika durchbrennen zu können, zwang ich mich zum Lernen.

Bald nach den Weihnachtsferien machte ich den entscheidenden Schritt. Die Winterprüfung war bei weitem nicht so bedeutend wie die Prüfung im Sommer, aber sie wurde epochemachend für mich. Ich war durch meine Strafen gezwungen, zwei oder drei Bücher Vergil auswendig zu lernen und ganze Kapitel von Cäsar und Livius, und habe mir auf diese Weise einige Kenntnisse im Lateinischen angeeignet. In der Prüfung hatte ich nicht nur meine Klasse, sondern dank der Trigonometrie, dem Latein und der Geschichte auch die beiden nächsten Klassen geschlagen. Sobald die Schule wieder beisammen war, wurde ich nach Obersekunda versetzt. Alle Knaben, die zwei oder drei Jahre älter waren als ich, machten bittere Bemerkungen über mich und vermieden es, mit mir zu sprechen. Dies alles bestärkte mich in meinem Entschlusse, nach Amerika zu gehen, sobald es sich ermöglichen ließ.

Inzwischen arbeitete ich, wie ich nie gearbeitet hatte, an meinem Latein und Griechisch sowohl wie an der Mathematik, aber hauptsächlich am Griechischen, denn da war ich noch sehr im Rückstand. Um Ostern herum hatte ich die Grammatik beherrscht, die ganzen unregelmäßigen Verben, und war der Erste in der Klasse.

Mein Geist war auch durch die religiösen Zweifel, das Herumtasten und die Lektüre erstaunlich gewachsen. Eines Morgens schrieb ich einen lateinischen Aufsatz, der die Besten in der Klasse verblüffte, und der Doktor nickte mir anerkennend zu. Dann kam der Schritt, der entscheidend werden sollte.

Kaum war die Frühandacht an einem bitteren Morgen vorbei, als der Doktor aufstand und uns die Bedingungen der Sommerprüfung mitteilte. Der erste Preis war ein Stipendium von achtzig Pfund jährlich für drei Jahre in Cambridge, der zweite zehn Pfund für den Ankauf von Büchern. „Alle Schüler, die sich daran beteiligen wollen, sollen jetzt aufstehen und ihre Namen nennen." Ich dachte, daß nur Gordon sich melden würde, aber als ich sah, daß Johnson, Fawcett und zwei oder drei andere aufstanden, meldete ich mich auch . . . Ein höhnisches Lachen ging durch die Schule. Aber Stackpole nickte mir lächelnd zu, als wollte er sagen: „Sie werden schon sehen!" und ich faßte Mut und nannte sehr deutlich meinen Namen. Ich fühlte, daß es ein entscheidender Schritt war.

Ich hatte Stackpole sehr gern, und in diesem Semester ermutigte er mich, in sein Zimmer zu kommen, um mit ihm zu sprechen, so oft ich Lust hatte, und da ich entschlossen war, alle freien Nachmittage für die Arbeit zu verwenden, war für mich die Verbindung mit ihm sehr wertvoll und seine Hilfe unschätzbar.

Eines Tages, als er gerade in sein Zimmer hineinkam, lief ich ihm mit einer Frage entgegen, und er blieb stehen und legte seinen Arm um meine Schulter, während er mir antwortete. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich es damals schon begriff. Durch irgendeinen Instinkt fühlte ich eine Zärtlichkeit in der scheinbar unschuldigen Geste heraus. Ich wollte mich nicht der Umarmung entziehen oder ihm zeigen, wie lästig sie mir war. Ich vergrub mich jedoch fieberhaft in der Trigonometrie, und er nahm seinen Arm weg.

So oft ich später daran dachte, fiel es mir auf, daß seine unterstrichene Vorliebe für mich nach meinem Kampf mit Jones begonnen hatte. Ich war früher oft nahe daran, ihm meine Liebessehnsucht zu beichten, aber jetzt war ich froh, daß ich es für mich behalten hatte, denn ich merkte, wie seine Zuneigung für mich von Tag zu Tag wuchs, oder – besser gesagt – die Schmeicheleien, mit denen er mich überschüttete. Ich wußte kaum, was ich tun sollte. Das Arbeiten mit ihm, in seinem Zimmer, war für mich

eine Gnade Gottes, und trotzdem empfand ich keine wirkliche Zuneigung oder Bewunderung für ihn.

Er war in gewissem Sinne seltsam beschränkt. Er hielt das Schulleben für das glücklichste und gesündeste. Da wäre ein guter moralischer Ton, meinte er, keine Lügen, keine Betrügereien, kein Klatsch. Es war viel besser als das Leben draußen. Ein moralischer Ton, wahrhaftig! Es fiel mir schwer, ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Wenn der Doktor in schlechter Laune herunter kam, galt es allgemein bei den Knaben, daß er mit seiner Frau nachts geschlafen hatte und sich daher körperlich nicht ganz auf der Höhe befand.

Obwohl Stackpole ein wirklich guter Mathematiker und ein erstklassiger Lehrer war, geduldig und sich alle Mühe gebend, mit der Gabe klarer Exposition, schien er mir dumm und beschränkt und ich fand bald heraus, daß, wenn ich über seine Komplimente lachte, ich seine unwillkommenen Zärtlichkeiten verhinderte.

Einmal küßte er mich. Aber als er mein Lächeln sah, wurde er rot und stotterte verwirrt: „Du bist ein merkwürdiger Kerl!" Dabei wußte ich genau, daß er sich bei der geringsten Ermutigung noch andere Freiheiten herausnehmen würde.

Eines Tages sprach er von Jones und Henry H. Er hatte offensichtlich von den Vorgängen in unserem Schlafsaale gehört. Aber ich tat so, als ob ich es nicht verstünde. Und als er mich fragte, ob keiner der großen Jungen an mich herangekommen wäre, verschwieg ich die schmutzigen Angriffe von Fawcett, sagte „nein" und fügte hinzu, daß ich mich für Frauen und nicht für schmierige Jungen interessierte. Aus irgendeinem Grunde schien mir Stackpole jünger als ich und nicht zwölf Jahre älter, und es war für mich nicht schwer, ihn bis zur mathematischen Prüfung in den Grenzen zu halten.

Ich wurde einmal gefragt, ob ich glaubte, daß Shaddy, wie wir den Aufsichtslehrer nannten, je eine Frau berührt hatte. Die Idee von der Jungfräulichkeit Shaddys brachte uns zum Lachen. Es war jedoch noch komischer, wenn man ihn sich als Liebhaber vorstellte. Er war ungefähr vierzig Jahre alt, groß und stark. Er hatte seinen Grad in einem College in Manchester bekommen, aber für uns kleine Snobs war er nicht vollwertig, weil er weder in Oxford noch in Cambridge studiert hatte. Er war jedoch ein ziemlich fähiger Mensch.

Aus irgendeinem Grunde hatte er etwas gegen mich, und ich

beantwortete seine Abneigung mit Haß und dachte nur daran, was ich ihm antun könnte. Meine neue Gewohnheit der geschärften Beobachtung kam mir zu Hilfe. Fünf oder sechs polierte Eichenstufen führten zu unserem Schlafsaal. Shaddy gab uns eine halbe Stunde Zeit zum Ausziehen, kam dann herein, stellte sich an das Gaslicht und fragte: „Habt ihr schon gebetet?“ Wir antworteten: „Jawohl, Herr Lehrer!“ was er mit einem „Gute Nacht, Kinder!“ quittierte und unsere stereotype Antwort bekam: „Gute Nacht, Herr Lehrer!“ Dann pflegte er das Licht auszudrehen und in sein Zimmer hinunterzusteigen. Die Eichenstufen waren in der Mitte abgenutzt, und ich hatte bemerkt, daß, wenn man eine Treppe hinuntersteigt, man auf den äußersten Rand einer Stufe tritt.

Eines Tages brachte mich Shaddy zur Verzweiflung, indem er mir hundert Zeilen Vergil zum Auswendiglernen für irgendeinen geringen Fehler aufbrummte. An diesem Abend nahm ich mir ein Stück brauner Seife, rannte vor den andern Knaben nach oben, bestrich den Rand der obersten Stufe reichlich mit Seife und fing an mich auszuziehen.

Als Shaddy das Licht auslöschte und auf die zweite Stufe trat, glitt er aus und fiel mit großem Krach die Treppe herunter. Mein Bett stand dicht an der Tür, und ich war im Augenblick herausgesprungen, öffnete die Tür und half ihm mit unzusammenhängenden Ausrufen des Mitgefühls wieder auf.

„Ich habe mir die Hüfte zerschlagen“, meinte er und betastete sich. Er konnte sich diesen Sturz nicht erklären.

Ich grinste lautlos, als ich die Treppe heraufging, wischte mit meinem Taschentuch die Stufe ab und legte mich mit unterdrücktem Kichern über meinen erfolgreichen Streich wieder ins Bett. Er hatte nur das bekommen, was er reichlich verdiente.

Schließlich war das lange Semester zu Ende. Die Prüfung fand statt, und Stackpole war sicher, daß ich den zweiten Preis bekommen würde. „Ich glaube,“ sagte er mir, „daß dir der zweite Preis lieber wäre als der erste, nicht wahr?“ – „Bedeutend lieber“, erwiderte ich gedankenlos.

„Warum?“ drang er in mich, „warum?“ Ich hielt mich gerade noch zurück, sonst würde ich ihm den wahren Grund verraten haben. „Du hast viel mehr Chancen, den Preis zu gewinnen,“ sagte er schließlich, „als es sich irgendeiner von ihnen träumen läßt.“

Nach den Prüfungen kamen die gymnastischen Übungen, die mich mehr interessierten als diese verdammten Studien. Ich

gewann zwei erste Preise und Jones vier, aber ich sicherte mir fünfzehn zweite Preise, was einen Rekord darstellte, denn meinem Alter nach gehörte ich noch in die Unterschule.

Ich war mir des Geheimnisses meines Erfolges vollkommen bewußt, und seltsamerweise beeinträchtigte es mein Selbstgefühl, statt es zu stärken. Ich hatte gesiegt, aber nicht durch natürliche Vorteile, sondern durch Willenskraft und Übung. Ich wäre viel stolzer gewesen, wenn ich durch natürliche Gaben gewonnen hätte. Da war zum Beispiel ein Knabe namens Reggie Miller, der mit sechzehn Jahren fünf Fuß zehn maß, während ich noch nicht einmal fünf Fuß hatte. Was ich auch tun mochte, er konnte höher springen als ich, obwohl er nur bis zur Kinnhöhe sprang, während ich über eine Stange in meiner Kopfhöhe springen konnte. Ich glaube, daß Reggie mich bei fleißiger Übung noch mehr übertroffen hätte. Ich sollte es noch im Leben lernen, daß ein auf den Erfolg gerichteter Wille mehr bedeutet als ein natürlicher Vorteil. Aber diese Lehre war mir noch vorbehalten. Von Anfang an schlug ich die Heerstraße zum Erfolge ein, indem ich meinen Willen sogar mehr als meinen Körper stärkte. So wird jedes Hindernis einer natürlichen Unzulänglichkeit bei einem mutigen Menschen zu einem Vorteil im Leben, während jede natürliche Begabung zum Hindernis wird. Die Sprachschwierigkeit des Demosthenes, die er zu überwinden suchte, machte ihn zum größten aller Oratoren.

Schließlich kam der letzte Tag heran, und um 11 Uhr sammelte sich die ganze Schule mit den Gästen und Freunden, um die Ergebnisse der Prüfungen und hauptsächlich die Verteilung der Preise zu hören. Die meisten Knaben schlichen um die schwarze Tafel herum, auf der die offiziellen Zahlen standen, ich hielt mich jedoch fern, bis mir ein kleiner Bub scheu sagte: „Du bist der Erste in deiner Klasse, und du kannst sicher sein, daß du versetzt wirst."

Es stimmte, aber es machte auf mich keinen Eindruck. Ein Cambridgeprofessor war höchst persönlich angekommen, um die Ergebnisse der Mathematikprüfung zu verkünden.

Er hielt uns eine lange Rede über die große Schwierigkeit des Entschlusses, denn beide Knaben waren sich fast vollkommen gleich. Er wäre sogar im Begriff gewesen, den ersten Preis Nr. 9 zu erteilen (meine Nummer) statt Nr. 1, wenn er bloß nach der Arbeit zu urteilen hätte, aber nachdem er herausgefunden hatte, daß der eine Knabe noch nicht fünfzehn Jahre alt war, während

der andere achtzehn zählte, also im Universitätsalter stand, neigte er zu der Ansicht des Direktors, dem älteren den ersten Preis zu verleihen, denn der jüngere würde ihn sicher im nächsten Jahre bekommen, und selbst im nächsten Jahre wäre er noch zu jung für die Universität. Er erteilte daher Gordon den ersten und Harris den zweiten Preis zu. Gordon stand auf und verneigte sich dankend, während die ganze Schule in jubelnden Beifall ausbrach. Dann rief der Examinator meinen Namen. Ich hatte die ganze Situation erfaßt. Ich wollte mit soviel Geld wie möglich und so schnell wie möglich von da wegkommen. Es hieß jetzt, mich möglichst unbeliebt zu machen. Ich stand daher auf, dankte dem Examinator, sagte, ich hätte keinen Zweifel an der Gerechtigkeit seines Ausspruchs, fügte jedoch hinzu, daß, wenn ich gewußt hätte, daß das Ergebnis vom Alter bestimmt werden würde, ich mich nie zur Prüfung gemeldet hätte. Unter diesen Umständen würde ich es nie wieder tun.

Die Sensation, die meine kleine Rede hervorrief, war tausendmal größer, als ich es erwartet hatte. Atemloses Schweigen! Man saß wartend da. Der Professor aus Cambridge drehte sich zu dem Schuldirektor um und sprach mit ihm sehr ernsthaft mit offensichtlicher Verärgerung und stand wieder auf.

„Ich muß sagen," begann er, „ich wollte sagen," wiederholte er sich, „daß ich das größte Mitgefühl für Harris empfinde. Ich war noch nie in einer so peinlichen Lage. Ich muß daher die ganze Verantwortung dem Schuldirektor überlassen. Ich kann leider nichts tun." Und er setzte sich dann wieder höchst verärgert hin.

Der Doktor stand auf und hielt eine lange, hypokritische Rede. Es sei einer dieser schwierigen Entschlüsse, zu denen man manchmal im Leben gezwungen ist. Er sei der allgemeinen Zustimmung sicher, da er sich bemüht habe, gerecht zu handeln. Er würde es, so weit es geht, an dem jüngeren Schüler gutmachen. Er würde ihm im nächsten Jahre das Stipendium mit einem ebenso freudigen Herzen zuerteilen, wie er ihm heute den Scheck gab. Und er schwenkte das Papier in der Luft.

Die Lehrer riefen mich, und ich ging auf das Podium und nahm den Scheck mit einem freudigen Lächeln entgegen, und als der Cambridger Professor mir die Hand reichte und sich noch entschuldigen wollte, flüsterte ich scheu: „Ich bin ganz froh, Herr Professor, daß Sie es so entschieden haben." Er lachte laut auf, legte den Arm um meine Schulter und sagte:

„Ich bin Ihnen sehr verbunden. Sie verstehen es, mit Anstand zu verlieren, ich hätte eigentlich sagen sollen, zu gewinnen. Sie scheinen mir ein beachtenswertes Kerlchen zu sein. Sind Sie wirklich noch nicht sechzehn?“

Ich nickte lächelnd, und die Preisverteilung ging ohne weiteren Zwischenfall vor sich, nur als ich auf dem Podium erschien, um mir den Klassenpreis zu holen, lächelte er mir freundlich zu und gab das Zeichen zum Beifall.

Ich habe den ganzen Vorfall ausführlich beschrieben, denn er ist meiner Ansicht nach für den englischen Wunsch, fair zu sein, bezeichnend. Er ist wirklich der leitende Impuls bei den Engländern, mit dem man rechnen kann, und soweit meine Erfahrung reicht, ist er in ihnen vielleicht stärker als in irgendeiner anderen Rasse. Wenn ihre religiöse Heuchelei, ihre kindischen Konventionen und in erster Linie ihr unwahrscheinlicher Snobismus nicht wäre, würde sie ihre Liebe für das fair play allein zu den würdigsten Führern der Menschheit machen. Ich fühlte es schon als Knabe so klar, wie ich es heute sehe.

Ich wußte nun, daß der Weg mir offen stand. Am nächsten Morgen meldete ich mich bei dem Direktor. Er war sehr entgegenkommend. Ich tat jedoch beleidigt und enttäuscht. „Mein Vater“, sagte ich, „rechnet auf meinen Erfolg, und ich möchte ihn sehen, bevor er die schlechte Nachricht von irgend jemand anderem hört. Würden Sie mir, bitte, das Geld für meine Reise geben und mich heute schon fahren lassen? Es ist mir nicht sehr angenehm, jetzt hier zu sein.“

„Es tut mir leid,“ sagte der Doktor (und ich glaube, daß es ihm leid tat), „ich werde selbstverständlich alles tun, um deine Enttäuschung zu erleichtern. Es traf sich sehr unglücklich, aber du darfst nicht niedergeschlagen sein. Professor S. sagt, daß deine Zeugnisse dir den Erfolg im nächsten Jahre sichern, und ich – ich will alles tun, was in meiner Macht steht, um dir zu helfen.“

Ich verneigte mich. „Ich danke Ihnen, Herr Direktor. – Könnte ich heute abreisen? Es gibt um die Mittagszeit einen Zug nach Liverpool.“

„Selbstverständlich, wenn du willst, werde ich sofort den Auftrag geben.“ Und er wechselte mir auch den Scheck für zehn Pfund ein mit der Bemerkung, daß das Geld eigentlich für Bücher bestimmt wäre, aber daß es wohl nicht so ernst damit gemeint sei.

Um die Mittagszeit saß ich im Zug nach Liverpool mit fünfzehn

Pfund in der Tasche – fünf Pfund betrug mein Reisegeld nach Irland. Ich zitterte vor freudiger Erregung. Endlich kam ich in die wirkliche Welt hinaus und konnte leben, wie es mir gefiel. Ich spürte kein Bedauern, keinen Abschiedskummer, war von farbigen Hoffnungen und glücklichen Ahnungen erfüllt.

Sobald ich nach Liverpool gelangte, fuhr ich zum Adelphi-Hotel, sah mir die Dampfer an und fand bald, daß ein Schiff nur vier Pfund für die Zwischendecküberfahrt nach Newyork verlangte, und stellte zu meiner Freude fest, daß dieser Dampfer schon am nächsten Tage um zwei Uhr abfahren würde. Um vier Uhr hatte ich schon meine Überfahrt bezahlt. Der Beamte sagte etwas über Bettzeug, aber ich hörte gar nicht zu; denn als ich in das Bureau eingetreten war, sah ich ein Theaterplakat der „Zwei Rosen", eines romantischen Dramas, das an diesem Abend gespielt wurde. Ich entschloß mich, mir ein Billett zu kaufen und hinzugehen. Man stellt sich kaum vor, welchen Mut das erforderte, mehr als ich brauchte, mich von allem, was mir lieb und teuer war, loszulösen und nach Amerika zu gehen, denn mein Vater war ein Erzpuritaner und bezeichnete das Theater als „eine offene Tür zur Hölle".

Ich hatte jeden Glauben an Hölle oder Himmel verloren, aber kalte Schauer rannen mir den Rücken herunter, und in den nächsten vier Stunden war ich wiederholt entschlossen, das Billett verfallen zu lassen. Vielleicht hatte mein Vater doch recht? Die Angst überfiel mich wie ein Schwindelgefühl von Schwäche.

Und doch saß ich auf meinem Platz, als der Vorhang hochging, und saß drei Stunden wie verzaubert da. Es war eine gewöhnliche, romantische Liebesgeschichte, aber die Heldin war wunderschön, liebevoll und treu; und ich verliebte mich in sie auf den ersten Blick. Als das Stück zu Ende war, kam ich auf die Straße mit dem festen Entschluß, mich für eine solche Frau wie die Heldin rein zu halten. Keine Morallehre, die ich vorher oder seither bekam, kann mit dieser ersten Theatervorstellung verglichen werden. Die Wirkung hielt monatelang an. Die Prediger mögen diese Tatsache in Ruhe verdauen.

Am nächsten Morgen aß ich ein gutes Frühstück im Adelphi-Hotel und war vor zehn an Bord des Schiffes, verstaute meinen Koffer, postierte mich neben meiner Schlafstelle, die mit Kreide auf Deck eingezeichnet war. Um die Mittagszeit machte der Doktor die Runde, ein junger, groß gewachsener Mensch mit non-

chalanten Manieren, rötlichem Haar, römischer Nase und einem höchst unkonventionellen Benehmen.

„Wessen Schlafstelle ist dies?“ fragte er, auf meinen Schlafplatz hinweisend.

„Meine“, erwiderte ich.

„Sagen Sie Ihrem Vater oder Ihrer Mutter,“ sagte er kurz und bündig, „daß Sie eine solche Matratze haben müssen wie diese.“ Und er wies auf eine hin, „und auch zwei Decken“, fügte er hinzu.

„Ich danke Ihnen“, sagte ich und zuckte die Achseln über seine Einmischung. In einer Stunde kam er wieder.

„Warum ist hier noch immer keine Matratze?“ fragte er.

„Weil ich sie nicht brauche“, erwiderte ich.

„Sie müssen sie haben“, schnauzte er mich an. „Es ist Vorschrift, verstehen Sie?“ Und er hastete weiter in seiner Inspektion. In einer halben Stunde war er wieder da.

„Sie haben noch immer keine Matratze“, schimpfte er los.

„Ich brauche keine“, erwiderte ich.

„Wo ist Ihr Vater oder Ihre Mutter?“

„Hab' ich nicht!“

„Wie kann man solche Kinder wie Sie allein nach Amerika gehen lassen?“ schrie er, „wie alt sind Sie?“

Ich war wütend auf ihn, weil er mir hier vor allen Leuten meine Jugend vorwarf. „Was kümmert Sie das? Sie sind – Gott sei Dank – nicht für mich verantwortlich!“

„Ich bin's doch,“ erwiderte er, „bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Gehen Sie wirklich ganz allein nach Amerika?“

„Ja“, gab ich unwillig zurück.

„Was wollen Sie dort tun?“ war seine nächste Frage.

„Was gerade vorkommt“, antwortete ich.

„Hm,“ brummte er, „ich muß mich darum kümmern!“

Zehn Minuten später kam er wieder zurück. „Kommen Sie mit“, sagte er, und ich folgte ihm in seine Kabine, eine bequeme Offizierskabine, mit einer guten Schlafkoje rechts und einem Sofa gegenüber.

„Sind Sie wirklich allein?“ fragte er.

Ich nickte, denn ich hatte ein wenig Angst, er könnte meine Fahrt verhindern, und ich beschloß, so wenig wie möglich zu sagen.

„Wie alt sind Sie?“ war seine nächste Frage.

„Sechzehn“, log ich drauf los.

„Sechzehn?“ wiederholte er. „Sie sehen nicht so aus. Aber nach

Ihrer Sprache zu urteilen, müssen Sie eine gute Erziehung genossen haben." Ich lächelte, denn ich hatte schon die ganze Dummheit der Bauern im Zwischendeck erfaßt.

„Haben Sie Freunde in Amerika?" fragte er.

„Warum fragen Sie mich aus? Ich habe meine Überfahrt bezahlt und tue keinem was zuleide."

„Ich will Ihnen helfen," sagte er, „wollen Sie hierbleiben, bis wir abfahren und ich etwas mehr Zeit habe?"

„Gern," erwiderte ich, „ich würde viel lieber hier sein als mit diesem ganzen Gesindel. Und wenn Sie mir erlauben, Ihre Bücher zu lesen . . ."

Ich hatte bemerkt, daß zwei kleine Bücherschränke zu beiden Seiten des Waschtisches untergebracht waren und kleinere Bücher und Bilder herumlagen.

„Selbstverständlich", erwiderte er und öffnete die Tür des Bücherschränkchens. Ein Band Macaulay sprang mir in die Augen.

„Ich kenne seine Gedichte", sagte ich, als ich sah, daß das Buch seine Essays enthielt und in Prosa geschrieben war. „Ich möchte dies gern lesen."

„Dann schießen Sie los," sagte er lächelnd, „in ein paar Stunden bin ich zurück."

Als er zurückkam, fand er mich zusammengerollt auf seinem Sofa, in selige Märchenstimmung eingesponnen. Ich hatte gerade den Essay über Clive zu Ende gelesen und war atemlos. „Gefällt es Ihnen?" fragte er. – „Das sollt' ich meinen, es ist sogar besser als seine Gedichte." Und plötzlich schloß ich das Buch und begann zu rezitieren.

„Mit allen seinen Fehlern, die weder gering noch unbedeutend waren, schien nur eine Begräbnisstätte würdig, seine sterblichen Überreste aufzunehmen . . ."

Der Doktor nahm mir das Buch aus der Hand. „Rezitieren Sie aus Clive?" fragte er.

„Ja," erwiderte ich, „aber der Essay über Warren Hastings ist ebenso gut." Und ich begann von neuem.

„Er sah wie einer der Großen aus, man hätte ihn nie für einen schlechten Menschen halten können. Eine kleine, eingetrocknete Gestalt und doch mit einer Würde der Haltung, die neben dem ganzen Respekt vor dem Gericht die Gewohnheit der Selbstbeherrschung und Selbstachtung verriet. Eine hohe, intellektuelle Stirn, Augenbrauen versonnen und doch nicht düster

zusammengezogen, ein Mund von unbeugsamer Entschlußkraft, ein Gesicht, auf dem es so klar wie unter dem großen Bilde in dem Ratssaal zu Kalkutta geschrieben stand: Mens aequa in arduis. So sah der große Prokonsul aus, der sich seinen Richtern stellte."

„Haben Sie das alles auswendig gelernt?" rief der Doktor lachend.

„Ich brauche so etwas nicht zu lernen", erwiderte ich. „Es genügt mir, es einmal durchzulesen."

Er starrte mich an.

„Ich sehe jetzt, wie recht ich hatte, daß ich Sie hierher brachte. Ich wollte Ihnen eine Kabine auf dem Passagierdeck verschaffen, aber es gab da keine. Wenn Sie sich mit diesem Sofa begnügen wollen, sage ich dem Steward, er soll hier für Sie ein Bett machen."

„Wie gut Sie sind," rief ich aus, „darf die ganzen Bücher lesen?" – „Alles, was Ihnen gefällt, und ich glaube, Sie werden einen möglichst guten Gebrauch davon machen."

Das Ergebnis war, daß er in einer Stunde einen Teil meiner Geschichte mir entlockt hatte und wir uns sehr anfreundeten. Er hieß Keogh. „Selbstverständlich ist er ein Ire", sagte ich mir, als ich mich schlafen legte. „Kein anderer würde sonst so nett sein."

Man wird glauben, daß ich mit meinem Gedächtnis prahle. Es ist nicht der Fall. Swinburnes Gedächtnis hauptsächlich für Poesie war viel, viel besser als das meine, und ich habe meine Gabe später bedauert, denn ein gutes Gedächtnis hindert einen am selbständigen Denken. Ich werde noch einmal auf diese Ansicht zurückkommen, denn ich glaube, daß alles Originelle, was ich in mir haben mag, auf das Fehlen von Büchern zurückzuführen ist. Ein gutes Gedächtnis und Bücher in erreichbarer Nähe sind die beiden größten Gefahren der Jugend und bilden an sich eine furchtbare Fessel. Aber das gute Gedächtnis ist wie alle andern Talente ein erfreuliches Mittel, einem unter den Denkfaulen Freunde zu verschaffen, hauptsächlich, wenn man sehr jung ist.

Nun ging Dr. Keogh herum und erzählte Wunder von meinem Gedächtnis und meiner deklamatorischen Begabung, bis sich einige Passagiere der ersten Klasse für den merkwürdigen Schulknaben zu interessieren anfingen. Ich wurde daher eines Abends gebeten, im Salon zu rezitieren, worauf man eine Sammlung für mich veranstaltete · Von der eingegangenen Summe bezahlte

man eine Überfahrt erster Klasse, und es blieben mir noch zwanzig Dollar zurück. Außerdem bot sich ein alter Herr an, mich zu adoptieren, aber ich war nicht dazu einen Vater losgeworden, um mir einen zweiten auf den Hals zu laden. Und so hielt ich mich von ihm fern, soweit es ging.

Aber hier greife ich schon wieder meiner Geschichte voraus. Am zweiten Abend auf Deck wurde die See unruhig, und die meisten Menschen wurden seekrank. Dr. Keogh wurde aus seiner Kabine herausgerufen, und während er weg war, klopfte jemand an die Tür. Ich öffnete und fand mich einem hübschen Mädel gegenüber.

„Wo ist der Doktor?" fragte sie. Ich sagte ihr, daß er zu einem Passagier gerufen wurde.

„Sagen Sie ihm, wenn er zurückkommt, daß Jessie Kerr, die Tochter des Oberingenieurs, ihn sehen möchte."

„Ich werde ihn holen, Fräulein Jessie, wenn Sie wollen," meinte ich, „ich weiß, wo er ist."

„Es ist nicht so wichtig", erwiderte sie. „Aber ich fühle mich etwas schwindlig, und er sagte mir, er wüßte ein Mittel dagegen."

„Frische Luft ist das beste Mittel", meinte ich. „Der Wind bläst Ihnen alles weg. Sie werden wie ein Murmeltier schlafen, und morgen geht es Ihnen ganz gut. Kann ich Sie aufs Deck begleiten?" Sie willigte gern ein, und zehn Minuten später gab sie zu, daß die leichten Übelkeiten in dem scharfen Winde verflogen waren. Während wir am spärlich beleuchteten Deck auf und ab gingen, mußte ich sie von Zeit zu Zeit stützen, denn das Schiff rollte ein wenig unter dem südwestlichen Winde. Jessie erzählte mir einiges über sich selbst, daß sie nach Newyork ging, um einige Monate bei einer älteren, verheirateten Schwester zu verbringen, als Entgelt bekam sie meine ganze Geschichte zu hören und konnte kaum glauben, daß ich nur sechzehn Jahre alt war. Mit sechzehn Jahren hätte sie es nie fertiggebracht, ein Gedicht nach dem andern zu deklamieren, wie ich es tat. Sie hielt es für „einfach wunderbar".

Bevor sie herunter ging, sagte ich ihr, sie sei das schönste Mädel an Bord, sie küßte mich und versprach mir, am nächsten Abend zu kommen, um einen Spaziergang zu machen. „Wenn Sie nichts Besseres zu tun haben," sagte sie, als wir uns trennten, „können Sie auf das kleine Promenadendeck der zweiten Klasse kommen, und ich werde einen unserer Leute bitten, uns Sitze in einem Boot zurechtzumachen." Ich war über den Vorschlag begeistert

und verbrachte den nächsten Nachmittag mit Jessie im Achtersitz der großen Barkasse, wo wir sowohl außer Seh- wie Hörweite waren.

Wir lagen nun da in zwei Decken eingehüllt wie in einer Wiege zwischen Himmel und Meer. Der pfeifende Wind verstärkte noch das Gefühl der vollkommenen Einsamkeit. Jessie war ein sehr hübsches Mädel, obwohl etwas klein, mit großen, haselnußbraunen Augen und hellem Teint.

Ich legte meinen Arm um sie und küßte sie, bis sie mir sagte, sie habe nie einen Mann gekannt, der so hungrig auf Küsse war wie ich. Ich empfand es als unerhörte Schmeichelei, daß sie von mir als von einem Manne sprach, und ließ meinen Mund wie verzückt über ihre Augen, ihre Lippen und ihren Leib wandern. Während ich ihre linke Brust streichelte, sagte ich ihr, sie müßte einen herrlichen Körper haben. Ich hielt mit der Hand ihre Knie umspannt, aber sie wehrte mir und sagte:

„Dazu müßten wir erst verlobt sein. Liebst du mich wirklich?"

Ich schwor natürlich alle Eide, aber als sie meinte, sie müßte es ihrem Vater sagen, daß wir verlobt seien und uns heiraten wollten, rannen mir kalte Schauer den Rücken herunter.

„Ich kann noch lange nicht heiraten," meinte ich, „ich muß mir erst eine Existenz schaffen, und ich weiß eigentlich nicht, wie ich es anfangen soll." Aber sie hatte gehört, daß ein alter Herr mich adoptieren wollte, von dem man allgemein behauptete, er sei sehr reich, und selbst ihr Vater schien mich vielversprechend zu finden.

Der nächste Tag war wolkig und regenschwer, aber wir hatten uns schon um zwei Uhr in das Boot geflüchtet, sofort nach dem Mittagessen, und wir hofften, daß uns keiner gesehen hatte. Eine Stunde verging in Zärtlichkeiten und Umarmungen, in Liebesworten und Liebesversprechungen.

Ich fragte Jessie über Newyork und das Haus ihrer Schwester aus, und während wir noch besprachen, wo wir uns treffen sollten, tauchte ein großer Kopf und ein Bart über dem Rand der Barkasse auf, und eine tiefe Stimme mit stark schottischem Akzent sagte: „Ich brauche dich, Jessie, ich suche dich überall."

„Ich komme sofort, Vater", sagte sie.

„Mach' schnell!" ließ sich noch die Stimme vernehmen, während der Kopf verschwand.

„Ich werde ihm sagen, daß wir uns lieben, und er wird nicht

böse sein", flüsterte Jessie. Aber ich hatte meine Zweifel. Ihre Augen lächelten mir über die Schulter zu, und sie eilte weg – mit ihr schien alles Licht verschwunden.

Ich erinnere mich heute noch an die tiefe Enttäuschung, als ich allein im Boote zurückblieb. Also das Leben hatte wie die Schule seine Schattenseiten, und während das Glücksgefühl stärker wurde, waren auch die Nackenschläge heftiger und die Enttäuschungen bitterer. Zum ersten Male in meinem Leben stieg in mir die dunkle Sorge auf, ein herzaufwühlender Verdacht, daß alles Schöne und Freudige im Leben bezahlt werden müsse. Ich versuchte die Angst zu verscheuchen. Wenn man zahlen mußte, dann würde ich zahlen, schließlich kann man einem die Erinnerung an die Seligkeit nicht wegnehmen, während der Kummer sich verflüchtigt. Und an diesem Glauben halte ich bis zum heutigen Tage fest.

Am nächsten Tage bekam ich eine Kabine mit einem siebzehnjährigen englischen Seekadetten, der zu seinem Schiff nach Westindien herausfuhr, zugewiesen. William Ponsonby war kein schlechter Kerl, aber er sprach nur von Frauen von früh bis spät. Er behauptete, daß Negerinnen ihm besser gefielen als weiße Frauen, denn sie seien viel leidenschaftlicher. Er erzählte mir, daß er ein Verhältnis mit einem Fräulein Le Breton, einer Gouvernante, die nach Pittsburg ging, anknüpfen wollte. Ponsonby öffnete nie ein Buch und war erstaunlich ungebildet. Er schien sich für nichts zu interessieren, was nicht mit Erotik zusammenhing. Er stellte mich an dem Abend Fräulein Le Breton vor. Ich sah zu meiner Verwunderung eine schöne, blonde Frau mit blauen Augen, und aus der Art, wie sie Ponsonby ansah, merkte ich, wie verliebt sie in ihn war. Er war etwas mehr als mittelgroß, kräftig und von gleichmütigem Wesen, und das war alles, was ich in ihm sehen konnte.

Jessie mied mich den ganzen Abend hindurch, und als ich ihren Vater auf Oberdeck traf, blickte er mich finster an und ging wortlos an mir vorbei. Ich erzählte Ponsonby meine Geschichte, und er versprach mir, einen Matrosen aufzutreiben, der Jessie einige Worte von mir übermitteln würde. Er schlug auch vor, daß wir am Nachmittage die Kabine abwechselnd benutzen sollten. Er wollte sie schon für den nächsten Nachmittag haben, und wir vereinbarten, daß, wenn einer von uns die Tür geschlossen finden sollte, er seinen Kameraden nicht stören würde. Ich ging auf

alles mit Begeisterung ein und legte mich voll Hoffnungsfieber ins Bett. Würde Jessie den Zorn ihres Vaters auf sich nehmen, um zu mir zu kommen? Vielleicht! Ich wollte ihr jedenfalls schreiben und sie darum bitten. In einer Stunde kam der Matrose mit folgender Antwort zurück: „Liebster! Vater ist wütend. Wir müssen in den nächsten Tagen sehr vorsichtig sein. Sobald es geht, komme ich! – Deine Jessie."

An diesem Nachmittag kam ich an die Tür unserer Kabine, ohne an mein Abkommen mit Ponsonby zu denken, und fand sie verschlossen. Ich erinnerte mich sofort an unsere Abmachung und machte mich ganz leise von dannen. War er schon so schnell zum Ziele gelangt? Mein Herz klopfte bei dem Gedanken. An diesem Abend konnte Ponsonby seinen Erfolg nicht verheimlichen, aber da er mir Details von seiner Geliebten erzählte, vergab ich es ihm.

„Sie hat den schönsten Körper, den ich je gesehen habe," erklärte er, „und sie ist ein so liebes Mädel. Sie will, daß ich sie heirate, aber ich kann ja noch nicht. Wenn ich reich wäre, würde ich wirklich bald heiraten. Es ist besser, als sich irgendeiner Ansteckung auszusetzen." Und er fuhr fort, mir über einen seiner Kollegen zu erzählen, der sich bei einer Negerin mit Syphilis angesteckt hatte.

„Er hatte es drei Monate lang nicht bemerkt," erzählte Ponsonby, „bis er ganz durchseucht war. Seine Nase war ganz zerfressen, und der arme Teufel wurde nach Hause geschickt. Diese schwarzen Weiber sind alle mehr oder minder krank – eine schmierige Bande." Sein erotischer Kummer interessierte mich nicht, denn ich hatte mich entschlossen, nie, unter keinen Umständen, zu einer Prostituierten zu gehen.

Ich hatte einige solcher ungewöhnlichen Entschlüsse an Bord des Schiffes gefaßt, die ich hier in Kürze einfügen möchte. Ich hatte mich erstens entschlossen, jede Arbeit, die man mir überließ, so gut zu machen, wie es in meinen Kräften stand, damit keiner, der nach mir kam, sie besser machen sollte. Ich hatte im letzten Semester in der Schule erfahren, daß, wenn man sich einer Sache mit ganzer Seele hingab, man sie auch sehr schnell und gründlich lernte. Noch bevor es zur Probe kam, war ich sicher, daß meine erste Beschäftigung mir den Erfolg bringen würde. Ich hatte Männer an der Arbeit gesehen und wußte, daß es leicht sein würde, sie zu schlagen. Ich wartete nur zu gespannt

auf die Probe. Ich erinnere mich an einen Abend, an dem ich vergeblich auf Jessie gewartet hatte, und kurz bevor ich ins Bett ging, kletterte ich bis zum Bug des Schiffes, wo man allein mit Himmel und See war, und schwor mir den großen Eid, wie ich es in meiner romantischen Phantasie nannte: alles, was ich unternahm, bis zur äußersten Anspannung aller Kräfte zu leisten.

Wenn ich je einen Erfolg im Leben hatte oder irgendeine gute Arbeit leistete, so war es größtenteils auf diesen Entschluß zurückzuführen.

Meine Gedanken konnten sich nicht von Jessie trennen. Wenn ich sie mir aus dem Kopf schlagen wollte, bekam ich entweder von ihr einige Zeilen, oder Ponsonby bat mich, ihm die Kabine für den ganzen Tag zu überlassen. Schließlich bat ich sie voller Verzweiflung um ihre Adresse in Newyork, denn ich hatte Angst, sie für immer in diesem Strudel zu verlieren. Ich fügte hinzu, daß ich allein in meiner Kabine auf sie warten würde.

An diesem Tage kam sie nicht, und der alte Herr, der mich adoptieren wollte, bemächtigte sich meiner und erzählte mir, er sei Bankier und würde mich in die Harvard-Universität in der Nähe von Boston schicken. Nach dem, was ihm der Doktor von mir gesagt hatte, hoffte er Großes von mir. Er war wirklich gütig und gab sich die größte Mühe, aber er hatte keine Ahnung, daß mein Streben darauf hinausging, mich selbst durchzusetzen, meine eigene hohe Meinung von meinen Kräften im offenen Lebenskampfe zu rechtfertigen. Ich wollte keine Hilfe, und ich vertrug seine Gönnermiene nicht.

Am nächsten Tage klopfte es leise an der Tür, und Jessie flüchtete sich atemlos in meine Arme. „Ich kann nur einen Augenblick bleiben", rief sie. „Vater ist furchtbar. Er sagt, du bist noch ein Kind. Er will nicht, daß ich mich verlobe, und er beobachtet mich von früh bis spät. Ich konnte jetzt nur wegkommen, weil er in den Maschinenraum gegangen war."

Während sie sprach, hatte ich die Kabinentür verschlossen.

„Ich muß gehen," rief sie, „ich muß wirklich. Ich kam nur, um dir meine Adresse in Newyork zu geben. Hier ist sie." Und sie gab mir das Papier, das ich in die Tasche steckte. Ich umarmte sie, küßte sie in atemlosem Entzücken. Ihre Augen flatterten und verdrehten sich. Einen Augenblick später versuchte sie, sich meiner Umarmung zu entwinden.

„Wirklich, Lieber, ich habe eine solche Angst. Er könnte kom-

men und Krach schlagen – ich würde sterben vor Scham. Bitte, laß mich gehen! Wir haben ja so viel Zeit in Newyork." – Aber ich konnte es nicht ertragen, sie gehen zu lassen. Ich preßte sie noch fester an mich. Plötzlich sah ich die Angst in ihren Augen aufsteigen, die mir so lieb geworden waren.

Ich ließ sie los. „Du bist so lieb, Jessie," sagte ich, „wer kann dir etwas verweigern. Dann in Newyork! Aber gib mir jetzt noch einen langen, langen Kuß!"

Sie gab mir ihren Mund, und ihre Lippen wurden sofort heiß: ich habe damals gelernt, daß, wenn die Lippen eines Mädchens heiß werden, sie für die Umarmung bereit ist – – –

## KAPITEL V

# DIE GROSSE NEUE WELT

Ein verstohlener Kuß und eine flüchtige Umarmung, als wir uns auf Deck nachts trafen, war alles, was ich von Jessie für den Rest der Reise bekam. Eines Abends sah man auf dem Lande Lichter flackern, die Passagiere strömten in Scharen auf das Deck, das Schiff verlangsamte seine Fahrt. Die Kabinenpassagiere gingen dann wieder wie gewöhnlich nach unten, aber Hunderte von Emigranten saßen wach wie ich und beobachteten, wie die Sterne den Himmel herunterglitten und das Morgendämmern schließlich mit silbernem Leuchten und verblüffenden Offenbarungen heraufkroch. Ich erinnere mich noch an den Schauer, den ich empfand, als ich die großen Wasserwege dieses landumschlossenen Hafens sah, den Long-Island-Sund von der einen Seite, wie ein Meer ausgestreckt, den herrlichen Hudson-River mit seinen Palisaden auf der andern, während sich vor mir der East-River fast ein Meile breit auftat. Welch ein Eintritt in eine neue Welt! Ein herrlicher und sicherer Ozeanhafen, der auch eine Sammelstelle der großen Wasserwege ins Land hinein bildete.

Man konnte sich keine schönere Lage für eine Welthauptstadt ausdenken. Ich war durch die feierliche Größe bezaubert, die offensichtliche Bestimmung dieser Königin-Stadt der Gewässer.

Man zeigte mir die Old Battery, Governor's Island, das Gefängnis und die Brücke, die man nach Brooklyn baute. Plötzlich ging Jessie mit ihrem Vater am Arme an mir vorbei und warf mir einen leuchtenden, haftenden Blick versprechender Liebe zu.

Ich erinnere mich an nichts mehr, bis wir gelandet waren und der alte Bankier kam, um mir zu sagen, daß er meinen Koffer aus der H.-Abteilung herausnehmen ließ, um ihn unter S zwischen sein Gepäck zu verstauen.

„Wir werden in dem Fifth Avenue Hotel am Madison Square

wohnen. Es wird uns dort gut gehen." Und er lächelte mich selbstzufrieden an. Ich lächelte ebenfalls und dankte ihm, aber ich hatte nicht die geringste Absicht, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich ging auf das Schiff zurück und dankte Dr. Keogh von ganzem Herzen für seine Güte. Er gab mir seine Adresse in Newyork, und ich erfuhr von ihm, daß, wenn ich den Schlüssel von meinem Koffer behielte, keiner an ihn herangehen konnte. Er würde auf dem Zolldepot liegen bleiben, bis ich ihn abholte.

In einer Minute war ich wieder in dem langen Schuppen im Dock und wanderte fast bis zum Ende, bis ich auf eine Treppe stieß. „Ist dies der Weg in die Stadt?" fragte ich, und ein Mann erwiderte: „Jawohl!" Ich warf noch einen schnellen Blick im Kreise herum, um zu sehen, ob ich nicht beobachtet wurde, rannte im Augenblick die Treppen herunter und stand auf der Straße. Ich lief dann geradeaus an zwei oder drei Querstraßen vorbei und erfuhr auf meine Frage, daß die Fifth Avenue vor mir läge. Als ich auf der Fifth Avenue war, begann ich freier zu atmen. „Keine Väter mehr für mich!" Der alte Graubart, der mir lästig war, fiel ohne Bedauern dem Vergessen anheim. Heute weiß ich, daß er eine bessere Behandlung verdient hatte. Vielleicht hätte ich wirklich besser getan, wenn ich seine gütige, großzügige Hilfe angenommen hätte, aber ich versuche hier die bloße ungeschminkte Wahrheit zu schildern und muß daher sagen, daß die Zuneigung der Kinder viel geringer ist, als sich die meisten Eltern vorstellen. Nicht einen einzigen Gedanken verschwendete ich auf meinen Vater, hatte selbst nach meinem Bruder Vernon, der immer so gut zu mir gewesen war und meiner übermäßigen Eitelkeit Vorschub leistete, keine Sehnsucht. Das neue Leben rief mich. Ich bebte in Erwartung und Hoffnung.

Auf der Fifth Avenue sah ich den großen Platz und das Fifth Avenue Hotel, aber ich grinste nur und hielt mich rechts, bis ich den Central Park erreichte. Dort in der Nähe – ich kann mich nicht genau erinnern wo, aber ich glaube, es muß dort gewesen sein, wo heute das Plaza Hotel steht – war ein kleines Holzhaus mit einem niedrigen Hintergebäude an der andern Ecke des Bauplatzes. Während ich da hineinstarrte, kam eine Frau mit einem Eimer heraus und ging zum Hinterhaus herüber. In einigen Augenblicken kehrte sie zurück und sah mich über den Zaun gucken.

„Können Sie mir, bitte, etwas zu trinken geben?" fragte ich.

„Gern", erwiderte sie mit einem starken irischen Akzent. „Kommen Sie nur herein." Und ich folgte ihr in die Küche.

„Sie sind irisch", sagte ich und lächelte ihr zu. „Das bin ich," sagte sie, „wie haben Sie das erraten?" – „Weil ich auch in Irland geboren bin." – „Ist nicht möglich!" rief sie pathetisch aus, mehr aus Freude, als um mir zu widersprechen. „Ich bin in Galway geboren", fuhr ich fort. Sie wurde sehr lieb zu mir, goß mir warme Kuhmilch ein, und als sie hörte, daß ich nicht gefrühstückt hatte, und sah, wie hungrig ich war, drängte sie mich, zu essen, setzte sich zu mir und hörte bald meine ganze Geschichte oder jedenfalls genug davon, um immer wieder in laute Verwunderungsschreie auszubrechen.

Sie erzählte mir ihrerseits, wie sie Mike Mulligan geheiratet hatte, einen Hafenarbeiter, der gut verdiente und ein guter Mann war, aber hier und da einen Tropfen über den Durst trank, wie es oft bei einem Manne der Fall ist, der in den Kneipen verführt wird. Diese Kneipen waren, wie ich von ihr erfuhr, der Ruin für die besten Iren, die „doch die gutmütigsten Männer sind" . . . Und das heimatlich anmutende Gespräch floß in bezaubernder Weise fort.

Als das Frühstück vorbei war und sie alles abgeräumt hatte, stand ich auf und bedankte mich, um wegzugehen, aber Frau Mulligan wollte nichts davon wissen. „Sie sind ein Kind", sagte sie, „und kennen Newyork nicht. Es ist ein furchtbarer Ort. Sie müssen warten, bis Mike nach Hause kommt und –"

„Aber ich muß mir irgendwo eine Unterkunft suchen," sagte ich, „ich habe Geld."

„Sie werden hier schlafen," unterbrach sie mich ganz entschieden, „und Mike wird Sie schon auf die Beine stellen. Er kennt Newyork wie seine eigene Tasche, und Sie sind uns willkommen wie Blumen im Mai."

So blieb mir nichts anderes übrig, als dazubleiben und mir alle Schauergeschichten über Newyork anzuhören von „Raufbolden, Messerstechern und Frauenzimmern, die noch schlimmer sind – der Teufel mag sie holen!"

Dann, als die Zeit heranrückte, aß ich mit Frau Mulligan zu Mittag und ging mit ihrer Erlaubnis in den Park. „Sehen Sie zu, daß Sie um sechs zurück sind, sonst schicke ich Mike nach Ihnen aus", fügte sie lachend hinzu.

Ich ging ein wenig im Park auf und ab und dann in die Stadt,

um die Adresse in der Nähe der Brooklyn-Bridge zu suchen, die Jessie mir gegeben hatte. Es war eine häßliche Straße. Ich fand bald das Haus von Jessies Schwester, ging in ein nahe gelegenes Restaurant und schrieb einige Zeilen an meine Liebste, die sie, wenn nötig, auch zeigen konnte, in denen ich meinen Besuch für den Achtzehnten oder die nächsten zwei Tage ankündigte, nachdem das Schiff, in dem wir angekommen waren, seine Rückreise nach Liverpool angetreten hatte. Nach Erledigung dieser Pflicht, die mich alles mögliche für den Achtzehnten, Neunzehnten und Zwanzigsten erhoffen ließ, ging ich nach der Fifth Avenue herüber und schlug dann meinen Rückweg ein. Jedenfalls kostete mich meine jetzige Unterkunft nicht viel.

Als ich am Abend zurückkehrte, wurde ich Mike vorgestellt. Er war ein großer, gut aussehender Ire, der seine Frau für ein Wunder hielt und über alles, was sie tat, entzückt war. „Mary", sagte er, mir zublinzelnd, „ist die beste Köchin der Welt. Und wenn sie nicht mit einem so umspringen würde, sobald man nur einen Tropfen über den Durst getrunken hat, wäre sie die beste Frau auf Gottes Erde. Nun habe ich sie aber so geheiratet und habe es nie bedauert, nicht wahr, Mary?" – „Du hast auch keinen Grund, Mike Mulligan."

Mike hatte am nächsten Morgen nichts Besonderes zu tun, und so versprach er mir, meinen kleinen Koffer vom Zollhaus zu holen. Ich gab ihm den Schlüssel. Er bat mich ebenso inständig wie seine Frau, bei ihnen zu bleiben, bis ich Arbeit gefunden hätte, ich sagte ihnen, wie sehr es mir daran lag, möglichst bald damit zu beginnen, und Mike versprach mir, mit einigen seiner Freunde zu reden, um zu sehen, was sich machen ließ.

Am nächsten Morgen sprang ich um halb sechs aus dem Bett, als ich hörte, daß Mike aufgestanden war, und ging mit ihm die Seventh Avenue herunter, bis er auf den Omnibus stieg. Zwischen halb acht und acht drängte sich ein Strom von Menschen in die Stadt und in die Geschäfte. An vielen Ecken standen Schuhputzer. Ich merkte, daß einer von ihnen allein war, während drei Kunden vor ihm wartend standen.

„Kann ich Ihnen helfen?" fragte ich. Der Schuhputzer sah mich an. „Meinetwegen!" und ich ergriff die Bürsten und machte mich an die Arbeit. Ich war mit den beiden gerade fertig, als er den ersten beendete. Er flüsterte mir zu: „Wir teilen!" als der nächste Mann kam, und zeigte mir, wie man den Polierlappen

benutzt. Ich zog meine Jacke und Weste aus und ging an die Arbeit. In den nächsten anderthalb Stunden hatten wir beide alle Hände voll zu tun. Dann begann das Gedränge ein wenig abzuflauen, ich hatte jedoch schon anderthalb Dollar verdient. Allison, der Schuhputzer, sagte mir dann, er würde mir gern zu denselben Bedingungen Arbeit geben. Ich versprach ihm, zur Stelle zu sein und mir alle Mühe zu geben, solange ich keine andere Arbeit gefunden hatte. Ich hatte drei Shilling verdient, und da ich gefunden hatte, daß man schon für drei Dollar in der Woche Pension bekam, merkte ich, daß ich in knapp zwei Stunden mir meinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die letzte Angst fiel von mir ab.

Mike hatte einen freien Tag, und so kam er zum Mittagessen nach Hause und brachte gute Nachrichten. Man suchte Arbeitskräfte, um unter Wasser in Eisenkästen an der Brooklyn Bridge zu arbeiten, und man zahlte fünf bis zehn Dollar täglich.

„Fünf Dollar?“ rief Frau Mulligan aus. „Es muß gefährlich oder ungesund oder sonst so etwas sein – du willst doch das Kind nicht in so etwas hineinstecken?“

Mike entschuldigte sich sehr; aber die Gefahr, wenn Gefahr da war, reizte mich fast ebenso wie die hohe Bezahlung. Meine einzige Angst war nur, sie würden mich für zu klein oder zu jung halten. Ich hatte Frau Mulligan gesagt, daß ich sechzehn sei, denn ich wollte nicht wie ein Kind behandelt werden. Ich zeigte ihr nun die achtzig Cents, die ich durch Schuhputzen verdient hatte, und sie riet mir, dabeizubleiben und mich nicht durch die Arbeit unter Wasser verlocken zu lassen. Aber die versprochenen fünf Dollar täglich waren für mich ausschlaggebend.

Am nächsten Morgen nahm mich Mike nach der Brooklyn Bridge kurz nach fünf mit, um mit dem Aufseher zu sprechen. Mike wollte man sofort anstellen, aber über mich schüttelte der Aufseher den Kopf. „Lassen Sie's mich versuchen,“ bat ich ihn, „Sie werden sehen, wie gut ich es mache.“ – „Schön,“ sagte er nach einer Pause, „vier Schichten sind bereits mit zu wenig Personal unterwegs, versuchen Sie's!“

Ich habe über die Arbeit und ihre Gefahren ausführlich in meinem Roman „Die Bombe“ erzählt, hier möchte ich nur einige Einzelheiten hinzufügen, um zu zeigen, was die Arbeiter zu leiden hatten.

In dem kahlen Schuppen, in dem wir uns für die Arbeit vor-

bereiteten, erzählte man mir, daß man nicht lange dabeibleiben könne, ohne „Krämpfe“ zu kriegen. Es schien ein konvulsivischer Anfall zu sein, der den Körper zusammenkrümmte und einen manchmal lebenslang zum Invaliden machte. Sie erklärten mir in Kürze die ganze Prozedur. Wir hatten in gewaltigen, glockenförmigen Eisenkästen zu arbeiten, die auf den Grund des Flusses heruntergelassen wurden, vollgepumpt mit komprimierter Luft, um das Hereindringen des Wassers zu verhindern. Oben in einem solchen Kasten befindet sich ein Raum, den man die Materialkammer nennt, in die der herausgeholte Schlamm verstaut wird. Auf der Seite der Caissons ist ein zweiter Raum, Luftsperre genannt, in dem man „komprimiert“ wird. Während die komprimierte Luft einströmt, absorbiert das Blut die Luftgase, bis die Spannung der Gase im Blut gleich der Spannung in der Luft wird. Wenn dieses Gleichgewicht erreicht ist, können die Männer in den Caissons stundenlang arbeiten, ohne Schaden zu erleiden, wenn nur genügend frische Luft hereingepumpt wird. Die schlechte Luft schien an allem schuld zu sein. „Wenn sie nur gute, frische Luft reinpumpen würden, wär's ja ganz in Ordnung! Aber das würde etwas Zeit und Mühe kosten, und Menschenleben sind billiger.“ Ich sah, daß die Männer mich warnen wollten, weil sie mich für zu jung hielten, und ich spielte den Unbekümmerten.

Als wir in die Luftsperre hineinkamen und man einen Lufthahn der komprimierten Luft nach dem anderen aufdrehte, drückten die Männer die Hände an die Ohren, und ich tat bald dasselbe, denn der Schmerz war sehr heftig. Das Trommelfell wird oft dabei eingedrückt und platzt, wenn die komprimierte Luft zu schnell hereinströmt. Ich fand bald heraus, daß die beste Art, dem Druck zu begegnen, darin bestand, Luft zu schlucken und sie ins Mittelohr zu dirigieren, wo sie wie ein Tampon an der Innenseite des Trommelfells wirkte und so den Druck von außen verringerte.

Wir brauchten ungefähr eine halbe Stunde, um komprimiert zu werden, und diese halbe Stunde gab mir manches zu denken. Als die Luft ganz komprimiert war, öffnete sich die Tür der Luftsperre, und wir gingen mit Hacke und Schaufel zur Arbeit auf den Kiesgrund hinaus. Ich bekam heftige Kopfschmerzen. Wir waren unserer sechs, mit entblößtem Oberkörper in der kleinen Eisenkammer arbeitend bei einer Temperatur von mehr als 180° F. In fünf

Minuten strömte der Schweiß in Bächen an uns herab, und dabei standen wir in dem eisigen Wasser, das nur durch den furchtbaren Luftdruck am Steigen verhindert wurde. Kein Wunder, daß man glaubte, vor Kopfschmerzen blind zu werden! Die Männer arbeiteten nicht mehr als zehn Minuten hintereinander. Ich bohrte ohne Pause weiter, entschlossen, mich zu bewähren, um dauernde Arbeit zu bekommen. Nur ein Mann, ein Schwede namens Anderson, arbeitete so schwer wie ich. Ich war sehr froh, als ich fand, daß wir beide zusammen mehr arbeiteten als die vier anderen. Die geleistete Arbeit wurde jede Woche von einem Inspektor geschätzt, wie er mir sagte. Anderson war dem Aufseher bekannt und bekam als Führer unserer Arbeitskolonne die Hälfte des Lohnes als Zuschlag. Er versicherte mir, daß ich so lange bleiben könnte, wie es mir gefiel, er gab mir jedoch den Rat, gegen Ende des Monats aufzuhören, denn es sei zu ungesund. In erster Linie dürfte ich nicht trinken und müßte meine ganze verfügbare Zeit im Freien verbringen. Er war mir gegenüber die Güte selbst wie auch alle andern. Nach einer Arbeit von zwei Stunden gingen wir wieder in die Luftsperre, um langsam dekomprimiert zu werden. Die Pression in unseren Adern mußte allmählich auf den gewöhnlichen Luftdruck gebracht werden. Die Männer begannen sich anzuziehen und reichten eine Flasche Schnaps herum. Aber obwohl ich vor Kälte wie eine nasse Ratte zitterte und mich grenzenlos niedergeschlagen und schwach fühlte, rührte ich den Schnaps nicht an. Im Schuppen oben trank ich mit Anderson eine Tasse heißen Kakao, worauf das Zittern aufhörte und ich bald imstande war, den schweren Nachmittag zu überstehen.

Ich hatte keine Ahnung, daß man sich nach der Dekomprimierung so elend fühlen konnte, aber ich befolgte Andersons Rat und ging ins Freie, sobald es mir gelang, und als ich am Abend zu Hause angekommen war und mich umgekleidet hatte, fühlte ich mich wieder ganz kräftig, aber der Kopfschmerz wollte nicht ganz vergehen, und die Ohrenschmerzen kamen immer wieder, und bis zum heutigen Tage erinnert mich eine leichte Taubheit an diese Arbeitszeit unter Wasser.

Ich ging für eine halbe Stunde in den Central Park. Das erste hübsche Mädchen, dem ich begegnete, erinnerte mich an Jessie. In einer Woche werde ich sie sehen können und ihr sagen, wie ich mich durchschlug. Und ich fühlte, daß sie ihr Versprechen halten würde. Die bloße Hoffnung öffnete mir alle Tore ins Märchenland.

In der Zwischenzeit konnte mir nichts das stolze Bewußtsein nehmen, daß ich mit meinen fünf Dollar den Unterhalt für zwei Wochen an einem Tage verdient hatte. Die Arbeit eines Monats würde ein Jahr lang mein Leben bestreiten.

Als ich zurückkehrte, sagte ich Mulligans, daß ich für meine Unterkunft zahlen wollte: „Ich würde mich wohler fühlen, wenn Sie mich zahlen ließen!" und schließlich gingen sie darauf ein, obwohl Frau Mulligan drei Dollar die Woche für zuviel hielt. Ich war froh, als alles geregelt war und ich früh zu Bett ging, um mich gut auszuschlafen. Drei oder vier Tage lang ging alles ganz gut, aber am fünften oder sechsten Tage sprang uns ein Wasserstrahl entgegen, und wir wurden bis auf die Brust naß, bevor der Luftdruck so erhöht werden konnte, um das steigende Wasser niederzuhalten. Infolgedessen schoß ein furchtbarer Schmerz durch meine beiden Ohren. Ich preßte meine Hände fest heran und saß eine kleine Weile still. Glücklicherweise war die Schicht fast vorbei, und Anderson kam mit mir zum Omnibus. „Es wäre besser, wenn Sie Schluß machen würden. Ich kannte Leute, die dabei taub wurden."

Der Schmerz war furchtbar, aber jetzt nahm er langsam ab, und ich war entschlossen, nicht nachzugeben. „Könnte ich einen Tag aussetzen?" fragte ich Anderson. „Selbstverständlich," nickte er, „Sie sind der beste von der ganzen Schicht, der beste, den ich je gesehen habe, ein starkes, kleines Pony!"

Frau Mulligan sah sofort, daß etwas nicht in Ordnung war, und kurierte mich mit ihrem Hausmittel – einer entzweigeschnittenen Zwiebel, die mit einem Flanellumschlag dicht an beide Ohren herangedrückt wurde. Es wirkte wie ein Zauberstab. In zehn Minuten war der Schmerz verschwunden, dann goß sie mir noch ein wenig warmes Öl ins Ohr, und in einer Stunde ging ich im Park wie gewöhnlich spazieren. Trotzdem war die Angst vor dem Taubwerden in mir, und ich war sehr stolz, als Anderson mir sagte, er hätte sich bei dem Unternehmer beklagt, und wir sollten tausend Fuß reiner Luft mehr bekommen. „Es wird einen großen Unterschied ausmachen", meinte Anderson, und er hatte recht, aber es war trotzdem nicht genügend*.

* Ich habe später in Deutschland erfahren, daß der Staat zehnmal soviel reiner Luft vorschreibt, wie wir es hatten, und dort werden auch die schweren Krankheiten, die bei uns achtzig Prozent in drei Monaten befielen, auf acht Prozent herabgemindert.

Eines Tages, als gerade die Dekompression zu Ende ging, fiel ein Italiener namens Manfredi hin, wand sich in Krämpfen und schlug mit dem Gesicht auf den Boden, bis das Blut ihm aus Mund und Nase quoll. Als wir ihn in den Schuppen brachten, waren seine Beine ineinandergeflochten wie ein Haarzopf. Der Arzt mußte ihn ins Spital bringen lassen. In diesem Augenblick beschloß ich, nicht länger als einen Monat bei der Arbeit zu bleiben.

Gegen Ende der ersten Woche bekam ich eine Zeile von Jessie, die mir mitteilte, ihr Vater fahre am Nachmittage ab und sie könnte mich am Abend sehen. Ich ging hin und wurde Jessies Schwester vorgestellt, die zu meinem Staunen groß und stark war, ohne eine Spur von Jessies Liebreiz.

„Er ist jünger als du, Jess", brach sie lachend aus. Eine Woche früher wäre ich bis ins Innerste verletzt gewesen, aber jetzt hatte ich mich bewährt, und so sagte ich einfach: „Ich verdiene fünf Dollar täglich, Frau Plummer, und das sagt doch genug!" Ihr Mund stand vor Staunen offen. „Fünf Dollar," wiederholte sie, „es tut mir leid, ich – ich . . ."

„Siehst du, Maggie," unterbrach Jessie sie, „ich hab' es dir doch gesagt, so etwas hast du noch nie gesehen. Du wirst dich schon mit ihm anfreunden. Kommen Sie jetzt, wir wollen spazierengehen." Und wir gingen hinaus.

Das Schlendern durch die Straßen mit ihr war etwas Wunderbares, und ich hatte ihr viel zu sagen. Aber es ist schwer, auf einer Newyorker Straße an einem Sommerabend den Hof zu machen, und ich brannte danach, sie zu küssen und mit Zärtlichkeiten zu überschütten. Jessie jedoch hatte einen Ausweg gefunden. „Wenn die Schwester und ihr Mann Theaterkarten hätten, würden sie ausgehen, und wir könnten allein in der Wohnung bleiben. Aber es kostet zwei Dollar, und das ist doch eine Menge, nicht?" Ich war begeistert. Ich gab ihr das Geld und verabredete mit ihr, am nächsten Abend um acht Uhr bei ihr zu sein. Wußte denn Jessie, was geschehen sollte? Selbst heute bin ich mir nicht ganz sicher darüber, obwohl ich glaube, daß sie es erriet.

Am nächsten Abend wartete ich, bis die Luft rein war, und eilte zu ihr. Sobald wir allein in dem kleinen Zimmer waren, küßte ich sie und fing zu betteln an, daß sie sich ausziehen sollte. „Ich bin sicher, daß du sehr hübsch bist, aber ich möchte es doch sehen!" „Doch nicht gleich," schmollte sie, „laß uns erst reden. Ich möchte

wissen, was du machst.“ Ich zog sie in den großen Lehnstuhl und hielt sie in meinen Armen. Meine Hände streichelten ihren Körper, und ich küßte ihre heißen Lippen. „Du sagst doch nichts“, meinte sie.

„Ich kann nicht“, rief ich aus und hatte meinen Entschluß gefaßt. „Komm!“ Ich hob sie auf die Arme und trug sie in das Schlafzimmer hinein. Ich begann die Knöpfe ihres Kleides zu öffnen, sie wehrte sich ein wenig, dann half sie mir, und ihr Kleid fiel zu Boden. Ich bemerkte, daß ihre Höschen neu waren. Bald stand sie im Hemdchen und schwarzen Strümpfen. „Hast du noch nicht genug, du liebe Neugier?“ fragte sie und zog das Hemdchen enger zusammen. „Nein, das Schöne muß schleierlos sein“, rief ich aus. Im nächsten Augenblick zögerte das Hemd ein wenig auf ihren Hüften und fiel dann im Kreise zu ihren Füßen.

Mein Herz stockte. Das Verlangen blendete mich. Meine Arme umfaßten sie und preßten ihren weißen Körper an mich. Ich hob sie aufs Bett. Sie wand sich in meiner Umarmung. Ich zitterte vor Aufregung. Ich hätte sie schlagen können, weil sie sich mir entzog. Mit einem Schmerzensschrei hielt sie mich zurück. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr ihren Willen zu lassen. Ich tröstete mich, indem ich ihren Körper streichelte, plötzlich sagte sie: „Wir müssen aufstehen und uns anziehen, sie werden bald zurück sein.“ Sie sprang aus dem Bett und stand da, eine vollkommene kleine Gestalt in rosigen, warmen Umrissen. Ich war entzückt; aber die verdammte kritische Fähigkeit war wach geworden. Als sie sich umdrehte, sah ich, daß sie für ihre Größe zu breit war. Ihre Beine waren zu kurz, die Hüften zu schwer. Es kühlte mich etwas ab. Sollte ich je die Vollkommenheit finden?

Zehn Minuten später hatte sie das Bett in Ordnung gebracht, wir saßen in dem kleinen Wohnzimmer, ich streichelte und küßte sie, als wir plötzlich Geräusche an der Tür hörten und ihre Schwester hereinkam.

Es gelang mir ziemlich lange nicht, einen Abend allein mit Jessie zu verbringen. Ich bat oft und oft darum, aber Jessie brauchte Ausflüchte, und ihre Schwester war sehr kühl zu mir. Ich fand bald heraus, daß Jessie sich auf ihren Rat mir vorenthielt.

Der Wunsch, Jessie vollkommen für mich zu haben, war auch einer der Gründe, warum ich die Arbeit an der Brücke aufgab, sobald der Monat um war. Ich hatte über 150 Dollar Reinverdienst in meiner Tasche und merkte, daß, obwohl die Ohren-

schmerzen bald aufgehört hatten, ich etwas schwerhörig geworden war. Am ersten Morgen wollte ich im Bett liegenbleiben, um mir einen herrlich faulen Tag zu leisten, aber ich wachte wie gewöhnlich um fünf Uhr auf, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich Allison, den Schuhputzer, aufsuchen könnte. Er hatte mehr denn je zu tun, ich warf daher meine Jacke ab und machte mich an die Arbeit. Um zehn Uhr hatten wir nichts mehr zu tun, und ich erzählte ihm von meiner Arbeit unter Wasser. Er rühmte sich, daß ihm sein Stand fast vier Dollar täglich einbrächte, an den Nachmittagen hätte er nicht viel zu tun, aber von sechs bis sieben verdiente er gewöhnlich noch eine Kleinigkeit. Er bot mir an, unter denselben Bedingungen wie früher bei ihm zu arbeiten, und ich nahm sein Angebot an.

An demselben Nachmittage ging ich mit Jessie im Park. Als wir uns auf eine schattige Bank setzten, gestand sie mir, daß ihre Schwester der Ansicht sei, wir müßten uns verloben und heiraten, sobald ich eine feste Anstellung bekommen hätte. „Eine Frau braucht ihr eigenes Heim", sagte sie. „Ich werde es so hübsch machen, mein Lieb. Wir werden viel ins Theater gehen und ein schönes, lustiges Leben führen."

Ich war entsetzt. In meinem Alter verheiratet! Bei Gott, nein, es schien mir absurd! Und noch dazu mit Jessie! Ich sah, daß sie hübsch und klug war, aber sie wußte nichts, hatte nie etwas gelesen. Ich konnte sie nicht heiraten. Die Idee selbst brachte mich zum Lachen. Da sie jedoch todernst war, ging ich auf alles ein, was sie sagte, betonte jedoch, daß ich erst eine dauernde Anstellung haben müßte. Ich wollte ihr auch den Verlobungsring kaufen, aber zuerst müßten wir noch einen Abend zusammen verbringen. Jessie wußte nicht, wann ihre Schwester ausgehen würde, aber sie wollte es einrichten. Unterdessen küßten wir uns unaufhörlich, dann schlenderten wir durch den Park und gingen schließlich in das große Museum.

Hier erlebte ich eine der großen Erschütterungen meines Lebens. Plötzlich blieb Jessie vor einem Bild stehen, das „das Urteil des Paris" darstellte. Paris war eine Idealgestalt jugendlicher Männlichkeit.

„Ist er nicht herrlich", rief Jessie aus; „genau wie du", fügte sie mit weiblicher Schläue hinzu, die Lippen wie zum Kusse gespitzt. Wenn sie es nicht in persönliche Beziehung zu mir gebracht hätte, wäre ich mir der ganzen Absurdität des Vergleichs

nicht bewußt geworden. Aber Paris hatte lange, schlanke Beine, während meine kurz und dick waren, sein Gesicht war oval und die Nase gerade, während meine Nase mit breiten, beweglichen Nasenflügeln heraussprang.

Es kam mir mit plötzlicher Erleuchtung: ich war häßlich, hatte unregelmäßige Züge, scharfe Augen und eine kurze, gedrungene Gestalt. Diese Gewißheit überwältigte mich. Ich hatte vorher erfahren, daß ich zu klein war, um ein großer Athlet zu sein, jetzt merkte ich, wie häßlich ich noch obendrein aussah. Mein Mut sank. Ich kann meine Enttäuschung und meine Trauer kaum beschreiben.

Jessie fragte mich, was los sei, und schließlich erzählte ich es ihr. Sie wollte es nicht wahr haben. „Du hast eine entzückende, weiße Haut," rief sie aus, „du bist stark und rege. Kein Mensch würde dich häßlich nennen – welch ein Gedanke!" Aber die neugewonnene Erkenntnis ließ sich nicht hinwegdisputieren und haftete mir mein Leben lang an. Sie führte oft hier und da zu irrtümlichen Folgerungen. So schien es mir zum Beispiel sicher, daß, wenn ich groß und schön wie Paris gewesen wäre, Jessie sich mir trotz ihrer Schwester gegeben hätte. Aber meine spätere Kenntnis der Frauen ließ mich daran zweifeln. Frauen sind zwar für das gute Aussehen eines Mannes sehr empfänglich; aber andere Eigenschaften wie Stärke und eine beherrschende Selbstsicherheit üben sogar einen noch größeren Reiz auf die Mehrheit der Frauen, hauptsächlich auf die stark erotisch empfindenden aus, und ich nehme eher an, daß es die Warnungen ihrer Schwester waren und ihre eigene vernünftige Angst vor dem Unabänderlichen, die Jessie vor der vollkommenen Hingabe zurückhielten. Aber der Vorgeschmack der Freuden, den ich bei ihr erfahren hatte, machte mich noch kühner und unternehmender. Die Überzeugung von meiner Häßlichkeit ließ in mir den Entschluß reifen, meinen Geist und alle andern Fähigkeiten in stärkstem Maße zu entwickeln.

Ich arbeitete jeden Morgen an unserem Stand und bekam bald regelmäßige Kunden. Hauptsächlich ein junger, gutangezogener Mann schien an mir Gefallen zu finden. Entweder von Allison oder von ihm selbst hatte ich erfahren, daß er Kendrick hieße und aus Chicago käme. Eines Morgens war er sehr schweigsam und versonnen. Schließlich sagte ich: „Fertig!", und „Fertig!" wiederholte er versonnen. „Ich hatte an etwas anderes gedacht", erklärte er. „Intent..." meinte ich lächelnd. „An ein großes Geschäft

dachte ich," fuhr er fort, „aber warum sagen sie „Intent?" – „Der lateinische Satz kam mir in den Sinn," erwiderte ich gedankenlos, „Intentique ore tenebant! sagt Vergil."

„Großer Gott," rief er aus, „ein Schuhputzer, der Vergil zitiert! Sie sind doch ein seltsamer Kerl! Wie alt sind Sie denn?"

„Sechzehn", erwiderte ich. – „Sie sehen nicht danach aus," meinte er, „aber nun muß ich eilen. Einen der nächsten Tage sprechen wir uns einmal." Ich lächelte: „Besten Dank, mein Herr!", und er stürmte weg.

Am nächsten Tage war er in noch größerer Eile. „Ich muß in die Stadt," rief er ungeduldig, „ich komme schon zu spät. Fahren Sie nur schnell mal mit dem Lappen rüber! Ich muß diesen Zug erreichen." Und er fuchtelte mit einigen Scheinen in der Hand herum. „Es ist schon gut", meinte ich und fügte lächelnd hinzu: „Ich werde auch morgen hier sein." Er lachte und ging ohne zu zahlen weg.

Am nächsten Morgen schlenderte ich ganz früh in die Stadt, denn Allison hatte herausgefunden, daß ein Stand mit dazugehöriger Einrichtung an der Ecke der Thirteenth Street und der Seventh Avenue zu verkaufen war, und da man ihn kannte, wollte er, daß ich mir den Betrieb dort zwischen sieben und neun ansehen sollte. Der Italiener wollte ihn verkaufen, um nach Dalmatien zurückzukehren, verlangte dreihundert Dollar dafür. Er behauptete, daß er vier Dollar täglich verdiene. Ich merkte, daß er nicht übertrieben hatte, und Allison war Feuer und Flamme, daß wir den Stand auf halbpart kauften. „Sie werden fünf oder sechs Dollar täglich herausschlagen, wenn dieser italienische Fritze vier verdient. Es ist eine sehr gute Stelle, und wenn Sie drei Dollar täglich verdienen, können Sie bald Ihren eigenen Stand haben."

Während wir es noch besprachen, kam Kendrick an und setzte sich hin. „Worüber diskutieren Sie denn so eifrig?" fragte er, und ich erzählte es ihm. „Drei Dollar täglich ist sehr anständig," meinte er, „aber Schuhputzen ist nichts für Sie. Wie wäre es, wenn Sie nach Chicago kämen? Ich würde Ihnen eine Stellung im Bureau meines Hotels geben, das ich dort zusammen mit meinem Onkel besitze. Ich denke, Sie werden sich da sehr gut machen."

„Ich werde mir alle Mühe geben", erwiderte ich. Der Gedanke an Chicago und den großen Westen zog mich unwiderstehlich an. „Darf ich es mir überlegen?"

„Selbstverständlich", erwiderte er. „Ich fahre erst Freitag zurück. Sie haben drei Tage, um sich zu entscheiden."

Allison beharrte bei seiner Meinung, daß ein guter Stand mehr Geld einbringen würde, aber als ich es mit Mulligans besprach, traten sie beide für das Hotel ein. Ich sah Jessie an demselben Abend, erzählte ihr von dem Stand und bat sie um eine andere Verabredung. Aber sie blieb dabei, daß ihre Schwester mißtrauisch und böse mit mir sei und uns nicht allein lassen wollte. Ich sagte ihr daher nichts von meinen Chicagoer Plänen.

Ich hatte bereits bemerkt, daß das erotische Vergnügen seiner Natur nach im höchsten Maße selbstsüchtig ist. Solange Jessie mich gewähren ließ und ich meine Freude an ihr hatte, reizte sie mich, aber sobald sie sich mir entzog, wurde ich verstimmt und träumte von andern hingebungsvolleren Frauen. Es machte mir beinah Freude, sie ohne ein Wort zu verlassen. „Das wird ihr schon eine Lehre sein," flüsterte meine verletzte Eitelkeit, „sie verdient es zu leiden, weil sie mich so enttäuscht hat."

Aber der Abschied von Mulligans war wirklich schmerzlich. Frau Mulligan war eine liebe, gütige Frau, die am liebsten die ganze Rasse bemuttert hätte, eine dieser süßen, irischen Frauen, deren selbstlose Taten und Gedanken die Blumen unseres traurigen menschlichen Lebens sind. Auch ihr Mann war ihrer nicht unwürdig, sehr einfach, geradlinig und arbeitsam ohne einen einzigen niedrigen Gedanken, eine natürliche Beute für die Kameraden, den Gesang und die Kneiperei.

An einem Freitagnachmittag verließ ich Newyork, um mit Herrn Kendrick nach Chicago zu fahren. Die Gegend schien mir sehr kahl, unfertig und primitiv, aber die großen Entfernungen begeisterten mich. Es war ein Land, auf das man stolz sein konnte. Jeder Morgen Boden sprach von Zukunft und Hoffnung.

Meine erste Runde – wenn man so sagen darf – des amerikanischen Lebens war vorbei. Was ich damals gelernt hatte, ist mir bis zum heutigen Tage geblieben. Kein Volk ist Kindern gegenüber so gütig, und nirgends ist das Leben für Handarbeiter so leicht; den Holzfällern und Wasserträgern geht es nirgends besser als in den Vereinigten Staaten. Dieser einen Klasse gegenüber, die bei weitem die zahlreichste ist, hat die amerikanische Demokratie ihre Versprechen mehr als erfüllt. Sie nivelliert die Niedrigsten in verblüffender Weise. Ich glaubte damals in tiefster Seele, was so viele Menschen heute glauben, daß nach allen Deduktionen

es im großen ganzen die beste bis heute bekannte Zivilisation ist.

Mit der Zeit ließ mich eine tiefere Kenntnis diese Meinung immer gründlicher verändern. Fünf Jahre später sah ich Walt Whitman, den edelsten aller Amerikaner, der in Camden im äußersten Elend lebte, von englischen Verehrern abhängig war und ohne sie verhungert wäre. Und Poe hatte Ähnliches erlitten. Langsam zwang sich mir die Überzeugung auf, daß, wenn die amerikanische Demokratie viel dazu tut, um die niedrigsten Klassen zu nivellieren, sie noch erfolgreicher im Nivellieren der höchsten und besten ist. Kein Land der Welt kommt den armen, analphabetischen Arbeitern mit einer solchen Freundlichkeit entgegen, kein Land behandelt Denker und Künstler, die Führer der Menschheit, so verächtlich und kalt. Welche Hilfe bietet sich den Literaten und Künstlern, den Sehern und den Propheten? Solcher Führer bedürfen die müßigen Reichen nicht, und den Massen sind sie unbekannt. Aber schließlich ist das Wohlsein des Kopfes wichtiger als das des Körpers und der Füße.

Was wird aus denen werden, die die Propheten steinigen und die Lehrer verfolgen? Das Verhängnis steht mit flammenden Lettern auf jeder Seite der Geschichte geschrieben.

## KAPITEL VI

# DAS LEBEN IN CHICAGO

Das Fremont-Haus, Kendricks Hotel, lag in der Nähe des Michigan Street Bahnhofes. In diesen Tagen, als Chicago kaum dreihunderttausend Einwohner hatte, war es ein zweitklassiges Hotel. Kendrick sagte mir, daß sein Onkel, ein Herr Cotton, der wirkliche Besitzer des Hauses sei, ihm jedoch den Hauptanteil an der Verwaltung überlasse. Herr Cotton war ein wirklich gütiger Mensch und ein fähiger Geschäftsmann. Meine Pflichten beim Nachtdienst im Bureau waren sehr einfach. Von acht Uhr nachts bis sechs Uhr morgens herrschte ich über das Bureau und hatte Schlafzimmer für die ankommenden Gäste anzuweisen, Rechnungen zu schreiben und das Geld von den Abfahrenden einzukassieren. Ich lernte bald die guten und schlechten Seiten der verschiedenen Schlafzimmer im Hause und die Ankunfts- und Abfahrtszeiten aller Nachtzüge auswendig. Wenn die Gäste hereinkamen, ging ich ihnen entgegen, erkundigte mich nach ihren Wünschen und schickte einen Hausdiener mit ihren Sachen in ihr Zimmer hinauf. Wie gereizt und kurz angebunden sie auch sein mochten, versuchte ich, sie zu beruhigen, und es gelang mir fast immer. Schon nach einer Woche sagte mir Kendrick, daß er ausgezeichnete Ansichten über mich von vielen Besuchern gehört habe. „Sie haben da einen ausgezeichneten Angestellten," sagte man, „er gibt sich alle Mühe. Er hat so angenehme Manieren. Er weiß alles. Das war ein guter Griff."

Aus meiner Erfahrung in Chicago habe ich gelernt, daß, wenn man sich wirklich bemüht, sein Bestes zu tun, man in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Erfolg buchen kann. So wenige leisten wirklich ihr Bestes. Ich legte mich um sechs Uhr schlafen, stand um ein Uhr zum Mittagessen auf und ging dann meistens ins Billardzimmer, wo sich im Hintergrunde eine große Bar befand. Gegen

fünf Uhr war das Billardzimmer überfüllt, und da es keinen gab, um die Dinge dort zu überwachen, sprach ich mit Herrn Kendrick darüber und nahm die Arbeit auf mich. Ich hatte nichts weiter zu tun, als die Neuankommenden zu vertrösten und die alten Kunden zu beruhigen, die glaubten, daß die Tische auf sie warten würden. Das Ergebnis meiner Höflichkeit und des beruhigenden Lächelns war so betont, daß gegen Ende des ersten Monats der Buchhalter, namens Curtis, mir grinsend sagte, daß ich sechzig Dollar statt der versprochenen vierzig monatlich bekommen sollte. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Extrabezahlung nur mein Verlangen, mich nützlich zu machen, aufstachelte. Aber jetzt fand ich, daß der Weg mir von zwei Vorgesetzten versperrt war, dem Buchhalter und dem Wirtschaftsführer, einem eingetrockneten, schweigsamen Manne aus dem Westen namens Payne. Payne kaufte alles ein und regierte über das Restaurant und die Kellner, während Curtis das Bureau und die Hoteldiener beherrschte. Ich war eigentlich Curtis unterstellt. Aber meine Aufsicht über das Billardzimmer gab mir eine Art von unabhängiger Stellung.

Ich hatte mich bald mit Curtis angefreundet, aß mit ihm zu Mittag, und als er feststellte, daß meine Handschrift sehr gut war, ließ er mich das Gästebuch führen, und in zwei Monaten hatte er mir die Buchhaltung beigebracht und übergab mir einen großen Teil der Bücher. Er war nicht faul, aber die meisten Männer von vierzig Jahren sehen gern einen fähigen Assistenten in ihrer Nähe. Um Weihnachten in diesem Jahre führte ich alle Bücher mit Ausnahme des Hauptbuches und glaubte die ganze Geschäftsführung zu kennen.

Das Restaurant schien mir sehr schlecht geleitet zu sein. Aber wie das Glück es wollte, bekam ich zuerst das Bureau in meine Hände. Sobald Curtis herausgefunden hatte, daß er mir ruhig seine Arbeit überlassen konnte, begann er oft außerhalb zu essen, und blieb den ganzen Tag fern. Um Neujahr herum war er fünf Tage fort, und als er zurückkam, gestand er mir, daß er einen Seitensprung hinter sich hätte. Er lebte nicht glücklich mit seiner Frau, wie es schien, und versuchte seinen Kummer im Alkohol zu ertränken. Im Februar war er zehn Tage weg gewesen, aber da er mir den Schlüssel seines Safes gegeben hatte, hielt ich alles im Gange. Eines Tages fand mich Kendrick im Bureau und wollte wissen, wo Curtis sei. „Wie lange ist er denn schon weg?“ fragte

er. „Einen oder zwei Tage", erwiderte ich. Kendrick sah mich an und ließ sich das Hauptbuch geben. „Es ist ja alles eingetragen," rief er aus, „haben Sie das gemacht?" Ich mußte es bejahen, schickte jedoch sofort einen Hoteldiener, um Curtis zu holen. Er fand ihn nicht zu Hause, und am nächsten Tage wurde ich zu Herrn Cotton gerufen. Ich konnte nicht leugnen, daß ich die Bücher führte, und Cotton sah bald, daß ich Curtis aus reiner Kameradschaft decken wollte. Als Curtis am nächsten Tage hereinkam, stellte er sich selber bloß. Er war noch halb betrunken und wurde obendrein frech. Er sei krank gewesen, meinte er, aber seine Arbeit sei doch in Ordnung. Daraufhin wurde er von Herrn Cotton auf der Stelle hinausgeworfen, und am selben Abend fragte mich Kendrick, ob ich alles weiterführen wollte, bis sich sein Onkel überzeugen ließ, daß man mir vertrauen könnte und daß ich eigentlich älter sei als ich aussehe.

Nach einigen Tagen kamen Cotton und Kendrick auf mich zu. „Können Sie denn die Bücher führen, Nachtdienst machen und sich außerdem um das Billardzimmer kümmern?" fragte mich Cotton scharf. „Ich glaube ja," erwiderte ich, „ich werde mein Bestes tun." – „Hm," machte er, „was wollen Sie denn dafür haben?" „Ich überlasse es Ihnen, mein Herr," erwiderte ich, „ich werde mit allem zufrieden sein, was Sie mir geben." – „Zum Teufel noch mal," sagte er grimmig, „und wenn ich Ihr Gehalt nicht steigern würde, was dann?" – „Wäre mir auch recht", lächelte ich. „Warum lächeln Sie?" fragte er. – „Weil der Lohn wie Wasser ist, das versucht, sein Niveau zu finden." – „Was, zum Teufel, verstehen Sie darunter?" – „Das Niveau", fuhr ich fort, „ist sicherlich der Marktpreis. Früher oder später wird es sich dahin emporheben, und ich kann ja warten." Seine scharfen, grünen Augen bohrten sich plötzlich in mich. „Ich fange an, wirklich zu glauben, daß Sie älter sind als Sie aussehen, wie mir mein Neffe sagt. Tragen Sie sich vorläufig mit hundert im Monat ein, und etwas später werden wir vielleicht das Niveau finden", und er lächelte. Ich dankte ihm und ging an meine Arbeit.

Die Ereignisse überstürzten sich von nun an in meinem Leben. Einen oder zwei Tage später kam der schweigsame Wirtschaftsführer Payne auf mich zu und fragte mich, ob ich mit ihm zum Essen ausgehen würde. Ich hatte in den ganzen fünf oder sechs Monaten keinen Ausgang gehabt, und so nahm ich gern an. Er gab mir ein herrliches Essen in einem berühmten französischen

Restaurant und bot mir Sekt an. Aber ich hatte mich entschlossen, vor meinem zwanzigsten Lebensjahr keinen Alkohol zu berühren, und so erzählte ich ihm einfach von meinem Schwur. Er klopfte eine Weile auf den Busch, schließlich sagte er, da ich nun an Stelle von Curtis Buchhalter sei, hoffte er, mit mir ebenso gut wie mit Curtis auszukommen. Ich fragte ihn, was er darunter verstünde, aber er wollte nicht recht mit der Sprache heraus, was mich mißtrauisch machte. Einige Tage später sprach ich mit einem Schlächter in einem andern Stadtviertel und fragte ihn, was er für siebzig Pfund Rindfleisch und fünfzig Pfund Hammelfleisch täglich rechnen würde. Der Preis, den er mir nannte, war um so vieles niedriger als der, den Payne zahlte, daß ich meinen Verdacht bestätigt sah. Ich war furchtbar aufgeregt. Ich lud nun meinerseits Payne zum Essen ein und schnitt das Thema an. Er sagte sofort: „Selbstverständlich schindet man da etwas heraus, und wenn Sie es mit mir halten, werde ich Ihnen ein Drittel geben, wie es Curtis bekam. Dieser Aufschlag tut niemandem weh; denn ich kaufe unter Marktpreis ein, nicht?" Selbstverständlich spitzte ich die Ohren, als er zugab, daß der Aufschlag auf alles, was er einkaufte, ungefähr zwanzig Prozent der Kosten betrug. Dadurch steigerte er seinen Lohn von zweihundert Dollar im Monat auf ungefähr zweihundert Dollar in der Woche.

Sobald mir alle Tatsachen klar waren, lud ich den Neffen zum Essen ein und entwickelte ihm die ganze Situation. Ich war ganz von der Sorge für das Geschäft und meine Arbeitgeber erfüllt. Zu meinem Erstaunen schien er zuerst richtig unwirsch. „Noch mehr Schwierigkeiten!" fing er an. „Warum bleiben Sie nicht bei Ihrer Arbeit, ohne sich um die andern zu kümmern? Was ist denn dabei, wenn er sich 'ne Provision nimmt!" Als er jedoch begriff, wie hoch die Provision war und daß er den ganzen Einkauf in einer halben Stunde selbst besorgen könnte, sprach er ganz anders. „Was wird nun mein Onkel sagen", rief er aus und ging hin, um ihm die Geschichte zu erzählen. Zwei Tage später gab es einen furchtbaren Krach, denn Herr Cotton war ein wirklicher Geschäftsmann und hatte den Schlächter aufgesucht und sich selbst überzeugt, wie hoch der Aufschlag war. Als man mich in das Zimmer des Onkels hineinrief, schlug Payne nach mir. Aber er fand bald heraus, daß es leichter ist, einen Stoß zu bekommen als zu geben und daß „der verdammte Bengel" keine Spur von Angst vor ihm hatte.

Ich bemerkte nun auch bald, daß dieser Aufschlag auch noch

das mit sich brachte, daß wir Fleisch von geringerer Qualität bekamen. Sooft dem Schlächter ein unverkäufliches Stück blieb, schickte er es uns, denn er wußte, daß Payne keinen Streit mit ihm anfangen würde. Der Negerkoch erklärte, daß das Fleisch nun viel besser wäre. Alles, was man eigentlich wünschen konnte! Und unsere Kunden zögerten auch nicht mit ihrer Anerkennung.

Die Entlassung von Payne brachte auch noch eine andere Veränderung mit sich. Ich bekam die Aufsicht über das Restaurant. Ich suchte mir einen Kellner aus, den ich zum Oberkellner ernannte, und bald hatten wir die Bedienung ganz bedeutend verbessert. Über ein Jahr arbeitete ich achtzehn Stunden täglich, und nach sechs Monaten verdiente ich hundertfünfzig Dollar monatlich, die ich mir fast vollständig sparte. Einige Erfahrungen in diesem langen, eiskalten Winter in Chicago bereicherten meine Kenntnisse des amerikanischen Lebens und hauptsächlich des Lebens auf dem niedrigsten Niveau. Ich war ungefähr drei Monate im Hotel gewesen, als ich eines Abends wie immer gegen sieben Uhr auf einen Spaziergang ging. Es war bitter kalt, ein Weststurm harkte die Straßen mit eisigen Zähnen auf, das Thermometer war zehn unter Null. Plötzlich wurde ich von einem Fremden angesprochen, einem kleinen Manne mit rotem Schnurrbart und einem struppig ungeschorenen Barte.

„Sagen Sie, Kamerad, können Sie einem Menschen zu einem Essen verhelfen?“ Der Mann war offensichtlich ein Vagabund. Sein Anzug war schmutzig und schäbig, seine Art kriecherisch mit einem Hintergrund von Frechheit. Ich war jedoch guter Laune und stellte die Kritik ein. Gedankenlos nahm ich eine Handvoll Scheine aus der Tasche. Ich wollte ihm einen Dollar geben. Als das Geld zum Vorschein kam, griff der Vagabund danach, erfaßte jedoch meine Hand mit. Instinktiv hielt ich das Geld wie der grimmige Tod umklammert, aber während ich noch wie benommen von Staunen war, schlug mir der Lump ins Gesicht und griff wieder nach den Scheinen. Ich hielt sie noch fester denn je, und da ich nun gereizt war, schlug ich dem Manne mit der linken Faust ins Gesicht. Im nächsten Augenblick stürzten wir zu Boden. Wie es so Glück und Jugend haben wollten, blieb ich oben liegen. Ich spannte meine ganze Kraft an, schlug dem Kerl ins Gesicht und steckte gleichzeitig meine Scheine weg. Im nächsten Augenblick war ich schon auf den Beinen, hatte das Geld tief in der Tasche verstaut und stand mit beiden Fäusten zum

nächsten Angriff bereit. Zu meiner Verblüffung raffte sich der Lump auf und sagte vertraulich:

„Ich bin hungrig und schwach, sonst hätten Sie mich nicht so leicht niedergeschlagen." Und dann fuhr er mit derselben unwahrscheinlichen Frechheit fort: „Sie sollten mir mindestens einen Dollar geben, wenn Sie mich so zurichten." Und er rieb sich das schmerzende Kinn.

„Ich habe große Lust, Sie anzuzeigen", sagte ich, mir plötzlich bewußt werdend, daß ich das Gesetz auf meiner Seite hatte.

„Wenn Sie nicht sofort mit dem Gelde herausrücken," polterte der Lump, „rufe ich die Polizei und sage, daß Sie mir mein Geld gestohlen haben."

„Rufen Sie nur," schrie ich, „wir werden sehen, wem man glaubt."

Aber der Lump wußte einen besseren Trick. In seiner einschmeichelnden Stimme begann er von neuem:

„Kommen Sie mit, junger Mann, ein Dollar wird Ihnen nichts ausmachen, und Sie können manches hier in Chicago lernen. Was brauchen Sie da so ihr Geld herauszuziehen an einem einsamen Ort, um einen hungrigen Menschen in Versuchung zu führen . . ."

„Ich wollte Ihnen helfen", sagte ich zögernd.

„Ich weiß," erwiderte mein unheimlicher Bekannter, „aber ich helfe mir lieber selbst." Und er grinste. „Geben Sie mir was zu essen, ich bin hungrig, und ich werde Sie in manchem aufklären. Sie sind ein Grünschnabel, man merkt es gleich."

Der Kerl war ohne Zweifel Herr der Situation, und er hatte es verstanden, meine Neugier zu erwecken.

„Wohin können wir gehen?" fragte ich. „Ich kenne hier kein Restaurant in der Nähe mit Ausnahme des Fremont-Haus."

„Zum Teufel," rief der Lump aus, „nur Millionäre und Idioten gehen ins Hotel. Ich werde schon ein Essen aufschnuppern." Und er drehte sich um und führte mich wortlos in eine Seitengasse in eine deutsche Kneipe mit ungedeckten Holztischen und sandbestreuten Dielen. Hier bestellte er sich das Essen, ich trank heißen Kaffee, und als es zum Zahlen kam, stellte ich zu meiner freudigen Überraschung fest, daß die ganze Rechnung vierzig Cents betrug und wir in unserer Ecke ungestört sprechen konnten, so lange es uns gefiel.

Nach zehn Minuten hatte der Vagabund meine ganzen vorgefaßten Meinungen umgestoßen und mich auf neue und inter-

essante Gedanken gebracht. Er hatte einiges gelesen, und die farbige Wucht seiner Sprache zog mich fast ebenso an wie sein neuartiger Standpunkt. Alle reichen Männer waren seiner Ansicht nach Diebe, alle Arbeiter Schafe und Narren. Die Arbeiter taten die ganze Arbeit, brachten das Vermögen zusammen, und die Arbeitgeber beraubten sie zu neun Zehnteln ihres Arbeitsertrages und wurden auf diese Weise reich. Es schien alles so einfach. Der Lump dachte nicht daran, zu arbeiten. Er fristete sich mit Bettelei durch und ging, wohin es ihm gefiel.

„Aber wie kommen Sie denn hin?"

„Hier, im mittleren Westen," erwiderte er, „stehle ich mich in Frachtwagen, Lastzüge und Kohlentransporte hinein. Aber im wirklichen Westen und Süden gehe ich einfach in den Wagen und fahre los, und wenn der Schaffner mich rausschmeißt, warte ich auf den nächsten Zug. Das Leben ist voll von Ereignissen – manche davon sind schmerzlich", fügte er hinzu, sich versonnen das Kinn reibend.

Er schien ein zäher Kerl zu sein, dessen einziges Ziel im Leben war, Arbeit zu vermeiden, und trotzdem arbeitete er schwer, um nichts zu tun.

Diese Erfahrung wirkte warnend und aufstachelnd auf mich. Ich hatte beschlossen, so viel zu sparen, wie es nur ging.

Als ich aufstand, um wegzugehen, grinste der Lump mich freundlich an: „Ich habe wohl den Dollar verdient?" Ich mußte lachen. „Ja, das haben Sie wohl", erwiderte ich, aber diesmal wandte ich mich schon zur Seite, als ich das Geld herausnahm.

„Auf Wiedersehen", sagte der Vagabund, als wir uns an der Tür trennten, und das war der ganze Dank, den ich je bekam.

Eine andere Erfahrung dieser Zeit hatte eine traurigere Betonung. Eines Abends sprach mich ein Mädchen an. Sie war ziemlich gut angezogen, und als wir unter die Gaslampe kamen, sah ich, daß sie ein hübsches, obwohl etwas nervös gespanntes Gesicht hatte.

„Ich kaufe keine Liebe", warnte ich sie. „Aber wieviel bekommen Sie gewöhnlich?"

„Einen bis fünf Dollar", erwiderte sie. „Aber heute möchte ich möglichst viel haben."

„Ich werde Ihnen fünf geben," erwiderte ich, „aber Sie müssen mir alles sagen, was ich wissen will."

„Gut," beeilte sie sich zu sagen, „ich werde Ihnen alles sagen, was ich weiß. Es ist nicht viel", fügte sie bitter hinzu. „Ich bin noch nicht zwanzig, obwohl ich älter aussehe, nicht wahr?" – „Nein,"

protestierte ich, „Sie sehen wie achtzehn aus.“ In ein paar Minuten kletterten wir die Treppen einer Mietskaserne herauf. Ihr Zimmer war eng und kahl, ein Schlafzimmer von der Breite eines Korridors. Sobald sie ihren dicken Mantel und den Hut abgenommen hatte, rannte sie aus dem Zimmer und sagte, sie würde in einer Minute zurück sein. In dem tiefen Schweigen schien es mir, als ob sie eine Treppe hinaufrannte. In der Nähe schrie ein Kind, und dann wieder tiefes Schweigen, bis sie die Tür öffnete, meinen Kopf an sich zog und mich küßte.

„Sie gefallen mir,“ sagte sie, „obwohl Sie so komisch sind.“

„Wieso komisch?“ fragte ich.

„Es ist zum Wälzen,“ meinte sie, „einem Mädchen fünf Dollar zu geben, ohne es zu berühren. Aber ich bin froh, denn ich war heute müde und versorgt.“

„Warum versorgt?“ fragte ich, „und warum sind Sie denn ausgegangen, wenn Sie so müde waren?“ – „Mußte halt!“ erwiderte sie und preßte die Lippen fest zusammen. „Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich Sie wieder für einen Augenblick allein lasse“, und bevor ich noch antworten konnte, war sie wieder aus dem Zimmer hinausgehuscht. Als sie in fünf Minuten zurückkam, war ich ungeduldig geworden und stand schon in Hut und Paletot.

„Sie gehen?“ fragte sie verwundert.

„Ja,“ erwiderte ich, „ich mag den leeren Käfig nicht, während Sie immerzu zu jemand anderem 'rausflitzen.“

„Jemand anderem,“ wiederholte sie, und dann brach es verzweifelt aus ihr heraus: „Es ist mein Kind, wenn Sie's wissen wollen. Eine Freundin nimmt sich seiner an, wenn ich ausgehe oder arbeite.“

„Sie armes Ding!“ rief ich. „Was fangen Sie bei diesem Leben mit einem Kinde an?“

„Ich wollte ein Kind haben,“ rief sie trotzig aus, „ich würde es um nichts auf der Welt missen wollen. Ich wollte schon immer ein Kind haben. Es gibt Haufen von Mädchen, die dasselbe wollen.“

„Wirklich?“ meinte ich erstaunt. „Kennen Sie seinen Vater?“ fuhr ich fort.

„Selbstverständlich, er arbeitet auf dem Viehhof. Aber er ist ein brutaler Kerl und selten nüchtern.“

„Sie würden ihn aber heiraten, wenn er sich bessern würde?“ fragte ich.

„Jedes Mädel würde einen anständigen Kerl heiraten.“

„Sie sind hübsch", sagte ich.

„Glauben Sie das wirklich?" fragte sie gespannt und strich sich das Haar von der Stirn weg. „Ich war's vielleicht, aber jetzt – bei diesem Leben –" und sie zuckte die Achseln.

„Mögen Sie's nicht?" fragte ich.

„O nein," rief sie aus, „obwohl, wenn man einen netten Kerl bekommt, ist es nicht so schlimm. Aber die sind rar", fuhr sie bitter fort. „Und wenn sie nett sind, dann sind sie nicht bei Kasse. Die netten Kerls sind entweder arm oder alt."

Ich hatte nun das meiste von ihrer Weisheit abgeschöpft, zog daher eine Fünfdollarnote heraus und gab sie ihr. „Ich dank' dir, du bist ein lieber Kerl. Und wenn du mal zu mir kommen willst, dann wirst du es nicht bereuen." Das war mein erstes Gespräch mit einer Prostituierten und dazu noch auf ihrem Zimmer. Der Gedanke, daß ein Mädchen sich ein Kind wünschen könne, war für mich etwas ganz Neues. Ihre Versuchungen sind wahrhaftig von denen eines Mannes grundverschieden.

Den größten Teil meines ersten Jahres in Chicago hindurch hatte ich kein Liebesabenteuer. Oft lockte mich dieses oder jenes Hausmädchen, aber ich wußte, ich würde an Prestige verlieren, wenn ich mich mit ihnen einließe, und so schlug ich es mir so entschieden aus dem Kopfe, wie ich das Trinken abgeschworen hatte. Aber im Anfang des Sommers kam die Versuchung in einer neuen Verkleidung zu mir. Eine spanische Familie namens Vidal kehrte im Fremont-Haus ein.

Señor Vidal sah wie ein französischer Offizier aus, mittelgroß, von geschmeidiger Gestalt, sehr dunkel mit grauem Schnurrbart, der sich an den Enden wellte. Seine Frau, mütterlich und behäbig, hatte große, dunkle Augen in ihrem zierlichen Gesicht. Ein Vetter, ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, gehörte dazu, ein schlanker Mann mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbärtchen wie eine Zahnbürste und scharfen, herrischen Bewegungen. Zuerst bemerkte ich das Mädchen nicht, das mit einer farbigen Zofe sprach. Ich sah sofort, daß die Vidals sehr reich waren, und gab ihnen die besten Räume, alle anschließend. „Nur Ihr Zimmer", wandte ich mich zu dem jungen Manne, „ist auf der andern Seite des Korridors. Es ist jedoch groß und ruhig." Ein Achselzucken und ein verächtliches Kopfnicken war alles, womit Señor Arriga meine Mühen quittierte. Während ich dem Hausdiener die Schlüssel übergab, warf das Mädchen ihre schwarze Mantilla zurück.

„Sind Briefe für uns angekommen?“ fragte sie ruhig. Einen Augenblick lang stand ich wie benommen in stummem Entzücken. „Ich werde sehen“ stotterte ich und ging an den Kasten, um Haltung zu bewahren, obwohl ich wußte, daß keine Briefe da waren. „Nein, es ist leider nichts da!“ Ich beobachtete lächelnd das Mädchen, als es die Treppe hinaufstieg.

„Was ist denn los mit mir?“ sagte ich wütend zu mir selbst. „Es ist nichts Besonderes, dieses Fräulein Vidal! Ganz hübsch, ja! Dunkel, mit schönen, dunklen Augen, aber doch nichts Erschütterndes!“ Aber es nutzte mir nichts. Ich war auf eine ganz neue Art aufgewühlt und wollte es nicht einmal mir selbst zugeben. Die Erschütterung war in der Tat so gewaltig gewesen, daß sich mein Verstand gegen Herz und Temperament auflehnte. „Alle Spanier sind dunkel,“ sagte ich zu mir selbst in dem Versuch, das Mädchen herabzusetzen, „außerdem hat sie eine gebogene Nase.“ Aber meine Kritik hatte wenig Überzeugendes. Sobald ich mich an ihre stolze Haltung und den Zauber ihres Blickes erinnerte, wurde ich von Fieberschauern geschüttelt; zum ersten Male war mein Herz ergriffen.

Am nächsten Tage erfuhr ich, daß die Vidals aus Spanien kamen und auf dem Wege nach ihrer Hazienda in der Nähe von Chihuahua in Nord-Mexiko waren. Sie wollten sich in Chicago gerade vier Tage ausruhen, weil die Señora Vidal wieder an Herzschwäche litt und nicht viel aushielt. Ich entdeckte außerdem, daß Señor Arriga seiner Kusine entweder den Hof machte oder mit ihr verlobt war, und versuchte, mich mit dem Manne gut zu stellen. Señor Arriga war ein guter Billardspieler, und ich schlug den nächsten Weg zu seinem Herzen ein, indem ich ihm den besten Tisch reservierte, ihm einen guten Partner verschaffte und mit Entzücken von seiner Geschicklichkeit sprach. Am nächsten Tage schüttete mir Arriga sein Herz aus. „Was kann man hier in diesem langweiligen Loch anfangen? Wo kann man sich hier amüsieren? Gibt es denn keine hübschen Frauen?“

Ich mimte Mitgefühl, um möglichst viel aus ihm herauszuholen, und es gelang mir leicht, denn Señor Arriga liebte es, sich seines Namens, seiner Position in Mexiko und seiner Eroberungen zu rühmen. „Ach, Sie hätten sie sehen sollen, wie ich sie zum Tanze führte – ein Engel, sage ich Ihnen –“ und er küßte galant seine Fingerspitzen. „So hübsch wie Ihre Kusine?“ wagte ich mich mit der Frage heraus. Señor Arriga warf mir einen scharfen,

mißtrauischen Blick zu, aber meine Offenheit schien ihn zu beruhigen, und er sagte warnend: „In Mexiko sprechen wir nie von den Mitgliedern unserer Familie. Die Señorita ist schön, selbstverständlich, aber noch sehr jung. Sie hat nicht den Zauber der Erfahrung, die Zärtlichkeit der – ich weiß eigentlich nicht, wie ich's ausdrücken soll."

Aber mir genügte das. „Er liebt sie nicht," sagte ich mir, „er liebt nur sich selbst."

Ich ergriff jede Gelegenheit, mich bei den Vidals beliebt zu machen. An jedem Nachmittage fuhren sie aus, und ich gab mir Mühe, ihnen den besten Wagen und den besten Kutscher zu verschaffen, und zerbrach mir den Kopf, um neue und schöne Spazierfahrten zu finden, obwohl die Auswahl so beschränkt war. Die Schönheit des Mädchens fesselte mich außerordentlich. Es war jedoch ihr Stolz und die Reserviertheit in ihrem Gesicht, die mich noch mehr faszinierte als ihre großen dunklen Augen, ihre feinen Züge oder ihre herrliche Hautfarbe. Sie hatte eine entzückende Gestalt, einen wunderbaren Gang. Ich wagte jedoch nicht, Epitheta für ihre Augen, ihren Mund oder ihren Nacken zu suchen. Als sie zum ersten Male im Abendkleid erschien, war es für mich wie eine Offenbarung. Sie war mein Idol, geheiligt und in alle Himmel gehoben.

Ich muß wohl annehmen, daß sie wußte, wie es um mich stand, und daß es ihr Freude machte. Man konnte es ihr nicht anmerken, sie verriet sich in keinerlei Weise, aber ihre Mutter hatte bemerkt, daß sie sich immer gern in der Halle aufhielt und keine Gelegenheit versäumte, sich im Bureau nach etwas zu erkundigen.

„Ich will mein Englisch üben", meinte sie eines Tages, und die Mutter lächelte: „Los ojos! Du meinst wohl deine Augen, mein Liebes?" und fügte wie für sich selbst hinzu: „Aber warum nicht? Die Jugend . . .", und sie seufzte ihrer eigenen, jetzt vergangenen Jugend und den nun verwehten Blüten nach.

Ich kam zu einem kurzen Gespräch mit meiner Göttin. Sie trat einmal ins Bureau, um sich einen Pullman-Salonwagen für El Paso reservieren zu lassen. Ich versprach ihr, mich um alles zu kümmern, und als die hübsche, kleine Dame in ihrem komischen Akzent hinzufügte: „Wir haben soviel Gepäck, sechsundzwanzig Stück!" erwiderte ich so ernst, als hinge mein Leben davon ab: „Bitte, verlassen Sie sich auf mich. Ich werde mich um alles kümmern. Ich wünschte, ich könnte mehr für Sie tun."

„Das ist lieb," sagte die Kokette, „sehr lieb!" und sah mir voll in die Augen. Die Verzweiflung über ihre nahende Abreise gab mir Mut. „Es tut mir so leid, daß Sie wegfahren. Ich werde Sie nie vergessen, nie!"

Sie war verblüfft über meine unerwarteten Worte und lachte lockend auf. „Nie heißt wohl eine Woche, nicht wahr?"

„Sie werden sehen," fuhr ich, mich überstürzend, fort, als ob mich irgend etwas vorwärts triebe, „wenn ich Sie nicht bald wiedersehen sollte, möchte ich nicht länger leben wollen."

„Eine Erklärung!" lachte sie, mir schalkhaft ins Gesicht schauend.

„Nicht der Unabhängigkeit," rief ich aus, „sondern –"; als ich noch zwischen Zuneigung und Liebe schwankte, legte das Mädel den Finger an die Lippen.

„St, st!" sagte sie ernst, „Sie sind zu jung, um Eide zu schwören, und ich darf sie nicht hören." Aber als sie meinen bestürzten Ausdruck sah, fügte sie hinzu: „Sie sind sehr nett zu uns gewesen. Ich werde mich mit Freude an meinen Aufenthalt in Chicago erinnern." Sie streckte mir die Hand entgegen. Ich nahm sie und hielt sie umfangen, beglückt über jede Berührung.

Ihren Blick und die Berührung ihrer Finger speicherte ich in meinem Herzen als reinsten Schatz auf.

Als sie hinausging und mit ihr aller Glanz verschwunden war, zermarterte ich mir mein Hirn, um einen Vorwand für ein Gespräch zu finden. „Sie fährt morgen weg!" hämmerte es in meinem Kopf, mein Herz schnürte sich zusammen, der Schmerz würgte in der Kehle, und ich konnte kaum denken. Plötzlich kamen mir Blumen in den Sinn. „Ich werde ihr eine Fülle von Blumen kaufen." – Nein, es ging nicht! Es würde auffallen, und man würde darüber sprechen. Weniger Blumen würden besser sein. Wieviel jedoch? Ich grübelte darüber nach. Als sie am nächsten Tage fertig zur Abreise in die Halle herunterkam, wartete ich auf die Gelegenheit, aber das Mädel kam mir darin entgegen. Sie wartete ab, bis Arriga und ihr Vater die Halle verlassen hatten, und kam schließlich ans Pult.

„Haben Sie die Schecks?" fragte sie.

„Man wird Ihnen alles am Zuge aushändigen. Aber ich habe dies für Sie. Darf ich Sie bitten, es von mir anzunehmen." Und ich gab ihr drei herrliche, rote Rosenknospen, die mit Frauenhaar zusammengebunden waren.

„Wie nett von Ihnen," rief sie aus, und ein Erröten stieg in ihre Wangen, „und wie hübsch sie sind! Gerade drei!"

„Eine für Ihr Haar," sagte ich mit der Schläue eines Verliebten, „eine für Ihre Augen, und eine für Ihr Herz – werden Sie sich daran erinnern?" fügte ich leise und eindringlich hinzu.

Sie nickte und lachte girrend auf: „Solange die Blumen halten!" In ihren Blicken tanzten Funken. Sie flog zu ihrer Mutter.

Ich begleitete sie an den Omnibus, und die ganze Gesellschaft bedankte sich bei mir, selbst Señor Arriga, aber ich hing an ihrem Blick und ihren Worten.

Als ich ihr die Tür offen hielt, murmelte ich leise, denn die andern waren in Hörweite: „Ich komme bald hin."

Das Mädchen blieb sofort stehen und tat so, als ob sie sich ein Etikett an einem vorbeigetragenen Koffer ansähe. „El Paso ist weit weg," seufzte sie, „und unsere Hacienda noch zehn Seemeilen weiter."

„Wann kommen wir an, wann –?" Sie warf mir einen Blick zu.

„Wann?" war noch monatelang das bedeutungsvolle Wort für mich, ihre Augen hatten ihm Bedeutung verliehen.

Ich habe von dieser Begegnung mit Fräulein Vidal ausführlich erzählt, weil sie eine Epoche in meinem Leben abgrenzt. Zum ersten Male hatte die Liebe mich in ihren Bann gezogen, und ich war vom Rausche der Schönheit benommen. Diese Leidenschaft machte es mir leichter, den gewöhnlichen Versuchungen zu widerstehen, denn sie lehrte mich, daß es eine ganze herrliche Welt im Königreich der Liebe gibt, von der ich nichts wußte, die ich kaum betreten hatte. Kaum ein sinnlicher Gedanke wagte sich an Gloria heran. Erst als ich ihre nackten Schultern im Abendkleid sah, zog ich sie in Gedanken aus und wurde beinah wild in unbeherrschtem Verlangen.

Im Hintergrunde meiner Gedanken lag der feste Entschluß, auf irgendeine Weise in der nächsten Zeit nach Chihuahua zu kommen, um ihr zu begegnen, und dieser Entschluß gab meinem Leben eine neue Wendung.

Anfang Januar dieses Jahres kamen drei Fremde ins Hotel, alles Viehhändler, wie man mir sagte, aber eines mir noch unbekannten Typus. Reece, Dell und Ford, der „Chef", wie er genannt wurde. Reece war ein großer, dunkler Engländer oder eigentlich Walliser, in hohe, braune Reitstiefel gekleidet, Kordkniehosen und eine dunkle Cutawayjacke. Er sah wie ein wohl-

habender Landwirt aus. Dell kopierte ihn genau in seiner Kleidung, war jedoch mittelgroß und gedrungen, von dem durchschnittlichen Engländertyp. – Der „Chef" war sechs Fuß groß, größer sogar als Reece, mit messerscharf geschnittenem, bronzebraunem Gesicht und einem Adlerprofil, – ein Viehhändler aus dem Westen von Kopf bis Fuß. Der Oberkellner erzählte mir alles über sie, und sobald ich ihrer ansichtig wurde, wies ich ihnen einen schattigen, kühlen Tisch an und achtete darauf, daß man sie gut bediente.

Einen oder zwei Tage später freundeten wir uns an, und nach einiger Zeit ließ mir Reece Maß für zwei Paar Kordkniehosen nehmen und versprach, mich reiten zu lehren. Sie waren Cowboys, wie er mir mit seinem starken englischen Akzent erklärte, und gingen nach Rio Grande, um dort Vieh einzukaufen und es auf den Markt hier oder in Kansas City zurückzutreiben. Es schien, daß man im Süden von Texas Rindvieh zu einem Dollar pro Kopf kaufen konnte, das in Chicago fünfzehn bis zwanzig Dollar einbrachte.

„Selbstverständlich kommen wir nicht immer unbelästigt durch, die Indianer in der Prärie, die Tscherokesen, Sioux und Schwarzfüßler sorgen schon dafür. Aber eine Herde auf zwei kommt durch, und das macht sich bezahlt."

Ich erfuhr, daß sie tausend Stück Rindvieh und zweihundert Pferde aus ihrer Farm in der Nähe von Eureka in Kansas hergetrieben hatten.

In Kürze gesagt: Reece faszinierte mich. Er sagte mir, daß Chihuahua die nächste mexikanische Provinz von Texas über den Rio Grande sei, und ich entschloß mich, mit diesen Cowboys in die Prärie zu gehen, wenn sie mich mitnehmen würden. In zwei oder drei Tagen sagte mir Reece, daß ich mich besser beim Reiten anstellte als irgend jemand, den er bisher gesehen hatte, und er fügte hinzu: „Als ich zuerst Ihre dicken, kurzen Beine sah, konnte ich mir nicht vorstellen, daß da viel zu machen ist." Aber ich war stark und war in diesem Jahre in den Staaten fast um sechs Zoll gewachsen; und ich drehte die Zehen nach innen, wie Reece mich anwies, und hing mit der ganzen Kraft meiner Knie an dem englischen Sattel, bis ich müde und wund wurde. Nach vierzehn Tagen ließ mich Reece ein Fünfcentstück zwischen die Knie und den Sattel legen, das selbst beim Galopp oder Trott nicht herunterfiel.

Diese Übung machte aus mir einen guten Reiter, soweit es sich um den Sitz handelte, und ich erfuhr bald, daß Reece ein Altmeister der tieferen Geheimnisse dieser Kunst war, denn er pflegte auf den Jagdgründen in England die Füllen zuzureiten, und „da lernt man erst die Pferde richtig kennen", fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Eines Tages stellte ich fest, daß Dell einiges von Poesie, Literatur und auch Nationalökonomie wußte, und das gab mir den Ausschlag. Als ich ihn und Reece fragte, ob sie mich als Cowboy mitnehmen wollten, meinten sie, daß sie erst mit dem „Chef" sprechen müßten, aber es sei kein Zweifel, daß er einwilligen würde, und er tat es auch, nachdem er mich mit einem scharfen Blick gemessen hatte.

Dann kam meine schwerste Aufgabe. Ich mußte Kendrick und Cotton mitteilen, daß ich sie verließ. Sie waren mehr als verblüfft. Zuerst hielten sie es für einen Trick, um eine Gehaltserhöhung herauszuschlagen, aber als sie sahen, daß es reine knabenhafte Abenteuerlust war, argumentierten sie mit mir herum, ich ließ mich jedoch nicht überreden. Ich versprach, zu ihnen zurückzukehren, sobald ich wieder nach Chicago zurückkommen sollte oder des Cowboylebens überdrüssig werden würde. Ich hatte fast achtzehnhundert Dollar gespart, die ich auf den Rat von Cotton in einer ihm wohlbekannten Kansas City-Bank deponierte.

## DAS LEBEN IN DER PRÄRIE

Am zehnten Juni nahmen wir den Zug nach Kansas City, zu jener Zeit dem Tor des Wilden Westens. In Kansas City traf ich noch auf drei andere Männer, die zu der Expedition gehörten, Bent, Charlie und Bob, den Mexikaner. Charlie, um mit dem am wenigsten Bedeutenden zu beginnen, war ein hübscher amerikanischer Jüngling, blauäugig und blond, mehr als sechs Fuß groß, sehr stark, unbekümmert und leichtsinnig. Ich stellte ihn mir immer als einen großen, gütigen Neufundländer vor, ein wenig ungefügig, aber immer gutmütig. Bent war zehn Jahre älter, ein Kriegsveteran, dunkel, mürrisch, zielbewußt, fünf Fuß neun oder zehn hoch, mit Muskeln wie Stricke und einer Mentalität, die sich seltsam schwer erforschen ließ. Bob, der merkwürdigste und originellste Mensch, den ich bis dahin getroffen hatte, war ein kleiner, eingetrockneter Mexikaner, kaum fünf Fuß drei groß, halb Spanier, halb Indianer, der ebensogut dreißig wie fünfzig Jahre alt sein konnte und der den Mund nur öffnete, um alle Amerikaner auf spanisch zu verfluchen. Selbst Reece sprach mit respektvoller Anerkennung über seine Reitkunst und meinte, daß er mehr über das Rindvieh wüßte als irgendein anderer auf der ganzen Welt. Reeces Bewunderung lenkte meine Neugier auf den kleinen Mann, und ich nahm jede Gelegenheit war, mit ihm zu sprechen und ihm Zigarren zu geben – eine Höflichkeit, die ihm so ungewöhnlich vorkam, daß er zuerst Miene machte, sie abzulehnen.

Diese drei Männer waren in Kansas City zurückgelassen worden, um eine andere Viehherde abzustoßen und Vorräte für die Fahrten einzukaufen. Sie waren schon reisefertig, und so ritten wir am nächsten Tage um vier Uhr morgens aus Kansas City weg, mit einem Kurs in der Richtung Südwest. Alles war mir neu und wunderbar. In drei Tagen hatten wir alle Wege und Wohnstätten hinter uns gelassen und waren auf der offenen Prärie. Nach weiteren zwei oder drei Tagen wurde die Prärie zu der großen Ebene, die sich

vier- bis fünftausend Meilen von Norden nach Süden mit einer Breite von ungefähr siebenhundert Meilen erstreckt. Auf der Ebene wuchs Elfengras und amerikanischer Beifuß, und nur am Flußbett kamen Baumwollsträucher zum Vorschein; es wimmelte von Kaninchen, Präriehühnern, Rehen und Büffelochsen.

Wir ritten ungefähr dreißig Meilen täglich. Bob saß im Wagen und trieb die vier Maultiere an, während Bent und Charlie uns am Morgen Kaffee und zum Mittag- und Abendessen Salzfleisch oder irgendein erlegtes Wild brieten. Wir hatten auch einen kleinen Krug Roggenwhisky mit, aber wir sparten ihn für Schlangenbisse oder irgendeinen Notfall auf.

Ich wurde dazu auserlesen, durch Jagdbeute unsere Expedition zu versorgen, denn man entdeckte bald, daß ich wie durch irgendeinen sechsten Sinn immer den kürzesten Weg zum Wagen zurückfinden konnte. Sonst besaß nur Bob denselben Instinkt. Bob erklärte es, indem er zwischen den Zähnen hervorstieß: „No Americano!" Dieser Instinkt selbst, der mir öfter nützte, als ich es aufzählen kann, ist seinem Wesen nach unerforschlich. Ich fühle die Richtung, aber dieses vage Gefühl wird noch durch die Beobachtung des Sonnenpfades und der Art, wie sich die Grashalme beugen und die Büsche wachsen, verstärkt. Dieser Instinkt machte mich zu einem wertvollen Mitgliede unserer Expedition, ich wäre sonst ein bloßer Parasit zwischen den Herren und dem Gesinde gewesen. Es war auch der erste Schritt zu Bobs Zuneigung, die mir mehr nützte als alle andern Glückszufälle meines frühen Lebens. Ich hatte eine Flinte, eine Winchester-Büchse und einen Revolver in Kansas City gekauft, Reece hatte für mich die passenden Waffen ausgesucht, und diese Tatsache half auch, mich zu einem sicheren Schützen zu machen. Zu meinem Leidwesen entdeckte ich jedoch bald, daß ich nie ein hervorragender Schütze werden konnte, denn Bob, Charlie und sogar Dell konnten viel weiter sehen. Ich war kurzsichtig und astigmatisch, und selbst Augengläser, die ich später trug, konnten die Verschwommenheit, mit der sich mir die Dinge darstellten, nicht beheben.

Es war die zweite oder dritte Enttäuschung meines Lebens neben der Überzeugung meiner eigenen Häßlichkeit und der Tatsache, daß ich zu klein war, um ein großer Athlet zu sein. Im weitern Verlauf meines Lebens entdeckte ich noch andere ernsthaftere Mängel, die jedoch nur meinen tiefeingewurzelten Entschluß, alle meine Eigenschaften aufs höchste zu entwickeln,

stärkten. Inzwischen war das Leben göttlich, neu, seltsam und abwechslungsreich.

Nach dem Frühstück, gegen fünf Uhr morgens, ritt ich vom Wagen weg, bis ich außer Sehweite war, und gab mich vollkommen dem Glück des Alleinseins, ohne Grenzen zwischen Ebene und Himmel, hin. Die Luft war klar und trocken, berauschend wie Sekt, und selbst wenn die Sonne den Zenit erreichte und glühend sengte, blieb die Luft leicht und stärkend. Mittel-Kansas liegt ungefähr zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel; und die Luft ist so trocken, daß, wenn ein Tier getötet wird, es nicht verwest, sondern eintrocknet, und nach ein paar Monaten liegt das Fell, mit bloßem Staub gefüllt, da. Wild war in Mengen vorhanden, kaum eine Stunde verging, und ich hatte schon ein halbes Dutzend Rebhühner oder ein Reh erlegt, führte mein Pony langsam zu unserem Lager zurück und pflückte eine neue Blume unterwegs, deren Namen ich erfahren wollte.

Nach dem Mittagessen kletterte ich zu Bob in den Wagen und lernte von ihm Spanisch oder fragte ihn über seine Viehkenntnisse aus. In der ersten Woche waren wir schon miteinander befreundet. Ich stellte mit Freude fest, daß Bob auf Spanisch ebenso mitteilsam war wie auf Englisch einsilbig. Sein Vorrat an spanischen Flüchen, Schimpfworten und Zoten war verblüffend. Bob haßte alles Amerikanische mit einer unverkennbaren Wut, was mich durch die auffällige Unvernunft zu interessieren anfing.

Ein- oder zweimal veranstalteten wir auf unserem Wege ein Wettrennen. Aber Reece, auf einem großen Kentuckyvollblut, Shiloh, trug leicht den Sieg davon. Er sagte mir jedoch, daß sich auf der Farm eine junge Stute, der „Blaue Teufel" genannt, befinde, die fast ebenso schnell wie Shiloh und von seltener Schönheit und Ausdauer sei. „Sie können sie haben, wenn Sie auf ihr reiten können", warf er hin. Und ich beschloß, mir alle Mühe zu geben, um den „Teufel" zu gewinnen.

Nach ungefähr zehn Tagen erreichten wir die Farm in der Nähe von Eureka. Sie war von fünftausend Acker Prärie umgeben. Es war ein großes Blockhaus, das ungefähr zwanzig Menschen beherbergen konnte. Aber es war bei weitem nicht so schön gebaut wie der große, gemauerte Stall, Reeces Augapfel, der Platz für vierzig Pferde bot und ungefähr ein Dutzend großer, abgeteilter Stände im besten englischen Stil besaß.

Das Haus und der Stall waren auf einem langen, sich wellenden

Abhang gelegen, vielleicht dreihundert Yards von einem großen Bach entfernt, den ich bald den Schlangenbach nannte, denn Schlangen jeder Art und Größe wimmelten in dem Gebüsch und Unterholz an den Ufern herum. Das große Wohnzimmer der Farm war mit Revolvern, Flinten und ausgeschnittenen Bildern aus illustrierten Zeitungen dekoriert, der Boden war mit Büffel- und Bärenhäuten bedeckt, und seltenere Biber- und Nerzfelle hingen hier und da an den Holzwänden. Wir kamen spät nachts auf der Farm an, ich schlief in einem Zimmer mit Dell. Er nahm das Bett für sich, und ich rollte mich in einer Decke auf dem Sofa ein. Ich schlief jedoch wie ein Murmeltier, und am nächsten Morgen war ich vor Sonnenaufgang auf den Beinen, um das ganze Inventar, sozusagen, in Augenschein zu nehmen. Ein indianischer Diener zeigte mir den Stall, und wie das Glück es so haben wollte, traf ich den Blauen Teufel allein in einem Stand, verstört und unruhig.

„Was ist denn mit ihr los?“ fragte ich. Und der Indianer sagte mir, sie hätte sich das Ohr am Kopfe wund gerieben, die Fliegen seien hereingekommen und quälten sie jetzt. Ich ging ins Haus zurück, ließ mir von Peggy, dem Mulattenkoch, einen Eimer mit warmem Wasser füllen, und mit diesem Eimer und einem Schwamm trat ich in den abgeteilten Stand ein. Der Blaue Teufel kam mir entgegen und schnappte nach meiner Schulter, aber sobald ich den Schwamm mit dem warmen Wasser an dem Ohr der Stute ausgedrückt hatte, hörte sie auf, zu beißen, und wir freundeten uns schnell an. Noch am selben Nachmittag führte ich sie gesattelt und gezäumt vor das Haus, schwang mich auf sie, und sie ging ruhig wie ein Lamm. „Sie gehört Ihnen,“ meinte Reece, „aber wenn sie je Ihren Fuß zwischen die Zähne bekommt, werden Sie wissen, wie weh das tut.“

Es schien, daß sie den Trick hatte, solange an den Zügeln zu ziehen, bis der Reiter sie lockerte, dann drehte sie plötzlich den Kopf um, nahm die Zehen des Reiters zwischen die Zähne und biß wie ein Teufel los. Einer, den sie nicht mochte, konnte sie nicht besteigen, denn sie focht wie ein Mann mit der Vorderhand. Ich hatte jedoch nie Schwierigkeiten mit ihr, und sie hat mir mehr als einmal das Leben gerettet. Wie die meisten weiblichen Wesen antwortete sie unmittelbar auf Güte und blieb der Zuneigung treu.

Ich merke hier, daß, wenn ich die andern Vorfälle in diesem

ereignisreichen Jahre so ausführlich schildern wollte wie die Erlebnisse dieser vierzehn Tage, die mich von Chicago auf die Farm bei Eureka brachten, ich ihnen mindestens einen Band widmen müßte, und so will ich lieber meinen Lesern versichern, daß ich eines Tages, wenn ich es erlebe, meinen Roman der Prärie veröffentlichen werde, der die ganze Geschichte in aller Ausführlichkeit behandelt. Jetzt begnüge ich mich mit der Feststellung, daß zwei Tage später, nachdem wir die Farm erreicht hatten, wir uns wieder auf den Weg machten, zehn Mann hoch und zwei Wagen mit Kleidern und Proviant gefüllt, jeder von Maultieren gezogen, um die zwölfhundert Meilen nach Südtexas oder Neu-Mexiko zu durchmessen, wo wir fünf- bis sechstausend Stück Rindvieh zu einem Dollar pro Kopf zu kaufen hofften, um sie nach Kansas City, der nächsten Zugstation, zu treiben.

Als wir auf die große Prärie hundert Meilen vom Fort Dodge, kamen, vergingen die Tage in vollkommener Monotonie. Nach Sonnenuntergang sprang ein leichter Wind auf, die Nacht war angenehm kühl, wir saßen um das Lagerfeuer herum und sprachen einige Stunden. Das Gespräch schwankte seltsamerweise zwischen schmierigen Weibergeschichten und Diskussionen über Religion oder die Beziehungen von Arbeit und Kapital. Es war seltsam, wie eifrig diese rohen Viehtreiber die Mysterien dieser unverständlichen Welt diskutierten. Als aggressiver Skeptiker sicherte ich mir bald einen Ruf unter ihnen. Dell unterstützte mich gewöhnlich, und seine Kenntnis der Bücher und Denker schien uns außerordentlich.

Diese dauernden Abendgespräche, dieses ewige Argumentieren übte auf mich eine unvorstellbare Wirkung aus. Ich hatte keine Bücher mit mir und mußte oft zwei oder drei verschiedene Theorien an einem Abend behandeln. Ich mußte mir die Probleme selbst durchdenken, und meistens tat ich es, während ich bei Tage jagte. In dieser Zeit als Cowboy habe ich gelernt zu denken, eine seltene Kunst, die wenig Menschen heute üben. Wenn ich irgendeine Originalität besitze, so verdanke ich sie der Tatsache, daß ich in meiner Jugend, während mein Geist sich noch in der Entwicklung befand, den wichtigen, modernen Problemen gegenübergestellt wurde und gezwungen war, sie zu durchdenken, um eine vernünftige Antwort auf die Fragen der verschiedenen Menschen zu finden.

So fragte mich zum Beispiel Bent eines Abends, wie hoch der rich-

tige Lohn für einen gewöhnlichen Arbeiter sein sollte. Ich konnte ihm nur antworten, daß der Lohn eines Arbeiters mindestens in demselben Maße wie die Produktivität der Arbeit zunehmen sollte. Aber ich sah nicht, auf welchem Wege man diese ideale Lösung erreichen könnte. Als ich zehn Jahre später in Deutschland Herbert Spencer las, stellte ich zu meiner Freude fest, daß ich den besten Teil seiner Soziologie erraten hatte und sie um ein beträchtliches ergänzt. Seine Idee, daß der Grad der individuellen Freiheit in einem Lande von dem „Druck von außerhalb" abhängt, kam mir nur zur Hälfte richtig vor. Der Druck von außerhalb ist nur ein Faktor und nicht einmal der bedeutendste. Die zentripetale Kraft der Gesellschaft selbst ist oft viel wuchtiger. Wie ließe sich sonst die Tatsache erklären, daß während des Weltkrieges die Freiheit in den Vereinigten Staaten fast vollkommen verschwunden war trotz der Worte der Verfassung? Zu allen Zeiten nahm man eigentlich hier auf die Freiheit weniger Rücksicht als in England oder sogar in Deutschland oder in Frankreich. Man braucht nur an das Alkoholverbot zu denken, und man wird mir beipflichten. Die zentripetale Tendenz in jedem Lande steht im direkten Verhältnis zu der Masse, und infolgedessen ist das Herdengefühl in Amerika so unvernünftig stark.

Wenn wir nicht disputierten oder uns schlüpfrige Geschichten erzählten, zog Bent die Karten heraus, und der Spielerinstinkt hielt die Männer wach, bis die Sterne im Osten verblaßten.

Ich muß hier noch einen Vorfall erwähnen, der die Monotonie unseres Alltags in seltsamer Weise unterbrach.

Wir zündeten unser Feuer bei Nacht mit den getrockneten Exkrementen der Tiere an, und Peggy hatte mich, der ich zuerst aufwachte, gebeten, immer das Feuer aufzufüllen, bevor ich wegritt. Eines Morgens hob ich so ein getrocknetes Exkrement mit der linken Hand auf und störte eine kleine Klapperschlange auf, die wahrscheinlich von der Hitze unseres Lagerfeuers angelockt worden war. Die Schlange biß mich in den Daumen, dann drehte sie sich im Nu zusammen und begann zu klappern. Wütend zerdrückte ich sie mit meinem Fuß, und im selben Augenblick saugte ich die Stelle an meinem Daumen aus, wo ich gebissen worden war, und rieb noch außerdem den Daumen um die Wunde herum an der roten Glut. Ich schenkte der Sache nur eine geringe Aufmerksamkeit. Die Schlange schien mir zu klein, um sehr giftig zu sein. Aber als ich an den Wagen zurückkam, um Peggy zu

wecken, schrie er auf, rief den Chef, Reece und Dell zusammen und war offensichtlich höchst verstört und ängstlich. Reece war mit ihm einig, daß der Biß der kleinen Prärieklapperschlange ebenso giftig ist wie der ihrer großen Schwester im Walde.

Der Chef goß ein Glas Whisky ein und ließ mich trinken. Ich wollte es nicht, aber er drang darauf, und so schüttete ich es hinunter. „Brennt es?" fragte er. „Nein, es war wie Wasser", erwiderte ich und merkte, daß der Chef mit Reece einen bedeutungsvollen Blick tauschte.

Der Chef erklärte sofort, ich müßte herumgehen. Jeder von ihnen ergriff meinen Arm, und sie führten mich feierlich eine halbe Stunde lang spazieren. Gegen Ende dieser halben Stunde schlief ich fast. Der Chef blieb stehen und gab mir wieder einen großen Becher Whisky. Im Augenblick wachte ich auf, dann wurde ich wieder steif und taub. Man gab mir wieder Whisky, ich wurde lebendig, aber nach fünf Minuten fiel ich zusammen und flehte sie an, mich schlafen zu lassen.

„Zum Teufel mit dem Schlaf!" rief der Chef, „du wachst nicht mehr auf, nimm dich zusammen." Und ich bekam wieder Whisky. Ich wurde mir vage dessen bewußt, daß ich meine ganze Willenskraft anwenden müßte, und ich begann, herumzuhüpfen, um diese überwältigende Schläfrigkeit abzuschütteln. Ich goß noch einige Gläser Whisky herunter, und nachdem ich im Laufe der nächsten zwei Stunden wild herumgehüpft war, wurde ich mir plötzlich eines scharfen, intensiven Schmerzes in meinem linken Daumen bewußt.

„Jetzt kannst du schlafen, wenn du willst", meinte der Chef. „Ich nehme an, daß der Whisky das Schlangengift ausgespült hat."

Mein verbrannter Daumen schmerzte furchtbar. Zum ersten Male in meinem Leben litt ich auch unter Kopfschmerzen. Aber Peggy gab mir heißes Wasser zu trinken, und der Kopfschmerz verflüchtigte sich bald. In einem oder zwei Tagen war ich dank der Gewaltkur des Chefs vollkommen auf den Beinen. In einem Jahre hatten wir zwei junge Menschen durch den Biß der kleinen Prärieschlange verloren, die so unbedeutend schien.

Die Tage gingen schnell vorbei, bis wir in die Nähe der ersten Städte in Süd-Texas kamen. Da verlangte jedermann vom Chef sein rückständiges Gehalt und stürzte fort, um sich zu rasieren und sich in wildester Aufregung eine Geliebte zu suchen. Charlie war wie verrückt. Eine halbe Stunde, nachdem sie die Stadtschenke

erreicht hatten, waren alle mit Ausnahme von Bent bis zum Wahnsinn besoffen und schrien nach Frauen, um mit ihnen die Nacht zu verbringen. Ich ging nicht einmal in die Kneipe hinein und bat Charlie vergeblich, sich nicht so zum Narren zu machen. „Dazu lebe ich eben!“ rief er aus und stürzte davon.

Ich gewöhnte mich daran, meine ganze freie Zeit mit Reece, Dell, Bob oder dem Chef zu verbringen, und lernte von allen eine ganze Menge. In Kürze hatte ich den Chef und Reece erschöpft, aber Dell und Bob hatten jeder auf seine eigene Weise gründliche Kenntnisse. Und während Dell mich in Literatur und Nationalökonomie einführte, weihte mich Bob in die Mysterien des Cowboylebens und die besonderen Sitten der Viehherden in Texas ein. Jede kleine Herde dieser halbwilden Tiere hat ihren eigenen Führer, dem sie fanatisch folgt. Wenn wir verschiedene Rinderherden in unserer Hürde zusammenbrachten, entstand eine fürchterliche Verwirrung, bis nach einem wilden Kampfe ein neuer Führer erwählt wurde, dem alle gehorchten. Aber manchmal verloren wir in diesem Aufruhr fünf bis sechs Tiere. Bob konnte mit seinem Pony zwischen die halbwilden Bestien hineinreiten, um den künftigen Führer für sie auszuwählen. Bei dem großen Sportfest in der Nähe von Taos ging er zu Fuß in eine Hürde zwischen eine Menge Herden und brachte den Führer heraus, unter dem Triumphgeschrei seiner Landsleute, die „los Americanos“ herausforderten, dieser Tat nachzueifern. Bob hatte eine unheimliche Kenntnis der Tiere, und alles, was ich weiß, verdanke ich ihm.

In der ersten Woche kauften Reece und der Chef den ganzen Tag Vieh ein. Reece nahm gewöhnlich Charlie und Jack Freeman mit, einen jungen Amerikaner, um die Einkäufe in die große Hürde einzutreiben; während der Chef einen nach dem andern herausholte, um ihm zu helfen. Charlie fiel jedoch als erster aus. Er hatte sich gleich in der ersten Nacht venerisch angesteckt und war länger als einen Monat bettlägerig. Einer nach dem andern fielen die jungen Männer der Krankheit zum Opfer. Ich ging in die nächste Stadt hinein, konsultierte einen Arzt und tat alles für sie, was möglich war. Aber die Kur ging nur sehr langsam vor sich, denn sie betranken sich von Zeit zu Zeit, um ihren Kummer im Alkohol zu ersäufen, und die Krankheit wurde chronisch. Ich konnte diese Versuchung nie verstehen. Es war schon schlimm, wie sie sich betranken, aber in diesem Zustande zu einer Mischblutprostituierten zu gehen, schien mir unbegreiflich.

Selbstverständlich erkundigte ich mich nach den Vidals. Aber keiner schien etwas von ihnen gehört zu haben, und obwohl ich mir alle Mühe gab, gingen die Wochen vorbei, ohne daß ich nur eine Spur von ihnen fand. Ich schrieb jedoch an die Adresse, die mir Gloria gab, bevor sie Chicago verließ, aber ich war schon aus Texas weg, als ich von ihr hörte. Ihr Brief erreichte mich in Fremont-Haus, als ich wieder in Chicago war. Sie schrieb mir nur, daß sie den Rio Grande gekreuzt hätten und auf ihrer Hazienda auf der andern Seite sich niedergelassen hatten, wo ich vielleicht, wie sie schlau hinzufügte, sie eines Tages besuchen würde. Ich schrieb ihr dankend zurück und versicherte ihr, daß die Erinnerung an sie mir die ganze Welt umgestaltet hätte, was die reine Wahrheit war. Ich gab mir unendliche Mühe, diesen Brief in gutem Spanisch zu schreiben, aber ich fürchte, daß er trotz Bobs Hilfe von Fehlern wimmelte. Ich greife hier jedoch meiner Geschichte voraus.

Wir bekamen bald die Herde zusammen. Anfang Januar wandten wir uns nordwärts und trieben ungefähr sechstausend Stück vor uns, die uns kaum fünftausend Dollar gekostet hatten. In diesem ersten Jahre ging alles gut ab. Wir sahen nur eine kleine Bande Prärie-Indianer, die wir an Stärke übertrafen. Der Chef erlaubte mir, fünfhundert Stück Vieh auf meine eigene Rechnung hinüberzubringen; er wollte mich, wie er sagte, für meine dauernde, schwere Arbeit belohnen. Aber ich bin sicher, daß es Reece und Dell waren, die ihm diese Idee gesteckt hatten.

Die Tatsache, daß mir ein Teil des Viehs gehörte, machte aus mir einen höchst aufmerksamen und unermüdlichen Hirten. Mehr als einmal konnte meine Aufmerksamkeit, durch Bobs Instinkt geschärft, rettend eingreifen. Als wir an das indianische Territorium gelangten, warnte mich Bob davor, daß eine kleine Bande oder sogar ein einzelner Indianer eines Nachts versuchen könnte, eine wilde Panik in unsere Herde hineinzutragen. Eine Woche später bemerkte ich, daß das Vieh unruhig wurde. „Indianer," sagte Bob, als ich ihm von den Anzeichen erzählte, „schlaue Biester!" In dieser Nacht war ich frei, aber ich ritt trotzdem streifend umher, als ich plötzlich um Mitternacht eine weiße Gestalt mit einem unirdischen Gekreisch vom Boden aufspringen sah. Das Vieh begann sich zusammenzurotten, ich nahm die Flinte in die Hand und zielte. Obwohl ich den Indianer nicht traf, hielt er es für geraten, unter Zurücklassung seiner Hülle das Weite zu suchen. In fünf Minuten hatten wir das Vieh beruhigt, und

es ereignete sich nichts mehr, bis wir Wichita, den damaligen Vorposten der Zivilisation, erreichten. Zehn Tage später verluden wir in Kansas City unser Vieh, von dem wir ein Viertel zu ungefähr fünfzehn Dollar pro Kopf schon an Ort und Stelle verkauft hatten. Wir erreichten Chicago gegen den ersten Oktober und stellten das Vieh im Viehhof des Michigan-Depots unter. Am nächsten Tage verkauften wir mehr als die Hälfte unserer Herde, und ich hatte das Glück, dreihundert meiner Tiere zu fünfzehn Dollar pro Kopf zu verkaufen. Hätte der Chef das Pfund nicht für drei Cents ausgeboten, dann hätte ich alles verkauft, was ich besaß. Auch so besaß ich nun fünftausend Dollar auf der Bank und fühlte mich wie ein Krösus. Meine Freude sollte jedoch höchst kurzlebig sein.

Selbstverständlich wohnte ich im Fremont-Haus und wurde ausgezeichnet empfangen. Die Verwaltung ließ viel zu wünschen übrig, aber ich war froh, daß ich nicht mehr dafür verantwortlich war und bequem in den Restaurants essen konnte. Die sechs Monate in der Prärie hatten meinem ganzen Wesen ein neues Gepräge gegeben. Ich bin da erst zum wirklichen Arbeiter geworden, und ich hatte in erster Linie gelernt, daß eine gespannte Entschlossenheit und Willenskraft der wichtigste Faktor des Erfolges im Leben ist. Ich beschloß, meinen Willen durch Übung zu trainieren, wie man einen Muskel trainiert, und an jedem Tage unterwarf ich mich einer neuen Probe. Da ich Kartoffeln gern aß, beschloß ich, sie eine Woche lang nicht anzurühren, oder schwor für einen Monat den Kaffee ab, den ich liebte, und hielt meinen Entschluß durch. Ein französisches Sprichwort fiel mir ein, das mich in meinem Entschluß bestärkte: „Celui qui veut, celui-là peut." Ich beschloß, mich von meiner Vernunft und nicht von meinen Begierden leiten zu lassen.

## KAPITEL VII

# DIE GROSSE FEUERSBRUNST IN CHICAGO

Ich glaube nicht, daß ich fähig bin, die Ereignisse zu beschreiben, die sich eine Woche nach unserer Ankunft in Chicago überstürzten. Wenn ich mich recht erinnere, kamen wir an einem Mittwoch an und stellten unser Vieh und unsere Pferde im Viehhof, in der Nähe des Michigan-Street-Bahnhofs, unter. Wie ich bereits erzählt hatte, verkauften wir am Donnerstag und Freitag ungefähr drei Fünftel unseres Viehbestandes. Ich wollte alles verkaufen, folgte jedoch dem Rat des Chefs, verkaufte nur dreihundert Stück und legte etwa fünftausend Dollar auf mein Bankkonto.

Sonnabend nachts begannen die Alarmglocken zu läuten und weckten mich aus dem Schlaf. Ich schlüpfte in meine Reithosen, zog Hemd und Schuhe an, und, von jugendlicher Neugier getrieben, sauste ich die Treppe hinunter, führte den Blauen Teufel aus dem Stall und ritt hinaus zum Feuer. Ich bekam einen starken Eindruck von der Schnelligkeit, mit der die Feuerwehr hantierte, und der fabelhaften Wirksamkeit ihres Dienstes. Während man in England vielleicht ein halbes Dutzend Feuerspritzen geschickt hätte, waren bei den Amerikanern fünfzig zur Stelle, die alle in Betrieb gesetzt wurden. Um ein Uhr war das Feuer erloschen, und ich kehrte in das Hotel durch zwei oder drei Meilen unberührter Straßen hindurch zurück. Am nächsten Tage erzählte ich Reece und Ford davon. Zu meiner Verblüffung schien keiner dem Ereignis viel Aufmerksamkeit zu schenken. Ein Feuer war in den Holzbaracken am Saum amerikanischer Städte etwas so gewöhnliches, daß kein Mensch Interesse für meine epische Erzählung hatte.

Nachts darauf, am Sonntag, begannen die Alarmglocken wieder um 11 Uhr zu tönen, ich war noch in meinem Sonntagsanzug, warf mich schnell in meine Arbeitskleidung, steckte aus einem

mir unerklärlichen Grunde einen Revolver in meinen Gürtel und ritt auf der Stute an das Feuer heran. Ich war noch eine Viertelmeile entfernt, als ich bereits bemerkte, daß dies Feuer viel ernster war als das der vorhergehenden Nacht. In erster Linie blies ein Windsturm es in die Stadt hinein. Als ich mich wunderte, warum so wenig Feuerspritzen zur Stelle waren, wurde mir gesagt, daß sie an zwei anderen Brandherden beschäftigt waren, und der Mann, mit dem ich sprach, nannte es eine vorsätzliche Brandstiftung, bestimmt, die ganze Stadt in Asche zu legen. „Diese verdammten, ausländischen Anarchisten stecken dahinter," meinte er, „drei Feuer beginnen nicht am Rande der Stadt bei einem wüsten Sturmwind ohne bestimmte Ursache."

Und es sah aus, als ob er recht hatte. Trotz der Tätigkeit der Feuerwehr verbreitete sich das Feuer mit unwahrscheinlicher Schnelligkeit. Als ich in einer halben Stunde sah, daß sie es weder leicht noch schnell meistern konnten, ritt ich zurück, um Reece zu holen, der mir am Vorabend gesagt hatte, er wäre gern mit mir gekommen, um sich das Feuer anzusehen. Als ich ins Hotel zurückkam, war Reece allein ausgegangen, und auch Dell und der Chef waren nicht da. Ich ritt zurück. Das Feuer fraß sich auf eine verblüffende Weise durch. Alle Holzstraßen standen in Flammen. Das Feuer schluckte einen Häuserblock nach dem andern, und die Hitze war so gewaltig, daß die Feuerspritzen nicht auf mehr als zweihundert Yard an die Glut heranrücken konnten. Ein unirdisches Sausen der Flammen lag in der Luft.

Noch etwas fiel mir sofort auf: die Hitze war so grauenhaft, daß das Wasser sich in seine Elemente zerlegte und das Wasserstoffgas des Wassers lichterloh brannte. Das Wasser speiste noch die Flammen. Sobald ich es bemerkt hatte, sah ich, daß die Stadt ihrem Verhängnis verfallen war, und wendete mein Pony, um den fliegenden Funken zu entgehen.

Es muß gegen drei oder vier Uhr morgens gewesen sein. Ich war kaum an drei oder vier Häuserblocks vorbeigeritten, als ich auf der Straße einen Mann traf, der zu einer Gruppe von Menschen sprach. Es war der einzige vernünftige Mann, den ich in jener Nacht getroffen habe. Es war der typische Yankee aus dem östlichen Vorort, jedenfalls sprach er so. Seine Rede lief darauf hinaus:

„Kommt mal mit zum Bürgermeister und sagt ihm, er soll alle Häuser mindestens zwei Blocks tief auf dieser Seite der Stadt in die Luft sprengen lassen. Wenn wir dann die Häuser auf der

anderen Seite begießen, kommen die Flammen zum Stillstand. Ich sehe keinen andern Ausweg!"

„Das ist vernünftig," rief ich, „das sollte sofort getan werden. Es gibt keine andere Rettung, denn die Hitze zerlegt das Wasser, und der Wasserstoff brennt lichterloh und bietet den besten Brennstoff."

„Das ist es ja, was ich schon seit einer Stunde rede", rief er aus.

Etwas später gingen fünfzig oder sechzig Bürger zum Bürgermeister, der jedoch behauptete, er hätte keine Machtbefugnis, die Häuser zu sprengen, und offensichtlich Angst vor der Verantwortung hatte. Er wollte jedoch die Räte einberufen, um zu sehen, was getan werden könnte. Inzwischen ritt ich weg und wandte mich nach der Randolph Street Brücke, wo ich Zeuge einer erschütternden Szene wurde.

Einige Männer hatten einen Dieb beim Plündern der Häuser erwischt, und sie wollten den armen Kerl an einem Laternenpfahl aufhängen.

Vergeblich setzte ich mich für ihn ein, bat darum, ihn erst abzuurteilen, denn es sei besser, zehn Schuldige frei zu lassen, als einen Unschuldigen zu hängen, aber mein ausländischer Akzent machte meine Bitte wohl wirkungslos, und vor meinen Augen wurde der Mann aufgeknüpft. Ich kochte vor Wut. Es schien mir so grauenhaft. Die Grausamkeit der Hinrichtenden, ihre unbeugsame Härte stieß mich von meinen Mitmenschen ab. Später sollte ich diese Männer von einer besseren Seite kennen lernen.

Am frühen Morgen hatte das Feuer sich mehr als eine Meile weit in die Stadt hineingefressen und tobte mit einer phantastischen Wut. Ich ging kurz vor Tagesgrauen ans Seeufer. Es war ein grandioses Schauspiel. Ungefähr fünftausend obdachlose Männer, Frauen und Kinder waren am Seeufer gruppiert. Hinter uns sausten und knirschten die Flammen. Sie breiteten sich wie ein rotes Tuch bis zum Zenit über unseren Köpfen aus, wurden über den Himmel vor uns in langen Feuerströmen wie Raketen herübergeschleudert. Die Schiffe, die vierhundert Schritte weit entfernt im Hafen lagen, brannten lichterloh, und so waren wir von Flammen wie ummauert und überdacht. Die Gefahr und der Aufruhr waren erschreckend, und die Hitze selbst in dieser Oktobernacht fast unerträglich.

Ich wanderte am Seeufer entlang, und mir fiel die fürsorgliche Art auf, mit der die Männer sich um Frauen und Kinder kümmerten. Fast jedem Manne gelang es, irgendeine Art von Unter-

schlupf für seine Frau und seine Kinder zurechtzuzimmern, und man half sich gegenseitig aus. Während ich eine Weile einem Mann bei dem Bau einer solchen Unterkunft half, erwähnte ich, wie durstig ich wäre.

„Sie können etwas zu trinken bekommen," sagte er, „dort oben!" Und er wies auf eine primitive Bude am Ufer hin. Ich ging in der gewiesenen Richtung und sah, daß ein Gastwirt vier große Tonnen an den Strand heruntergeschleppt hatte und darüber ein Art von niedrigem Zelt aufgeschlagen. Auf einer der Tonnen hatte er sein Schild angebracht und darauf folgende Worte gemalt: „Was sagen Sie zu unserer Hölle? Kein Getränk unter einem Dollar!" Der wilde Humor der Sache bereitete mir einen unendlichen Spaß, und ich bin sicher, daß der Mann gute Geschäfte machte.

Etwas später fiel mir ein, daß auch unser Vieh in Gefahr sein könnte, und so stürzte ich nach dem Viehhof in der Nähe der Michigan Street. Ein alter Ire hatte die Aufsicht über den Viehhof, aber obwohl er mich genau kannte, hinderte er mich daran, einen Stier herauszuführen. Das Vieh bewegte sich wild hin und her und war anscheinend in einem Zustande ungeheurer Aufregung. Ich redete auf den Mann ein, aber vergeblich. Schließlich band ich meine Stute an einen Laternenpfahl, ging zurück und schlich mich in den Viehhof ein, ohne daß er mich sah. Ich nahm zwei oder drei Stangen heraus, und im nächsten Augenblick drängte sich das Vieh durch die Öffnung; es war in einem irrsinnigen Aufruhr und verstopfte den Ausgang mit den Leibern. In fünf Minuten lagen zehn bis zwölf tote Rinder am Eingang, und der Rest mußte über sie hinwegspringen. Plötzlich, als ich mich gerade durch die Lücke drängte, stoben die wahnsinnig gewordenen Tiere nach vorn und rissen die Pfosten von beiden Seiten des Eingangs heraus. Im nächsten Augenblick wurde ich zu Boden geworfen und hatte gerade noch Zeit, mich durch den Zaun zu zwängen, um den Miriaden trampelnder Hufe zu entgehen.

Einige Minuten später ritt ich schon auf dem Blauen Teufel und versuchte, das Vieh aus der Stadt aufs Land hinauszutreiben. Die Herde brach fast an jeder Ecke aus, aber es gelang mir, ungefähr sechshundert Stück zusammenzuhalten

Ich trieb sie einige Meilen weit durch das verödete Land. Inzwischen war der Tag angebrochen, und im zweiten oder dritten Landhaus, das ich erreichte, fand ich einen Landwirt, der sich bereit erklärte, das Vieh aufzunehmen. Ich handelte mit ihm

eine Weile und sagte ihm schließlich, ich würde ihm einen Dollar pro Kopf zahlen, wenn er es eine Woche oder länger, wie es uns eben paßte, bei sich behalten würde. In zwei Minuten rief er seinen Sohn und einen irischen Landarbeiter herbei und trieb das Vieh auf seine Weide hinaus. Es waren sechshundertsechsundsiebzig Stück von den fast zweitausend zurückgeblieben.

Als ich diese Verhandlungen abgeschlossen hatte und ins Hotel zurückkehrte, war es bereits Mittag geworden, und da ich nichts zu essen bekommen konnte, ging ich wieder weg, um zu sehen, wie das Feuer um sich griff. Züge mit Lebensmitteln rollten bereits aus den umliegenden Städten heran, und dies sollte auch der Grundzug der nächsten Woche in dem verhungernden Chicago bleiben.

Zu jener Zeit wurde seltsamerweise allgemein angenommen, daß ein Mann oder eine Frau nur drei Tage ohne Essen aushalten könne. Erst Jahre später hat Dr. Tanner bewiesen, daß ein Mann mehr als vierzig Tage lang hungern kann. Jeder, den ich traf, war von der Angst gehetzt, sterben zu müssen, wenn er drei Tage nichts zu essen bekäme. Ich lachte über den mir absurd vorkommenden Gedanken, aber die allgemeine Meinung war so stark und der Einfluß des Herdeninstinktes so ansteckend, daß ich mich am dritten Tage besonders schwach fühlte und beschloß, mich um Brot anzustellen. Es waren vielleicht fünftausend Leute vor mir, und bald standen fünfzig- oder sechzigtausend hinter mir. Wir wurden zu Fünfen ins Depot hereingelassen, in dem die Brotzüge ausgeladen wurden. Als ich mich den Lebensmittelwaggons näherte, bemerkte ich, daß die Vorräte schon beinah erschöpft waren, und im nächsten Augenblick fiel mir etwas anderes auf. Immer wieder durchbrachen Frauen und Mädchen unsere Brotpolonaise, schritten durch die Reihen der wartenden Männer, die – man darf es nicht vergessen – wirklich glaubten, daß sie in der Nacht sterben müßten, wenn sie kein Essen bekämen; aber statt sich dagegen zu empören, ließen sie ohne Ausnahme den Weg für die Frauen und Mädchen frei und munterten sie noch auf. „Gehen Sie nur, nehmen Sie alles, was Sie wollen. Kommen Sie hier durch, Fräulein! Ich fürchte, Sie werden nicht viel tragen können!“ Beweis über Beweis des Mutes, der guten Laune und einer herrlichen Selbstverleugnung. Ich stellte mich in der Brotpolonaise als Ire an und verließ sie als stolzer Amerikaner, hatte aber weder damals noch in der folgenden Nacht etwas zu essen bekommen. Meine erste Mahlzeit verdankte ich dem Zufall, daß

ich am Freitag oder Sonnabend Reece in die Arme lief. Reece war wie immer auf alle vier Beine gefallen und hatte ein Hotel gefunden, in dem es, wenn auch zu Hungerpreisen, zu essen gab.

Er drang in mich, mitzukommen, und bald bekam ich meine erste Mahlzeit. Als Entgelt erzählte ich ihm und Ford, daß ich das Vieh gerettet hatte. Sie waren begeistert und beschlossen, am nächsten Tage mit mir herauszukommen, um es auszulösen. „Eines ist sicher," sagte Ford, „sechshundert Stück Rindvieh sind heute in Chicago soviel wert wie fünfzehnhundert vor der Feuersbrunst. Da haben wir nicht viel verloren."

Am nächsten Tage führte ich Reece und den Chef zu dem Landwirt, der jedoch zu meinem Erstaunen behauptete, ich hätte mich auf zwei Dollar pro Kopf mit ihm geeinigt, während ich den Preis auf einen Dollar heruntergehandelt hatte. Sein Sohn sagte dasselbe aus, und selbst der irische Tagelöhner behauptete, ich irrte mich, denn ich hätte zwei Dollar versprochen. Sie wußten nicht, mit wem sie es zu tun hatten. „Wo ist das Vieh?" fragte Ford, und wir gingen auf die Weide, wo es graste. „Zählen Sie mal, Harris", sagte Ford, und ich zählte sechshundertzwanzig Stück. Fünfzig waren verschwunden, und der Landwirt suchte mir einzureden, ich hätte falsch gezählt. Ford ging herum und fand bald einen schnell zurechtgezimmerten Stall, in dem dreißig Stück Texasrinder untergebracht waren. Wir ließen sie heraus, und sie mengten sich unter die Herde. Reece und ich trieben das Vieh dem Eingang zu. Der Farmer erklärte, er würde uns nicht herauslassen, aber Ford sah ihn eine Weile schweigend an und sagte dann ganz ruhig: „Sie haben genug gestohlen und sind dadurch reichlich bezahlt. Wenn Sie uns hier belästigen, werde ich Sie zu Hackefleisch verarbeiten." Und der Bauer trat zur Seite und gab Ruh'.

An diesem Abend gönnten wir uns einen großen Schmaus, und am nächsten Tag erzählte Ford, er hätte das ganze Vieh den beiden Hotelbesitzern verkauft und hätte soviel Geld dafür bekommen, als ob wir nicht einen Huf verloren hätten. Meine fünftausend Dollar wurden jetzt sechstausendfünfhundert.

Der Mut, den das Volk während der Feuersbrunst gezeigt hatte, der wilde Humor, mit einer Rücksichtnahme für Frauen gepaart, hatten mein Herz gewonnen. „Dies ist das größte Volk der Welt", sagte ich mir und war stolz, mich mit ihm eins zu fühlen.

## KAPITEL VIII

# WIEDER AUF DER PRÄRIE

Auf Anraten von Dell kaufte ich vor der Abreise aus Chicago einige Bücher für die Winterabende, darunter Mills Nationalökonomie, Carlyles „Helden und Heldenverehrung" und spätere Schriften, Gedichte von Hay und einige medizinische Bücher, um sie auf die Farm mitzunehmen. Wir hatten sechs Wochen lang schönes Wetter, und während dieser Zeit ritt ich unter Reeces Aufsicht Pferde zu und entdeckte bald, daß man mit Güte, Mohrrüben und Zuckerstückchen den direkten Weg zum Herzen des Pferdes finden kann. Ich bemerkte auch, daß Trotz und schlechte Laune bei einem Pferd sich fast immer auf Furcht zurückführen lassen. Eine Bemerkung Dells, daß das Pferdeauge alles vergrößere und daß den armen, scheuen Kreaturen die Menschen wie wandelnde Bäume erschienen, vermittelte mir das Verständnis, und bald erfüllte mich eine Äußerung Dells, daß ich mit Pferden ebensogut umgehen könnte wie irgendein anderer auf der Farm mit Ausnahme von Bob, mit großem Stolz.

Als der Winter näher kam und der bittere Frost hereinbrach, hörte die Arbeit im Freien fast vollkommen auf. Ich las von morgens bis abends und verschlang nicht nur Mill, sondern sah auch durch die ganze Täuschung seiner Lohntheorie hindurch. Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß die Arbeitslöhne primär von der Produktivität der Arbeit abhängen. Ich hatte Mill wegen seiner humanitären Sympathie für die Armen gern, aber ich war mir dessen bewußt, daß er einen zweitklassigen Intellekt besaß, ebenso wie ich es mit Sicherheit fühlte, daß Carlyle zu den Unsterblichen gehörte. Ich nahm Carlyle in kleinen Dosen in mich auf, denn ich wollte selbständig denken. Nach den ersten Seiten versuchte ich, Kapitel für Kapitel niederzuschreiben, was ich selbst über das behandelte Thema wußte oder dachte, und noch

heute halte ich es für das beste Mittel, um sich darüber klar zu werden, was der Autor einen gelehrt hat.

Carlyle war der erste, der mein Leben entscheidend beinflußte. Ich lernte von ihm mehr als von irgendeinem andern Schriftsteller. Zwei oder drei seiner Bücher kannte ich bald auswendig. Ich merkte dabei, daß Dells Kenntnisse oberflächlich und lückenhaft waren, und ich wurde bald zum Orakel auf unserer Farm. Auch die medizinischen Bücher stellten sich als hervorragend heraus und vermittelten mir die neuesten Kenntnisse in allen sexuellen Vorgängen. Mit Freude stellte ich mein Wissen den anderen zur Verfügung nicht ohne Sucht, mich herauszustreichen.

Im Herbst ging es mir schlecht. Ich bekam anfangs Oktober Wechselfieber. Ich fühlte mich furchtbar elend, und obwohl Reece mich aufmunterte, trotzdem zu reiten und den ganzen Tag im Freien zu verbringen, magerte ich ab, bis ich darauf kam, daß Arsen sogar ein noch besseres Mittel als Chinin ist. Von da an fühlte ich mich besser, aber noch immer, solange ich in Amerika blieb, mußte ich jeden Herbst und Sommer Chinin und Arsen nehmen, um mich vor diesen Schwächeanfällen zu schützen.

Ich war noch sehr schwach, als wir uns auf den Weg durch die Prärie machten. Der Chef war entschlossen, zwei Herden in diesem Sommer durchzubringen. Anfangs Mai fuhr er nördlich von St. Anton mit ungefähr fünftausend Stück Rindvieh ab und ließ Reece, Dell, Bob, Peggy den Koch, Bent, Charlie und mich selbst zurück, um eine zweite Herde einzusammeln. Ich habe den Chef nie wiedergesehen. Aus Reeces Flüchen entnahm ich jedoch, daß er das Rindvieh zu einem guten Preise verkauft und sich mit dem Ertrage aus dem Staube gemacht hatte, obwohl er Reece und Dell mehr als die Hälfte schuldete.

Charlies Liebesabenteuer, das so schlecht für ihn ausgegangen war, beruhigte ihn nicht für lange. Auf unserer Suche nach billigem Vieh waren wir fast bis zum Rio Grande heruntergeritten, und in einer kleinen, halb mexikanischen Stadt erreichte Charlie sein Schicksal.

Ich ging mit ihm in die Schenke hinein, nachdem er mir versprochen hatte, er würde nur ein Glas trinken, und obwohl das Glas mit dem stärksten Whisky gefüllt war, wußte ich, daß es nur eine vorübergehende Wirkung auf Charlies kräftige Konstitution ausüben konnte. Es regte ihn jedoch so weit an, daß er nach den Mädchen rief und sie zum Mittrinken aufforderte; sie

strömten lachend in die Bar hinein, und nur eine blieb zurück. Natürlich ging Charlie hin, um sie zu holen, und fand ein sehr hübsches, blondes Mädel vor, das jedoch etwas indianisches Blut haben sollte. Zuerst schlug sie Charlies Einladung aus, und so drehte er sich wütend um und sagte:

„Du willst nicht trinken, weil du dich wahrscheinlich kurierst oder weil du dort, wo Frauen sonst hübsch sind, häßlich bist." Auf diese Herausforderung hin sprang das Mädel auf, riß sich das Kleid vom Leibe, und im nächsten Augenblicke stand sie nackt bis auf Schuhe und Strümpfe vor uns.

„Bin ich häßlich?" schrie sie und streckte sich, „oder sehe ich krank aus, du Dummkopf du?" und drehte sich im Kreise um.

Sie hatte eine entzückende Gestalt mit schönen, jugendlichen Brüsten, schweren Hüften und sah wie die Gesundheit selbst aus. Es erstaunte mich nicht, daß Charlie mit einem halbartikulierten Begeisterungsschrei sie auf die Arme nahm und sie aus dem Zimmer hinaustrug.

Als ich ihm später Vorwürfe machte, sagte er mir, er hätte ein sicheres Mittel, um festzustellen, ob ein Mädel krank sei oder nicht. Ich widersprach ihm, und er rückte bald mit seiner unfehlbaren Probe heraus. Sobald er allein mit einer Frau war, zog er je nachdem zehn oder zwanzig Dollar heraus und gab sie ihr. „Du wirst in keinem Falle mehr bekommen," fügte er hinzu, „sag' mir jetzt, ob du krank bist, dann trinken wir noch zusammen, und ich gehe weg. Wenn sie krank ist, sagt sie es dann sicher", lachte er triumphierend auf.

„Aber wenn sie es selbst nicht weiß, daß sie krank ist?" Aber er erwiderte: „Sie wissen es immer und sagen dann die Wahrheit."

Eine Zeitlang sah es aus, als ob Charlie seine Schöne ohne üble Konsequenzen genossen hätte, aber ungefähr einen Monat später bemerkte er eine Verhärtung in der rechten Leistengegend, und bald darauf zeigte sich ein syphilitisches Geschwür. Wir waren bereits auf der Reise begriffen, aber ich mußte Charlie die ganze Wahrheit sagen.

„Es ist also ernst", rief er erstaunt aus, und ich erwiderte: „Ich fürchte, ja, wenn man nicht frühzeitig eingreift und sich einer rigorosen Behandlung unterzieht."

Charlie tat alles, was man ihm sagte, und prahlte später immer

damit, daß die Gonorrhoe viel schlimmer und sicher schmerzhafter sei als die Syphilis. Aber die Krankheit rächte sich doch nach einiger Zeit.

Als es ihm dank der guten Luft, der regelmäßigen Bewegung und der Enthaltsamkeit vom Alkohol besser ging, wurde er sehr übermütig, und mir ging seine ganze Krankheit aus dem Sinn. Der Verrat des Chefs veränderte unsere Lage erheblich. Reece und Dell fuhren mit drei oder vier Mexikanern und Peggy fort, um langsam Vieh einzukaufen. Aber Bob und Bent hatten mir eine neue Idee in den Kopf gesetzt. Bent hatte immer gepredigt, daß der Chef Reece ruiniert hätte und daß ich Reeces Partner werden könnte, wenn ich fünftausend Dollar hineinstecken würde. Auf diese Weise könnte ich ein Vermögen machen. Bob war auch sehr dafür und sagte mir, er könnte Vieh von den Mexikanern fast umsonst bekommen. Ich sprach mit Reece, der mir mitteilte, er würde sich mit dem Einkauf von dreitausend Rindern begnügen, denn das Vieh war auf das Doppelte im Preise gestiegen, und der Schwindel des Chefs hatte ihn vollkommen gelähmt. Wenn ich das Gehalt für Bent, Charlie und Bob zahlen wollte, würde er glücklich sein, sich mit mir zu verbinden. Auf Bobs Rat ging ich darauf ein, und mit seiner Hilfe gelang es mir, dreitausend Rinder für etwas mehr als dreitausend Dollar aufzubringen, und zwar geschah es auf folgende Weise. Aus irgendeinem Grunde, vielleicht weil ich etwas Spanisch gelernt hatte, faßte Bob eine seltsame Vorliebe für mich und war immer bereit, mir zu helfen, wenn er nicht toll betrunken war. Er versicherte mir nun, daß, wenn ich mit ihm den Rio Grande hinuntergehen würde, hundert Meilen weit, er mir tausend Stück Rindvieh beinahe umsonst besorgen könnte. Ich willigte ein, denn auch Bent und Charlie waren auf Bobs Seite. Am nächsten Morgen machten wir uns vor Sonnenaufgang auf den Weg. Wir hatten uns mit Proviant für zwei bis drei Tage versorgt. Bob selbst kümmerte sich darum, aber meistens brachte er uns vor Nachteinbruch in irgendein Haus oder eine Unterkunft, wo wir Essen und eine Schlafgelegenheit bekamen. Seine Kenntnis der ganzen Grenze war ebenso unheimlich wie seine Kenntnis des Viehs.

Am vierten oder fünften Tage gegen neun Uhr morgens ließ er uns auf einer kleinen, bewaldeten Höhe, die auf ein Flußtal ging, rasten. Nach links zu breitete sich der Fluß fast zu einem flachen See aus, und man merkte ohne weiteres, daß da unten

einige Furten sein müßten, durch die das Vieh, ohne naß zu werden, durchgebracht werden konnte.

Bob sprang in einem Baumwollgebüsch, das, wie er sagte, einen geschützten Lagerplatz bot, vom Pferde ab. Ich fragte ihn, wo das Vieh sei, und er erwiderte mir, es befände sich jenseits des Flusses. Zwei oder drei Meilen weiter lag eine berühmte Hazienda mit großen Herden. Sobald es dunkelte, wollte er hinübergehen, um alles auszukundschaften. Wir sollten trachten, nicht gesehen zu werden, und er hoffte, wir würden nicht einmal das Feuer anzuzünden brauchen, bis er zurückkäme.

Wir gingen gern darauf ein, und als wir uns schon müde geredet hatten, zog Bent ein altes Kartenspiel heraus, und wir spielten Poker, Whist und Casino, zwei oder drei Stunden lang. Die erste Nacht ging schnell genug vorbei. Wir waren vier oder fünf Tage zehn Stunden lang im Sattel gewesen und fielen in einen traumlosen Schlaf. Bob kam weder an diesem, noch am nächsten Tage zurück, und am dritten Tage begann Bent, auf ihn zu fluchen, aber ich fühlte mit Sicherheit, daß er gute Gründe für seine Verzögerung haben müßte, und wartete mit der ganzen Geduld, die ich aufbringen konnte. In der dritten Nacht stand er plötzlich unter uns, als ob er aus der Erde herausgewachsen wäre.

„Willkommen," rief ich, „ist alles in Ordnung?"

„Jawohl –", erwiderte er. „Ich konnte nicht früher kommen. Sie haben das Vieh vier Meilen vom Flusse weggetrieben.Es wurde Befehl gegeben, es sieben oder acht Meilen ins Land hineinzutreiben, damit es nicht unbemerkt weggebracht werden kann. Aber Don José ist sehr reich und sorgenfrei, und eine Herde von fünfzehnhundert Stück, die uns gerade passen würde, weidet in einem Präriekessel, nur von zwei Männern bewacht, die ich so betrunken machen werde, daß sie bis zum nächsten Morgen nichts hören. Einige Flaschen Aguardiente werden es schon besorgen, und ich hole euch morgen, gegen acht oder neun Uhr abends, ab."

Es ging alles wie am Schnürchen. In der nächsten Nacht holte er uns ab, sobald es dunkel war. Wir ritten ungefähr zwei Meilen den Fluß herunter, bis zu der Furt, wateten durch das flache Wasser und kamen auf der mexikanischen Seite heraus. Im Gänsemarsch und in vollkommenem Schweigen folgten wir Bob einen Abhang empor, vielleicht zwanzig Minuten lang, dann hob er die Hand, und wir verlangsamten unsern Ritt. Dort, zwischen zwei Wellen der Prärie, lag das Vieh.

In wenigen Worten sagte Bob Bent und Charlie, was sie zu tun hätten. Bent sollte zurückbleiben und schießen, falls wir verfolgt würden, was zwar unwahrscheinlich, aber jedenfalls möglich war. Charlie und ich sollten das Vieh durch die Furt treiben, ruhig, solange es ging, aber so schnell wie möglich, falls wir verfolgt wurden.

In der ersten halben Stunde wickelte sich alles programmmäßig ab. Charlie und ich sammelten die Herde und trieben sie über die wellende Prärie bis zum Fluß hinunter. Es schien so leicht wie ein Kinderspiel, und wir begannen schon das Vieh schneller anzutreiben, als plötzlich vor uns ein Schuß fiel und ein Aufruhr entstand.

Charlie schoß nach links und ich nach rechts, und wir peitschten die Herde vorwärts, die bald wieder im Trott war, und die Schwierigkeit schien überwunden. Aber gerade in diesem Augenblicke sah ich zwei oder drei helle Flammen auf Charlies Seite eine halbe Meile entfernt aufzucken, plötzlich hörte ich das Sausen einer Kugel an meinem eigenen Kopfe, und als ich mich umdrehte, sah ich einen Mann, der ungefähr fünfzig Yards hinter mir ritt. Ich zielte sorgfältig nach seinem Pferd, schoß ab und merkte zu meiner Freude, wie Pferd und Reiter fielen und verschwanden. Ich kümmerte mich weiter nicht darum und trieb das Vieh nur immer rascher an. Aber Charlie war noch immer beschäftigt, weil hinter ihm dauernd geschossen wurde, bis sich später Bent und Bob zu ihm schlugen. Wir trieben jetzt alle das Vieh, so schnell wir konnten, auf die Furt zu. Die Schüsse hinter uns dauerten an, aber wir wurden nicht weiter belästigt, bis wir dreiviertel Stunden später den Rio Grande erreichten und das Vieh durchzuzwängen begannen. Hier ging es natürlich langsamer vor sich. Wir wären gar nicht hinübergekommen, wenn Bob nicht plötzlich zwischen uns aufgetaucht wäre, um mit Peitsche und seiner furchterregenden Stimme das nachbleibende Vieh vorwärts zu treiben.

Als wir es auf die andere Seite hinübergebracht hatten, begann ich, es westwärts nach unserem Gehölz zu treiben, aber im nächsten Augenblick war schon Bob an meiner Seite und schrie: „Geradeaus, geradeaus, sie folgen uns, und wir werden kämpfen müssen. Sie treiben die Herde immer geradeaus nach Norden zu, und ich bleibe mit Charlie am Ufer, um sie zurückzuhalten."

Meinem Knabenherzen mißfiel das, und ich wäre lieber dage-

blieben. Aber er sagte: „Gehen Sie nur. Wenn Charlie getötet wird, schadet's nichts, Sie brauche ich!“ und mir blieb nichts anderes übrig, als zu tun, was mir der kleine Teufel befahl. Wenn das Texasvieh gesammelt ist, kann die größte Herde wie eine kleine Schar vorwärts getrieben werden. Es hat seinen Führer, dem es lammfromm folgt, und so kann ein Mann tausend Stück Rinder ohne viel Schwierigkeit treiben. Zwei oder drei Meilen lang hielt ich sie im Trott, und dann ließ ich sie langsamer gehen. Ich wollte nicht mehr einbüßen. Es waren mir schon einige fette Kühe, die zu schnell getrieben wurden, krepiert.

Gegen zwei Uhr morgens ritt ich an einem Blockhaus vorbei. Plötzlich tauchte ein Amerikaner auf meiner Seite auf und wollte wissen, wer ich sei, woher das Vieh kam und wohin ich ging. Ich sagte ihm, der Besitzer sei hinter mir, und die Hirten und ich trieben das Vieh geradeaus, weil einige Eingeborene uns Schwierigkeiten machten.

„Das ist die Schießerei, die ich gehört habe,“ sagte er, „Sie haben es über den Fluß getrieben, nicht wahr?“

„Ich treibe es vom Fluß“, erwiderte ich. „Die Tiere hatten Durst.“

Ich war sicher, daß er grinste, obwohl ich nicht hinguckte.

„Ich werde wohl bald Ihre Freunde sehen,“ meinte er, „aber dieser Beutezug ist eine schlimme Angelegenheit. Diese eingeborenen Hunde werden 'rüberkommen und mich belästigen. Wir Grenzbewohner bedanken uns für die Schwierigkeiten, die Sie uns einbrocken.“

Ich versuchte, ihn zu beruhigen, aber zuerst ohne Erfolg. Er sagte nicht viel, aber er war anscheinend entschlossen, mir zu folgen, denn beim Weiterreiten sah ich ihn immer hinter mir, so oft ich mich umdrehte. Der Tag war angebrochen, als ich das Vieh zum ersten Male halten ließ. Ich nahm an, daß wir zwölf Meilen, von der Furt aus gerechnet, zurückgelegt hatten, und die Tiere waren müde und wund gelaufen. Ich mußte die Peitsche immer häufiger benutzen, um sie selbst in der langsamsten Gangart zu halten. Ich trieb sie zusammen und wandte mich dann zu dem mich verfolgenden Schatten um.

„Sie sind fast zu jung für das Spiel,“ meinte er, „wo ist Ihr Herr?“

„Ich hab' keinen Herrn,“ erwiderte ich, ihn feindselig beobachtend. Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, groß und

mager, mit einem ungeheuren Klumpen Tabak in der linken Backe – eine typische Texasgestalt.

Sein Mustang interessierte mich. Es war kein indianisches Pony, dreizehn Hand hoch, sondern es maß vielleicht fünfzehnundeinhalb und sah wie Dreiviertelblut aus.

„Sie haben ein gutes Pferd", sagte ich.

„Das beste im ganzen Land", erwiderte er.

„Das bilden Sie sich nur ein. Die Stute, auf der ich reite, würde es um hundert Yards in der Meile überholen."

„Sie würden wohl kein Geld drauf riskieren", bemerkte er.

„O ja", lächelte ich.

„Wir können's einmal versuchen, aber hier kommen ja ihre Kumpane." Und unerwartet tauchten plötzlich Bent, Bob und Charlie auf.

„Treiben Sie das Vieh," schrie Bob, als er in Hörweite kam, „wir müssen fort. Die Mexikaner haben sich zurückgezogen, aber sie kommen uns bald nach. Wer ist denn das?" und er wies auf meinen Begleiter hin.

„Mein Name ist Locker," erwiderte er, „und ich nehme an, daß Ihr Beutezug das ganze Grenzland in Aufruhr bringen wird. Können Sie das Vieh nicht anständig kaufen, wie wir das alle machen?"

„Was wissen Sie davon, ob wir es anständig gekauft haben oder nicht?" schrie Bent, stieß sein braunes Gesicht wie ein Wiesel vor, und seine Hundezähne blitzten. „Ich glaube, Herr Locker hat recht", rief ich lachend. „Ich schlage vor, daß er uns hilft und sich dafür zwei oder dreihundert Stück oder den Gegenwert davon nimmt –"

„Endlich ein gescheites Wort", meinte Locker. „Ich habe eine Herde eine Meile weit entfernt. Wenn zwei- oder dreihundert eurer José-Stiere sich ihnen anschließen, kann ich sie nicht daran hindern. Aber Dollar wären mir lieber. Bargeld ist so selten."

„Ist die Herde umzäunt?" fragte Bob.

„Selbstverständlich," erwiderte Locker, „ich bin zu nahe am Fluß, um sie frei herumlaufen zu lassen, obwohl mich in den letzten zehn Jahren niemand belästigt hat."

Bob und ich begannen die Herde vorwärts zu treiben und ließen Bent mit Locker, um die Verhandlungen abzuschließen. Eine Stunde später trafen wir auf Lockers Herde, die mindestens sechstausend Stück betrug und von drei Hirten bewacht wurde.

Locker und Bent hatten sich geeinigt. Es stellte sich heraus, daß Locker noch eine andere Herde weiter östlich besaß und daß er uns noch drei bis vier Hirten zur Verfügung stellen konnte. Er hatte auch zwei Knaben, die er zu den Nachbarfarmen schicken konnte, wenn die Not am größten war. Es zeigte sich, daß wir sehr klug daran taten, uns mit ihm zu einigen, denn er kannte das ganze Land wie ein Buch und erwies sich als ein guter Freund in unserer Not.

Spät am Nachmittage wurde Locker von einem seiner Söhne, einem sechzehnjährigen Knaben, verständigt, daß zwanzig Mexikaner den Fluß gekreuzt hätten und uns in Kürze einholen würden. Locker schickte ihn und seinen Bruder aus, um so viele Texaner wie möglich zusammenzurufen, aber bevor sie noch zur Stelle waren, erschien eine Schar von Eingeborenen, vielleicht zwanzig Mann hoch, und forderte von uns das Vieh heraus. Bent und Locker verhandelten mit ihnen, aber während der Streit noch vor sich ging, kamen noch drei oder vier Texaner an, und einer von ihnen, ein Mann von vierzig Jahren, namens Rossiter, warf sich zum Führer der Diskussion auf. Er sagte dem mexikanischen Führer, der sich als Don Luis, ein Sohn von Don José, vorstellte, daß, wenn er sich hier länger aufhielte, er wegen Überfall auf das amerikanische Gebiet und Bedrohung der Einwohner verhaftet werden würde.

Der Mexikaner ließ sich nicht ins Bockshorn jagen und meinte, er würde nicht nur drohen, sondern auch die Drohung ausführen. Rossiter forderte ihn auf, es zu riskieren. Der Streit wurde immer lauter, einige Texaner tauchten noch auf, und der mexikanische Führer merkte, daß, wenn er nicht gleich etwas tat, es zu spät sein würde, und er begann das Vieh zu umkreisen, denn er stellte sich vor, daß wir uns schon durch die zahlenmäßige Überlegenheit einschüchtern lassen würden.

In fünf Minuten hatte die Schlacht begonnen, in weiteren zehn Minuten war sie schon zu Ende. Nichts konnte dem todsicheren Zielen unserer Leute vom Westen widerstehen. In fünf Minuten waren zwei Mexikaner getötet und einige verwundet. Ein halbes Dutzend Pferde war niedergeschossen. Es war vollkommen ersichtlich, daß acht oder zehn unserer Leute den zwanzig Mexikanern überlegen waren, die, mit Ausnahme von Don Luis, keinerlei Lust an der Arbeit zu haben schienen, und Luis hatte schon in den ersten fünf Minuten einen Schuß durch den Arm

bekommen. Schließlich zogen sie sich drohend und schreiend zurück, und wir haben sie nicht mehr gesehen.

Nach der Schlacht versammelten wir uns alle bei Locker und gossen tüchtig hinter die Binde. Kein Mensch nahm den Kampf ernst. Eine Bestrafung der Eingeborenen war nichts, dessen man sich rühmen konnte. Aber Rossiter glaubte, daß man gegen die mexikanische Regierung eine Klage wegen Überfalls auf das amerikanische Territorium richten könnte. Er wollte den Schriftsatz aufsetzen und ihn dem Staatsanwalt in Austin überreichen. Dieser Vorschlag wurde jubelnd mit Hurraschreien begrüßt. Die Idee, die Mexikaner dafür zu bestrafen, daß sie erschossen wurden, während sie versuchten, ihr eigenes Vieh zurückzugewinnen, kam uns Amerikanern unerhört komisch vor. Alle Texaner boten sich feierlich als Zeugen an, und Rossiter schwor, er würde das Dokument aufsetzen. Jahre später erzählte mir Bent, den ich zufällig getroffen hatte, daß Rossiter wirklich 40000 Dollar für seine Ersatzansprüche bekommen hatte.

Drei Tage später begannen wir, unser Vieh nach Osten zu treiben, um Reece und Dell einzuholen. Ich gab eine Belohnung von 100 Dollar den beiden Söhnen Lockers, die uns von Anfang bis Ende so eifrig geholfen hatten.

Ungefähr eine Woche später kamen wir im Hauptlager an. Reece und Dell hatten ihre Herde in gut genährtem Zustand vorbereitet, und nachdem wir die Sache durchgesprochen hatten, beschlossen wir, auf eigene Faust zu handeln und uns später, wenn es uns gefiel, für den Herbst und Winter auf der Farm zusammenzufinden. Wir brauchten drei Wochen, um unsere Herde in guten Zustand zu bringen, und so brachen wir im Juli nach Norden auf. Ich verbrachte jede Nacht wie auch die größere Hälfte des Tages im Sattel, selbst wenn ich von diesem verfluchten Fieber geschüttelt wurde.

Zuerst ging alles ganz gut. Ich versprach meinen drei Helfern den Anteil von einem Drittel des Gewinns neben ihrer Entlohnung. Sie gaben sich daher alle erdenkliche Mühe. Sobald wir jedoch das Indianergebiet erreicht hatten, begannen unsere Schwierigkeiten. In einer wilden Nacht gelang es Indianern, die sich in weiße Laken gehüllt und Phosphor auf die Handflächen geschmiert hatten, eine Panik in unserer Herde hervorzurufen, und obwohl meine Leute Wunder vollbrachten, verloren wir fast sechshundert Stück Rinder und vielleicht hundert ausgezeichnet eingerittene Pferde.

Es war ein schwerer Verlust. Die Prärie-Indianer blieben weiterhin so aufdringlich wie Moskitos. Ich ging nie auf Jagd aus, ohne daß sie versuchten, mich abzuschneiden, und mehr als einmal hat mich nur die Schnelligkeit und die Ausdauer des Blauen Teufels gerettet. Ich mußte auf weitere Jagdzüge verzichten und mich auf den Zufall verlassen, ob er mir Wild in Schußnähe führte. Die uns verfolgenden Indianer wurden allmählich zahlreicher und frecher. Wir wurden beim Morgen- und Abenddämmern angegriffen, drei oder vier Tage hintereinander, und das halbwilde Vieh wurde sehr unruhig.

Bob verbarg seine Angst nicht. „Diese indianischen Hunde!"

Eines Nachmittags folgten sie uns ganz offen. Man konnte ihrer mehr als hundert zählen. Sie bereiteten sich anscheinend auf einen ernsthaften Angriff vor. Bobs Genie verschaffte uns eine Atempause. Während Charlie zu einer regelrechten Schlacht riet, erinnerte sich Bob plötzlich, daß ungefähr fünf Meilen weiter rechts ein buschiger Zwergeichenwald liege, der uns Zuflucht bieten könnte. Charlie und Bent, die besten Schützen, legten sich hin und begannen zu schießen, und bald waren die Indianer außer Sicht. In drei Stunden hatten wir den dichten Zwergeichenwald erreicht und brachten das Vieh sicher auf einer Lichtung unter, denn durch die Zwergeichen kommt keiner hindurch, und sobald wir das Vieh tief in die Lichtung hineingetrieben hatten und unseren Wagen davor gestellt, konnten die Indianer keine Panik in die Herde hineintragen, ohne uns zuerst niederzuschlagen. Für den Augenblick waren wir gesichert, und der Glückszufall wollte es, daß das Wasser in einem Bächlein in der Nähe sich als trinkbar erwies. Wir waren jedoch von mehr als hundert Indianern belagert, und wie selbst Bob zugeben mußte, waren die Chancen für uns sehr gering.

Die Tage vergingen, und die Belagerung dauerte an. Die Indianer wollten uns anscheinend mürbe machen, um zu der Herde zu gelangen, und unsere Laune besserte sich nicht in der erzwungenen Ruhe und Wachsamkeit. Eines Abends streckte sich Charlie beim Feuer aus und machte sich da breit, als Bent, der nach dem Vieh gesehen hatte, ankam. „Nimm deine Beine weg, Charlie," sagte er grob, „du brauchst nicht das ganze Feuer." Charlie hörte ihn nicht oder kümmerte sich nicht um ihn. Im nächsten Augenblick hatte sich Bent auf Charlies lange Beine geworfen. Mit einem Fluch schob ihn Charlie weg. Im nächsten Moment stürzte sich

Bent auf Charlie und stieß seinen Kopf ins Feuer hinein. Nach einem kurzen Ringen machte sich Charlie los, und trotz meines Dazwischentretens schlug er auf Bent ein. Bent griff sofort nach seiner Flinte. Aber Charlie schlug wie ein wilder Mann um sich herum, und Bent mußte dem Angriff begegnen. Bevor die beiden sich miteinander maßen, hätte jeder gesagt, daß Charlie bei weitem der Stärkere sei, da er auch jünger und von erstaunlicher Kraft war. Aber auch Bent schien kein Neuling in diesem Spiel zu sein. Als Charlie ausholte, sprang er beiseite, schlug dann hart nach ihm aus, und Charlie fiel zu Boden. Er raffte sich blitzschnell wieder auf und schlug wieder nach seinem Gegner; aber im nächsten Augenblick lag er auf der Erde, und es war klar, daß Bent früher oder später siegen mußte. Das Ringen hing jedoch zum großen Teil vom Zufall ab, und wie das Glück es so wollte, gerade als Bent seinen Sieg für gesichert hielt, traf ihn einer der wilden Schläge Charlies am Kinn, und zu unserer Verblüffung schlug er wie ein Holzklotz hin und konnte mehr als zehn Minuten lang nicht auf die Beine gebracht werden. Ich hatte zum ersten Male einen solchen Schlag gesehen, und wir übertrieben die Stoßgewalt noch in unserer Phantasie, da wir nicht wußten, daß schon ein leichter Schlag gegen das Kinn das Rückgrat erschüttert und fast lähmend wirkt. Solcher Schlag kann in vielen Fällen eine Teillähmung oder lebenslängliche Schwäche verursachen.

Charlie hätte sich gern seines Sieges gebrüstet, aber Bob sagte ihm die Wahrheit, und schließlich hatte Bents Zielsicherheit und Kraft auf uns alle den tieferen Eindruck gemacht. Bent selbst unterzog sich am nächsten Tage der Mühe, Charlie zu warnen.

„Komm mir nicht in den Weg," sagte er trocken, „sonst schlage ich dich in Stücke."

Die blanke Drohung in seinem harten Gesicht war überzeugend.

„Zum Teufel," erwiderte Charlie, „wer hat schon Lust, dir in den Weg zu kommen!"

Wenn ich mir die Ereignisse überlege, merke ich, daß die schlimmsten Raufbolde in den Grenzländern zu jener Zeit einstige Soldaten waren. Es war der Bürgerkrieg, der diese Menschen zur Gewalttätigkeit und zum Gebrauch von Revolvern erzog. Es war der Bürgerkrieg, der die „Wilden Bills" und Bents schuf, die den gutmütigen Westbewohner zwangen, sein Leben gering zu achten und sich mit Waffen statt Fäusten zu messen.

Eines Abends bemerkten wir eine große Zunahme der Belagerungskräfte. Ein Indianerhäuptling auf einem scheckigen Mustang schien auf einen sofortigen Angriff zu drängen, und bald sahen wir, wie einige der Unternehmungslustigeren sich am Bache entlang schlichen, um uns von der Seite anzugreifen, während hundert andere in vierhundert Yards Entfernung vorbeizogen und wie wild nach uns schossen. Bob und ich duckten uns am Ufer, um den Flankenangriff abzuwehren, während es Bent, Charlie und Joe gelang, mehr als ein Pferd und einen Mann abzuschießen und den Indianern begreiflich zu machen, daß ein direkter Angriff sie manches Leben kosten würde.

Trotzdem waren wir nur zu Fünfen, und eine Kugel konnte die Chancen gegen uns noch verzweifelter gestalten. Nachdem wir die Situation durchgesprochen hatten, kamen wir zu der Schlußfolgerung, daß einer von uns nach dem Fort Dodge um Hilfe reiten müßte, und da ich nach Bob der leichteste war und außerdem ein schlechter Schütze, wurde ich dafür bestimmt. Man wußte auch, daß ich am besten geeignet war, den Weg zurückzufinden. Ich holte daher sofort den Blauen Teufel, nahm einige Pfund getrocknetes Fleisch mit, einen Wasserschlauch aus Ziegenfell, den ich in Taos gekauft hatte, einen Sattelgurt und Steigbügel, machte mir aus einer Decke einen leichten Sattel zurecht, und meine Ausrüstung war fertig.

Es war Bobs unheimliche Kenntnis sowohl der Prärie wie der Indianer, die mich rettete. Die anderen rieten mir, unsere Bucht nordwärts zu verlassen, er jedoch hieß mich südwärts gehen, wo die Hauptkräfte der Indianer lagen. „Dort wird man Sie nicht vermuten," meinte er, „und Sie können ungesehen durchschlüpfen. Ein halbstündiger Ritt führt Sie schon über den Schwarm der Indianer hinaus. Dann haben Sie noch einhundertfünfzig Meilen nordwärts auf der Prärie – vielleicht treffen Sie auf eine Herde – und dann einhundertzwanzig Meilen geradeaus nach Westen. Sie müßten in fünf Tagen Fort Dodge erreichen und in weiteren fünf zurück sein. Sie finden uns noch vor", fügte er bedeutungsvoll hinzu. Der kleine Mann bekleidete die Hufe des Blauen Teufels mit alten Fetzen, die er zurechtschnitt, und bestand darauf, die Stute um die Bucht herum weit nach Süden hinauszuführen, sogar über das Indianerlager hinaus.

Hier nahm er die Hufbekleidungen der Stute ab, während ich den Sattelgurt enger zog, und ich machte mich auf den Weg, die

Stute zwischen mir und den Indianern haltend, die Ohren auf den leisesten Ton gespitzt. Aber ich hörte und sah nichts, und eine Stunde später hatte ich die Runde vollendet und ritt auf der Prärie nach Norden zu, entschlossen, die zwei- oder dreihundert Meilen längstens in vier Tagen zurückzulegen. Am vierten Tage gab man mir im Fort zwanzig Reiter mit einem Leutnant Winder mit, die ich in einer Kavalkade nach unserer Zufluchtsstätte führte. Wir kamen dort in sechs Tagen an, aber in der Zwischenzeit waren die Indianer nicht müßig gewesen. Sie hatten durch das Zwergeichengebüsch, das wir als unwegsam betrachteten, einen Pfad durchgehauen und riefen gerade um Morgengrauen eine wilde Panik bei der Heerde hervor; und unsere Leute waren kaum imstande, sechs- oder siebenhundert Stück in dem äußersten Nordwinkel der Bucht zu retten. Die Indianer waren abgezogen, bevor ich mit den Soldaten der Vereinigten Staaten angekommen war . . . Am nächsten Morgen wandten wir uns nach Norden, und es fiel mir nicht schwer, Leutnant Winder zu überreden, uns für die nächsten vier oder fünf Tage seinen Schutz zu leihen . . .

Eine Woche später erreichten wir Wichita, wo wir uns einige Tage ausruhen wollten, aber auch dort hatten wir wieder Pech. Seitdem Charlie sich mit Syphilis angesteckt hatte, schien er seine ganze gute Laune verloren zu haben. Er wurde mürrisch und verstimmt, und wir konnten nichts tun, um ihn aufzuheitern. Schon in der ersten Nacht mußten wir ihn in einem Spielsalon in Wichita ins Bett legen, weil er sich bis zur Bewußtlosigkeit betrunken hatte. Am nächsten Tage behauptete er, daß der Mann, der die Bank hielt, ihn um sein Geld betrogen habe, und er schwor, er würde es ihm schon heimzahlen. Mit seiner verrückten Idee hatte er Bent und Joe angesteckt, und schließlich ging ich auch abends mit ihm hin, in der Hoffnung, ihn vor dem Schlimmsten zu retten.

Ich hatte Bob bereits gebeten, sich einen andern Hirten zu verschaffen, um das Vieh nach Kansas City zu treiben. Er willigte ein, und einige Stunden, bevor wir in den Spielsaal gingen, zog Bob schon im Ochsengespann nach Norden zu. Ich wollte ihn einholen, um den Rest der Nacht im Sattel zu verbringen. Ich fühlte mich in dieser Umgebung irgendwie unbehaglich.

Der Spielsaal wurde von drei mächtigen Öllampen erhellt, zwei Lampen über dem Pharaotische und eine über der Bar. Joe stellte sich an die Bar, während Bent und Charlie an den Tisch gingen. Ich schlenderte durch den Raum und spielte den unbeteiligten

Zuschauer unter den zwanzig oder dreißig Anwesenden. Plötzlich gegen zehn Uhr begann sich Charlie mit dem Bankier zu streiten. Beide sprangen auf, und der Bankier zog einen großen Revolver aus der Schublade. Im selben Augenblick schlug Charlie nach der Lampe, die über ihm hing, und ich sah noch, wie er seinen Revolver anlegte, als das Licht ausging und ein pechschwarzes Dunkel über uns fiel.

Ich rannte an die Tür und wurde in einem wilden Aufruhr hinausgedrängt. Eine Minute später kam Bent an, dann stürzte Charlie in höchster Eile heraus, und Joe folgte ihm. Im nächsten Augenblicke waren wir an der Straßenecke, wo wir unsere Ponies zurückgelassen hatten, und ritten mit Windeseile davon. Einige Schüsse fielen. Ich dachte schon, wir wären mit einem blauen Auge davongekommen. Aber ich irrte mich.

Wir waren eine Stunde lang in einem höllischen Galopp geritten, als Charlie sich plötzlich, scheinbar ohne jede Ursache, reckte und wankend aus dem Sattel fiel. Sein Pony blieb stehen, und wir umringten den Verwundeten.

„Ich bin erledigt," sagte Charlie mit schwacher Stimme, „aber ich habe mein Geld zurückbekommen, und, bitte, schicken Sie es meiner Mutter nach Pleasant Hill am Missouri. Es werden ungefähr tausend Dollar sein."

„Sind Sie arg verletzt?" fragte ich.

„Schon beim ersten Schuß traf er mich in den Bauch," meinte Charlie, „und mindestens zwei andere gingen durch die Lunge. Ich bin erledigt."

„Welch ein Jammer, Charlie," rief ich, „Sie bekommen noch mehr als tausend Dollar von Ihrem Anteil. Ich habe Bob gesagt, daß ich das Geld zwischen uns aufteilen werde. Aber dieses Geld muß man zurückerstatten. Die tausend Dollar verspreche ich jedoch Ihrer Mutter zu schicken."

„Bei Gott nicht," rief der Sterbende und stützte sich auf den Ellbogen, „es ist mein Geld, Sie dürfen es nicht diesem schmierigen Dieb zurückschicken." Er sank erschöpft zurück. Selbst in dem schwachen Lichte sahen wir, wie grau und eingefallen sein Gesicht war. Er wußte, wie es um ihn stand. Ich hörte noch seine letzten Worte: „Lebt wohl!" Sein Kopf fiel zurück, sein Mund öffnete sich, die mutige Knabenseele verschied.

Ich konnte meine Tränen nicht meistern, der Satz kam mir in den Sinn: „Es wäre besser, wenn ich einen besseren Mann verloren hätte!" Charlie war im Grunde genommen ein so guter Kerl.

Ich ließ Bent zurück, um das Geld zu erstatten und für Charlies Begräbnis zu sorgen, während Joe bei der Leiche blieb. In einer Stunde hatte ich Bob eingeholt und ihm alles erzählt. Zehn Tage später waren wir in Kansas City, wo ich unerwartete Nachrichten traf.

Mein zweiter Bruder Willie, sechs Jahre älter als ich, war nach Amerika gekommen, und als er hörte, daß ich in Kansas sei, hatte er sich in Lawrence als Grundstücksagent niedergelassen. Er bat mich, ihn aufzusuchen. Dieser Brief bestärkte mich in meinem Entschluß, das Cowboyleben aufzugeben. Außerdem war noch das Vieh im Preise gefallen, und wir waren glücklich, als wir zehn Dollar pro Stück bekamen, nachdem die Indianer die besten Rinder unserer Herde entführt hatten. Es blieben uns sechstausend Dollar. Joe bekam fünfhundert Dollar, und den Rest teilte ich zwischen Bent, Bob, Charlies Mutter und mir auf. Bob schimpfte mich einen Idioten. Ich sollte doch alles behalten und wieder nach dem Süden gehen. Aber was hatte ich durch die beiden Jahre gewonnen? Ich hatte Geld verloren und mir Malaria zugezogen. Ich hatte eine gewisse Kenntnis der Volkspsyche und des Volkslebens und einen mehr als oberflächlichen Einblick in Nationalökonomie und Medizin erhalten, aber ich war von einem unsagbaren Ekel vor einem rein physischen Leben erfüllt. Was sollte ich nun tun? Ich wollte Willie sehen und mich dann entschließen.

## KAPITEL IX

# STUDENTENLEBEN UND LIEBE

Diese Eisenbahnfahrt nach Lawrence Kansas ist so lebendig in meiner Erinnerung, als ob es gestern gewesen wäre, und doch sind bereits mehr als fünfzig Jahre verflossen. Es war ein glühend heißer Tag, und mir gegenüber saß ein alter, grauhaariger Mann, den die Hitze furchtbar zu plagen schien. Er bewegte sich rastlos hin und her, betupfte sich die Stirn, zog die Jacke aus und ging schließlich hinaus, wahrscheinlich auf die offene Plattform, und ließ zwei Bücher auf seinem Sitz zurück. Ich nahm sie achtlos in die Hand. Das eine war „Das Leben und der Tod Jasons" von William Morris. Ich las einige Seiten, staunte über die spielerische Leichtigkeit der Reime, war jedoch nicht genug interessiert und griff daher nach dem anderen Bande. „Laus Veneris", Gedichte und Balladen von Algernon Charles Swinburne. Es blätterte sich bei der Anactoria auf, und im Augenblick war ich vollkommen überwältigt. Nie vorher oder nachher hatte die Poesie auf mich einen derartigen Eindruck gemacht. Venus selbst sprach in den Zeilen:

„Ach, daß nicht Mond, nicht Schnee, nicht Tau mich ganz
Durchschauern kann, noch sonst kühlweißer Glanz
Mich leise lindernd sanft und kühl umfaßt,
Bis tiefer Schlaf mir bringt blutlose Rast,
Bis Zeit in eigner Fülle sich ertränkt,
Bis Schicksal auch der Götter Fesseln sprengt
Und mir, wie Tau mich klärt und ganz durchträuft,
Lotus und Lethe auf die Lippen häuft
Und auf und über mich gießt, und um mich her
Grabdunkle Nacht und unbezwinglich Meer."*

* Übersetzt v. Walter Unus. A. Ch. Swinburne: Balladen. Verlag Erich Reiß, Berlin.

Die Musik und Leidenschaft dieser Verse rührte an die tiefsten Tiefen meiner Seele, die letzten Zeilen des „Leprösen" brachten mir heiße Tränen in die Augen, und im Garten der Proserpina hörte ich meine eigene Seele mit göttlicher, wenn auch hoffnungsloser Überzeugung sprechen. Hat es je etwas Ähnliches gegeben? Ich war bis ins Innerste ergriffen. Ich brauchte die Verse nicht zweimal zu lesen. Ich habe sie seitdem nie wieder gesehen. Ich werde sie nie vergessen, solange mein Mechanismus arbeitet. Meine Augen waren voll Tränen, mein Herz von leidenschaftlicher Bewunderung überflutet. In diesem Zustand fand mich der alte Herr, mich, einen Cowboy, allem Anschein nach, mit tränenfeuchten Augen in Swinburne verloren.

„Ich glaube, das ist mein Buch", sagte er, mich in die Wirklichkeit zurückrufend. „Selbstverständlich," verneigte ich mich, „wie herrlich sind diese Gedichte! Ich hatte nie vorher von Swinburne gehört." – „Es ist, glaube ich, sein erstes Buch," meinte der alte Herr, „es freut mich, daß seine Gedichte Ihnen gefallen." „Gefallen," rief ich aus, „wer sollte nicht davon erschüttert sein!" Die Zeilen aus der „Proserpina" drängten sich auf meine Lippen:

„Von zuviel Lebensliebe,
Von Angst und Hoffen frei,
Wollen wir danken und beten,
Zu welchem Gott es sei,
Daß Leben nicht währt ewig,
Daß Tote nie erstehn
Und selbst die trägsten Flüsse
Zum Meere sicher gehn."

„Sie haben es auswendig gelernt?" rief der alte Mann erstaunt aus. „Gelernt!" erwiderte ich, „ich kenne das halbe Buch auswendig. Wenn Sie eine halbe Stunde länger weggeblieben wären, hätte ich das Ganze gekonnt", und ich fuhr fort zu rezitieren.

„So etwas ist mir noch nie vorgekommen: ein Cowboy, der Swinburne nach einmaligem Lesen auswendig kennt. Es ist erstaunlich! Wohin fahren Sie?" – „Nach Lawrence", erwiderte ich. „Wir sind schon da, erlauben Sie mir, Ihnen das Buch zu geben. Ich kann mir ein anderes Exemplar beschaffen, und Sie sollten wirklich eins besitzen."

Ich dankte ihm von Herzen, und einige Minuten später stand ich auf dem Bahnhof in Lawrence, der damals ebenso weit außer-

halb der Stadt lag wie heute, und hielt meinen Swinburne in der Hand. Ich führe diese Geschichte an, und zwar nicht, um mich meines Gedächtnisses zu rühmen – denn alle Talente sind einem nur Hindernisse im Wege –, sondern um zu zeigen, wie gut die westlichen Amerikaner der Jugend gegenüber waren, und um die unwiderstehliche, einzigartige Wirkung Swinburnes auf die Jugend zu schildern, die, soweit es mir bekannt ist, nie vorher in diesem Ausmaß dargestellt worden ist.

In einem bequemen Zimmer im Eldridge-Haus in der Hauptstraße von Lawrence traf ich meinen Bruder. Willie war über mein Aussehen betrübt. „Du bist ja gelb wie ein Dukaten – aber wie du gewachsen bist!" rief er aus. „Du bist viel größer, aber du siehst krank aus, sehr krank."

Er sah wie die leibhaftige Gesundheit aus und noch hübscher, als ich ihn in Erinnerung hatte. Fünf Fuß zehn hoch, eine gute Gestalt und ein hübsches, dunkles Gesicht. Das Haar, der kleine Schnurrbart und das Ziegenbärtchen jettschwarz, eine schmale, dünne Nase und herrliche, lange, haselnußbraune Augen mit schwarzen Wimpern. Er hätte Modell für einen griechischen Gott stehen können, wenn nicht seine Stirn zu schmal und die Augen zu eng aneinandergesetzt gewesen wären.

In drei Monaten war er zu einem begeisterten Amerikaner geworden. „Amerika ist das größte Land der Welt", versicherte er mir aus seiner abgründigen Unkenntnis heraus. „Jeder junge Mensch, der arbeitet, kann hier zu Geld kommen. Wenn ich etwas Kapital hätte, würde ich in wenigen Jahren reich sein. Es ist das Kapital, das mir fehlt, nichts weiter." Nachdem er von mir meine Geschichte entlockt hatte, hauptsächlich die letzte Phase der Geldteilung unter die Cowboys, erklärte er mich für verrückt. „Mit fünftausend Dollar", rief er aus, „könnte ich in drei Jahren reich sein und in zehn ein Millionär. Du mußt verrückt sein. Weißt du denn nicht, daß jeder auf dieser Welt für sich selbst zu sorgen hat? Großer Gott, ich habe so etwas Irrsinniges noch nicht erlebt. Wenn ich es nur gewußt hätte!"

Einige Tage lang beobachtete ich ihn genau und kam zu der Schlußfolgerung, daß er sich vollkommen für seine Umgebung eignete und alle Voraussetzungen besaß, darin Erfolg zu haben. Er war ein gläubiger Christ, in einer Baptistenkirche bekehrt und getauft, er hatte eine ganz hübsche Tenorstimme und war Vorsänger im Chor, er schluckte ohne weiteres jeden Blödsinn

des unwahrscheinlichen Glaubens hinunter, aber er verdankte ihm auch wertvolle moralische Stützen, er trank und rauchte nicht, war Nazarener und hatte die Keuschheit geschworen.

Die Lehre Jesu selbst hatte kaum eine praktische Wirkung auf ihn. Er tat sie als Ratschläge für eine unmögliche Vollkommenheit ab, und wie die große Mehrheit der Amerikaner bekannte er sich zu einer kindischen, paulinisch deutschen Moral, während er die Pflicht der Vergebung verachtete und das Evangelium der Liebe für lächerlich hielt.

Einige Tage nach unserer ersten Begegnung schlug mir Willie vor, ihm tausend Dollar gegen fünfundzwanzigprozentige Zinsen zu leihen. Als ich mich gegen diesen Wucherzins wehrte, da zwölf Prozent der höchste staatliche Diskontsatz war, sagte er mir, er könnte gut eine Million Dollar, wenn er sie hätte, zu drei bis fünf Prozent monatlich gegen vollkommene Sicherheit verleihen. „Ich kann dir ohne weiteres", schloß er, „zweihundertfünfzig Dollar jährlich für deine tausend Dollar zahlen. Man kann hier Grundstücke kaufen, die in dem einen Jahr um fünfzig Prozent steigen. Und das Land steht gerade im Beginn seiner Entwicklung", und so weiter im wildesten Optimismus. Das Ende davon war, daß er meine tausend Dollar bekam und mir fünfhundert zurückblieben. Da ich jedoch in einer guten Pension für vier Dollar die Woche leben konnte, rechnete ich damit, daß ich schlimmstenfalls ein sorgenfreies Jahr vor mir hatte, und wenn Willie wirklich sein Versprechen hielt, konnte ich auf Jahre hinaus leben, wie es mir gefiel.

Es war jedoch geschrieben, daß ich in Lawrence etwas viel Bedeutungsvolleres erleben sollte als die Begegnung mit meinem Bruder. „Die Ereignisse werfen ihren Schatten voraus", ist ein poetisches Sprichwort, das jedoch nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat, denn große Ereignisse brechen plötzlich herein.

Eines Abends ging ich zu einer politischen Versammlung in der Liberty Hall in der Nähe meines Hotels. Senator Ingalls und ein Kongreßmitglied sollten über die Granger-Bewegung sprechen, den ersten Versuch der westlichen Farmer, politisch auf die Ausbeutung der Wall-Street zu reagieren. Der Saal war gedrängt voll. Gerade hinter mir saß ein Mann zwischen zwei hübschen, grauäugigen Mädchen. Das Gesicht des Mannes zog mich auf den ersten Blick an. Ich wäre imstande, ihn zu malen, denn während ich diese Worte schreibe, steht sein Gesicht so lebendig vor mir, als ob die

vielen Jahre, die uns trennen, nur ein momentanes Schließen der Augen wären.

Er hatte große, haselnußbraune Augen, weit gestellt unter den weißen, überhängenden Brauen, und die Koteletts waren kastanienbraun mit rötlichen Lichtern. Es waren jedoch seine Augen, die mich anzogen und faszinierten, denn sie leuchteten, wie ich noch nie Augen leuchten sah, ehrliche offene Augen von einer unsagbaren, unveränderlichen Güte. Aber sein Anzug, ein schwarzer Gehrock, mit einem niedrigen, weißen Kragen und einer schmalen, schwarzen Seidenkrawatte, rief meine ganze englische, snobistische Verachtung heraus. Beide Mädchen, Schwestern dem Anscheine nach, umschwärmten ihn mit aller Liebenswürdigkeit, die ihnen zu Gebote stand, wie ich mit neidisch scheelen Blicken feststellte.

Senator Ingalls hielt die gewöhnliche Rede. Die Farmer hätten recht, sich zusammenzuschließen, aber die Geldgeber seien übermächtig, und schließlich seien Farmer wie auch Bankiers Amerikaner. Amerikaner in erster Linie, Amerikaner über alles. (Großer Applaus!) Das Kongreßmitglied servierte denselben patriotischen Unsinn, und dann wurde im ganzen Saal laut nach Professor Smith gerufen. Ich hörte, wie hinter mir eifrig geflüstert wurde, und als ich mich halb umdrehte, erriet ich, daß der gutaussehende junge Mann Professor Smith war, denn seine beiden Bewunderinnen versuchten, ihn zu überreden, auf das Podium zu steigen, um die Hörer zu faszinieren. Nach kurzer Zeit stand er inmitten eines großen Applauses auf. Er war groß und schlank, mit breiten Schultern. Er sprach mit dünner Tenorstimme. Es sei ein „offensichtlicher" Interessenkonflikt zwischen den verarbeitenden östlichen Staaten, die einen hohen Zoll auf den gesamten Import fordern, und dem landwirtschaftlichen Westen vorhanden, der billige Waren und billige Frachten verlangte. Im wesentlichen sei es eine bloße arithmetische Frage, ein mathematisches Problem, das nach einem Kompromiß verlangt. Denn jedes Land sollte eigene verarbeitende Industrien haben und Selbstversorger sein. Die nötige Reform liegt auf der Hand. Die Bundesregierung sollte die Eisenbahnen übernehmen und sie für die Farmer in Betrieb halten, und die Konkurrenz zwischen amerikanischen Fabrikanten wird letzten Endes schon die Preise herunterdrücken.

Keiner in der Halle schien diese auf der Hand liegende Reform zu verstehen. Aber man begrüßte die Rede mit stürmischem

Beifall, und ich schloß daraus, daß sich viele Studenten aus der Staatsuniversität im Saale befanden.

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich ritt, als ich plötzlich, nachdem Smith auf seinen Platz zurückgekehrt war und die Mädchen ihn bis in alle Himmel priesen, aufstand und auf das Podium zuging. Ich wurde mit stürmischem Lachen begrüßt, und ich muß wirklich einen komischen Anblick geboten haben. Ich war in der Cowboykleidung, wie sie Reece und Dell trugen. Ich hatte lose Kordkniehosen, bis zum Knie reichende Stulpenstiefel und eine wildlederne Bluse, die in die Kniehosen gesteckt war. Regen und Sonne hatten Spuren auf dem Wildleder zurückgelassen, das an Hals und Armen zusammengeschrumpft war.

Durch das Lachen angespornt, eilte ich die vier Stufen bis zum Podium herauf und fragte den Bürgermeister, der Vorsitzender war, ob ich sprechen könnte.

„Sicherlich," erwiderte er, „wie heißen Sie?"

„Mein Name ist Harris", gab ich zur Antwort. Und der Bürgermeister, der sich anscheinend einen großen Spaß versprach, verkündete, daß ein gewisser Herr Harris eine Ansprache an die Versammlung halten möchte, und er hoffte, daß die Anwesenden ihn anhören würden, selbst wenn seine Ansichten etwas merkwürdig sein sollten. Als ich auf die Mitte des Podiums kam, schrien die Anwesenden vor Lachen auf. Das Haus konnte sich nicht beruhigen. Ich wartete eine ganze Minute lang und sagte dann: „Ganz den Amerikanern und den Demokraten ähnlich, einen Mann nach den Kleidern zu beurteilen, die er trägt, nach der Menge von Haar, die er im Gesicht hat, oder nach den Dollars in der Tasche."

Im Augenblick entstand ein Schweigen, mindestens das Schweigen der Überraschung. Ich legte mit dem los, was ich von Mill gelernt hatte, daß die freie Konkurrenz ein Lebensgesetz sei, ein anderer Name für Existenzkampf, daß jedes Land seine Energien darauf konzentrieren sollte, jene Erzeugnisse zu schaffen, für die es sich am besten eignet, und sie gegen die Produkte anderer Nationen auszutauschen. Das sei das große ökonomische Gesetz, das Gesetz der territorialen Arbeitsteilung.

Die Amerikaner sollten Korn, Weizen und Fleisch für die Welt produzieren, sagte ich, und diese Produkte gegen die billigsten englischen Wollwaren, französische Seiden und irisches Leinen austauschen. Das würde den amerikanischen Farmer bereichern,

das brachliegende amerikanische Land entwickeln und für das ganze Land tausendmal besser sein, als den Konsumenten hohe Einfuhrzölle aufzuerlegen, um einige Fabrikanten im Osten zu bereichern, die zu unfähig sind, mit Europa zu konkurrieren. Die amerikanischen Farmer sollten sich mit den Arbeitern zusammen organisieren, denn ihre Interessen sind identisch, um den Ostfabrikanten zu bekämpfen, der nichts als ein Schmarotzer sei, der sich von dem Hirn und der Arbeit anderer nährt. Und ich schloß mit folgenden Worten: „Dieses gemeinverständliche, vernünftige Programm wird weder euren Senatoren, noch euren Kongreßmitgliedern gefallen, die billige Schlagworte den Gedanken vorziehen, oder euren überklugen Professoren, die den Klassenkampf für ein ‚bloßes arithmetisches Problem' halten" (ich imitierte die dünne Stimme des Professors), „aber es müßte mindestens von den amerikanischen Farmern angenommen werden, die genug davon haben, vom Yankee-Fabrikanten gemelkt zu werden, und es sollte als erstes Kapitel in dem neuen Evangelium der Granger-Bewegung stehen."

Ich verneigte mich vor dem Bürgermeister und trat vom Podium. Aber die Zuhörer jubelten mir zu, und Senator Ingalls kam zu mir herüber, schüttelte mir die Hand und sagte, er hoffe mich näher kennenzulernen, und der Beifall dauerte an, bis ich auf meinen Platz zurückgelangt war. Einige Minuten später legte sich eine Hand auf meine Schulter. Als ich mich umdrehte, sagte mir Professor Smith lächelnd: „Sie haben mir eine gute Lehre gegeben! Ich eigne mich nicht zum öffentlichen Redner, und was ich sagte, klang zweifellos absurd und inkonsequent. Aber wenn Sie mal mit mir sprechen, hoffe ich, Sie zu überzeugen, wie standfest meine Theorie ist."

„Ich zweifle nicht daran", unterbrach ich ihn zu tiefst beschämt, daß ich einen Mann verspottet hatte, den ich nicht kannte. „Ich habe Ihre Absicht nicht erfaßt, aber ich wäre froh, mit Ihnen zu sprechen."

„Sind Sie frei heute?" fragte er. Ich nickte. „Dann kommen Sie mit mir. Diese Damen" (er stellte mich vor) „wohnen außerhalb der Stadt. Wir werden sie in einer Droschke unterbringen und können dann miteinander sprechen." Ich verneigte mich, wir verließen den Saal, und als die Schwestern abgefahren waren, ging ich mit Professor Smith.

Wenn ich hier eine vollkommene Schilderung dieses Gespräches

geben könnte, würde diese arme Seite in Staunen, Bewunderung und liebender Ehrfurcht erglühen. Wir sprachen – oder besser gesagt, Smith sprach –, denn ich fand bald, wieviel er mehr wußte als ich. Er war imstande, meine Theorien als die Ideen Mills zu etikettieren, „eines bürgerlichen, englischen Nationalökonomen", wie er ihn mit einer gewissen Verachtung nannte. Unvergeßlich – ja heilig ist mir dieses erste Gespräch mit dem Manne, der meinem Leben eine neue Wendung gab und es mit seinem eigenen hohen Streben inspirierte. Er machte mich mit dem Kommunismus von Marx und Engels bekannt und überzeugte mich mit Leichtigkeit, daß der Boden und seine Produkte, Kohlen und Petroleum, der Allgemeinheit gehören sollten, die auch alle Industrien, die für das öffentliche Wohl notwendig sind, verwalten müßte.

Atemlos lauschte ich auf die einfache Darlegung der Theorie. Ich war von der Leidenschaft in seiner Stimme erschüttert, obwohl ich sogar damals nicht vollkommen überzeugt war. Jedes Thema, das er berührte, erschien in einem neuen Lichte. Es kam mir vor, daß er alles wußte, Deutsch und Französisch, und er konnte Latein und Griechisch so fließend wie Englisch sprechen. Ich hatte solche Kenntnisse nicht für möglich gehalten. Als ich einige Gedichte von Swinburne als den Ausdruck meines Glaubens rezitierte, kannte er sie auch. Und er trug sein Wissen so leicht wie eine bloße Hülle seines leuchtenden Geistes. Und er war schön, schön wie ein Sonnengott. Ich hatte noch nie jemanden getroffen, der sich im entferntesten mit ihm vergleichen konnte.

Die Morgendämmerung traf uns noch im Gespräch. Er erzählte mir, er sei Professor des Griechischen auf der Staatsuniversität, und er hoffte, ich würde bei ihm studieren, wenn sich die Universität im Oktober wieder eröffnete. „Ich kann Sie mir gar nicht als Cowboy vorstellen. Ein Cowboy, der Vergil und Swinburne auswendig kennt – das ist absurd. Sie müssen Ihrem Hirn die Möglichkeit des Studiums geben."

„Ich habe zu wenig Geld", sagte ich und bedauerte, daß ich meinem Bruder das Geld gegeben hatte.

„Ich sagte Ihnen, ich sei Sozialist," erwiderte Smith lächelnd, „ich habe drei- oder viertausend Dollar auf der Bank. Nehmen Sie die Hälfte davon und fangen Sie an zu studieren." Seine leuchtenden Augen ruhten auf mir. Es war dennoch wahr! Mein Herz schwoll in jubelnder Freude. Es gab noch edle Menschen auf dieser Welt, die das Geld gering achteten und für Besseres als Gold lebten.

„Ich nehme Ihr Geld nicht an", sagte ich und fühlte Tränen in meinen Augen brennen. „In diesen demokratischen Tagen sollte jeder Hering an seinem eigenen Kopf hängen. Wenn Sie jedoch genug von mir halten, um mir diese Hilfe anzubieten, will ich anfangen. Aber ich fürchte, Sie werden enttäuscht sein, wenn Sie merken, wie wenig ich weiß. Ich bin seit meinem vierzehnten Jahre nicht auf der Schule gewesen." – „Sie werden es schon einholen."

Er brachte mich zur Haustür, und wir trennten uns. Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich die große, schlanke Gestalt, die leuchtenden Augen, und ich ging in eine neue, verwandelte Welt mit dem Gefühl, als ginge ich auf Wolken.

Wieder wie damals auf der Brücke waren meine Augen für die Schönheit der Natur geöffnet. Jetzt traf mich der Glanz eines einzigartigen Geistes. Welch ein Glück, einem solchen Mann begegnet zu sein. Es schien mir wirklich, als ob ein Gott mich mit seinen himmlischen Gaben verfolgte, und es kam mir der Gedanke: Dieser Mann hatte dich erwählt und gerufen, wie Jesus seine Jünger rief: „Folget Mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen!" Ich war bereits mit Leib und Seele dem neuen Evangelium verfallen.

Aber selbst diese Begegnung mit Smith, in der ich das höchste Glücksgefühl erlebte, wurde von einem anderen Ereignis dieser Wunderwoche beinah übertroffen. Eines Tages im Eßzimmer fiel mir ein kleiner, müder Mann in mittleren Jahren auf, dessen Frühstück aus einem Glase kochenden Wassers und einem gebratenen Apfel bestand. Zu Mittag aß er meistens Hirn und Reis oder ähnliche leichte Speisen. Als ich ihn einmal erstaunt ansah, erzählte er mir, er müßte die Nächte durchwachen und hätte eine schlechte Verdauung. Er stellte sich mir vor und lud mich ein, bei ihm Karten zu spielen. Ich erwiderte lächelnd, ich könnte reiten und schießen, aber nicht Karten spielen. Einen Tag nach meinem Gespräch mit Smith waren Mayhew, wie mein neuer Bekannter hieß, und ich spät zum Abendessen gekommen. Ich ließ mir mein gutes Abendbrot schmecken, und als er, der früher fertig war, aufstand, fragte er mich, ob ich mit ihm in seine „Bude" kommen wollte. Ich hatte nichts anderes zu tun und ging mit. Der Spielsaal lag dem Eldridge-Haus direkt gegenüber. Es war ein sauberes Lokal mit einem farbigen Mixer und Kellner, ein langer, bequem eingerichteter und hell erleuchteter Raum.

Gerade als ich mir das Lokal ansah, kam eine Dame herein. Es war Mayhews Frau, und ich wurde ihr vorgestellt. Sie war damals vielleicht achtundzwanzig oder dreißig Jahre alt, hatte eine hohe, schlanke Gestalt und ein eher interessantes als hübsches Gesicht. Sie hatte gut geschnittene Züge und große, blaugraue Augen. Sie wäre sogar schön gewesen, wenn sie ausgesprochenere Farben gehabt hätte. Mit goldenem, rotem oder schwarzem Haar wäre sie eine Schönheit gewesen. Sie war immer geschmackvoll gekleidet, und ein großer Charme lag in ihrem Wesen. Ich stellte bald fest, daß sie gern las, und da Mayhew jetzt viel zu tun hatte, fragte ich sie, ob ich sie nach Hause begleiten könnte. Sie willigte lächelnd ein, und ich begleitete sie in ihre hübsche Villa.

Als ich die Stufen heraufschritt, fielen mir ihre schmalen Knöchel und ihre langen Glieder auf. Sie nahm Mantel und Hut ab, und als sie die Arme hob, spannte sich ihr Kleid über den kleinen, runden Brüsten. Mein Blut war in Flammen, mein Mund war vor Verlangen ausgetrocknet.

„Sie sehen mich so seltsam an", sagte sie und drehte sich vor dem langen Spiegel mit einer Herausforderung auf ihren halbgeöffneten Lippen um. Ich machte irgendeine alberne Bemerkung. Ich traute mich noch nicht, offen zu sprechen. Aber ein Band natürlicher Sympathie wob sich zwischen uns. Ich erzählte ihr, daß ich studieren wollte, und sie fragte mich, ob ich tanzen könnte. Als ich es verneinte, versprach sie, es mir beizubringen. „Ich werde eine Freundin bitten, uns eines Tages vorzuspielen. Kennen Sie die Schritte?" Sie stand auf, hob ihr Kleid und zeigte mir die Polkaschritte. „Was für hübsche Knöchel Sie haben!" bemerkte ich. Aber sie schien es nicht gehört zu haben. Wir setzten uns aufs Sofa, und ich erfuhr, daß sie sehr einsam sei. Ihr Mann sei jede Nacht und fast den ganzen Tag über weg, und sie langweile sich zu Tode in diesem stillen Hause. „Darf ich Sie einmal besuchen?" fragte ich. „Wann Sie wollen", war ihre Antwort. Als ich aufstand, um mich zu verabschieden, sagte ich: „In Europa ist es Sitte, daß, wenn ein Mann eine schöne Frau nach Hause bringt, sie ihn durch einen Kuß belohnt . . ."

„Wirklich?" höhnte sie lächelnd, „es ist keinesfalls Sitte hier."

„Ist man hier denn weniger großzügig als dort?" fragte ich. Und im nächsten Augenblick hatte ich ihr Gesicht zwischen meine Hände gefaßt und küßte sie auf die Lippen. Sie legte ihre Hände auf meine Schultern und senkte ihren Blick in meine Augen.

„Wir werden Freunde sein," sagte sie, „ich fühlte es, als ich Sie zum ersten Male sah. Bleiben Sie nicht zu lange weg."

„Kann ich morgen nachmittag kommen? Ich freue mich auf die Tanzstunde."

„Selbstverständlich," erwiderte sie, „ich werde es meiner Freundin Lily sagen." Noch einmal begegneten sich unsere Hände. Ich versuchte, sie wieder in meine Arme zu ziehen, sie wehrte mir lächelnd. „Morgen nachmittag." – „Sagen Sie mir, bitte, Ihren Namen," bat ich, „damit ich daran denken kann." – „Lorna," erwiderte sie, „Sie komischer Bub Sie!" Und ich ging weg mit hämmernden Schläfen, flammendem Blute und hoffnungsvollem Herzen.

Am nächsten Morgen empfahl mir Willie eine Pension, die eine Frau Gregory, eine Engländerin, die Frau eines alten Baptistenpredigers, hielt. Zu meiner Freude stellte ich fest, daß die Pension ganz in der Nähe der Mayhewschen Villa lag. Frau Gregory war eine große mütterliche Frau, offensichtlich eine Dame, die diese Pension nur eröffnet hatte, um für ihren etwas schwächlichen Gatten, ihre beiden Kinder, ein hübsches Mädel Kate und einen noch jüngeren Knaben, zu sorgen. Frau Gregory war über meinen englischen Akzent entzückt und bewies mir ihre Freude, indem sie mir ein schönes Frontzimmer mit besonderem Eingange überließ. In einer Stunde hatte ich meine Rechnung im Eldridge-Haus bezahlt und zog ein. Ich zeigte einen Schatten von Vorsicht, als ich Willie versprechen ließ, Frau Gregory jeden Sonnabend fünf Dollar für meine Pension zu zahlen.

Ich werde noch später erzählen, wie er sein Versprechen hielt und sich seiner Schuld an mich entledigte. Für den Augenblick war alles geordnet. Ich ging zum Schneider und bestellte mir einen anständigen Anzug, warf mich in den besten blauen Rock, den ich hatte, und ging nach dem Frühstück zu Frau Mayhew hin. Ein farbiges Hausmädchen ließ mich ein. „Frau Mayhew kommt gleich herunter", sagte es in seiner hübschen, singenden Stimme. „Ich werde Fräulein Lily rufen." In einigen Minuten erschien Fräulein Lily, ein schlankes, schmales Mädel mit glänzend schwarzem Haare, großem, lachendem Munde und grauen, dicht bewimperten Augen. Wir hatten uns kaum begrüßt, als schon Frau Mayhew eintrat.

Bald setzte sich Fräulein Lily ans Klavier, ich legte den Arm um die schlanke, biegsame Gestalt meiner Inamorata und

versuchte zu tanzen. Aber schon nach ein oder zwei Umdrehungen wurde ich schwindlig und mußte zugeben, daß ich nie imstande sein würde, zu tanzen.

„Sie sind sehr blaß geworden," meinte Frau Mayhew, „setzen Sie sich einen Augenblick hin." Langsam verging der Schwindelanfall. Fräulein Lily hatte sich inzwischen empfohlen, und Frau Mayhew brachte mir eine Tasse ausgezeichneten Kaffee. Als ich ihn getrunken hatte, war ich wieder vollkommen auf der Höhe.

„Sie sollten sich hinlegen", sagte Frau Mayhew mitleidsvoll. Sie stand auf und öffnete eine Tür: „Hier ist unser Gastzimmer!" Ich sah, daß meine Gelegenheit gekommen war, und ging zu ihr hinüber. „Wenn Sie auch mitkommen", flüsterte ich. „Wollen Sie mir nicht den versprochenen Kuß geben, Lorna?" Ich nahm ihr Gesicht und drückte meine Lippen auf ihren Mund. Nach einer Weile entwand sie sich meinen Armen und sagte: „Wir wollen uns setzen, und Sie müssen mir erzählen, was Sie alles tun." Ich setzte mich neben sie auf das Sofa und erzählte ihr alle meine Neuigkeiten. Sie meinte, ich würde mich bei Gregorys wohl fühlen. „Frau Gregory ist ein guter Mensch", sagte sie. „Ich höre, daß das Mädel verlobt ist. Finden Sie sie hübsch?"

„Nur dich finde ich hübsch, Lorna", sagte ich, bog ihren Kopf auf die Sofalehne herüber und küßte sie. Ihre Lippen waren heiß. Sie wand sich in meiner Umarmung, und auf einmal sprang sie auf.

„Hier kann uns jemand finden," flüsterte sie, „komm in mein Schlafzimmer." Und sie huschte die Treppe hinauf. „Liebst du mich auch wirklich, Lieber?" – „Du weißt es ja", antwortete ich, riß sie in meine Arme und hob sie aufs Bett – –.

Eine Stunde später saßen wir wieder auf dem Sofa. „Wie wunderbar du küssen kannst," sagte sie, „das war es, was mich schon beim ersten Male so aufregte", und sie seufzte wie entzückt in der Erinnerung auf.

„Du kamst mir gar nicht aufgeregt vor", sagte ich halb vorwurfsvoll, „denn als ich dich um noch einen Kuß bat, zogst du dich zurück und sagtest ‚Morgen!' Warum sind Frauen so kokett und so verderbt?"

„Ich glaube wohl, weil wir uns begehrt fühlen wollen," erwiderte sie, „und auch vielleicht, weil wir die Freude, das Glück des Begehrtwerdens, wirklich Begehrtseins, verlängern wollen. Es ist uns so leicht, uns zu geben, und es ist so herrlich, wenn man

fühlt, wie einen das Verlangen des Mannes verfolgt. Und wie selten ist es", seufzte sie leidenschaftlich, „und wie schnell geht es vorbei. Du wirst deiner Geliebten bald überdrüssig werden," fügte sie hinzu, „jetzt, wo ich ganz dein bin und mich nur nach dir sehne." Sie nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und küßte mich wehmütig und leidenschaftlich.

„Du küßt besser als ich, Lorna! Wo haben Sie denn diese Kunst gelernt, Madame?" fragte ich. „Sie sind wohl ein schlimmes Mädel gewesen?"

„Wenn ihr nur die Wahrheit wüßtet," rief sie aus, „wenn ihr wüßtet, wie die Mädchen sich nach einem Liebhaber sehnen, wie sie sich vergeblich verzehren und sich fragen, warum die Männer so dumm und kalt sind und unser Verlangen nicht verstehen. Wenden wir denn nicht genug Tricks für euch an? Sind wir nicht mal hochmütig und kühl und im nächsten Augenblick verliebt, zärtlich und leidenschaftlich? Wir verkleiden den Angelhaken mit jedem Köder, und der Fisch beschnuppert ihn verächtlich und dreht sich um. Ach, wenn du wüßtest – ich fühle mich wie eine Verräterin an meinem Geschlecht, daß ich es dir sage –, wenn du nur ahntest, wie wir nach euch angeln und wie klug wir sind, auf welche Ideen wir kommen. Glaubst du denn," fragte sie mich und wandte ihr blumenblasses, leidenschaftliches Gesicht halb ab, „daß, als ich am ersten Tage meinen Hut vor dem Spiegel abnahm und mich langsam umdrehte, das bloßer Zufall war? Du geliebte Unschuld! Ich wußte, daß diese Bewegung meine Brüste und schlanken Hüften herausholen würde, und ich tat es absichtlich, in der Hoffnung, dich zu erregen, und ich zitterte vor Freude, als ich merkte, wie es auf dich wirkte. Warum habe ich dir denn das Bett im Nebenzimmer gezeigt und die Tür offen gelassen, als ich zum Sofa zurückkam, wenn nicht, um dich in Versuchung zu führen? Wie froh war ich, als ich dein Verlangen in deinem Kuß fühlte. Ich gab mich dir schon, bevor du meinen Kopf auf die Sofalehne bogst und mir mein Haar in Unordnung brachtest." Sie hob ihre Hände empor und schob ihre Haarflechten zurecht.

Unser Liebesgespräch dauerte stundenlang, bis ich plötzlich sah, wie spät es war, und auf meine Uhr blickte. Es war fast halb acht, ich kam zu spät zum Abendbrot, das um halb sieben begann.

„Ich muß gehen," rief ich aus, „sonst bekomme ich nichts zu essen."

„Ich könnte dir zu essen geben," sagte sie, „aber er könnte hereinkommen, und ich möchte dich erst besser kennen, bevor ich euch zusammen sehe – einen jungen Gott und einen Mann – der Mann als Gottes Ebenbild in einer so armseligen Imitation."

„Sag' so etwas nicht," unterbrach ich sie, „du wirst dir dein Leben noch schwerer machen."

„Schwerer?" wiederholte sie höhnisch. „Küß' mich, mein Lieb, und geh, wenn es sein muß. Werde ich dich morgen sehen? – Da hast du es," rief sie wie mit einem unterdrückten Fluch, „ich hab' mich verraten. Ich kann mir nicht helfen. Ich werde dich so begehren, ich werde mich so nach dir sehnen und werde die langen, trägen Stunden zählen. Geh, geh, sonst lasse ich dich nicht!" und sie küßte mich und hielt mich fest umklammert.

„Auf morgen, Liebes", sagte ich und riß mich los.

Es war mir vollkommen klar, daß mein Verhältnis mit Frau Mayhew kaum etwas mit Liebe zu tun hatte. Es war das jugendliche, dämonische, sexuelle Verlangen in mir und ein ähnlicher Hunger in ihr, und sobald das Verlangen befriedigt war, blieb mein Urteil über sie so unparteiisch und kühl, als ob sie mir immer gleichgültig gewesen wäre. Bei ihr gab es jedoch eine gewisse Anhänglichkeit und sehr viel Zärtlichkeit. In den intimen Beziehungen zwischen den Geschlechtern kommt es selten vor, daß der Mann so viel Liebe gibt wie die Frau.

## KAPITEL X

# MEINE ERSTE VENUS

*Venus toute entière à sa proie attachée*

Das Essen bei Gregorys war schon fast zu Ende, als ich hereinkam. Kate, ihre Mutter, der Vater und der kleine Tommy waren beim Essen. Die Pensionsgäste hatten schon fertiggegessen und waren verschwunden. Frau Gregory beeilte sich aufzustehen, und Kate sprang auf, um ihrer Mutter in die Küche zu folgen.

„Bitte, stehen Sie nicht auf," rief ich dem Mädchen zu, „ich werde mir nie verzeihen, daß ich Sie gestört habe. Ich werde mich selbst bedienen. Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein . . .?"

Sie maß mich mit harten, gleichgültigen Blicken. „Setzen Sie sich dorthin," meinte sie, „ich bringe Ihnen Ihr Abendbrot. Trinken Sie Tee oder Kaffee?"

„Kaffee, bitte", antwortete ich und setzte mich hin. Ich hatte mich entschlossen, ihr gegenüber ganz kalt zu sein und zu versuchen, die anderen für mich zu gewinnen. Der Kleine fragte mich, ob ich Indianer gesehen hätte – „in Waffen und Kriegsbemalung", fügte er eifrig hinzu.

„Ja, und nach ihnen geschossen habe ich auch", erwiderte ich lächelnd. Tommys Augen glänzten. „Erzählen Sie's, bitte!" Und ich wußte, daß ich wenigstens eines Zuhörers sicher war.

„Ich habe eine Menge zu erzählen, Tommy," sagte ich, „aber jetzt muß ich erst mit Expreßzugsgeschwindigkeit mein Abendbrot essen, sonst wird deine Schwester böse mit mir sein", fügte ich hinzu, als Kate mit dem dampfenden Essen hereinkam. Sie zog ein Gesicht und zuckte die Achseln.

„Wo predigen Sie?" fragte ich den grauhaarigen Vater. „Mein Bruder erzählte mir, wie beredt Sie sind."

„Nicht beredt," erwiderte er abwehrend, „nur sehr eindringlich manchmal, besonders wenn ein Tagesereignis mit der Erzäh-

lung des Evangeliums zusammenfällt." Aus seinem Gespräch merkte man, daß er ziemlich gebildet war, und ich sah, wie er sich freute, wenn man sich mit ihm beschäftigte. Kate brachte mir inzwischen frischen Kaffee, Frau Gregory setzte sich wieder an ihre Mahlzeit, und das Gespräch wurde interessant, dank der Äußerung von Gregory, der behauptete, das Feuer in Chicago hätte die Frömmigkeit aufgestachelt und ihm die Gelegenheit zu einer großen Predigt gegeben. Ich bemerkte dabei, daß ich die Feuersbrunst gesehen hätte, erzählte von der Randolphstreet Bridge, von dem gehenkten Mann und den Bildern am Seeufer an jenem unvergeßlichen Montagmorgen.

Zuerst ging Kate im Zimmer auf und ab und räumte das Geschirr weg, als ob sie meine Erzählung nicht interessierte, aber als ich die halbnackten Frauen und Mädchen am Seeufer schilderte, während die Flammen hinter uns in roten Fetzen zum Zenit emporschlugen und Flammenpfeile hinüberwarfen, bis die Schiffe auf dem Wasser aufloderten, blieb sie stehen, um zuzuhören.

Ich erinnerte mich an mein Programm, mich von den andern bewundern zu lassen und ihr gegenüber kalt und gleichgültig zu sein. Ich stand daher auf, als ob es mich störte, daß sie wie gebannt zuhörte, und sagte:

„Es tut mir leid, Sie aufgehalten zu haben. Ich habe zuviel geredet. Verzeihen Sie mir!" und ich ging in mein Zimmer trotz der Proteste und Bitten der anderen. Kate wurde rot, sagte jedoch kein Wort.

Sie zog mich ungemein an. Sie war unsagbar begehrenswert, sah gut aus und war sehr jung (erst sechzehn, wie mir ihre Mutter später sagte). Und ihre großen, braunen Augen waren fast so aufregend wie ihr hübscher Mund oder ihre schweren Hüften. Sie gefiel mir sehr, aber ich beschloß, sie ganz für mich zu gewinnen, und ich fühlte, daß ich es gut angefangen hatte. Jedenfalls würde sie über mich und meine Kälte nachzudenken haben.

Am nächsten Morgen machte ich einen Besuch bei Smith. Er wohnte bei Ehrwürden Kellogg, einem Professor der englischen Geschichte an der Universität. Kellogg war ein breitschultriger Mann von vierzig Jahren und hatte eine welke Frau ungefähr in demselben Alter. Rose, das hübsche Hausmädchen, ließ mich herein. Ich dankte ihr lächelnd. Sie war verblüffend hübsch, das hübscheste Mädchen, das ich in Lawrence gesehen habe, mittel-

groß mit einem entzückenden Gesicht und einer blumenzarten Haut. Sie lächelte mir zu. Meine Bewunderung schien ihr nicht unangenehm zu sein.

Smith hatte Bücher für mich bereitgehalten, lateinische und griechische Wörterbücher, einen Tacitus und Xenophons Memorabilia mit einer griechischen Grammatik. Bei Tacitus lobte er den herrlichen Stil und das große Porträt des Tiberius. „Vielleicht das größte historische Porträt, das je in Worten übermittelt wurde." In meinem romantischen Kopfe spukte eine Art von König Edward IV., aber ich wagte mich nicht damit heraus. Sobald Smith auf Xenophon überging und sein Bildnis des Sokrates mit dem Platos verglich, war ich ganz Ohr. Smith war unsagbar gütig gegen mich. Er sagte mir, ich könnte mit dem vorletzten Studienjahr anfangen und hätte nur zwei Jahre bis zur Prüfung. Wenn Willie mir auch nur fünfhundert Dollar zurückgab, konnte ich sorgenlos durchkommen.

Ich kehrte zum Abendessen zurück und überlegte mir, ob ich zu Frau Mayhew gehen sollte, wie ich ihr versprochen hatte, oder zu Hause bleiben, um Griechisch zu lernen. Ich entschloß mich zu arbeiten und legte einen Schwur ab, immer und bei jeder Gelegenheit die Arbeit vorzuziehen, einen Schwur, den ich, wie ich fürchte, öfter gebrochen als gehalten habe. Aber schließlich schrieb ich an Frau Mayhew, entschuldigte mich und versprach ihr, am nächsten Nachmittag zu kommen. Dann setzte ich mich hin, um die beiden Seiten der „Memorabilia" auswendig zu lernen.

Beim Abendessen war ich von einer zeremoniellen Höflichkeit, so oft Kate in meine Nähe kam. „Ich danke Ihnen verbindlichst" – „. . . es ist sehr gütig . . .", und kein Wort mehr. Ich stand auch bald auf und ging in mein Zimmer, um zu arbeiten.

Am nächsten Tage um drei Uhr klopfte ich an Frau Mayhews Tür. Sie öffnete selbst. „Wie lieb von Ihnen", rief ich aus. Und als wir im Zimmer waren, zog ich sie an mich und küßte sie immer wieder. Sie schien kalt und gefühllos. Eine Weile lang sagte sie kein Wort. „Es ist mir, als ob ich durch ein Fieber hindurchgegangen wäre", sagte sie endlich, hob die Arme und fuhr mit den Händen ins Haar, eine Geste, die mir sehr vertraut werden sollte. „Versprich's mir nie wieder," sagte sie, „wenn du nicht ganz bestimmt kommen kannst. Ich dachte, ich werde wahnsinnig. Das Warten ist eine furchtbare Qual. Wer hielt dich denn zurück? Irgendein Mädel?" und ihr Blick forschte in meinen Augen.

Ich entschuldigte mich, aber ihre Heftigkeit kühlte mich ab. Selbst auf die Gefahr hin, mich mit meinen Leserinnen zu verfeinden, muß ich gestehen, daß ihre Leidenschaft diese Wirkung bei mir auslöste. Als ich sie küßte, waren ihre Lippen eiskalt, bis wir nach oben kamen, war sie jedoch aufgetaut. Mit tiefernsten Augen schloß sie die Tür ab und warf sich mir schluchzend um den Hals. Dann riß sie sich plötzlich ihr Kleid vom Leibe und lag nackt in meinen Armen. – – –

Nach einer Stunde erhob sie sich, Tränen liefen ihr die Wangen herunter. „Ich ersticke, ich bin atemlos und erschöpft. Es tut mir so leid, wir müssen aber aufstehen, ich habe Angst vor meinem Mädchen. Die Neger schwatzen soviel . . ." Ich stand auf und ging ans Fenster. Das eine sah direkt auf den Garten. „Warum schaust du da hinaus?" fragte sie. – „Ich sehe mich eben um, wie ich am besten flüchten könnte, wenn man uns einmal überrascht. Wenn wir das Fenster offen lassen, kann ich immer in den Garten hinunterspringen und weglaufen."

„Du wirst dir weh tun", schrie sie auf.

„Nicht die Spur," erwiderte ich, „ich könnte aus doppelter Höhe hinunterspringen ohne Schaden. Ich muß nur angezogen sein, sonst machen mir die Dornen den Garaus." – „Du Bub," lachte sie, „nach deiner Stärke und Leidenschaft ist es das Knabenhafte in dir, was ich am meisten liebe." Und sie küßte mich immer wieder.

„Ich muß arbeiten," warnte ich sie, „Smith hat mir eine Menge zu tun gegeben." – „Mein Lieber," ihre Augen füllten sich mit Tränen, „das heißt, daß du weder morgen noch übermorgen kommen kannst?"

„Unmöglich!" erklärte ich, „ich habe eine Woche Arbeit vor mir, aber ich komme an dem ersten Nachmittag, an dem ich mich frei machen kann, und ich lasse es dich einen Tag vorher wissen." Sie sah mich mit tränenschweren Augen an, und ihre Lippen zitterten. „Die Liebe trägt in sich selbst die Qual", seufzte sie.

In Wirklichkeit war ich ihrer überdrüssig geworden. Ihre Leidenschaft hatte nichts Neues mehr für mich. Es reizte mich nichts mehr an ihr, während Kate hübscher, viel jünger und unberührt war. Ich muß gestehen, daß es Kates Jungfräulichkeit war, die mich am meisten anzog. Durch Frau Mayhew begriff ich, daß kaum eine verheiratete Frau auf tausend den Höhepunkt der Intensität in der Liebe erreicht. Gewöhnlich ist es so, daß in dem

Augenblick, in dem sie etwas zu empfinden beginnt, der Ehemann sich schlafen legt. Wenn die Mehrheit der Männer ihre Frauen gelegentlich befriedigen würden, wäre das Ziel der Frauenrevolte bald vollkommen verschoben: die Frauen brauchen in erster Linie einen Liebhaber, der sie bis zu der Grenze ihrer Erregbarkeit bringt. Die jetzigen wirtschaftlichen Verhältnisse bedingen es jedoch, daß die Männer in der Regel spät heiraten und schon vor der Ehe ihre virile Kraft erschöpft haben. Wenn sie jedoch jung heiraten, sind sie unwissend und egozentrisch, daß sie sich einbilden, ihre Frauen müssen befriedigt sein, wenn sie es selbst sind.

Im Laufe der nächsten Tage arbeitete ich viel, las die Bücher, die mir Smith geliehen hatte, „Das Kapital" von Marx, das mich hauptsächlich in seinem zweiten Teile stark packte, studierte Tacitus und Xenophon und lernte jeden Tag eine Seite Griechisch. Sobald ich müde war, setzte ich meine Belagerung Kates fort. Mein Feldzugsplan blieb unverändert. Ich erzählte ihrem Bruder Geschichten von der Büffeljagd und von den Kämpfen mit den Indianern. Ich sprach über Theologie mit ihrem Vater und ließ mir von ihrer Mutter die Jugenderinnerungen erzählen. Ich hatte bereits den ganzen Haushalt für mich gewonnen, bevor ich mit Kate ein Wort über die gewöhnlichen Höflichkeiten hinaus gewechselt hatte. So verging eine Woche, als ich die Familie eines Tages nach dem Essen noch mit der Erzählung unseres Überfalls in Mexiko aufhielt. Ich hatte den Augenblick gewählt, als Kate nicht im Zimmer war. Gegen Ende meiner Erzählung kam Kate herein. Ich beeilte mich, zu Ende zu kommen, entschuldigte mich und ging in den Garten.

Eine halbe Stunde später sah ich, daß sie auf meinem Zimmer war. Nach einer Weile Überlegung folgte ich ihr. Sobald ich sie erblickte, mimte ich Erstaunen: „Verzeihen Sie, bitte, ich wollte mir nur ein Buch holen und gehe gleich wieder weg. Lassen Sie sich nicht stören." Und ich tat so, als ob ich das Buch suchte. Sie drehte sich brüsk um und starrte mich an: „Warum behandeln Sie mich so?" brach es aus ihr heraus. Sie bebte vor Empörung.

„Wie denn?" fragte ich mit gespieltem Erstaunen. – „Sie wissen es ganz gut", fuhr sie gereizt und hastig fort. „Zuerst hielt ich es für einen Zufall. Jetzt weiß ich, daß Sie es absichtlich tun. Sooft Sie sprechen oder eine Geschichte erzählen, hören Sie in dem Augenblick auf, wo ich ins Zimmer trete, und stürzen weg, als ob Sie mich haßten. Warum? Warum?" schrie sie mit zitternden

Lippen. „Was habe ich Ihnen getan, daß Sie mich so verachten?“, und Tränen sammelten sich in ihren Augen.

Ich fühlte, daß der Augenblick gekommen war. Ich legte meine Hände auf ihre Schultern und sah mit meiner ganzen Seele in ihre Augen. „Ist Ihnen, Kate, nie der Gedanke gekommen, daß es Liebe und nicht Haß sein könnte?“ fragte ich.

„Nein, nein“, rief sie, und Tränen rollten ihre Wangen herunter. „So handelt die Liebe nicht.“

„Aber die Furcht vor unerwiderter Liebe. Ich glaubte zuerst, daß Sie mich nicht ausstehen könnten, und Sie waren mir bereits ans Herz gewachsen.“ Mein Arm legte sich um ihre Hüften, und ich zog sie an mich heran. „Ja, ich liebe und begehre dich. Küß' mich, mein Lieb!“ Ohne Zögern hielt sie mir ihre Lippen hin. Plötzlich sah sie mich mit freudig glänzenden Augen an und seufzte tief und erleichtert auf: „Ich bin so froh, so froh! Wenn Sie nur wüßten, wie verletzt ich war und wie ich mich gequält habe. Ich war zornig und gereizt und tief traurig. Gestern hatte ich mich entschlossen, mit Ihnen zu sprechen, heute nahm ich mir vor, ebenso trotzig und kalt zu sein, und jetzt –“ Sie warf plötzlich die Arme um meinen Hals und küßte mich. „Sie sind so lieb, ja, ja, ich liebe dich.“

Meine Hände glitten an ihrer Gestalt entlang, sie wurde flammend rot und stürzte aus dem Zimmer. Ich jubelte. Ich wußte, daß ich gewonnen hatte. Ich mußte sehr ruhig und zurückhaltend sein, und der Vogel würde auf den Leim zurückkehren. Ich war von einer sieghaften Sicherheit erfüllt.

In der Zwischenzeit verbrachte ich fast jeden Morgen mit Smith. Es waren unvergeßliche Stunden. So oft wir zusammen waren, zeigte er mir immer eine neue Schönheit oder offenbarte mir eine neue Wahrheit. Er schien mir das wunderbarste Wesen in dieser sonnenbeschienenen seltsamen Welt. Ich hing wie verzaubert an seinen Lippen. (Wie seltsam! Ich war schon fünfundsechzig Jahre alt, bevor ich einen solchen Heldenverehrer fand, wie ich es Smith gegenüber war, der damals erst vier- oder fünfundzwanzig Jahre zählte.) Ich habe durch ihn alle griechischen Dichter kennengelernt: Aeschylos, Sophokles und Euripides, und seine Erklärungen übertrafen alle Kommentare englischer oder deutscher Gelehrten. Er wußte, daß Sophokles der größte war, und durch ihn lernte ich jeden Chor im Ödipus auf Kolonos, bevor ich noch die griechische Grammatik vollkommen beherrschte. Es war die

überwältigende Schönheit der Literatur, die mich zwang, die Sprache zu lernen. Als er mir den Chorgesang nahebrachte, wies er darauf hin, daß es möglich war, das Maß einzuhalten und gleichzeitig den Akzent zu betonen. Durch ihn wurde mir das klassische Griechisch so lebendig wie das Englische. Er ließ mich auch Latein nicht vernachlässigen. Nach dem ersten Jahre kannte ich Catull ebensogut auswendig wie Swinburne. Dank Professor Smith hatte ich keine Schwierigkeiten bei der Aufnahmeprüfung in der Universität. Nach drei- oder viermonatiger Arbeit war ich der erste in meinem Jahrgang, zu dem auch Ned Stevens, der Bruder von Smiths Inamorata, zählte. Ich entdeckte bald, daß Smith Hals über Kopf in Kate Stevens verliebt war, „durchbohrt von einer weißen Dirne blauem Auge", wie Mercutio sagen würde.

Und kein Wunder, denn Kate war sehr hübsch, etwas über Mittelgröße, eine schmale, zierliche Gestalt mit einem äußerst anziehenden Gesicht, eher oval als rund, mit vollkommen geschnittenen Zügen, von wunderbaren, graublauen Augen erhellt, die in ihrem ewig wechselnden Ausdruck eine wirklich außergewöhnliche Intelligenz widerspiegelten. Sie war im zweiten Jahrgang und bekleidete später jahrelang die Stellung eines Professors des Griechischen auf der Universität. Ich werde in einem späteren Bande meiner Lebensgeschichte mehr von ihr erzählen können, da ich sie fast fünfzig Jahre später in Newyork traf. Aber im Jahre 1872 oder 1873 interessierte mich ihr Bruder Ned, ein hübscher achtzehnjähriger Junge, mehr als sie. Zu jener Zeit war Kate Stevens mit einem sehr netten Kerl, Ned Bancroft, verlobt. Aber es war bereits offensichtlich, daß sie in Smith verliebt war, und meine offene Bewunderung Smiths half ihr und, wie ich hoffe, auch ihm zu einer gegenseitigen Verständigung. Bancroft fügte sich in die Situation mit wunderbarer Selbstüberwindung und verlor weder Smiths noch Kates Freundschaft. Ich habe selten eine edlere Selbstüberwindung gesehen. Sein Verhalten in dieser Krisenzeit hatte zuerst meine Bewunderung hervorgerufen und mich auf seine anderen guten Eigenschaften aufmerksam gemacht.

Schon zu Anfang unserer Bekanntschaft hatte ich einen ernsthaften Grund zur Unruhe. Jeden Augenblick wurde Smith krank und mußte ein oder zwei Tage im Bett bleiben. Ich konnte mir seine Krankheit nicht erklären und ängstigte mich um ihn.

Eines Tages, mitten im Winter, nahmen die Ereignisse eine neue Wendung. Smith wußte keinen Rat und vertraute mir die

Sache an. Er hatte Professor Kellogg, in dessen Hause er wohnte, dabei getroffen, als er das hübsche Mädchen, Rose, ganz gegen ihren Willen zu küssen versuchte. Er betonte es ausdrücklich, daß das Mädchen sich zornig in den Armen des Professors wand, als Smith eintrat.

Ich platzte mitten in Smiths feierlichen Ernst mit meinem übermütigen Gelächter hinein. Die Idee eines alten Professors und Geistlichen, der ein junges Mädchen durch bloße Brachialgewalt zu gewinnen versuchte, machte mir einen ungeheuren Spaß. „Welch ein Narr!" lautete mein englisches Urteil; aber Smith schlug einen hohen moralischen Ton an.

„Denken Sie an den Betrug an seiner Frau, und zwar noch unter demselben Dache," schrie er, „und dann der Skandal, wenn das Mädchen redet, denn sie wird ja reden!"

„Sie wird nicht," berichtigte ich ihn, „die Mädchen haben Angst vor solchen Enthüllungen. Wenn Sie ihr noch ein Wort sagen, um Frau Kellogg zu schützen, wird sie sicherlich schweigen."

„Ach, ich kann ihr doch keinen Rat geben, ich will mich da nicht hineinmischen. Ich sagte Kellogg gleich, daß ich das Haus verlassen werde, und ich weiß noch nicht, wohin ich gehen soll. Es ist zu gemein von ihm. Er hat eine so liebe Frau . . ."

Zum ersten Male wurde ich mir eines tief eingewurzelten Unterschiedes zwischen Smith und mir selbst bewußt. Seine hohe moralische Verdammung auf solche Belanglosigkeiten hin schien mir kindisch. Aber viele meiner Leser werden zweifellos in meiner Toleranz den Beweis meiner schamlosen Libertinage sehen. Ich ergriff jedoch die Gelegenheit beim Schopfe, mit Rose über ein so verfängliches Thema zu sprechen, und zur selben Zeit löste ich Smiths Schwierigkeit, indem ich ihm vorschlug, zu Gregorys in Pension zu ziehen – ein großer Streich praktischer Diplomatie, wie es mir schien, denn dadurch leistete ich den Gregorys, Smith und mir selbst einen ungeheuren, unschätzbaren Dienst. Smith war über die Idee begeistert, wollte es sofort in Angriff nehmen und klingelte nach Rose.

Sie kam halb ängstlich, halb gereizt herein und war mißtrauisch auf ihrer Hut. Ich sagte daher lächelnd, um sie zu beruhigen: „Professor Smith hat mir von dem Vorfall erzählt. Aber Sie sollen sich nicht darüber ärgern. Sie sind so hübsch, und ich wundere mich nicht, daß ein Mann Sie küssen will. Ihre schönen Augen und ihr hübscher Mund sind schuld."

Rose lachte auf. Sie erwartete einen Vorwurf und fand eine liebenswürdige Schmeichelei.

„Es gibt nur noch eins, Rose", fuhr ich fort. „Die Geschichte würde Frau Kellogg weh tun, wenn sie bekannt würde, und sie ist eine schwache Frau. Sie dürfen daher um ihretwillen nichts sagen. Das ist es, was Professor Smith Ihnen einschärfen wollte."

„Ich werde es gewiß nicht erzählen," rief Rose aus, „ich werde bald alles vergessen haben. Aber es ist wohl besser, wenn ich mich um eine andere Stellung umsehe. Er wird mich vielleicht nicht in Ruh' lassen, obwohl ich ihm eine tüchtige Maulschelle gegeben habe." Sie lachte vergnügt.

„Das freut mich um Frau Kelloggs willen," sagte Smith ernst, „und wenn ich Ihnen helfen kann, eine andere Stellung zu bekommen, wenden Sie sich, bitte, an mich."

„Das wird mir wohl nicht schwer fallen", sagte Rose schnippisch über die Feierlichkeit des Professors verstimmt. „Frau Kellogg wird mir ein gutes Zeugnis ausstellen." Der junge, gesunde Schelm grinste. „Übrigens werde ich wahrscheinlich für eine Weile nach Hause gehen. Ich habe genug gearbeitet und brauche eine Erholung. Meine Mutter hat mich auch nötig . . ."

„Wo wohnen Sie denn, Rose?" fragte ich sie mit Rücksicht auf künftige Möglichkeiten. – „Auf der anderen Seite des Flusses," erwiderte sie, „neben Elder Conklin, wo Ihr Bruder in Pension ist –" fügte sie lächelnd hinzu.

Als Rose gegangen war, bat ich Smith, die Koffer zu packen, denn ich wollte ihm das beste Zimmer bei Gregorys besorgen, in dem er auch alle seine Bücher unterbringen könnte. Auf dem Heimwege überlegte ich mir, wie ich den Gefallen, den ich Gregorys erwies, zugunsten meiner Liebe wenden könnte. Ich beschloß, die gute Nachricht zuerst Kate zu überbringen. Als ich auf mein Zimmer kam, klingelte ich, und Kate kam, wie ich hoffte, herauf. Als ich ihre Schritte auf der Treppe hörte, fing ich vor Erregung an zu zittern und war fieberheiß vor Verlangen. Ich hätte sie am liebsten brutal in meine Arme gerissen und sie mit Gewalt genommen. Aber schon damals war ich mir darüber klar, daß die Mädchen eine höfliche und zarte Annäherung vorziehen. Warum, weiß ich nicht, aber der Tatsache selbst bin ich mir ganz sicher. So beherrschte ich mich und sagte ernst: „Ich wollte nur fragen, ob das beste Zimmer im Hause noch frei ist, dann würde ich Professor Smith bitten, hierher zu ziehen."

„Oh, Mutter wird so froh sein", rief sie aus.

„Siehst du," fuhr ich fort, „ich versuche alles für dich zu tun, und du gibst mir nicht einmal einen Kuß." – „Du bist doch ein Bub," rief sie aus, „aber vielleicht liebe ich dich grad darum. Ich hoffe, du liebst mich nur halb so, wie ich dich liebe. Sag' ja, und ich will alles tun, was du willst!"

„O wie froh bin ich, daß dir an meiner Liebe liegt", erwiderte ich. Kannst du heute nacht zu mir kommen? Ich möchte mit dir einige Stunden ungestört sein." – „Heute nachmittag", erwiderte sie. „Ich werde sagen, daß ich spazieren gehe, und komme zu dir. Alle ruhen sich dann aus, und man wird mich nicht vermissen."

Das Mittagessen zog sich unerträglich in die Länge. Frau Gregory dankte mir für meine Güte (wie angenehm ironisch klang es in meinen Ohren!), aber schließlich wurde man fertig, und ich ging auf mein Zimmer. Ich zog die Jalousien herab, verschloß die Tür, die in den Garten führte, und wartete. Sehr bald steckte Kate ihr süßes Gesichtchen zur Tür herein. Ich nahm sie in die Arme. Die Frauen sind doch seltsame Geschöpfe – sie hatte ihr Mieder abgenommen . . . Ich hob sie aufs Bett . . . Sie war wie eine griechische Statue, mit elfenbeinweißen, glatten Gliedern . . . Sie schrie auf vor Schmerz – dann spannte sie mir entschlossen ihren köstlichen Körper entgegen . . .

. . . „Wie ich dich liebe – ich habe nicht einmal Angst vor Konsequenzen. Ich vertraue dir so vollkommen – ich bin bereit, mich jeder Gefahr auszusetzen, wenn du es willst –" Ich küßte sie, versicherte ihr, es würde keine Konsequenzen geben, und pries die Schönheit ihres Körpers.

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür. „Herein!" rief ich, und das Mädchen erschien mit einem Briefe in der Hand. „Eine Dame hat ihn gerade abgegeben", sagte sie. Ich erkannte Frau Mayhews Handschrift, steckte ihn ungelesen in die Tasche und sagte bedauernd: „Ich muß ihn bald beantworten." Kate entschuldigte sich, und nach einem langen, langen Kuß ging sie weg, um das Abendbrot vorzubereiten. In der Zwischenzeit las ich Frau Mayhews Brief, der kurz, wenn auch nicht sehr liebenswürdig war.

„Acht Tage – und Frank läßt nichts von sich hören. Du willst mich doch nicht umbringen! Komm, wenn möglich, heute!

Lorna"

Ich erwiderte umgehend, teilte ihr mit, daß ich morgen kommen würde, denn ich sei mit dem Umzug von Smith beschäftigt, wüßte nicht, wo mir der Kopf stünde, würde aber morgen sicher bei ihr sein.

An diesem Nachmittag gegen 5 Uhr kam Smith an. Ich half ihm, seine Bücher zu arrangieren und sich häuslich niederzulassen.

Die nächsten Tage vergingen mir in fieberhafter Arbeit. Sooft ich auf Stellen traf wie die Erbauung der Brücke bei Caesar, weigerte ich mich, mein Gedächtnis mit neuen Worten zu belasten, weil ich dachte und heute noch der Ansicht bin, daß Latein verhältnismäßig unwichtig ist. Die lateinische Kultur vermochte keine größere Persönlichkeit hervorzubringen als Tacitus oder Lucrez.

Kein vernünftiger Mensch will sich die Mühe geben, eine Sprache zu beherrschen, um zweitklassige Geister kennenzulernen. Aber neue Worte im Griechischen waren für mich so wichtig wie neue Worte im Englischen, und ich lernte alle Stellen auswendig, die mit solchen Worten gespickt waren, mit Ausnahme der Chöre in den „Vögeln" von Aristophanes, wo er Vögel erwähnt, die mir selbst im Leben unbekannt waren. Smith kannte alle solche Worte in beiden Sprachen. Er gab mir eines Tages zu, daß er die ganze antike griechische Literatur gelesen hätte nach dem Beispiel von Hermann, dem berühmten deutschen Gelehrten, und er glaubte fast jedes Wort zu kennen.

Ich hatte nicht den geringsten Wunsch nach einer so pedantischen Vollkommenheit. Ich wollte mich nicht spezialisieren, und das Wissen jeder Art ist mir gleichgültig, wenn es nicht zu einem vollkommeneren Verständnis der Schönheit oder der Erweiterung des Geistes durch Einfühlung führt, die ein anderer Name für Weisheit ist. Ich will hier nur erwähnen, daß ich in diesem Jahre durch Smith ein Dutzend griechischer Chorgesänge auswendig gelernt hatte, wie auch die gesamte Apologia und den Kriton von Plato, da ich schon damals ahnte, daß der Kriton das Musterbeispiel einer Novelle ist und viel bedeutender sogar als die platonische Philosophie. Plato und Sophokles! Es lohnte wirklich, fünf Jahre harter Arbeit darauf zu verwenden, ihnen näherzukommen und den seelischen Gleichklang herauszufühlen. Sophokles gab mir ja Antigone, den Prototyp der neuen Frau für alle Zeiten. In ihrer geheiligten Empörung gegen hemmende Gesetze und verkrüppelnde Konventionen das ewige Urbild der unerschrockenen

Selbstbehauptung der Liebe, die jenseits und über allem Sexuellen steht, im Herzen selbst des Göttlichen!

Und der Sokrates des Plato führte mich in diese Höhen, auf denen der Mensch zum Gott wird, da er Ehrfurcht vor den Gesetzen gelernt hat und froh den Tod auf sich nimmt. Aber auch hier brauchte ich Antigone, die Zwillingsschwester des Bazaroff, da ich es intuitiv erkannte, daß auch mein Lebenswerk in einer Revolte bestehen würde und daß die Strafe, die Sokrates erlitt und Antigone auf sich zu nehmen wagte, mein Schicksal werden würde. Denn es war mir bestimmt, den schlimmsten Widersachern zu begegnen. Kreon war eigentlich nur dumm, während Sir Thomas Horridge außerdem bösartig war und Woodrow Wilson sich kaum beschreiben läßt.

Ich greife wieder meiner Geschichte um ein halbes Jahrhundert voraus.

Aus dem, was ich über Sophokles und Plato geschrieben habe, wird der Leser, hoffe ich, meine tiefe Bewunderung und Liebe für Smith herausfühlen, der mich, wie Vergil Dante, in diese ideale Welt führte, die unsere Erde mit grenzenlosen Weiten violetten, windgefegten und sternenbesäten Himmels umgibt.

Wenn ich erzählen könnte, was mir das Zusammensein mit Smith bedeutete, brauchte ich kaum dieses Buch zu schreiben. Denn von allem, was ich geschrieben habe, gehört das Beste ebensosehr ihm wie mir. In seiner Gegenwart in den ersten anderthalb Jahren war ich bloß wie ein Schwamm, der einmal diese, einmal jene Wahrheit in sich aufnahm und sich kaum eines originellen Impulses bewußt war. Und dabei riet ich ihm und half ihm die ganze Zeit hindurch aus meiner Kenntnis des Lebens heraus. Unsere Beziehung war wie die eines kleinen, praktischen Gatten neben einer weisen und unendlich gebildeten Aspasia. Ich möchte hier feststellen, selbst wenn es aller Wahrscheinlichkeit ins Gesicht schlägt, daß in diesen ganzen drei Jahren, die wir Seite an Seite gelebt hatten, ich nicht einen Fehler, nicht einen Mangel an ihm fand.

Ich versuche hier jedoch die Ereignisse in ihrer Reihenfolge zu erzählen und kehre zu Frau Mayhew zurück. Ich ging selbstverständlich am nächsten Nachmittage zu ihr, sogar vor drei Uhr. Sie kam mir so ernst entgegen, daß ich sie nicht einmal küßte. Ich begann ihr zu erklären, was mir Smith bedeutete und daß ich nicht genug für ihn tun könnte, der mir geistig alles war

ebenso wie sie (Gott helfe mir!) körperlich und seelisch, aber als ich ihre kalten Lippen küßte, schüttelte sie traurig den Kopf.

„Wir Frauen haben einen sechsten Sinn, wenn wir verliebt sind. Ich fühle einen neuen Einfluß in dir. Ich rieche die Gefahr in der Luft, die dich umgibt. Verlang' nicht, daß ich es dir erkläre, ich kann es nicht; aber mein Herz ist schwer und kalt wie der Tod ... Wenn du mich verläßt, gibt es eine Katastrophe. Der Sturz von einer solchen Höhe des Glücks muß verhängnisvoll werden. Wenn du ein Vergnügen empfinden kannst in den Tagen, in denen du mich nicht siehst, liebst du mich nicht mehr. Für mich gibt es nichts anderes, als dich zu haben, dich zu sehen, an dich zu denken – nichts – nichts! Warum kannst du nicht so lieben, wie eine Frau liebt, nein, wie ich dich liebe. Es wäre himmlisch! Denn du und nur du kannst die Unersättliche befriedigen. Nur du gibst mir die Seligkeit, und ich fühle mich wie in allen Himmeln."

„Ich habe dir viel zu erzählen", begann ich hastig. „Komm nach oben", unterbrach ich mich selbst. „Ich will dich so haben, wie du jetzt bist, mit der Farbe in den Wangen, dem Leuchten in den Augen, dem Zittern in deiner Stimme. Komm!"

Und sie kam wie eine traurige Sibylle. „Was hast du mir denn Neues zu sagen?" fragte ich sie. – „Es gibt immer etwas Neues in meiner Liebe!" rief sie aus. Die Schale ihrer schmalen Hände schloß sich um meine Wangen, und sie faßte mit ihren Lippen nach meinem Munde. „Oh, wie habe ich gestern nach dir verlangt. Als ich selbst den Brief in dein Haus brachte und dich in deinem Zimmer sprechen hörte, vielleicht mit Smith," fügte sie hinzu, und ihr Blick senkte sich prüfend in meine Augen, „ich will glauben, daß es Smith war. – Als ich deine Stimme hörte, brannte alles in mir. Ich wollte schon die Tür aufreißen, statt dessen drehte ich mich um und stürzte weg, wütend auf dich und auf mich selbst." – „Ich will dich so etwas nicht ausreden lassen", rief ich aus und riß sie in die Arme.

„Wir Frauen haben keine Seele, wir leben durch Liebe", sagte sie leise, und ihre Augen starben, als sie sprach. „Ich zerquäle mich, um mir eine neue Freude für dich auszudenken. Und du wirst mich verlassen, ich fühle, du wirst es tun, für irgendein albernes Mädchen, das nicht einen Hauch davon fühlen kann, was ich fühle, oder dir geben kann, was ich dir gebe ..." Ihr Atem ging in schnellen Stößen.

„Warum sprichst du von einem anderen Mädchen?" schimpfte ich

mit ihr. „Ich stelle mir doch nicht vor, daß du mit einem anderen Mann zusammen bist. Warum solltest du dich so grundlos quälen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Meine Furcht ist prophetisch“, seufzte sie. „Ich will gern glauben, daß es noch nicht geschehen ist, obwohl – ach Gott, die Qual dieses Gedankens – die bloße Vorstellung, daß du mit einer andern bist, macht mich wahnsinnig. Ich könnte sie töten.“ Und sie klammerte sich leidenschaftlich an mich.

Ihr Atem ging würgend schnell, sie lachte kreischend auf und brach zusammen in einem Sturm von Seufzern, Schluchzen und einer Flut von Tränen.

Wie gewöhnlich kühlte ihre Intensität mich ab, ihr Paroxismus riß mich nicht mit. Plötzlich hörte ich Schritte, die sich von der Tür entfernten, leichte, sich hinwegstehlende Schritte. Wer konnte es sein? Das Mädchen oder . . .?

Lorna hatte sie auch gehört; obwohl sie nach Atem ringend und konvulsiv schluckend dalag, lauschte sie mit geweiteten Augen. Ich stand auf und ging an das geöffnete Fenster, um einen Atemzug Luft einzuholen, und plötzlich sah ich Lily schnell über den Rasen rennen und im Nachbarhause verschwinden. Sie hatte also an der Tür gehorcht.

Während sich Lorna anzog, und sie zog sich sehr schnell an, und nach unten ging, um sich zu überzeugen, ob das Hausmädchen nicht spioniert hatte, wartete ich im Salon. Ich mußte Lorna vorbereiten, daß meine „Studien“ mir nicht mehr als einen Tag in der Woche freiließen.

Sie wurde blaß, als ich es ihr erklärte. „Ich wußte es ja!“

„Aber Lorna,“ bat ich sie, „du hast doch einmal gesagt, du wärest zu jedem Opfer für mich bereit!“

„Nein, nein, tausendmal nein“, rief sie aus. „Ich sagte, wenn du immer mit mir wärest, könnte ich ohne Leidenschaft aushalten, aber dieser Hungerbrocken einmal die Woche! Geh, geh, sonst sage ich etwas, was mir später leid tut! Geh!“ und sie schob mich zur Tür hinaus. Im Hinblick auf unsere künftigen Beziehungen ließ ich sie gewähren.

In Wirklichkeit war ich froh, wegzukommen, denn das Neue ist die Seele der Leidenschaft. Auf meinem Heimwege mußte ich öfters an die schlanke, dunkle Gestalt Lilys denken als an die Frau, deren Körper mir in jeder Rundung und Bewegung vertraut war.

Dieses Liebeserlebnis mit Frau Mayhew und Kate neben meiner

Arbeit und meinen Gesprächen mit Smith bildete den Inhalt dieses ganzen Jahres zwischen siebzehn und achtzehn mit dem einen Unterschied, daß meine Nachmittage bei Lorna mir immer weniger angenehm wurden. Ich muß jedoch von Vorfällen erzählen, die eine neue Wendung in mein Leben brachten.

Ich war bereits vier Monate bei Gregorys, als mir Kate eines Tages sagte, daß mein Bruder Willie seit länger als vierzehn Tagen meine Pension nicht bezahlt hatte. Sie fügte süß hinzu: „Es hat ja nichts zu bedeuten, mein Lieber, aber ich wollte es dich wissen lassen. Es wäre mir furchtbar, wenn dich ein anderer verletzen würde, und so wollte ich's dir lieber selbst sagen." Ich küßte sie, sagte ihr, wie lieb es von ihr war, und ging, Willie aufzusuchen. Seine Ausflüchte waren sehr ausführlich, aber wenig überzeugend, er gab mir schließlich den Scheck und bat mich gleichzeitig, Frau Gregory zu sagen, daß er auch zu ihr in Pension kommen wollte.

Dieser Vorfall machte mich sehr nachdenklich. Ich nahm Kate das Versprechen ab, es mir sofort mitzuteilen, wenn die Zahlungen ausblieben, und ich benutzte den Vorfall, um mich vor Lorna zu entschuldigen. Ich ging zu ihr hin und erzählte ihr, ich müßte sofort daran denken, mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich besaß noch vielleicht fünfhundert Dollar, aber ich wollte vorbauen. Außerdem hatte ich eine gute Entschuldigung, meine Wochenbesuche einzustellen. „Ich muß arbeiten", wiederholte ich immer wieder, obwohl ich mich der Lüge schämte.

„O wie das weh tut! Meine Hilflosigkeit ist schmerzhaft genug, schlag mich nicht noch mehr. Gib mir Zeit, darüber nachzudenken. Meinem Mann geht es ganz gut. Gib mir einen oder zwei Tage, aber komm zu mir, sooft du kannst. Du siehst, ich habe keinen Stolz, wo es sich um dich handelt. Ich bitte dich wie ein Hund um eine freundliche Behandlung um meiner Liebe willen. Ich hätte nicht gedacht, daß ich mich so verändern könnte. Ich war immer so stolz. Mein Mann nennt mich stolz und kalt, – mich nennt er kalt! Es stimmt, daß ich zusammenschauere, wenn ich deine Stimme höre, aber es sind Fieberschauer. Ich wollte, ich wäre kalt. Eine kalte Frau kann die Welt beherrschen – aber nein, ich möchte nicht tauschen, so wie ich mir nie wünschte ein Mann zu sein, nie; obwohl die andern Mädchen davon sprechen, wie glücklich sie sein würden, wenn sie als Mann auf die Welt gekommen wären. Ich nie! Und seitdem ich verheiratet bin, weniger denn je. Was ist denn ein Mann? Seine Liebe hört auf, bevor unsere

beginnt –“ – „Wirklich?“ fragte ich sie etwas höhnisch. „Nicht bei dir, mein Geliebter, nein!“ rief sie aus, „aber du bist eine Ausnahme. Wenn ich dich jetzt noch seltener sehen soll, dann komme erst in zehn Tagen mehrmals hintereinander. Ich will die ganze glühende Seligkeit in eine Woche zusammenpressen, und dann können vierzehn tote Tage kommen. Wie erbärmlich wir Frauen sind. Aber ich will dir helfen“, rief sie plötzlich aus. „Ich werde dir helfen, hab' keine Angst. . .“

An demselben Abend bekam ich einen Brief von Lorna, die schrieb, daß ihr Mann mich sehen wollte.

Ich traf den kleinen Mann im Salon, und er schlug mir vor, jeden Abend nach dem Essen in seinen Spielsaal zu kommen und mich mit einem Buch an die Tür zu setzen, jedoch mit einem Revolver in der Tasche, damit ihn keiner beraubte und mit der Beute davonliefe.

„Ich würde mich sicherer fühlen,“ schloß er, „und meine Frau sagt mir, Sie seien ein sicherer Schütze und an ein wildes Leben gewöhnt. Was sagen Sie zu meinem Vorschlage? Ich zahle Ihnen sechzig Dollar monatlich, und Sie werden meistens schon vor Mitternacht frei sein.“

„Es ist sehr freundlich von Ihnen,“ rief ich mit glühendem Gesicht aus, „und auch von Frau Mayhew. Ich tue es sehr gern. Sie können sich auf mich verlassen, Sie werden von keinem belästigt werden, und keiner kommt heil mit der Beute weg.“ Und so wurde die Angelegenheit geregelt.

Wie wunderbar doch Frauen sind, in einem halben Tage hatte sie eine Lösung für meine Schwierigkeiten gefunden. Es ergab sich, daß die Stunden, die ich in Mayhews Spielsaal verbrachte, für mich wertvoller waren, als ich es mir hätte träumen lassen. Der Durchschnittsmensch enthüllt sich im Spiel mehr als in der Liebe und in der Trunkenheit, und ich sah zu meiner Verwunderung, daß viele der sogenannten gutsituierten Bürger von Zeit zu Zeit bei Mayhew auftauchten. Ich glaube nicht, daß sie auf ihre Kosten kamen, denn er gewann zu beharrlich. Aber es ging mich ja nichts an, solange die Kunden sich mit den Resultaten zufrieden gaben. Und er ließ sich manchmal zu einer gütigen Geste herbei, indem er jemandem, den er bis auf die Haut ausgeplündert hatte, einige Dollar zurückgab.

Die Tatsache, daß ich mit ihrem Gatten arbeitete, brachte mich natürlich öfters mit Frau Mayhew zusammen. Mindestens zweimal in der Woche mußte ich den Nachmittag bei ihr verbringen, und dieser Zwang ärgerte mich. Kate hatte ebenfalls viel gegen meine

Besuche einzuwenden. Sie war viel zu stolz, um darüber offen zu sprechen, aber eines Tages sah sie, wie ich in Frau Mayhews Haus hereinging, und erriet das übrige. Sie war zuerst mir gegenüber kalt und entwand sich meiner Umarmung. „Es hat mich abgekühlt," sagte sie, „ich glaube nicht, daß ich dich je wieder lieben kann." Aber als ich sie wieder in meinen Armen hielt, küßte sie mich plötzlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit, und ihre schönen Augen waren schwer von Tränen. „Warum weinst du, Liebes?" fragte ich sie. – „Weil ich dich nicht so mein machen kann, wie ich dein bin." Sie klammerte sich fest an mich. „Und doch denke ich, daß die Freude durch die grauenhafte Angst gesteigert ist – und den Haß – Lieb' mich und nur mich, mein einziger Geliebter!" Selbstverständlich versprach ich ihr die Treue. Aber zu meinem Erstaunen fühlte ich, daß auch das Verlangen nach Kate sich abzukühlen begann.

Die Arbeit bei Mayhew fand ein plötzliches und frühzeitiges Ende. Mayhew hatte von Zeit zu Zeit einen Zusammenstoß mit einem anderen Spielunternehmer, und eines Tages, nachdem ich drei Monate bei ihm gewesen war, brach ein Spieler aus Denver einen Streit mit ihm vom Zaun und schlug ihm später vor, sich mit ihm zu vereinigen und nach Denver zu übersiedeln. „Man kann dort in einer Woche mehr Geld machen, als in Lawrence in einem Monate", erklärte er. Er hatte Mayhew schließlich überzeugt, der klug genug war, seiner Frau nichts davon zu sagen, bis die ganze Angelegenheit abgeschlossen war. Sie tobte zuerst, konnte jedoch nichts anderes tun als sich fügen, und so mußten wir scheiden. Mayhew gab mir hundert Dollar als Entschädigung und Lorna einen unvergeßlichen, verblüffenden Nachmittag, den ich versuchen werde zu beschreiben.

Ich ließ mich am Tage nach der Auszahlung bei Mayhew nicht sehen, da ich bei Lorna den Eindruck erwecken wollte, als ob für mich die ganze Angelegenheit beendet sei. Aber am nächsten Tage bekam ich von ihr einen Brief, in dem nur eine herrische Zeile stand: „Komm sofort, ich muß dich sehen!"

Mir blieb nichts anderes übrig, als hinzugehen. Sobald ich ins Zimmer hereinkam, stand sie vom Sofa auf und kam mir entgegen. „Wenn ich dir in Denver Arbeit verschaffe, wirst du hinkommen?"

„Wie kann ich denn?" fragte ich in wirklicher Verblüffung. „Du weißt ja, daß ich an die Universität gebunden bin. Und dann will ich noch in ein Rechtsanwaltbureau gehen, außerdem könnte ich

Smith nicht verlassen. Mir ist noch nie ein solcher Lehrer begegnet. Ich glaube nicht, daß ich irgendwo einen ähnlichen Menschen finden kann."

Sie nickte: „Ja, ja," seufzte sie, „es wird wohl unmöglich sein. Aber ich muß dich sehen," rief sie aus; „wenn ich nicht die Hoffnung – was sage ich denn –, wenn ich nicht die Sicherheit hätte, dich zu sehen, würde ich nicht hingehen. Ich würde mich eher umbringen. Ich würde lieber dein Dienstmädchen sein, um in deiner Nähe zu sein, mein Lieb. Es ist mir ganz gleichgültig, was mit mir geschieht, solange wir zusammen sind. Ich bin fast wahnsinnig vor Furcht, daß ich dich verlieren könnte!"

„Es ist alles eine Geldfrage", erwiderte ich ruhig, denn der Gedanke, daß sie zurückbleiben könnte, jagte mir bleiche Furcht ein. „Wenn ich genug Geld verdienen kann, werde ich in den Ferien nach Denver kommen. Es muß dort im Sommer wunderbar sein. Es wäre herrlich!"

„Und wenn ich dir Geld schicke, kommst du dann?" fragte sie kurz.

Ich zog ein Gesicht. „Ich kann kein Geld von – einer Geliebten nehmen!" (Ich sagte „Geliebten", weil diese Zusammenstellung mit dem Worte Frau mir zu häßlich erschien.) „Aber Smith hat versprochen, mir Arbeit zu verschaffen, und ich habe noch etwas Geld übrig. Ich komme in den Ferientagen."

„Es werden Feiertage sein", sagte sie feierlich, und dann mit einem schnellen Stimmungsumschwung: „Ich werde einen herrlichen Raum für unsere Liebe in Denver vorbereiten. Aber du mußt Weihnachten kommen, ich könnte nicht bis zu den Sommerferien warten – o wie ich mich nach dir sehnen werde . . ."

Sie war wie wahnsinnig vor Begierde, ich trug sie nach oben, sie lag schluchzend in meinen Armen. Plötzlich sagte sie: „Er hat versprochen, heute früher als gewöhnlich heimzukehren, und ich sagte ihm, ich hätte eine Überraschung für ihn. Wenn er uns so zusammenfindet, wird es doch eine Überraschung für ihn sein!"

„Du bist ja verrückt!" schrie ich und sprang im Nu aus dem Bett. „Ich werde dich in Denver nicht besuchen können, wenn es hier zu einem Krach kommt."

„Du hast recht," sagte sie wie im Traum, „du hast recht. Es ist schade! Ich hätte so gern die Überraschung auf seinem albernen Gesicht gesehen. Aber es stimmt schon – also auf!" Sie war im Augenblick aus dem Zimmer verschwunden. „Geh nach unten und warte auf mich," rief sie noch, „wenn er klopft, öffne ihm die

Tür. Das wird eine Überraschung sein, wenn auch keine so große, wie ich sie zuerst geplant hatte." Sie lachte schrill.

Ich ging nach unten, nach ein paar Minuten folgte sie mir. „Ich kann dich nicht gehen lassen. Wie doch die Trennung schmerzt", flüsterte sie. „Warum sollten wir uns denn trennen, mein Lieb," und sie sah mich mit brechenden Blicken an, „das einzig Lebenswerte im Leben ist die Liebe. Laß uns die Liebe unsterblich machen – du und ich –, laß uns gemeinsam in den Tod gehen. Was werden wir denn verlieren. Diese Welt ist eine leere Schale. Komm mit, mein Lieb, gehen wir gemeinsam in den Tod."

„Oh, ich will noch so viel vom Leben. Das Reich des Todes ist ewig. Das kurze Abenteuer des Lebens, sein Wechsel, seine gewaltigen Möglichkeiten locken und rufen mich – ich kann es nicht wegwerfen."

„Der Wechsel," rief sie mit geweiteten Nasenflügeln, und ihre Augen funkelten, „der Wechsel!"

„Du willst mich durchaus mißverstehen!" rief ich aus. „Ist denn nicht jeder Tag ein Wechsel?"

„Ich bin mürbe und geschlagen. Ich kann dich nur bitten, dein Versprechen nicht zu vergessen." Sie packte mich und küßte mich auf den Mund. „Ich werde mit deinem Namen auf den Lippen sterben", sagte sie und vergrub ihr Gesicht in ein Sofakissen. Ich ging weg. Was sollte ich denn sonst tun?

Ich begleitete sie auf den Bahnhof. Lorna nahm mir das Versprechen ab, ihr zu schreiben, und schwur, sie würde mir täglich einen Brief schicken. Und vierzehn Tage lang kam wirklich täglich eine Zeile von ihr. Dann dehnten sich die Pausen immer mehr aus. „Die Gesellschaft in Denver ist sehr angenehm. Und ein Herr Wilson, ein Student, ist sehr liebenswürdig. Er besucht uns jeden Tag", schrieb sie. Dann kamen Entschuldigungen, abgerissene hastige Zeilen, nach zwei Monaten waren ihre Briefe kalt und formell, nach drei Monaten hörten sie vollkommen auf.

Ich war nicht erstaunt. Ich hatte es ihr beigebracht, daß für eine Frau ihrer Art die Jugend das erste Requisit bei einem Liebhaber ist. Sie hatte zweifellos meine Ideen in Praxis umgesetzt. Herr Wilson war dem Ideal ebenso nahe wie ich und außerdem viel erreichbarer.

Die Leidenschaft der Sinne verlangt Nähe und Befriedigung, und nichts ist vergeßlicher als die Freuden des Fleisches. Wenn Frau Mayhew mir wenig gegeben hat, so gab ich ihr noch weniger von meinem besseren Ich.

## KAPITEL XI

# SCHWERE ZEITEN

Soweit hatte ich mehr Glück, als es sonst jungen Menschen im Anfang ihres Lebens zufällt. Jetzt sollte ich die Pechsträhne erleben und die Feuerprüfung durchmachen. Ich war mit meinen eigenen Angelegenheiten so beschäftigt, daß ich mich kaum um die öffentlichen Ereignisse gekümmert hatte. Nun war ich gezwungen, mein Blickfeld zu erweitern.

Eines Tages sagte mir Kate, Willie sei mit den Zahlungen im Rückstande. Er sei wieder zum Diakon Conklin auf der andern Seite des Kaw-Flusses gezogen, und ich nahm natürlich an, daß er vorher alles bezahlt hatte. Ich stellte nun fest, daß er Gregorys sechzig Dollar für sich und noch mehr für mich schuldig blieb.

Ich stürzte wütend zu ihm hin. Wenn er es mir offen gesagt hätte, wäre es nicht so schlimm gewesen. Aber ich haßte ihn, weil er es Gregorys überließ, es mir mitzuteilen. Und damals kannte ich nicht einmal das ganze Ausmaß seines Egoismus. Jahre später erzählte mir meine Schwester, daß er immer wieder an meinen Vater geschrieben hatte, um von ihm unter der Vorspiegelung, daß ich studierte und nichts verdienen konnte, Geld herauszuziehen. „Willie hat uns arm gegessen, Frank", sagte sie. Wenn ich es nur damals gewußt hätte . . .

Ich fand ihn in einer üblen Situation. Er hatte sich in seinem Optimismus vergaloppiert, hatte in den Jahren 1871 und 1872 Grundstücke gekauft, hohe Hypotheken aufgenommen, und, da die Konjunktur günstig war, wiederholte er dieses Spiel, bis er auf dem Papier hunderttausend Dollar besaß. Dies hatte er damals ausgerechnet, und ich war sehr froh um seinetwillen. Es war leicht ersichtlich, daß die Konjunktur und die Inflationsperiode zuerst auf dem außerordentlichen Wachstum des Landes durch die Einwanderung und den Handelsverkehr nach dem Bürger-

kriege basiert war. Aber der deutsch-französische Krieg hatte das Vermögen verwüstet, den Verkehr gestört und den Handel in neue Kanäle geleitet. Frankreich und später England fühlten zuerst die Erschütterung. London mußte das Geld zurückverlangen, das in amerikanischen Eisenbahnen und anderen Unternehmungen steckte. Langsam bröckelte sogar der amerikanische Optimismus ab, denn die Einwanderung ließ in den Jahren 1871 und 1872 nach, und die Kreditkündigungen erschöpften unsere Banken. Der Krach kam im Jahre 1873. Etwas Ähnliches haben die Staaten erst im Jahre 1907 erlebt, als der Zusammenbruch zu der Gründung der Federal Reserve Bank führte.

Willies Vermögen schmolz im Nu. Diese und jene Hypothek mußte zurückbezahlt werden, und zwar mußten Zwangsversteigerungen stattfinden, bei denen die Häuser zu Minimalwerten fortgingen. Er war verzweifelt: Kein Geld, keinen Besitz, alles war verloren! Das Ergebnis der dreijährigen, harten Arbeit und der erfolgreichen Spekulation war hinweggefegt. Könnte ich ihm denn helfen? Wenn nicht, so war er verloren. Er sagte mir, er hätte schon alles aus unserm Vater herausgepreßt, was er konnte. Selbstverständlich versprach ich, ihm zu helfen. Aber zuerst mußte ich den Gregorys bezahlen. Und zu meiner Verblüffung bat er mich, statt dessen ihm das Geld zu geben. „Frau Gregory und die andern haben dich so gern, sie können warten, ich nicht. Ich kenne ein Geschäft, an dem ich wieder reich werden könnte."

Ich begriff, wie durch und durch egoistisch er war, wie gewissenlos in seinem Eigennutz. Ich gab die letzte Hoffnung auf Rückzahlung auf. Von jener Stunde an war er für mich ein Fremder, den ich nicht einmal achten konnte, obwohl er gewisse einschmeichelnde Eigenschaften besaß.

Als ich nach Hause ging, traf ich Rose. Sie sah hübscher denn je aus, und ich ging ein Stück mit ihr und begeisterte mich für ihre Schönheit. Und sie verdiente das Lob wirklich. Ich erinnere mich noch heute daran, wie ihre kurzen grünen Ärmel ihre runden, weißen Arme hervorhoben. Ich versprach, ihr einige Bücher zu schicken, und war über ihre warme Dankbarkeit erstaunt. In ihren Blicken lag eine Andeutung einer wärmeren Beziehung für die Zukunft.

An diesem Abend zahlte ich Gregorys meine und Willies Schuld und – schickte ihm nicht den Rest des Geldes, wie ich versprochen

hatte, schrieb ihm nur, daß ich es vorgezogen hätte, seine Schuld bei Gregorys zu tilgen.

Am nächsten Tage kam er an und versicherte mir, daß er auf mein Versprechen hin sich zu Zahlungen verpflichtet und ungefähr hundert Lattenkisten Küken gekauft hätte, um sie nach Denver zu verschicken. Er war bereits im Besitz eines Angebots vom Bürgermeister von Denver, der ihm das Doppelte zahlen wollte. Nachdem ich die Briefe und das Telegramm gelesen hatte, gab ich ihm vierhundert Dollar, mein letztes Geld, und mußte mich nun in den nächsten Monaten kümmerlich durchschlagen. Das Geschäft mit den Küken nahm eine üble Wendung, Willie wurde von dem Verkäufer betrogen, und ich habe nicht einen Pfennig von meinem Gelde wiedergesehen.

Wenn ich zurückblicke, verstehe ich, daß es wahrscheinlich die Geschäftsstille des Jahres 1873 war, die Mayhew dazu brachte, nach Denver zu gehen. Nach ihrer Abreise erging es mir sehr übel. Ich konnte keine Arbeit finden, trotzdem ich alles versuchte. Überall traf ich auf die Entschuldigung: „schwere Zeiten, schwere Zeiten". Schließlich verdingte ich mich als Kellner im Eldridge-Haus – es war die einzige Beschäftigung, die ich finden konnte, um meine Nachmittage für die Universitätsarbeit frei zu haben. Smith war sehr unzufrieden über diese neue Wendung und wollte für mich bald etwas Besseres finden. Frau Gregory nahm es mir sehr übel – wohl aus Snobismus. Von diesem Augenblick an hatte ich es mit ihr verdorben, und sie versuchte auch meinen Einfluß bei Kate zu unterminieren. Ich wußte, daß ich auch in der öffentlichen Meinung gesunken war, aber es sollte nicht lange dauern.

Eines Tages im Herbst stellte mich Smith Herrn Rankin vor, dem Kassierer der First National Bank, der mir sofort die Vermietung der Liberty Hall überließ, des einzigen Saales in der Stadt, der tausend Leute faßte. Der Saal hatte auch eine Bühne und konnte für Theatervorstellungen verwendet werden. Ich gab meine Stellung im Eldridge-Haus auf und saß nun jeden Nachmittag von zwei bis sieben im Bureau der Liberty Hall und gab mir alle Mühe, den Saal an die Agenten verschiedener Wandertruppen oder Vortragenden so günstig wie möglich zu vermieten. Ich bekam dafür sechzig Dollar monatlich, und eines Tages kam mir ein Erlebnis in den Weg, das mein ganzes Leben veränderte, denn es zeigte mir, wie ein intelligenter Mensch auf dieser Welt zu Geld kommen kann.

Eines Tages kam der Agent der Hatherly-Truppe in mein Zimmer und warf mir seine Karte auf den Tisch.

„Dieses schäbige Nest sollte sich doch begraben lassen."

„Was ist denn los?" fragte ich. – „Was los ist!" brauste er auf. „Ich glaube nicht, daß in dieser ganzen gottverdammten Stadt eine Stelle ist, auf der wir unser Geld loswerden können. Und ich wollte doch zehntausend Dollar für die Reklame der großen Hatherly-Truppe, der größten Truppe der Welt, ausgeben. Sie wird hier ganze vierzehn Tage gastieren – und bei Gott, die Leute wollen mein Geld nicht haben. Sie wollen kein Geld in diesem gottverlassenen Loch . . ."

Der Kerl machte mir Spaß. Er war so von sich durchdrungen, daß er mir gefiel. Ich war an jenem Tage zufällig lange auf der Universität geblieben und hatte das Essen bei Gregorys versäumt. Ich hatte einen Bärenhunger und fragte Herrn Dingwall, ob er gegessen hätte.

„Nein, mein Herr," antwortete er, „kann man denn in diesem Nest was zu essen kriegen?"

„Ich nehme an", erwiderte ich. „Wenn Sie mir die Ehre geben, mein Gast zu sein, will ich Ihnen wenigstens ein gutes Beefsteak verschaffen." Und ich nahm ihn ins Eldridge-Haus herüber. Ich gab ihm das beste Essen, das ich auftreiben konnte, und holte allmählich alles aus ihm heraus. Er war wirklich ein Quecksilber, wie er sich selber nannte. Und plötzlich, angesteckt von seinem Optimismus, kam mir der Gedanke, daß, wenn er die zehntausend Dollar, von denen er gesprochen hatte, deponieren würde, ich auf allen leeren Grundstücken in der Massachusetts Street Zäune aufstellen lassen könnte, um die Plakate der verschiedenen in Lawrence gastierenden Truppen anzuschlagen. Es war nicht zum ersten Male, daß ich herangezogen wurde, um dieser oder jener Unternehmung bei der Propaganda zu helfen. Ich wagte mich schüchtern mit meiner Idee heraus, aber Dingwall nahm sie sofort auf. „Wenn Sie mir eine gute Sicherheit geben können, werde ich Ihnen fünftausend Dollar zurücklassen. Ich habe eigentlich kein Recht dazu, aber Sie gefallen mir, und ich will es riskieren."

Ich nahm ihn zu Herrn Rankin, dem Bankier, mit, der mir ein gütiges Ohr lieh und schließlich die Garantie für mich übernahm, daß ich auf allen Hauptstraßen, auf sofort zu errichtenden Bauzäunen, tausend Plakate innerhalb von vierzehn Tagen anschlagen

lassen würde, unter der Bedingung, daß Herr Dingwall die fünftausend Dollar im voraus auszahlte.

Dingwall fuhr mit dem nächsten Zuge nach dem Westen ab, und ich ging daran, die Bauzäune zu errichten, nachdem ich mir von den Grundstücksbesitzern durch meinen Bruder Willie, der sie alle kannte, die Erlaubnis verschafft hatte. Dann nahm ich mir einen kleinen, englischen Zimmermann und ließ die Bauzäune aufstellen, und schon drei Tage vor dem verabredeten Datum waren die Plakate angeschlagen. Die Hatherly-Truppe hatte einen großen Erfolg, und jeder war zufrieden. Von diesem Augenblicke an bezog ich trotz der schlechten Konjunktur fünfzig Dollar in der Woche als Reingewinn von der Vermietung der Bauzäune.

Plötzlich bekam Smith eine schwere Erkältung. Lawrence liegt ungefähr tausend Fuß über dem Meeresspiegel, und im Winter kann es dort so eisig kalt sein wie am Pol. Er begann zu husten – es war ein häßlicher, trockener, abgehackter Husten. Ich brachte ihn endlich dazu, einen Arzt aufzusuchen, der Tuberkulose konstatierte und eine sofortige Veränderung des Klimas empfahl. Da man Smith eine Redakteurstellung in der „Press" in Philadelphia anbot, verließ er Lawrence sofort und ließ sich in der Quäkerstadt nieder.

Seine Abreise übte eine seltsame Wirkung auf mich aus. Sobald er abgereist war, revidierte ich in Gedanken alles, was ich von ihm gelernt hatte, hauptsächlich in der Nationalökonomie und Metaphysik. Ich kam allmählich zu der Schlußfolgerung, daß sein marxistischer Kommunismus nur die Hälfte der Wahrheit, und wahrscheinlich die weniger wichtige Hälfte, bildete. Auch sein Hegelianismus, den ich kaum erwähnt hatte, war meiner Ansicht nach reiner Mondschein, zuweilen von außerordentlicher Schönheit, wie der Mond, wenn er von silbergesäumten, violetten Wolken umgeben ist: „Die Geschichte ist die Entwicklung des Geistes in der Zeit, die Natur die Projektion der Idee im Raume", klingt wunderbar, aber es ist Mondscheinflimmer, der nicht viel zum Verständnis beiträgt.

In den ersten drei Monaten nach Smiths Abreise schoß meine Individualität hervor wie ein Sproß, der zu lange von einem übermäßigen Gewicht überwuchtet worden war, und ich wuchs mit erneuter Jugendfülle. Nun zum ersten Male, mit neunzehn Jahren, erreichte ich mein Selbstbewußtsein als Frank Harris

und begann mein Leben auf meine eigene Weise und unter dem Namen Frank zu leben.

Ich sollte es bald erfahren, wie unangenehm das Leben sein konnte.

Die Universität von Kansas war von den ersten westlichen Auswanderern gegründet worden, die wie die meisten Pioniere Geist und Mut besaßen und infolgedessen in die Statuten aufnehmen ließen, daß kein religiöser Unterricht auf der Universität erteilt werden sollte, geschweige denn die Religionsfrage zu einem Prüfstein oder einer Qualifikation erhoben werden.

Aber allmählich überschwemmten die Yankees aus Neu-England Kansas, um es zu verhindern, zu einem Sklavenstaat zu werden, und diese Yankees waren alle fanatische Christen jeder erdenklichen Sektenfärbung. Sie zeichneten sich jedoch ohne Unterschied durch eine Bigotterie und Intoleranz in allen religiösen und geschlechtlichen Dingen aus. Ihre Ehrlichkeit war keinesfalls so auffallend, wie sie es verkündeten. Jede Sekte hatte ihren eigenen Professor. Die Geschichte fiel einem anglikanischen Geistlichen zu, der nichts von Geschichte wußte, das Latein einem Baptisten, der, als Smith ihn auf Latein begrüßte, rot wurde und ihn bat, seine schamlose Ignoranz nicht bloßzustellen, die Dame, die Französisch lehrte, war ein Witz, aber sonst eine gute Methodistin, und so weiter. Die Ausbildung wurde von Sektenneid und Eifersüchteleien degradiert.

Sobald Professor Smith die Universität verlassen hatte, nahm die Fakultät eine Resolution an, die in Nachahmung einer englischen Universitätssitte die Gründung einer sogenannten College-Kapelle empfahl. Ich schrieb sofort an die Fakultät und protestierte dagegen unter Anführung der Statuten der Begründer. Die Fakultät gab auf meinen Brief keine Antwort. Statt jedoch die Kapelle formell zu gründen, versammelte man die Studentenschaft zu einer Verlesung der Namen, und als sämtliche Hörer beim namentlichen Aufruf beisammen waren, verschloß man die Türen und begann mit Gebeten, die in einem Hymnus endeten.

Nach dem Namensaufruf stand ich auf, ging zur Tür und versuchte vergeblich, sie aufzumachen. Glücklicherweise bestand die Tür auf dieser Seite des Saales aus dünnen, zerbrechlichen Holzbrettern. Ich trat einen Schritt zurück und wendete mich noch einmal an die Professoren auf dem Podium, da sie jedoch nicht auf mich achteten, stürzte ich auf die Tür, schlug mit dem Fuß gegen die Klinke, und die Tür sprang krachend auf.

Am nächsten Tage wurde ich durch einmütigen Beschluß der Fakultät aus der Universität ausgewiesen und konnte mich nun der praktischen Rechtsanwaltsarbeit widmen. Der Richter Stevens sagte mir, er würde an meiner Stelle eine Klage gegen die Fakultät einbringen, denn er sei sicher, daß man mich wieder aufnehmen und mir Genugtuung geben würde. Aber die Universität ohne Smith bedeutete für mich weniger als nichts, und warum sollte ich meine Zeit im Kampf gegen hirnverbrannte Frömmler verschwenden? Damals wußte ich noch nicht, daß es das Hauptwerk meines Lebens bilden sollte. Aber zuerst überließ ich meinen Feinden den Sieg und das Feld, wie es vielleicht letzten Endes bei dem ganzen Kampf meines Daseins der Fall sein wird.

Ich beschloß, mich der Jurisprudenz zu widmen, und bat Barker von „Barker und Sommerfeld", mich in seinem Bureau studieren zu lassen. Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie ich ihn kennenlernte; aber Barker, ein gewaltiger, fetter Kerl, berühmter Advokat, war ohne jede besondere Ursache immer sehr liebenswürdig zu mir gewesen. Sommerfeld war ein schlanker, blonder, deutsch aussehender Jude, seltsam einsilbig und schweigsam; aber er war ein ausgezeichneter Rechtsanwalt und ein gütiger, anständiger Mensch, der sich der Achtung aller Deutschen und Juden in der Grafschaft Douglas erfreute, wohl auch, weil sein dicker, kleiner Vater zu den frühesten Siedlern in Lawrence gehörte und als Kaufmann einen großen Erfolg buchen konnte. Er hatte in diesen frühen Kampftagen einen großen Lebensmittelladen eröffnet und half seinen Landsleuten mit Rat und Tat immer aus.

Es war eine wunderbare Partnerschaft. Sommerfeld verhandelte mit den Klienten und bereitete die Schriftsätze vor, während Barker die Vertretung vor dem Gericht übernahm, wo er mit einem gewissen unerschütterlichen Humor sprach, den ich später nur noch einmal bei einem berüchtigten Engländer, Bottomley, gesehen hatte. Barker spielte vor dem Gerichtshof den allgemeinen Menschenverstand und die Gutmütigkeit aus und gewann auf diese Weise selbst verzweifelte Fälle.

Etwas später bekam ich traurige Nachrichten von Smith. Sein Husten hatte sich nicht gebessert, und er entbehrte unser Zusammensein. Aus seinem Briefe klang eine Hoffnungslosigkeit heraus, die mich tief rührte. Aber was konnte ich tun? Ich konnte nur weiter in meinem Bureau so schwer, wie es ging, arbeiten und jeden freien Moment dazu verwenden, mein Einkommen zu erhöhen.

Eines Abends rannte ich Lily fast in die Arme. Kate war damals verreist, und so freute ich mich über die Begegnung, denn Lily hatte mich ja immer interessiert. Nach der ersten Begrüßung sagte sie mir, sie ginge nach Hause. „Meine Leute sind alle ausgegangen", fügte sie hinzu. Ich bot ihr daher sofort meine Begleitung an. Es war im Anfang des Sommers, jedoch schon warm genug, und als wir in den Salon kamen und Lily sich aufs Sofa setzte, zeichneten sich unter dem dünnen, weißen Kleide ihre schlanken Glieder verführerisch ab.

„Was tun Sie denn jetzt," fragte sie boshaft, „nachdem die liebe Frau Mayhew fort ist? Sie müssen sie sehr vermissen."

„Ja, das tue ich auch", sagte ich kühn. „Ich möchte gern wissen, ob Sie Mut genug haben, um mir die Wahrheit zu sagen."

„Mut?" Sie faltete die Stirn und kräuselte ihre breiten Lippen. „Und ob ich Mut habe!"

„Haben Sie je an der Tür von Frau Mayhews Schlafzimmer gestanden, als ich mir dort einmal ein Buch holte?" fragte ich. Ihre schwarzen Augen tanzten, und sie lachte ein wissendes Lachen. „Frau Mayhew sagte mir, sie hätte Sie nach oben genommen, um Ihnen nach dem Tanzen Umschläge zu machen," erwiderte sie verächtlich, „aber ich kümmerte mich nicht darum. Es geht mich ja nichts an, was Sie machen."

„Selbstverständlich", sagte ich, zum Angriff übergehend. – „Wie denn?" fragte sie. – „Sie haben mich doch am ersten Tage allein gelassen, als es mir wirklich schlecht ging, und so glaubte ich, daß Sie mich nicht ausstehen könnten, obwohl ich Sie so schön finde."

„Ich bin nicht schön, mein Mund ist zu groß, und ich bin zu schlank."

„Lästern Sie nicht", erwiderte ich ernst. „Gerade darum wirken Sie so aufreizend auf Männer."

„Wirklich?" rief sie aus, während ich mir mein Hirn zermarterte, um eine Gelegenheit auszusinnen, und dabei in ständiger Angst vor der Rückkehr ihrer Eltern war. Als ich auf keinen Ausweg kam, stand ich auf, wütend auf mich selbst, und verabschiedete mich. Sie begleitete mich bis an die Treppe. Ich ging eine Stufe herunter, wandte mich dann um und packte sie in die Arme.

„Lassen Sie mich los", schrie sie, jedoch ohne großen Zornaufwand.

Ich zog ihren Kopf an mich heran. „Wie ich dich begehre",

flüsterte ich brennend vor Verlangen. (Ich fühlte, wie erregt sie war.) Meine Hände wanderten an ihrer schmalen, fast kindlichen Gestalt entlang, und mir fiel auf, daß die gewisse Kindlichkeit ihres Geistes im Einklang mit den bezaubernden, unentwickelten Linien ihres Körpers stand. Wir verabredeten, uns am nächsten Tag in der Nähe der Kirche zu treffen. Ich wußte, ich würde sie von dort leicht dazu bringen können, mit mir auf mein Zimmer zu kommen, und so verabschiedete ich mich, denn es war spät, und es lag mir nicht besonders daran, ihren Angehörigen zu begegnen.

Am nächsten Tage traf ich Lily an der Kirche und nahm sie auf mein Zimmer mit. Sie lachte auf vor Freude, als wir eintraten. Sie war fast wie ein kleiner Bub in ihrer übermütigen Abenteuerlust. Sie gestand mir, daß es meine Herausforderung ihres Mutes war, die sie gewonnen hatte. „Ich hab' mich nie richtig getraut", und sie schüttelte ihr blauschwarzes Köpfchen.

Im Nu fielen ihre Kleider zu Boden. Meine Pulse hämmerten, und mein Mund war wie ausgedörrt. Sie war von einer erregenden Schönheit, sehr schlank, mit kleinen Brüsten und schmalen, abfallenden Hüften. Sie war von dem jugendlichen Typus, der mich immer mehr reizen sollte. Je älter ich wurde, desto mehr nahm meine Liebe für üppige Frauengestalten ab, und die schlanken, jugendlichen Körper gefielen mir immer mehr. Welch einen ungesättigten Hunger gesteht Rubens in seinen Venusgestalten mit den großen, hängenden Brüsten und den ungeschlachten, rosigen, fetten Gliedern ein.

Ich hob Lilys kleinen Körper empor und zerdrückte ihren Mund mit meinen Lippen. Sie war seltsam tantalisierend und erregend wie ein berauschendes Getränk.

Die Hast dieser Erzählung hat viele unvorhergesehene Schattenseiten. Es scheint, als ob ich eine Eroberung nach der andern gemacht hätte, und von einem Siege zum andern geschritten wäre. In Wirklichkeit ist das halbe Dutzend meiner Liebessiege über fast ebenso viele Jahre verstreut, und immer wieder traf ich auf Zurückweisungen und Weigerungen, die genügten, um meine Eitelkeit in anständigen Grenzen zu halten. Ich will hier nur die Tatsache hervorheben, daß der Erfolg in der Liebe, wie auch der Erfolg überall im Leben, gewöhnlich dem zähen Menschen zufällt, der in seinen Bemühungen nicht ermüdet. Es ist nicht der hübscheste und nicht der virilste Mann, der den größten Er-

folg bei Frauen hat, obwohl beide Eigenschaften einem den Weg erleichtern, sondern der unermüdlichste, der den Frauen am klügsten zu schmeicheln weiß, das Nein immer für eine Einwilligung nimmt und sich durch Zurückweisungen nicht verstimmen läßt. Und doch könnte ich ein Dutzend von Beispielen anführen, in denen Unermüdlichkeit und Schmeichelei und der ganze Apparat der Liebeswerbung erfolglos blieben. Ich würde nie mit Shakespeare sagen: „Der ist kein Mann, der nicht eine Frau zu gewinnen vermag." Ich habe im allgemeinen gefunden, daß die Frauen, die am leichtesten zu gewinnen waren, sich auch als die wertvollsten für mich erwiesen; denn die Frauen haben einen feineren Sinn für die gegenseitige Eignung in der Liebe als der Mann . . .

Im Anfang des Herbstes kam Bradlaugh, um in der Liberty Hall eine Vorlesung über die französische Revolution zu halten. – Er war ein Riese von einem Menschen, mit einem großen Kopf, roh behauenen, unregelmäßigen Zügen und einer Stentorstimme. Man könnte sich keine bessere Gestalt eines Rebellen denken. Ich wußte, daß er jahrelang in der englischen Armee gedient hatte. Ich fand bald, daß er, trotz seiner leidenschaftlichen Empörung gegen die christliche Religion mit ihren ganzen billigen moralischen Konventionen, ein überzeugter Individualist war, der nichts Schlimmes in der Tyrannei des Geldes sah, die sich bereits in England festgewurzelt hatte und die Carlyle am Schluß seiner „Französischen Revolution" als das schlimmste Despotentum verurteilte. Bradlaughs Rede zeigte mir, daß ein bekannter und volkstümlicher Mensch, ernst, begabt und auch intellektuell ehrlich, in einer Hinsicht seiner Zeit um fünfzig Jahre voraus und auf einem anderen gedanklichen Gebiet um fünfzig Jahre im Rückstand sein kann. In dem großen Konflikt unserer Zeit zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen spielte Bradlaugh keine Rolle. Er verschwendete seine große Kraft auf einen vergeblichen Angriff der mürben Zweige des christlichen Baumes, während er besser getan hätte, den Geist Jesu zu assimilieren und durch ihn seine unerschrockene Wahrhaftigkeit zu stützen.

Als das Jahr fortschritt, wurden Smiths Briefe immer dringlicher. Und da ich nun durch meine Reklameplakate genug Geld zurückgelegt hatte, entschloß ich mich, zu ihm nach Philadelphia zu gehen.

## KAPITEL XII

# NEUE ERFAHRUNGEN

*Emerson, Walt Whitman, Bret Harte*

Smith erwartete mich auf dem Bahnhof. Er war magerer denn je, und der trockene Husten rüttelte an ihm trotz der vielen Tabletten, die ihn der Arzt schlucken ließ. Ich bekam Angst um ihn, und bald wurzelte sich in mir die Meinung fest, daß das feuchte Klima der Quäkerstadt für ihn schlimmer war als die dünne, trockene Kansasluft. Aber er glaubte an seine Ärzte! Er wohnte bei einer angenehmen Puritanerfamilie, in deren Hause er auch für mich ein Zimmer mietete, und wir nahmen auch gleich wieder unser altes Leben auf. An einem unserer ersten Abende beschrieb ich ihm den Vortrag von Bradlaugh ungefähr auf dieselbe Weise, wie ich ihn hier wiedergab. Smith fragte mich: „Warum schreiben Sie das nicht? Sie sollten es tun! Die Presse würde es nehmen. Sie haben mir ein außergewöhnliches, lebenswahres Porträt eines großen Mannes gegeben, der, sozusagen, auf einem Auge blind ist. Eine Art Zyklop. Um wie vieles größer würde er sein, wenn er Kommunist wäre."

Ich wagte, ihm zu widersprechen, und wir waren bald in eine hitzige Diskussion geraten. Ich wollte die beiden Prinzipien im Leben umgesetzt sehen, den Individualismus und den Sozialismus, die zentrifugale sowohl wie die zentripetale Kraft. Und ich war überzeugt, daß das Problem darin liegt, diese beiden Gegensätze in ein Gleichgewicht zu bringen, aus dem eine Annäherung an die Gerechtigkeit und ein allgemeiner Glückszustand sich ergeben würde. Smith widersprach mir, als ein überzeugter Kommunist und Marx-Jünger. Er war jedoch zu großzügig, um seine Augen vor diesen Klarheiten zu verschließen. Bald beglückwünschte er mich zu meiner Einsicht, die er für einen neuen Schritt in der Nationalökonomie hielt.

Seine Bekehrung vermittelte mir das Gefühl, daß ich mich schließlich gedanklich auf seine Höhe heraufgeschwungen habe, auf jedem Felde, auf dem seine wissenschaftliche Ausbildung ihm nicht die großen Vorteile gewährte. Ich war nicht länger sein Schüler, sondern ein Gleichgestellter. Und seine schnelle Anerkennung dieser Tatsache erhöhte, glaubte ich, unsere gegenseitige Zuneigung. Obwohl er unendlich mehr belesen war, strich er mich mit der seltensten Großzügigkeit in jeder Gesellschaft heraus, mit der Behauptung, daß ich neue, soziologische Gesetze entdeckt hätte. Monatelang lebten wir glücklich zusammen, und nur sein Hegelianismus hielt meinen Angriffen stand. Er entsprach zu genau dem grundlegenden Idealismus seines eigenen Charakters.

Sobald ich die Bradlaughgeschichte geschrieben hatte, nahm mich Smith in das Bureau der „Press" mit und stellte mich dem Herausgeber, einem Hauptmann Forney, vor. Die Zeitung wurde gewöhnlich „Forney's Press" genannt, obwohl man schon hier und da anfing, von ihr als von der „Philadelphia Press" zu sprechen. Forney gefiel mein Porträt Bradlaughs, und er engagierte mich als Reporter und gelegentlichen Mitarbeiter mit einem Gehalt von fünfzig Dollar wöchentlich. Ich war dadurch imstande, das ganze Geld zu sparen, das mir aus Lawrence geschickt wurde.

Eines Tages sprach mir Smith von Emerson und erzählte mir, er hätte eine Einführung zu ihm bekommen, die er mit der Bitte um eine Unterredung an den Philosophen weitergeschickt hätte. Er wollte, daß ich ihn nach Concord begleiten sollte. Ich ging darauf ein, doch ohne jede Begeisterung. Emerson war damals für mich ein unbekannter Name. Smith hatte mir einige seiner Gedichte vorgelesen, die er über den grünen Klee lobte, aber mir gaben sie kaum etwas. An einem hellen Herbsttage fuhren wir nach Concord, und am nächsten Tage besuchten wir Emerson. Er empfing uns auf die freundlichste, höflichste Weise, bat uns, Platz zu nehmen und setzte sich hin, um uns aufmerksam zuzuhören. Smith legte auch sofort los, erzählte ihm, wie sehr er sein Leben beeinflußt habe und wie viel ihm sein Mut geholfen hätte. Der alte Mann lächelte freundlich und nickte und sagte von Zeit zu Zeit „Ja, ja". Smith wurde allmählich warm und stellte die Frage, ob Emerson je seine Ansichten über Soziologie oder die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit ausgesprochen hätte. Ein oder zweimal legte der alte Herr seine Hand an die Ohrmuschel, aber alles, was er sagte, war „Ja, ja" oder „Ich glaube wohl", mit

demselben gütigen Lächeln. Ich beobachtete den großen Mann, so genau es ging. Er war vielleicht fünf Fuß neun oder zehn hoch, sehr mager, sogar dürr, und höchst sorgfältig gekleidet. Sein Kopf war schmal und lang und sein Gesicht knochig. Eine lange, herausspringende, etwas gebogene Nase beherrschte seinen Gesichtsausdruck – sehr viel Selbstbewußtsein und eine beträchtliche Willenskraft, denn auch das Kinn war fest umrissen und groß. Das war alles, was ich in ihm sah. Und außerdem noch ein Eindruck von Güte und Wohlwollen, die aus seinen klaren, ruhigen, grauen Augen strömten, eine Süße fast wie bei einer Seele, die über alle kleinlichen, weltlichen Sorgen und Kämpfe erhaben ist.

„Ein netter, alter Kerl," sagte ich zu mir selbst, „aber taub wie ein Laternenpfahl!"

Viele Jahre später wurde mir seine Taubheit das Symbol und die Erklärung seines Genies. Er hat sich nie in das Weltengetriebe gemischt und blieb davon unberührt. Das erklärt sowohl die Enge seines Mitgefühls wie auch die Höhe, zu der er emporgewachsen war. Sein schmales, freundlich-lächelndes Gesicht taucht immer wieder vor meinen Augen auf, so oft sein Name genannt wird. Aber zu jener Zeit war ich ungeduldig über seine Taubheit, und es ärgerte mich, daß Smith sie nicht zu bemerken schien und sich da zum Narren halten ließ. Als wir weggingen, rief ich aus: „Der alte Idiot ist ja so taub wie ein Laternenpfahl!" – „Ach, das ist also die Erklärung seines stereotypen Lächelns und seiner sonderbaren Antworten", rief Smith aus. „Wie haben Sie es denn erraten?"

„Er hat mehr als einmal seine Hand ans Ohr gelegt", erwiderte ich.

„Das stimmt! Wie dumm von mir, daß ich nicht diese naheliegende Schlußfolgerung gezogen habe."

Es war wohl im Herbste desselben Jahres, als Gregorys nach Colorado übersiedelten. Ich hatte zuerst Kate sehr entbehrt, aber sie hatte auf meinen Geist keinen tiefen Eindruck gemacht, und das neue Leben in Philadelphia sowie meine journalistische Arbeit ließen mir wenig Zeit zum Nachtrauern übrig, und da sie mir nie schrieb, anscheinend dem Rat ihrer Mutter folgend, verflüchtigte sie sich schnell aus meiner Erinnerung. Außerdem war Lily als Geliebte fast ebenso interessant, und auch Lily begann für mich den Reiz einzubüßen. Das Fieber der Begierde ist in der

Tat in unserer Jugendzeit eine vorübergehende Krankheit, die durch nähere Beziehungen schnell geheilt wird.

Im Frühling dieses Jahres 1875 mußte ich nach Lawrence zurückkehren, weil einige der Besitzer der Grundstücke, auf denen meine Zäune standen, einen Anteil an meinen Gewinnen verlangten. Ich mußte schließlich die Grundstücksbesitzer zusammenrufen; ich kam mit ihnen zu einer freundschaftlichen Einigung und teilte von nun an 52% meines Reingewinns unter sie aus.

Ich mußte auch meine Prüfung ablegen, um als Rechtsanwalt zugelassen zu werden. Ich hatte bereits meine ersten Naturalisierungspapiere bekommen, und der Richter Bassett vom Bezirksgericht ließ mich durch die Anwälte Barker und Hutchings examinieren. Die Prüfung war eine bloße Formsache. Sie stellten mir drei einfache Fragen, die ich beantwortete, worauf wir ins Eldridge-Haus gingen und es mit Sekt feierten. Der Richter Bassett ließ mich wissen, daß ich die Prüfung bestanden hätte und mich am fünfzehnten Juni des Jahres 1875 wegen Zulassung beim Gericht vorstellen sollte. Zu meiner Überraschung war der Gerichtssaal halb voll. Selbst der Richter Stevens war da, den ich noch nie auf dem Gericht gesehen hatte. Gegen elf Uhr informierte der Richter das Publikum, daß ich meine Prüfung bestanden hätte, meine ersten Papiere bekommen, und wenn nicht irgendein Anwalt Fragen zu stellen beabsichtige, um meine Eignung zu prüfen, schlüge er vor, mich zur Rechtspflege zuzulassen. Zu meiner Verblüffung stand der Richter Stevens auf. „Mit der Erlaubnis des Hohen Gerichtshofes möchte ich dem Kandidaten, der uns von der Universität so warm empfohlen wird, einige Fragen stellen." (Keiner hatte von meiner Ausweisung gehört, er wußte es jedoch.) Er stellte mir darauf eine Reihe von Fragen, die bald die abgründigen Tiefen meiner Ignoranz bloßlegten. Ich wußte nicht, wie ein Rechtsverfahren wegen verweigerter Rechnungslegung nach dem alten englischen Gesetze abläuft. Ich weiß es auch heute nicht, und es interessiert mich nicht. Ich hatte Blackstone genau gelesen sowie ein Buch über das römische Recht, alles in allem vielleicht ein halbes Dutzend juristischer Bücher. Die ersten zwei Stunden hindurch tat Stevens nichts anderes, als meiner Eitelkeit Wunden zu schlagen, bis schließlich der Richter Bassett eine Mittagspause eintreten ließ. Stevens ging darauf ein, und wir erhoben uns. Zu meiner Überraschung kamen Barker, Hutchings und ein halbes Dutzend anderer Anwälte auf mich zu, um mich zu ermutigen. „Stevens

spielt sich nur auf," sagte Hutchings, „ich selbst hätte nicht die Hälfte seiner Fragen beantworten können." Selbst der Richter Bassett ließ mich rufen und sagte mir, ich hätte nichts zu fürchten, und so kehrte ich um zwei Uhr zurück mit dem Entschluß, mich zusammenzunehmen und mir jedenfalls meine Verstimmung nicht anmerken zu lassen. Die Prüfung wurde in dem dichtgedrängten Gerichtssaale bis vier Uhr fortgeführt, und dann setzte sich der Richter Stevens hin. Diesmal hatte ich etwas besser abgeschnitten, aber mein Examinator hatte mich bei einem streitigen Punkt des Beweisrechts in eine Falle gelockt, und ich hätte mich dafür schlagen können. Aber Hutchings, als der ältere meiner beiden vom Gericht bestimmten Examinatoren, erhob sich und sagte einfach, er wiederholte jetzt seine Meinung, die er bereits dem Richter Bassett übermittelt hätte, daß ich durchaus geeignet sei, im Staate Kansas als Advokat zu praktizieren.

„Der Richter Stevens hat uns gezeigt," fügte er hinzu, „wie sehr er im englischen Bürgerrecht bewandert ist, aber einige von uns haben es schon vorher gewußt, und in jedem Falle darf seine Erudition nicht zu einem Fegefeuer für Kandidaten gemacht werden. Es sieht so aus, als ob er Herrn Harris für seine Überlegenheit in den Universitätsstudien bestrafen möchte. Die unparteiischen Zuhörer werden zugeben, daß Herr Harris aus einer unerhört schweren Prüfung glänzend hervorgegangen ist. Und mir fällt die angenehme Aufgabe zu, dem Hohen Gerichtshofe vorzuschlagen, ihn in den Stand der Rechtsanwälte aufzunehmen, obwohl er noch zwei Jahre lang, bis er Bürger unseres Staates geworden ist, seine Praxis wird nicht ausüben können."

Man erwartete allgemein, daß Barker ihm beipflichten würde, aber bevor er sich erhob, fing der Richter Stevens zu sprechen an:

„Ich möchte diesen Vorschlag unterstützen. Und ich möchte gleichzeitig erklären, warum ich Herrn Harris einem so schweren Examen vor dem Gerichtshofe unterworfen habe. Seitdem ich vor fünfundzwanzig Jahren aus dem Staate Newyork nach Kansas gekommen bin, wurde ich immerzu gebeten, diesen oder jenen Kandidaten zu examinieren. Ich hatte mich immer geweigert. Ich wollte nicht die Kandidaten aus dem Westen strafen, indem ich sie vor unsere östlichen Maßstäbe stelle. Aber hier steht endlich ein Kandidat vor uns, der sich auf der Universität ausgezeichnet hat und dem daher eine scharfe Prüfung vor versammeltem Gerichtshof nur eine Ehrenrettung sein kann. Und infolgedessen habe ich

Herrn Harris examiniert, als ob wir im Staate Newyork wären, denn sicherlich ist Kansas endlich volljährig geworden, und man braucht seine Einwohner nicht als minderwertig zu behandeln."

„Die ganze Angelegenheit", fuhr er fort „erinnert mich an eine Geschichte, die man im Osten von einem Hundezüchter erzählt. Der Vater lebte von der Zucht und dem Training von Bulldoggen. Eines Tages bekam er einen ungewöhnlich viel versprechenden jungen Hund, und nun kauerten Vater und Sohn sich hin, schwenkten die Arme hin und her und ermutigten den Hund, ihre Ärmel zu fassen und sich daran zu hängen. Während sie einmal dabei waren, sprang der Hund, durch das dauernde Lob aufgemuntert, empor und faßte den Vater an die Nase. Instinktiv begann ihn der alte Mann abzuschütteln, aber der Sohn rief aus: ‚Tu's nicht, Vater, um Gottes willen, es mag für dich schmerzhaft sein, aber es ist gut für den Hund.' Und dasselbe halte ich von meiner Prüfung, sie mag schwer für Harris gewesen sein, aber sie wird ihm gut tun."

Das Gericht wollte sich vor Lachen ausschütten, und auch ich beteiligte mich an der allgemeinen Freude. Der Richter Stevens fuhr jedoch fort: „Ich will jetzt beweisen, daß ich nicht ein Feind, sondern ein Freund von Herrn Harris bin, den ich schon seit Jahren kenne. Herr Hutchings glaubt offensichtlich, daß Herr Harris zwei Jahre warten muß, um Bürger der Vereinigten Staaten zu werden. Ich freue mich, aus meiner Kenntnis der Statuten meines Landes ihm versichern zu können, daß Herr Harris nicht einen Tag länger zu warten braucht. Das Gesetz sagt, daß, wenn ein Minderjähriger drei Jahre in einem Staate gelebt hat, er nach erlangter Volljährigkeit Bürger der Vereinigten Staaten werden kann, wann es ihm gefällt, und wenn Herr Harris daher entschlossen ist, unsere Staatsangehörigkeit anzunehmen, kann er es sofort tun, und wenn der Hohe Gerichtshof damit einverstanden ist, kann er schon von morgen an seine Praxis aufnehmen."

Er setzte sich inmitten eines großen Beifalls, in den ich von ganzem Herzen einstimmte. Von diesem Tage an wurde ich als vollwertiger Bürger zur Ausübung der Rechtspraxis zugelassen. Es traf sich jedoch unglücklich für mich, daß der Gerichtsschreiber, den ich um meine Bürgerpapiere bat, mir nur das Zeugnis meiner Zulassung zur Ausübung der Anwaltspraxis in Lawrence gab, mit der Bemerkung, daß das vollkommen genügte, da diese Bewilligung nur einem amerikanischen Bürger gegeben wird. Vierzig

Jahre später hat die Woodrow Wilsonsche Regierung sich geweigert, diesen offensichtlichen Beweis meiner Staatsangehörigkeit anzuerkennen, und ich hatte viel Schwierigkeiten, um wieder naturalisiert zu werden.

Aber in diesem Augenblick in Lawrence war ich überglücklich, nahm mir ein Zimmer in demselben Hause, in dem Barker und Sommerfeld ihr Bureau hatten, und ließ mein Schild anschlagen.

Ich habe die Geschichte meiner Prüfung so ausführlich erzählt, weil sie meiner Ansicht nach wie in einem Spiegel die ganze Liebenswürdigkeit und tief eingewurzelte Güte des amerikanischen Charakters zeigt.

Einige Tage später war ich wieder in Philadelphia.

Gegen Ende dieses Jahres 1875 oder im Anfang des Jahres 1876 lenkte Smith meine Aufmerksamkeit auf die Ankündigung, daß Walt Whitman, der Dichter, in Philadelphia über Thomas Paine, den berüchtigten Ungläubigen, der nach dem Ausspruch von Washington mehr als jeder andere dazu beigetragen hat, die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten zu sichern, reden wollte. Smith beschloß, zu der Versammlung zu gehen, und wenn es Whitman gelingen sollte, Paine gegen die giftigen Angriffe der Geistlichen zu rehabilitieren, deren Erklärung, daß Paine ein berüchtigter Säufer war und ein ausschweifendes Leben geführt habe, bisher unwidersprochen blieb, wollte er Forney dazu bringen, eine erschöpfende und glühende Verteidigung Paines in der „Press“ zu veröffentlichen.

Ich wußte im voraus, daß ein solcher Artikel nie erscheinen könnte, aber ich wollte nicht kaltes Wasser auf Smiths Begeisterung gießen. Der Tag kam, einer dieser verräterischen Tage, die in jedem Winter so oft in Philadelphia vorkommen. Die Temperatur fiel ungefähr auf 0° F., und ein Schneetreiben setzte ein, so oft der eisige Wind es erlaubte. Am Nachmittage entschloß sich Smith, es nicht zu riskieren, und bat mich, ihn zu vertreten. Ich ging gern darauf ein, und er las mir nun stundenlang die besten Gedichte Whitmans vor, und hauptsächlich sein: „Wenn im blumigen Vorhof der Flieder noch steht.“ Er schärfte mir immer wieder ein, daß Whitman und Poe die größten Dichter seien, die die Vereinigten Staaten hervorgebracht hätten, und er hoffte, ich würde sehr nett zu dem großen Mann sein.

Man kann sich nichts Deprimierenderes vorstellen als den Anblick des Saales an jenem Abend; schlecht beleuchtet und unge-

nügend beheizt, barg der riesige Raum, der vielleicht tausend Menschen faßte, kaum dreißig Personen. Das war der Empfang, den Amerika einem seiner größten Geister bot, und erst Jahre später konnte ich die ganze Tragweite dieser Einstellung ermessen.

Ich setzte mich in die Mitte der ersten Reihe und zog mein Notizbuch hervor. In ein paar Minuten kam Whitman auf das Podium. Er kam langsam und steif herein, und ich lächelte zuerst, denn ich wußte damals noch nicht, daß er einen Schlaganfall erlitten hatte, und ich hielt seinen sonderbaren Gang für eine bloße Pose. Außerdem saß sein Anzug sehr schlecht und war für seine Gestalt möglichst wenig geeignet. Er muß ungefähr sechs Fuß groß gewesen sein, war breitschultrig, dabei trug er eine kurze Jacke, die hinten auf die fürwitzigste Weise abstand. Von vorn gesehen schlug sich sein weißer Kragen weit auf, ein Büschel grauer Haare kam heraus, seine Hosen fielen wie Korkenzieher um seine Beine und hatten sich von der Weste getrennt, wobei ein Streifen eines schmutzigen Hemdes zum Vorschein kam. Es hatte mich – armer, englischer Snob, der ich damals war – mit Verachtung erfüllt. Er erinnerte mich unwiderstehlich an einen alten Cochinchinahahn, den ich als Junge gesehen hatte. Er stelzte über den Hühnerhof mit denselben langsamen, steifen Schritten, und sein stummliger Schwanz ragte in die Höhe.

Jedoch schon auf den zweiten Blick fiel mir die vollkommene Einfachheit und Ehrlichkeit in seiner Stimme und seiner ganzen Art auf. Er legte seine Notizen in vollkommenem Schweigen hin und begann sehr langsam zu sprechen, hielt oft inne, um nach einem besseren Wort zu suchen oder einen Blick in seine Notizen zu werfen, zögerte manchmal und wiederholte sich – er war offensichtlich ein unbeholfener Redner, der auf jeden oratorischen Effekt verzichtete. Er sagte uns einfach, daß er in seiner Jugend beim Militär einen Oberst getroffen habe, der Thomas Paine genau gekannt hatte. Dieser Oberst hatte ihm mehr als einmal versichert, daß alle Beschuldigungen gegen Paine falsch waren – ein bloßer Ausfluß der christlichen Frömmelei. Paine pflegte ein oder zwei Gläser Wein beim Essen zu trinken, wie es alle besseren Leute heute tun, aber er war sehr mäßig dabei, und in den letzten zehn Jahren, wie der Oberst behauptete, hatte Paine sich nicht ein einziges Mal betrunken. Der Oberst verteidigte auch Paine auf dieselbe entschiedene Weise gegen die Beschuldigung der ausschweifenden Lebensführung und schilderte ihn als einen Mann

von unverändert gutem Benehmen, als einen witzigen Plauderer mit großen Kenntnissen, der höchst interessant und angenehm in Gesellschaft war. Und der Oberst war ein zuverlässiger Zeuge, wie uns Whitman versicherte, ein Mann von der skrupelhaftesten Wahrhaftigkeit und den höchsten Ehrbegriffen.

Whitman sprach mit einer so ungewöhnlichen Langsamkeit, daß ich in der Lage war, die wichtigsten Sätze seiner Rede festzuhalten. Er war offensichtlich entschlossen, nur das zu sagen, was er sagen wollte, nicht mehr und nicht weniger – was einen Eindruck besonderer Offenheit und Wahrhaftigkeit vermittelte.

Als er geendet hatte, ging ich auf das Podium. Ich zeigte ihm meine Karte der „Press" und fragte ihn, ob er meine Notizen über seine Vorlesung unterzeichnen möchte, um sie auf diese Weise zu beglaubigen.

„Ja, ja", war alles, was er sagte. Aber er las die Sätze, die ich niederschrieb, sorgfältig durch und korrigierte nur hier und da ein Wort. Ich dankte ihm und sagte, daß Professor Smith, einer der Redakteure der „Press", mich geschickt hätte, um einen wörtlichen Bericht über seine Rede zu bringen, denn er beabsichtigte, einen Artikel über Paine, den er besonders bewunderte, in der „Press" zu veröffentlichen. „Ja, ja", fiel es von Zeit zu Zeit von Whitmans Lippen, während seine klaren, grauen Augen alles in sich aufzunehmen schienen, was ich sagte. Ich fuhr fort und sagte ihm, daß Smith auch von einer tiefen Bewunderung für ihn (Whitman) erfüllt sei, ihn für den größten amerikanischen Dichter halte, und erzählte ihm, wie tief er bedauerte, daß er sich nicht wohl genug fühlte, um an diesem Abend auszugehen und ihn persönlich kennenzulernen.

„Es tut mir auch leid," sagte Whitman langsam, „denn Ihr Freund Smith muß etwas Großzügiges in sich haben, wenn er sich so für Paine und mich interessiert." Walt Whitman erschien mir sogar in seiner Selbsteinschätzung so vollkommen einfach und ehrlich, ein wirklich großer Mensch.

Ich hatte ihm nichts mehr zu sagen, und so eilte ich nach Hause, um Smith Whitmans knabenhafte Unterschrift zu zeigen und ihm den Mann zu schildern. Whitman ließ bei mir den Eindruck einer durchsichtigen Ehrlichkeit und Einfachheit zurück. Nicht eine Spur von Manieriertheit war in ihm, nicht ein Hauch der Affektiertheit, ein Mann seiner selbst sicher, sehr sorgfältig und bedacht auf seine Worte, aber unbekümmert um das Äußere und

bezeichnenderweise frei von Grübelei und Selbstqual. Eine Persönlichkeit von einem neuen Typus, der mir im Laufe der Jahre immer mehr gefiel und mir jetzt das Beste darzustellen scheint, was Amerika hervorgebracht hat, diese weite, ungebrochene Seele des großen Volkes, das offensichtlich dazu berufen und auserwählt ist, einen immer wichtigeren Einfluß auf das Schicksal der Menschheit auszuüben. Ich würde ruhig sterben, wenn ich glauben könnte, daß der Einfluß Amerikas auf die Menschheit nur annähernd so männlich, wahrhaftig und scharfsichtig wäre wie der Whitmans. Aber leider!

Es ist schwer, einem europäischen Leser auch nur einen Begriff von dem Grauen und Entsetzen zu übermitteln, mit dem man Walt Whitman zu jener Zeit in den Vereinigten Staaten auf Grund seiner erotischen Gedichte in den „Grashalmen" ansah. Whitman war der erste der großen Männer, der offen über Erotisches schrieb, und auf fünfhundert Jahre hinaus wird es sein besonderes und höchstes Kennzeichen sein.

Smith ging es etwas besser – obwohl er im Augenblick enttäuscht war, daß sein ausführliches Lob Paines nie in der „Press" erschien –, und so sagte ich ihm eines Tages, ich müßte nach Lawrence zurückkehren, um meine Praxis aufzunehmen. Smith war darüber nicht sehr begeistert, aber er sah die Notwendigkeit ein, und ich wollte gerade abfahren, als ich einen Brief von Willie bekam, der mir mitteilte, daß mein ältester Bruder Vernon sich nach einem Selbstmordversuch in einem Newyorker Spital befinde.

Ich ging sofort hin und fand Vernon im Bett. Der Chirurg erzählte mir, er hätte sich zu erschießen versucht, die Kugel wäre gegen den Kiefer in einem solchen Winkel angeschlagen, daß sie um den Kopf herumging und gerade oberhalb des linken Ohres herausgenommen werden konnte. Er war nur ein wenig betäubt, und das war alles. Der erste Blick zeigte mir den alten unveränderten Vernon. Er rief mir zu:

„Wieder ein Fehlschlag, du siehst ja, John! Ich hab' es nicht einmal verstanden, mich umzubringen." Ich erzählte ihm, daß ich mich jetzt Frank nannte. Er nickte mir freundlich lächelnd zu.

Ich versuchte ihn aufzuheitern, so gut es ging, mietete eine Wohnung für ihn, nahm ihn aus dem Spital, fand Arbeit für ihn, und nach vierzehn Tagen merkte ich, daß ich ihn ruhig allein lassen konnte. Er sagte mir, er bedauere, soviel Geld von meinem

Vater genommen zu haben: „Ich fürchte, ich habe ihm dein und auch Nitas Teil entlockt. Aber warum gab er es mir denn? Er hätte es mir schon vor Jahren verweigern sollen, bevor ich das Letzte aus ihm herauszog. Aber in Geldsachen war ich immer ein Narr. Ich bin so leichtsinnig und vermag nicht an morgen zu denken."

In diesen vierzehn Tagen erkannte ich, daß Vernon nur die Politur eines Gentleman hatte. Im Herzen war er so eigennützig wie Willie, jedoch ohne Willies Arbeitskraft. Ich hatte ihn als Knabe furchtbar überschätzt, hielt ihn für belesen und großzügig, und erst Smiths wirkliche Kultur und sein Idealismus zeigten mir, wie dünn die Goldschicht bei Vernon war. Er hatte nette Manieren und ein gleichmäßiges Wesen, aber das war auch alles.

Ich hielt mich in Philadelphia auf meiner Rückreise nach Lawrence auf, um Smith zu sagen, was ich ihm alles verdankte und was mir erst jetzt durch das Zusammensein mit Vernon klar geworden war. Wir sprachen die ganze Nacht hindurch, und damals zum ersten Male gab er mir den Rat, nach Europa zu gehen, um zu studieren und mich zum Führer und Leiter der Menschen zu bilden. Ich versicherte ihm, daß er mich auf Grund meines ausgezeichneten Gedächtnisses überschätzte. Aber er erklärte mir, ich hätte eine zweifellose Originalität, eine besondere Sicherheit des Urteils und in erster Linie eine Willenskraft, wie er sie nie gesehen hatte. „Wenn Sie sich etwas vornehmen," schloß er, „werden Sie es sicher durchführen. Und Sie neigen überhaupt dazu, sich zu unterschätzen." Damals lachte ich auf und sagte ihm, er hätte keine Ahnung von meiner grenzenlosen Eitelkeit, aber seine Worte und sein Rat prägten sich mir tief ein und sollten einen entscheidenden Einfluß auf mein Leben ausüben.

Ich kehrte nach Lawrence zurück, stellte mir ein Schlafsofa in meinem Bureau auf und aß meine Mahlzeiten im Eldridge Haus. Ich machte mich eifrig an das Studium der Gesetze und hatte bald einige Klienten, meistens verwickelte Fälle, die mir vom Richter Stevens und Barker, die den Anfänger mit Schwierigkeiten belasten wollten, zugeschickt wurden.

Die Reinemachefrau, die unsere Bureaus in Ordnung hielt, war eine alte Mulattin, und sie lebte in einer Mansarde im selben Hause. Eines Nachts wurde ich durch ihre Rufe und Schreie aufgeweckt. Sie hatte anscheinend eine Magenkolik und war wohl

sehr erschrocken wie alle farbigen Menschen, wenn sie Schmerzen haben. „Ich sterbe", wiederholte sie mir immer wieder. Ich behandelte sie mit Whisky und warmem Wasser, das ich auf meinem kleinen Gaskocher kochte, und saß neben ihr, bis sie einschlief. Sie erklärte mir am nächsten Tage, ich hätte ihr das Leben gerettet, und sie würde es nie vergessen, nie – nie. Ich lachte nur darüber und dachte nicht mehr daran.

Jeden Nachmittag ging ich auf eine Stunde nach der Liberty Hall, um den Kontakt mit den Geschäften nicht zu verlieren, obwohl ich die Hauptarbeit Will Thompson überließ. Eines Tages fand ich zu meiner Freude, daß Bret Harte zu einer Vorlesung erwartet wurde. Sein Thema lautete: „Die Argonauten des Jahres 49". Ich kaufte mir einige seiner Bücher und las sie sorgfältig durch. Seine Gedichte machten keinen großen Eindruck auf mich, aber „The Outcasts of Poker Flat" und andere Geschichten schienen mir trotz ihrer romantischen Färbung und dem Hauch von Melodrama das Meisterwerk zu sein. Die Beschreibung des Spielers Oakhurst blieb mir besonders im Gedächtnis haften. Oakhurst gab den Parias den Rat, weiter zu reisen, bis sie einen sicheren Hafen gefunden hätten. Aber er unterstrich seinen Vorschlag nicht allzusehr, er wußte, daß es nutzlos sei, und in diesem Augenblick prägt Bret Harte den außerordentlich bezeichnenden Satz: „Das Leben war für Oakhurst im besten Falle ein ungewisses Spiel, und er wußte, welch ein Prozentsatz dem Handelnden gewöhnlich zufällt." In diesem einen Satz liegt mehr Humor und Einsicht als in den lächerlich überschätzten Werken von Mark Twain.

Ich versprach mir sehr viel von dem Vortrag; und Hartes Agent hatte es eingerichtet, daß der Held des Abends mich vorher im Eldridge-Haus empfing. Ich holte ihn vom Hotel ab und brachte ihn in den Vortragssaal. Ein mittelgroßer Mann, gut aussehend, mit einem angenehmenLächeln und nach innen gewandten, versonnenen Augen, kam mir entgegen. Da er keine Lust am Gespräch zu haben schien, nahm ich ihn sofort in die Liberty Hall und führte ihn ein. Er schritt ganz einfach bis zum Vortragspult, legte sich sorgfältig seine Notizen zurecht und begann in einem schlichten Gesprächston über die Argonauten des Jahres 49 zu sprechen.

Ich bemerkte, daß er keine Spur von amerikanischem Akzent hatte. Aber das war alles, was mir auffiel. Ich bin ebensowenig

imstande, einen Bericht über die Vorlesung zu geben, wie ein Porträt des Mannes zu zeichnen. Ich erinnere mich nur an einen Satz, der wahrscheinlich auch der beste war. Als er von den Männern sprach, die einst über die große Prärie kamen, begann er: „Ich werde Ihnen jetzt von einem neuen Kreuzzug erzählen, einem Kreuzzug ohne Kreuz, einem Exodus ohne Propheten."

Ich habe ihn zehn Jahre später in London getroffen, als ich mehr Selbstgefühl und ein viel tieferes Verständnis sowohl für Talent wie für Genie hatte. Aber auch da konnte ich nichts Wesentliches aus Bret Harte herausholen, trotzdem ich sein zweifelloses Talent bewundere. Ich gab mir alle Mühe, ihn zum Reden zu bringen, ihn seine Gedanken über Leben, Tod und den unentdeckten Bezirk formulieren zu lassen, aber entweder murmelte er Gemeinplätze vor sich hin oder zog sich in seine Schale eines vollkommenen und anscheinend tiefsinnigen Schweigens zurück.

In meine monotone Arbeit schlug plötzlich ein ganz unerwarteter Vorfall ein. Eines Tages kam Barker auf mein kleines Bureau, stand eine Weile da, versuchte einen Schlucken zu bemeistern und fragte mich, ob ich kein Mittel dagegen wüßte. Ich sagte ihm, daß kaltes Wasser das beste dagegen ist. „Ich habe schon allerlei getrunken," sagte er, „ich werde wohl am besten nach Hause gehen, und wenn es andauert, werde ich einen Arzt kommen lassen." Am nächsten Tage hörte ich, daß es ihm schlimmer ginge und er im Bett sei. Eine Woche später sagte mir Sommerfeld, ich müßte den armen Barker besuchen, denn er sei ernsthaft krank.

An demselben Nachmittag ging ich hin und war über seine Veränderung entsetzt. Der dauernde Schlucken hatte die ganze unförmige Fleischmasse von den Knochen abgeschüttelt, die Haut seines Gesichtes hing lose herab, das Knochengerüst zeichnete sich unter den dünnen Falten ab. Ich versuchte ihn zu täuschen und sprach über seine Genesung. Aber er hatte keine Illusionen. „Wenn Sie nicht mit dem Schlucken fertig werden, dann werde ich fertig sein. Hat man denn je gehört, daß ein Mensch am Schlucken stirbt? Dabei bin ich noch nicht Vierzig."

In den nächsten Tagen kam die Nachricht, daß er tot war – dieser große, dicke Mensch! Sein Tod veränderte mein ganzes Leben, obwohl ich mir damals nicht träumen ließ, daß es irgendeine Wirkung auf mich haben könnte. Eines Tages war ich auf dem Gericht und vertrat einen Fall vor dem Richter Bassett. Obwohl ich den Mann mochte, brachte er mich an diesem Tage durch

seinen Eigensinn zur Verzweiflung. Ich legte ihm den Fall in jedem erdenklichen Lichte dar, aber er ging nicht darauf ein und entschied gegen mich. Als ich meine Papiere sammelte und aufsah, begegnete ich seinem lächelnden Blick.

„Ich werde diesen Fall vor dem Obersten Gerichtshof auf meine eigenen Kosten vertreten", erklärte ich ihm bitter, „und werde dafür sorgen, daß man Ihren Beschluß umstürzt."

„Wenn Sie Ihre Zeit und Ihr Geld verschwenden wollen," bemerkte er freundlich, „kann ich Sie nicht daran hindern."

Ich verließ den Gerichtssaal und fand plötzlich Sommerfeld an meiner Seite. „Sie haben den Fall sehr gut vertreten," sagte er, „und Sie werden ihn sicher vor dem Obersten Gerichtshof gewinnen. Aber Sie hätten es Basset nicht sagen sollen, so in seiner eigenen . . ."

„Domäne", half ich ihm aus.

Als wir an seinem Bureau angelangt waren, wollte ich nach rechts in mein Zimmer abbiegen, er sagte jedoch: „Wollen Sie nicht hereinkommen und mit mir eine Zigarre rauchen? Ich würde gern mit Ihnen sprechen."

Sommerfelds Zigarren waren immer ausgezeichnet, und ich folgte ihm gern in sein großes, ruhiges Bureau, das auf einen leeren Bauplatz ging. Ich war nicht eine Spur neugierig, denn ein Gespräch mit Sommerfeld bedeutete gewöhnlich ein ziemlich schweigsames Vorsichhinrauchen. Diesmal jedoch hatte er etwas zu sagen und sagte es ganz unvermittelt.

„Barker ist nun tot", bemerkte er in die Luft hinein, und dann: „Warum sollten Sie nicht seine Stelle übernehmen?"

„Als Ihr Sozius?" rief ich aus. – „Selbstverständlich," erwiderte er, „ich werde die Schriftsätze ausarbeiten, wie ich es bei Barker tat, und Sie werden sie vor dem Gericht vertreten. So zum Beispiel", fügte er auf seine langsame Art hinzu, „gibt es einen Beschluß des Obersten Gerichtes im Staate Ohio, das den Fall fast in Ihren eigenen Worten entscheidet, und wenn Sie ihn zitiert hätten, würden Sie Bassett überzeugt haben." Und er las mir den Bericht vor.

„Der Staat Ohio", fuhr er fort, „ist einer der vier Staaten, wie Sie wissen" (ich wußte es nicht –), „die das Newyorker Gesetz angenommen haben – Newyork, Ohio, Kansas und Kalifornien. Keins dieser Obersten Gerichte wird dem andern widersprechen, und so können Sie Ihres Urteils sicher sein – nun, was sagen Sie dazu?"

„Mit größter Freude," erwiderte ich sofort, „ich bin stolz darauf, mit Ihnen zu arbeiten. Es hätte mir nichts Besseres passieren können!" Er hielt mir schweigend die Hand hin, und die Sache war erledigt. Sommerfeld rauchte eine Weile vor sich hin, dann bemerkte er beiläufig: „Ich pflegte Barker hundert Dollar wöchentlich für seinen Haushalt zu geben. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen, vollkommen," rief ich aus, „ich hoffe nur, ich werde es verdienen und Ihre gute Meinung rechtfertigen."

„Sie sind schon jetzt sogar ein besserer Advokat als Barker, aber Sie haben einen – Mangel –"; er zögerte.

„Fahren Sie fort", drang ich auf ihn ein. „Haben Sie keine Angst, ich vertrage jede Kritik und hoffe dadurch zu profitieren."

„Ihr Akzent ist etwas englisch, nicht wahr, und das nimmt sowohl den Richter wie die Geschworenen – hauptsächlich die Geschworenen – gegen Sie ein. Wenn Sie Barkers Akzent hätten, würden Sie die besten Plaidoyers im ganzen Staate halten können."

„Ich werde mir den Akzent aneignen, Sie haben vollkommen recht. Ich hab' es bereits empfunden, daß er mir fehlt, aber ich war zu eigensinnig. Jetzt werde ich ihn mir schon verschaffen. Sie können sich darauf verlassen. In einer Woche habe ich's weg." Und das war auch der Fall.

Es gab in der Stadt einen Rechtsanwalt namens Hoysradt, der einen heftigen Streit mit meinem Bruder Willie hatte. Er besaß den prononciertesten westamerikanischen Akzent, den ich je gehört hatte, und ich machte es mir zur Aufgabe, Hoysradts Akzent und Artikulierung nachzuahmen. Ich machte es mir auch zur Regel, die langsame westliche Sprechweise zu imitieren, und in einer Woche mußte man mich für einen waschechten Amerikaner halten.

Sommerfeld war begeistert und sagte mir, er setzte nun vollstes Vertrauen in mich, und von dieser Zeit an war unsere Übereinstimmung ungetrübt, denn je besser ich ihn kannte, desto mehr schätzte ich ihn. Er war fähig, arbeitsam, wahrheitsliebend und ehrlich – ein Komplex aller Tugenden, jedoch so bescheiden und ungewandt, daß er sich selbst der ärgste Feind war.

## KAPITEL XIII

# ABSCHIEDSTAGE

Es begann für mich eine wunderschöne Zeit. Sommerfeld nahm mir fast die ganze Bureauarbeit ab, ich mußte nur die Plädoyers halten, nachdem er die Fälle bearbeitet hatte. Ich verdiente genug, schlief aber aus Bequemlichkeit noch immer in meinem Bureau. In diesen Tagen kam eine große und neue Sensation in mein Leben. Eines Abends trat ein Mädchen ohne Hut in mein Bureau ein. Ohne anzuklopfen öffnete es die Tür. Sommerfeld war gerade nach Hause gegangen, und ich legte meine Sachen zum Ausgehen zurecht. Die Frau benahm mir den Atem. Sie sah verblüffend gut aus, sehr dunkel mit großen, schwarzen Augen und einer schmalen, mädchenhaften Gestalt. „Ich bin Topsy", sagte sie und stand lächelnd da, als ob der bloße Name genügte.

„Kommen Sie herein," erwiderte ich, „und setzen Sie sich, ich habe schon von Ihnen gehört."

Sie war eine privilegierte Erscheinung in der Stadt. Sie fuhr auf den Straßenbahnen und Eisenbahnen, ohne zu zahlen. Alle, die sie zur Rede stellten, waren für sie bloß „arme, weiße Luder", und es fand sich immer irgend jemand, der für sie bezahlte. Sie zögerte auch nicht, in solchen Fällen an einen Mann heranzugehen und ihn um einen oder sogar fünf Dollar zu bitten – und sie bekam alles, was sie wollte. Ihre Schönheit hatte etwas ebenso Zwingendes wie ihre höhnische Zurückweisung. Ich hatte oft von ihr als „diesem verdammt hübschen Negermädel" gehört, aber ich konnte keine Spur der Kennzeichen ihrer Rasse an ihr entdecken.

Sie setzte sich hin und fragte mit einem leisen südlichen Akzent, den ich sehr angenehm fand: „Sie heißen Harris?"

„Ja, so heiße ich", erwiderte ich lächelnd. – „Sie sind hier an Stelle von Barker," fuhr sie fort – „es geschah ihm ganz recht, daß er am Schlucken starb, das arme weiße Luder."

„Wie heißen Sie wirklich?“ fragte ich sie.

„Man nennt mich Topsy,“ erwiderte sie, „mein wirklicher Name ist Sophy Beveridge. Sie waren sehr lieb zu meiner Mutter, die oben wohnt. Ja,“ fuhr sie herausfordernd fort, „sie ist nämlich meine Mutter, und eine sehr gute Mutter. Und ich werde es Ihnen nicht vergessen.“ Sie schüttelte verächtlich den Kopf über meine Verwunderung.

„Ihr Vater muß weiß gewesen sein“, konnte ich nicht umhin zu bemerken, denn es war mir unmöglich, Topsy mit der alten Mulattin in Verbindung zu bringen. Sie nickte. „Ja, er war schon weiß, wenigstens, was seine Haut betrifft.“ Und sie stand auf und wanderte im Bureau herum, als ob es ihr gehörte. „Ich werde Sie Sophy nennen“, sagte ich, denn ich empfand die leidenschaftliche Empörung verletzten Stolzes in ihr. Sie lächelte mir erfreut zu.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich durfte mich nicht mit einem farbigen Mädel einlassen, obwohl ich keine Spur von schwarzem Blute in Sophy entdecken konnte. Sie sah verblüffend gut aus, selbst in dem einfachen Mousselinkleid. Wie sie auf und ab ging, fiel mir die pantherartige Grazie ihrer Bewegungen auf, ihre kleinen, festen Brüste spannten den dünnen Baumwollstoff ihres Kleides. Sie drehte sich plötzlich um und lächelte mich an: „Sie ziehen mich aus, und das freut mich, weil meine Mutter Sie gern hat und ich die alte Frau so liebe . . . und wie.“

Es lag etwas Kindliches, Unmittelbares, Unschuldiges sogar in ihrer Offenheit, die mich faszinierte, und ihre Schönheit strahlte in dem dunkelnden Zimmer.

„Sie sind so lieb, Sophy,“ sagte ich, „aber jeder andere hätte es auch für Ihre Mutter getan. Sie war ja krank.“

„Jawoll,“ höhnte sie, „die meisten Weißen hätten sie dort oben verrecken lassen. Ich kenne sie. Sie wären noch auf sie wütend gewesen, daß sie sie im Schlafe stört. Ich hasse sie.“ Ihre großen Augen glühten. Sie kam plötzlich auf mich zu: „Wenn Sie Amerikaner wären, wäre ich nie zu Ihnen gekommen, nie! Ich wäre lieber gestorben, hätte gespart oder gestohlen, um es Ihnen zu bezahlen.“ – Ihre Stimme war bitter vor Haß. Die Negerfrage hatte offensichtlich eine Seite, von der ich nichts wußte. „Aber Sie sind anders,“ fuhr sie fort, „und ich kam eben . . .“ Sie hielt inne, hob ihre großen Augen mit einer unausgesprochenen Hingabe in dem haftenden Blick zu mir empor.

„Es freut mich“, sagte ich linkisch und kämpfte gegen die Ver-

suchung. „Und ich hoffe, Sie werden bald wiederkommen, und wir werden gute Freunde sein, nicht wahr, Sophy?“ Und ich hielt ihr die Hand hin. Aber sie schürzte die Lippen und sah mir vorwurfsvoll enttäuscht in die Augen. Ich konnte nicht widerstehen, ich nahm ihre Hand, zog sie an mich heran und küßte sie auf die Lippen. Meine rechte Hand faßte an ihre Brust. Sie war fest wie Kautschuk. Verlangen kämpfte gegen den Entschluß in mir an, aber ich war gewohnt, meinen Willen siegen zu lassen.

„Du bist das hübscheste Mädchen in Lawrence,“ sagte ich, „aber jetzt muß ich wirklich gehen, ich habe eine Verabredung und komme schon so zu spät.“

Sie lächelte rätselhaft, als ich meinen Hut nahm und herausstürzte, ohne die Bureautür hinter mir zuzumachen.

Während ich in den Straßen herumwanderte, wirbelten meine Gedanken und Gefühle chaotisch durcheinander. Begehrte ich sie wirklich? Sollte ich sie haben? Würde sie wiederkommen? Donnerwetter, die Frauen sind der wahre Teufel, und er ist nicht so schwarz, wie man ihn malt! Schwarz?

In dieser Nacht wurde ich durch ein lautes Pochen an meine Bureautür aufgeweckt. Ich sprang auf und öffnete sie gedankenlos, und Sophy kam lachend herein.

„Was ist denn los?“ fragte ich noch halb verschlafen.

„Ich bin müd vom Warten geworden,“ erwiderte sie trotzig, „und da bin ich eben gekommen.“ Ich fing an, ihr Vorwürfe zu machen, aber sie rief mir zu: „Gehen Sie gleich ins Bett!“ Sie nahm meinen Kopf zwischen die Hände und küßte mich. Meine Widerstandskraft starb hin. „Komm schnell“, sagte ich und flüchtete ins Bett. Im nächsten Augenblick lag sie nackt in meinen Armen. „Hattest du je einen Liebhaber, Sophy?“ flüsterte ich ihr zu.

„Nein, mein Herr,“ erwiderte sie, „ich mochte Sie, weil Sie mir nie nachgestiegen sind und immer so gut zu mir waren, und da ich es doch einmal machen muß, ist es schon besser, daß Sie es sind. Ich kann die farbigen Männer nicht ausstehen, und die weißen sehen auf mich herab und verachten mich, und ich – ich liebe Sie . . .“ flüsterte sie und vergrub ihr Gesicht an meiner Schulter.

Ich hatte nie einen reizvolleren Frauenkörper gesehen. Ihre Haut war zwar dunkel, aber nicht dunkler als bei einem italienischen oder spanischen Mädchen, ihre Brüste waren klein und fest, ihre Hüften schmal, ihre Beine gerundet ohne eine Spur der

Stelzenhaftigkeit der Negerrasse, selbst ihre Füße waren schmal und hoch gewölbt.

„Du bist das hübscheste Mädel, das ich je gesehen habe!“ rief ich aus.

„Du bist mein Mann,“ sagte sie stolz, „und ich will dir zeigen, daß ich besser lieben kann als irgendein weißes Luder, das so hochmütig tut.“

„Du bist ja weiß,“ rief ich aus, „sei nicht dumm.“ Sie schüttelte den kleinen Kopf. „Wenn du nur wüßtest,“ sagte sie, „als ich ein Mädel war, ein Kind noch, haben alte weiße Männer, die besten in der Stadt, mir schmutzige Worte nachgerufen und mich anzufassen versucht – diese Biester!“ Ich war sprachlos, ich hatte keine Ahnung von einer solchen Verachtung und Verfolgung.

Sophy wurde für mich die ideale Geliebte. Keine der Frauen, die ich früher besaß, konnte sich mit ihr vergleichen. Sogar das Gespräch mit ihr faszinierte mich immer mehr, je besser ich sie kennen lernte. Sie hatte das Leben von der Straße her gelernt, von seiner animalischen Seite. Aber es war verblüffend, wie schnell ihr Verständnis wuchs. Die Liebe ist die einzige magische Lehrerin. In vierzehn Tagen sprach sie besser als Lily, in einem Monat ebensogut wie irgendein anderes amerikanisches Mädchen. Ihr Wissensdurst und ihre schwammartige Aufnahmefähigkeit setzten mich immer in Erstaunen. Sie war ein Naturkind, von einer animalischen, unvermittelten Kühnheit und voll von tausend bezaubernden Charakterzügen. Sie beeilte sich, jedem leisesten Wunsche von mir nachzukommen. Sophy war die Perle aller Frauen, die ich in der Frühzeit meiner Entwicklung traf, und ich wünschte, ich könnte dem Leser einen schwachen Begriff von ihrer seltsamen, verführerischen Zärtlichkeit vermitteln. Meine Bewunderung Sophys nahm mir jede mögliche Verachtung für die Neger, und ich bin sehr froh darüber, denn sonst hätte ich mein Herz gegen die Inder verschlossen und auf diese Weise den besten Teil meiner Lebenserfahrungen vermißt.

Es war jedoch geschrieben, daß, sobald ich einen Zustand von Zufriedenheit und Wohlbehagen erreichte, das Schicksal die Karten durcheinanderwarf und mich zu einem neuen Spiel zwang.

Zuerst kam ein Brief von Smith, der mir schrieb, er hätte sich eine schwere Erkältung zugezogen. Der Husten hätte sich wieder eingestellt, er verlöre an Gewicht und Mut. Er kam nun zu der Schlußfolgerung, zu der ich schon lange gekommen war, daß die

feuchte Luft in Philadelphia ihm schadete, und die Ärzte schickten ihn nun nach Denver, Kolorado. Die besten Spezialisten seien sich einig, daß Gebirgsluft das einzige für seine Lungenschwäche sei. Wenn ich nicht zu ihm kommen könnte, sollte ich ihm telegraphieren, und er würde sich in Lawrence auf seinem Wege nach dem Westen aufhalten, um mich zu sehen. Er hatte mir viel zu sagen . . .

Einige Tage später war er im Eldridge-Haus, und ich ging zu ihm hin. Ich war erschüttert über seinen Anblick. Er war gespensterhaft dünn, und die großen Augen brannten wie Lampen in seinem weißen Gesicht. Ich wußte sofort, wie es um ihn stand, und konnte meine Tränen kaum beherrschen.

Wir blieben den ganzen Tag zusammen, und als er hörte, wie ich meine Zeit zwischen gelegentlichem Lesen, dem Ausüben meiner Praxis und meinen Liebesnächten verbrachte, drang er auf mich ein, die Praxis aufzugeben und nach Europa zu gehen und mich dort auszubilden. Aber ich wollte Sophy und mein angenehmes Leben nicht aufgeben. Ich sagte ihm, er überschätzte mich, ich würde sicher der beste Advokat im Staate werden, eine Menge Geld verdienen und dann zurückgehen, um in Europa zu studieren. Er warnte mich, daß ich zwischen Gott und Mammon zu wählen hätte. Ich erwiderte ihm leichthin, daß Mammon und meine Sinne mir viel gaben, was mir Gott weigerte. „Ich werde beiden dienen." Aber er schüttelte den Kopf.

„Ich bin fertig, Frank," erklärte er schließlich, „und ich würde das Leben bedauern, wenn ich nicht wüßte, daß du die Arbeit aufnimmst, die ich einmal zu vollbringen hoffte."

Ich konnte dem nicht widerstehen. „Gut," sagte ich und dämmte meine Tränen, „gib mir einige Monate Zeit, und ich werde zuerst eine Reise um die Welt machen und dann nach Deutschland gehen, um zu studieren." Er zog mich an sich heran und küßte mich auf die Stirn. Ich empfand es wie eine Weihe.

Einen Tag später nahm er den Zug nach Denver, und mir war es, als ob die Sonne aus meinem Leben verschwunden wäre.

Ich hatte damals wenig in Lawrence zu tun, und so verbrachte ich täglich einige Stunden in der Stadtbibliothek. Frau Trask, die Bibliothekarin, war die Witwe eines der ersten Siedler, der während des Quantrell-Überfalls brutal ermordet wurde, als die Missouri-Banditen in ihrem letzten Versuch, Kansas zu einem sklavenbesitzenden Staat zu machen, die kleine Stadt Lawrence umzingelten. Frau Trask war eine hübsche, kleine Frau, der man

diesen Posten vertraut hatte, um sie wenigstens für den Verlust ihres Gatten zu entschädigen. Sie kannte die amerikanische Literatur sehr gut, und ich ließ mich oft von ihr beraten. Nachdem Smith nach dem Westen gegangen war, verbrachte ich immer mehr Zeit in der Bibliothek. Eines Tages – es war ungefähr einen Monat später – suchte ich vergeblich in der Bibliothek nach etwas Neuem und Interessantem. Frau Trask kam zufällig vorbei, und ich fragte sie, was ich lesen sollte.

„Haben Sie etwas von diesen Sachen gelesen", erwiderte sie und zeigte auf eine zweibändige Emerson-Ausgabe. „Es ist gut."

„Ich sah ihn in Concord, aber er war taub und machte keinen Eindruck auf mich."

„Er ist der größte amerikanische Denker," erwiderte sie, „und Sie sollten ihn lesen."

Automatisch nahm ich den Band in die Hand, und er blätterte sich von selbst bei der letzten Seite der Emersonschen Ratschläge an die Schüler des Dartmouth College auf. Jedes Wort hat sich mir ins Gedächtnis geprägt. Ich glaube heute noch die linke Seite zu sehen und die göttliche Botschaft zu lesen. Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, daß ich sie hier fast wörtlich zitiere:

„Meine Herren, ich habe mir erlaubt, Ihnen diese Überlegungen über die Stellung und die Hoffnungen eines Studierenden zu unterbreiten, weil ich dachte, daß es vielen unter Ihnen, die heute auf der Schwelle dieses College stehen, gerüstet und bereit, die Aufgaben öffentlicher und privater Art in ihrem Lande auf sich zu nehmen, nicht leid tun wird, über die primären Pflichten des Intellektes belehrt zu werden, von denen Sie kaum etwas aus dem Munde Ihrer neuen Kameraden vernehmen werden. Ihr werdet jeden Tag mit den Maximen einer kleinlichen Vernunft überschüttet werden. Man wird euch sagen, daß es die erste Pflicht sei, sich Land und Geld, Namen und Stellung zu verschaffen. Was ist denn das für eine Wahrheit, die ihr sucht? Was ist denn die Schönheit? wird man euch höhnisch fragen. Wenn jedoch Gott einen von euch dazu berufen hat, nach Wahrheit und Schönheit zu suchen, bleibt kühn, bleibt fest, bleibt wahrhaftig! Wenn einer von euch sagt: ich werde dasselbe tun, was die andern tun, ich werde, so schwer es mir auch fällt, auf meine jugendlichen Träume verzichten, ich werde mich auf die Güter dieser Erde konzentrieren und das Arbeiten an sich selbst und die romantischen Erwartungen fahren lassen bis auf eine geeignetere Zeit – dann stirbt der Mensch

in ihm, dann verwelken noch einmal die Knospen der Kunst, der Poesie und der Wissenschaft, wie sie bereits in Tausenden und aber Tausenden Menschen erstorben sind. Die Stunde dieser Wahl ist der Wendepunkt eurer Geschichte, und seht zu, daß ihr am Intellekt festhaltet. Es ist diese beherrschende Kraft unserer sinnlichen Welt, die die äußerste Notwendigkeit für die Priester des Wissens schafft ... Begnügt euch mit einem kleinen Lichtchen, wenn es nur euer eigenes ist, forscht und sucht unermüdlich. Laßt euch weder durch Verachtung noch durch Schmeichelei aus eurer Einstellung ewigen Suchens abdrängen. Laßt euch nicht durch Dogmen verleiten! Warum sollt ihr auf euer Recht, die bestirnten Wüsten der Wahrheit zu durchmessen, um der verfrühten Bequemlichkeit eines Ackers, eines Hauses und einer Scheune willen verzichten? Auch die Wahrheit hat ihr Dach, ihr Bett und ihren Tisch. Macht euch unentbehrlich für die Welt, und die Menschheit wird euch Brot geben, wenn nicht in Überfülle, so doch so viel, daß euer Anteil an den Gefühlen der Menschen, an der Kunst, an der Natur und an der Hoffnung nicht geschmälert wird."

Die Wahrheit dieser Worte sprang mir entgegen. „Dann verwelken die Knospen der Kunst, der Poesie und der Wissenschaft, wie sie bereits in Tausenden und aber Tausenden von Menschen erstorben sind." Daraus erklärt sich, warum es keinen Shakespeare, keinen Bacon, keinen Swinburne in Amerika gibt, wo sie doch, an der Bevölkerung und dem nationalen Wohlstand gemessen, in Dutzenden hätten vorkommen sollen.

Ich begriff plötzlich, daß gerade, weil es so leicht war, hier zu Geld zu kommen, es eine unvergleichliche Anziehungskraft ausübt, und bei der Jagd nach dem Gelde sterben Tausende und aber Tausende begabter Geister, die die Menschheit zu neuen und edleren Zielen gelenkt hätten.

Die Frage stellte sich mir von selbst: Sollte auch ich in das behäbige Dasein versinken, in Sinnlichkeit waten, mich um eines Nervenkitzels willen degradieren? Nein, rief ich mir selbst zu, zehntausendmal nein, nein! Ich werde weggehen und die „bestirnten Wüsten der Wahrheit" suchen oder auf dem Wege sterben. Ich schloß das Buch, nahm noch den zweiten Band in die Hand und ging zu Frau Trask.

„Ich möchte dieses Buch kaufen," sagte ich, „es brachte mir eine Botschaft, die ich nie vergessen darf."

„Es freut mich", sagte die kleine Frau lächelnd. „Was ist es denn?"

Ich las ihr eine Stelle vor. „Ich verstehe," rief sie aus, „aber warum wollen Sie denn diese Bücher haben?"

„Ich muß sie mitnehmen", erwiderte ich. „Ich will Lawrence sofort verlassen und nach Deutschland gehen, um zu studieren."

„Du lieber Herrgott," rief sie aus, „wie können Sie? Sie sind doch Sommerfelds Sozius. Sie können doch nicht sofort wegfahren?"

„Ich muß. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Wenn ich jetzt nicht gehe, werde ich es nie tun. Ich muß morgen aus Lawrence fort sein."

Frau Trask warf die Arme empor und fing an, mir Vernunft zu predigen. Solche schnellen Entschlüsse seien immer gefährlich. Es läge kein Grund vor, mich so zu beeilen.

Ich wiederholte immer wieder: „Wenn ich jetzt nicht wegfahre, reiße ich mich nie los. Die erbärmlichen Freuden werden mir immer süßer erscheinen, und ich werde allmählich in dem Honigschlamm des Lebens versinken und ertrinken."

Als sie jedoch sah, wie unerschütterlich ich blieb und wie tief der Entschluß in mir festgewurzelt war, verkaufte sie mir die Bücher mit einem gewissen Unwillen und fügte hinzu: „Ich wollte, ich hätte Ihnen den Emerson nicht empfohlen", und sie blickte ganz verzweifelt drein, während Tränen in ihre Augen stiegen.

„Sie dürfen es nie bedauern. Ich werde Sie dadurch, solange ich lebe, nie vergessen und werde Ihnen ewig dankbar sein. Professor Smith sagte mir schon, ich sollte von hier weggehen, aber es brauchte der Worte von Emerson, um mir den letzten Anstoß zu geben. Die ‚Knospen der Poesie und Wissenschaft und der Kunst' werden in mir nicht ersterben, wie sie bereits in Tausenden und aber Tausenden erstorben sind. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen", schloß ich mit überfließender Wärme. „Sie brachten mir die Botschaft einer hohen Bestimmung."

Ich erfaßte ihre Hände, hätte sie beinah umarmt, aber ich fürchtete, sie zu erschrecken, und so begnügte ich mich mit einem Kuß auf ihre Hand und ging gleich weg, um Sommerfeld aufzusuchen.

Er war im Bureau, und ich erzählte ihm sofort die ganze Geschichte, wie Smith versucht hatte, mich zu überzeugen, wie ich mich gewehrt hatte, bis ich den Emerson in die Hände bekam, der mich

schließlich überzeugte. „Es tut mir leid, Sie im Stich zu lassen, aber ich muß weg, und zwar sofort."

Er sagte mir, es sei ein Wahnsinn, ich könnte Deutsch auch in Lawrence lernen, er wollte mir dabei gern behilflich sein. „Sie können doch nicht um eines Wortes willen Ihre ganze Existenz wegwerfen. Es ist ein Wahnsinn! Ein verrückterer Entschluß ist mir noch nie vorgekommen."

Wir stritten uns stundenlang herum. Ich vermochte ihn ebensowenig zu überzeugen, wie es ihm mich zu überreden gelang. Er gab sich alle Mühe, mich dazu zu bringen, noch wenigstens zwei Jahre dazubleiben und dann mit vollen Taschen wegzugehen. „Sie können noch gut zwei Jahre opfern", meinte er. – „Nicht einmal zwei Tage", erwiderte ich. „Ich habe Angst vor mir selbst."

Als er hörte, daß ich Geld haben wollte, um zuerst eine Weltreise zu machen, sah er eine Aufschubmöglichkeit und sagte, ich müßte ihm etwas Zeit lassen, festzustellen, was auf meinen Anteil käme. Ich erwiderte ihm, ich hätte vollstes Vertrauen zu ihm, was auch wirklich der Fall war, ich könnte ihm jedoch nur zwei Tage geben, den Sonnabend und Sonntag, denn spätestens am Montag wollte ich wegfahren. Er gab schließlich nach und war sehr gütig gegen mich.

Ich kaufte ein Kleid und einen Hut für Lily, mit der ich noch einen schweren Kampf durchmachen sollte. Sie war allen Vernunftgründen unzugänglich. „Es hat ja keinen Sinn", schrie sie immer wieder und brach dann in einem Strom von Tränen zusammen. „Was soll denn aus mir werden? Ich hoffte immer, du würdest mich heiraten," gestand sie schließlich, „und jetzt gehst du fort – auf lauter Luftschlösser hin –, um zu studieren", fügte sie mit unendlicher Verachtung hinzu, „als ob du hier nicht studieren könntest . . ."

„Ich bin zu jung, um zu heiraten, Lily, und . . ."

„Du warst nicht zu jung, um mich zu deiner Geliebten zu machen," unterbrach sie mich, „und was soll ich nun tun? Sogar Mama sagt, wir sollten uns verloben, und ich brauche dich so." Und wieder brachen die Tränen aus ihren Augen.

Ich wußte mir nicht anders zu helfen und sagte, ich würde es mir noch einmal überlegen und ihr meinen Entschluß mitteilen, und ging traurig weg, während Lilys anklagende Stimme mir noch in den Ohren tönte.

Den Sonntagmorgen ließ ich für Sommerfeld und meinen

Freund Will Thompson, und den Rest des Tages bestimmte ich für Sophy.

Sommerfeld kam vor neun Uhr ins Bureau und sagte mir, die Firma schuldete mir dreitausend Dollar. Ich wollte sie zuerst nicht nehmen, konnte nicht glauben, daß er mit mir zur Hälfte teilen wollte, aber er bestand darauf und zahlte sie mir aus.

„Ich bin keineswegs mit Ihrem plötzlichen Entschluß einverstanden," meinte er, „vielleicht weil er zu plötzlich war. Aber ich zweifle nicht daran, daß Sie alles gut machen werden, was Sie in die Hand nehmen. Lassen Sie mal was von sich hören, und wenn Sie je einen Freund brauchen, dann wissen Sie, wo Sie mich finden können."

Als ich ihm die Hand gab, wurde es mir klar, daß die Trennung so schmerzlich sein konnte wie ein Riß durchs lebendige Fleisch.

Will Thompson übernahm gern meine Plakatzäune und meine Stellung in der Liberty Hall, er hatte gleich seinen Vater mitgebracht, und nach vielem Hinundherhandeln überließ ich ihm alles für dreitausendfünfhundert Dollar, und nun besaß ich nach vierjähriger Arbeit genau so viel Geld, wie ich vor vier Jahren in Chicago hatte.

Ich aß im Eldridge-Haus und ging zurück in mein Bureau, um Sophy zu treffen, die mich noch mehr ins Erstaunen setzen sollte. „Ich gehe mit dir," sagte sie kühl, „wenn du dich nicht schämst, mich bei dir zu haben, wenigstens bis nach Frisko", fügte sie flehend hinzu, als sie mein unwilliges Erstaunen merkte.

„Selbstverständlich wird es mir eine große Freude sein, aber . . ." Ich konnte es ihr unmöglich verweigern. Sie brach in ein gurgelndes Freudenlachen aus und nahm ihre Börse heraus. „Hier, ich habe vierhundert Dollar," sagte sie stolz, „und das reicht schon für das Kind eine ganze Weile."

Ich ließ sie das Geld wegstecken und versprechen, keinen Cent auszugeben, solange wir zusammenwaren. Ich erzählte ihr, wie ich sie einkleiden möchte, sobald wir nach Denver kamen, denn ich wollte mich dort einige Tage aufhalten, um Smith zu sehen, der mir hocherfreut über meinen Entschluß schrieb und mir auch mitteilte, daß es ihm besser ginge.

Am Montagmorgen ging die Reise los. Sophy hatte den Takt, zuerst auf die Station zu gehen, so daß niemand in Lawrence unsere Namen in Verbindung brachte. Sommerfeld und der Richter Bassett begleiteten mich auf die Station und wünschten mir Glück

auf meinen Lebensweg. So endete das zweite Stadium meines Lebens.

Sophy war ein reizender, süßer Kamerad. Nachdem wir über Topeka hinauswaren, kam sie einfach in mein Abteil und verließ mich nicht mehr. Dabei muß ich gestehen, daß es mir lieber gewesen wäre, wenn sie in Lawrence geblieben wäre. Es verlangte mich nach dem Abenteuer des Alleinseins, und außerdem war ein Mädchen im Zuge, dessen lange Augen sich in die meinen versenkten, sooft ich an ihrem Platz vorbeikam, und ich kam oft vorbei. Ich hätte sie angesprochen, wenn Sophy nicht mit mir gewesen wäre. Als wir nach Denver kamen, suchte ich Smith auf und ließ Sophy im Hotel zurück. Ich fand ihn wohler, ahnte jedoch, daß die verfluchte Krankheit nur sozusagen Atem schöpfte vor dem letzten Angriff. Er brachte mich ins Hotel, aber sobald er Sophy sah, erklärte er, ich müßte mit ihm zurückkommen, er hätte mir etwas zu geben vergessen. Ich lächelte Sophy zu, die Smith sehr höflich und entgegenkommend begrüßt hatte. Sobald wir jedoch auf der Straße standen, begann Smith entsetzt:

„Frank, sie ist doch eine Farbige. Du mußt sie sofort verlassen, sonst bereitest du dir ungeheure Schwierigkeiten!"

„Woran hast du gemerkt, daß sie farbig ist?" fragte ich.

„Sieh dir doch ihre Nägel und ihre Augen an! Ein Südamerikaner kann nicht einen Augenblick im Zweifel sein. Du mußt sie sofort verlassen, ich bitte dich." – „Wir werden uns in Frisko trennen", erwiderte ich, und als er auf mich eindrang, sie sofort zurückzuschicken, weigerte ich mich. Ich konnte ihr diese Schmach nicht antun. Und heute noch bin ich sicher, daß mein Entschluß richtig war.

Smith war darüber betrübt, blieb aber unverändert liebenswürdig gegen mich, und so trennten wir uns für immer. Er hatte für mich mehr getan als irgendein anderer Mensch, und jetzt nach fünfzig Jahren kann ich nur von meiner unaustilgbaren Schuld ihm gegenüber sprechen, während die heißen Tränen sich mir in die Augen drängen wie in dem Augenblick, als unsere Hände sich zum letzten Male fanden. Er war der gütigste, vornehmste Mensch, den ich auf dieser Erdenwanderung getroffen habe. Ave atque vale!

Als die Zeit meiner Abreise näher kam, wurde Sophy immer versonnener. Ich hatte ihr ein hübsches, kornfarbenes Kleid gekauft, das ihre Schönheit, wie der goldene Sonnenschein eine

Waldlandschaft, hervorhob, und sie fiel mir dankbar gerührt um den Hals. Als ich sie jedoch an mich heranziehen wollte, wehrte sie sich: „Laß mich!"

„Warum?" fragte ich und suchte ihren Blick.

„Es ist so warm, ich habe Angst vor dem Negergeruch", brach es leidenschaftlich aus ihr heraus.

„Welch ein Unsinn!"

„Ist keiner," widersprach sie mir gereizt, „meine Mutter nahm mich einmal in die Negerkirche mit, und ich bin fast erstickt. Ich bin nie wieder hingegangen. Ich konnte nicht. Wenn es warm wird, stinken sie – pfui!", und sie schüttelte den Kopf und zog ein Gesicht voll Ekel und Verachtung. „Deshalb wirst du mich auch verlassen", fügte sie nach einer langen Pause hinzu, mit Tränen in der Stimme. „Wenn es nicht das verdammte Negerblut in mir wäre, würde ich dich nie allein lassen. Ich würde mit dir als dein Dienstmädchen gehen oder irgend so etwas. Ach Gott, wie ich dich liebe – und wie einsam wird die arme Topsy sein!" Und die Tränen rannen an ihrem zuckenden Gesicht herunter. „Wenn ich nur ganz weiß oder ganz schwarz wäre," schluchzte sie, „ich bin so unglücklich." Mein Herz blutete.

Wenn ich mir nicht Smiths verächtliche Worte vergegenwärtigt hätte, wäre ich weich geworden und hätte sie mitgenommen. So konnte ich nur mein Bestes tun, um sie zu beruhigen. „In einigen Jahren komme ich zurück. Sie gehen schnell vorbei, Sophy. Ich werde dir oft schreiben, mein Liebes."

Aber Sophy wußte es besser. „Ich will nicht, daß du den weißen Mädeln auf diesen Inseln nachläufst, bevor du nach China kommst, und dort wirst du dich mit diesen gelben, schlitzäugigen Weibern nicht einlassen – darum liebe ich dich eben, weil du dich für die aufsparst, die du gern hast –, aber es ist so schlimm, daß du so viele gern hast – mein Mann!" Und sie küßte mich leidenschaftlich.

Wir trennten uns im Hotel, und ich ging allein an Bord des Dampfers. Meine Augen ruhten auf dem Goldenen Tor in dem Stillen Ozean und den Hoffnungen und Zufällen meines neuen Lebens. Endlich sollte ich die Welt sehen. Was stand mir da bevor?

Ich hatte damals keine Ahnung, daß ich in demselben Verhältnis zu dem, was ich mitbrachte, genau so viel oder genau so wenig finden sollte. Und es ist der traurigste Teil meiner Lebensbeichte,

daß ich auf dieser ersten Reise um die Welt so gefühl- und gedankenlos war, daß ich fast gar nichts von meiner langen Fahrt heimbrachte.

Wie Odysseus sah ich vieles an mir vorbeiziehen, aber die Szenerie bereichert selten den Geist. Ein oder zwei Orte jedoch machten auf mich, so jung und unempfindlich ich damals war, einen großen Eindruck, Sidney Bay und Hongkong, aber in erster Linie das alte chinesische Tor, das so nahe an dem europäischen Viertel in die chinesische Stadt Shanghai führt und eine verblüffend verschiedene Welt öffnet. Auch Kioto prägte sich mir ein, und die japanischen Männer und Frauen, die nachts aus ihrem heißen Bade herausliefen, um zu sehen, ob ich auch wirklich am ganzen Körper weiß war.

Aber ich lernte nichts Wesentliches zu, bis ich zur Tafelbucht kam und die lange Linie des Tafelberges viertausend Fuß über mir sah, einen Felsgipfel, der mit einem unvergleichlichen Effekt von Würde und Größe in den Himmel hineinschneidet. Ich verbrachte ungefähr einen Monat in Kapstadt, und durch einen glücklichen Zufall lernte ich Jan Hofmeyr kennen, der mir einen Begriff von der Anständigkeit der Buren vermittelte und mir erzählte, wie sie den englischen Premierminister Gladstone schätzten, als er ihnen nach Majuba ihre Freiheit gab. „Wir sehen in ihm mit Ehrfurcht das verkörperte Gewissen Englands." Aber leider konnte England Majuba nicht verdauen und mußte später Blut und Geld verschwenden, um der Welt die Mannhaftigkeit der Buren zu beweisen. Aber dann hat England, Gott sei Dank, Südafrika Freiheit und Selbstverwaltungsrecht wiedergegeben und so für seine schändlichen Konzentrationslager gesühnt. Dank Jan Hofmeyr habe ich den südafrikanischen Buren schon nach dieser ersten kurzen Begegnung kennen und schätzen gelernt.

Als ich zwanzig Jahre später zum zweitenmal eine Weltreise machte, versuchte ich die Hofmeyrs jedes Landes zu finden, und auf diese Weise lernte ich vieles Wertvolle und Seltsame, wovon ich noch zu erzählen hoffe. Denn die einzige Einbruchstelle in das Wissen und die Erkenntnis ist in dem Zusammensein mit weisen und begabten Menschen gegeben.

## KAPITEL XIV

# EUROPA UND CARLYLE

Ich kehrte nach Europa zurück, nach einem Abstecher nach Bombay, und bekam gerade noch einen Hauch des berauschenden Duftes dieses Wunderlandes mit seiner edlen und so traurigen Geisteslehre, die sich jetzt durch den Rigweda der besten europäischen Mentalität einzuprägen beginnt. Ich hielt mich in Alexandria auf und ging auf eine Woche nach Kairo, um die großen Moscheen zu sehen, deren herrliche Rhetorik meine Bewunderung hervorrief. Aber ich verliebte mich in die Wüste mit ihren Pyramiden und in erster Linie in die Sphinx mit ihrem ewigen Anzweifeln der Sinnenwelt und des äußeren Scheins. Schließlich langte ich über Genua und Florenz mit seinen überreichen Palästen, Kirchen und Galerien in Paris an.

Ich habe immer ein Mißtrauen gegen die ersten Eindrücke großer Orte, Ereignisse oder Menschen. Wer könnte die unsterbliche Faszinierung beschreiben, die der bloße Name oder der erste Eindruck von Paris auf den jungen Studenten oder den Künstler einer andern Rasse ausübt! Wenn er gedacht und gelesen hat, wird er fiebern, wird mit Tränen in den Augen, das Herz in fröhlicher Erwartung gespannt, in diese Wunderwelt hineinwandern.

Ich kam an einem Sommermorgen früh auf dem Bahnhof an und schickte mein Gepäck mit einer Droschke in das Hotel Meurice in der Rue de Rivoli, dasselbe alte Hotel, das der Novellist Lever gelobt hat, und dann setzte ich mich in einen Wagen und fuhr nach der Place de la Bastille. Das bunte Kaffeeleben machte auf mich keinen Eindruck, aber als ich die von der Julisäule emporspringende Gloire sah, kamen Tränen in meine Augen, denn ich erinnerte mich an Carlyles Beschreibung der Einnahme der Bastille.

Ich bezahlte den Kutscher und schlenderte die Rue de Rivoli

herunter am Louvre vorbei, an den geschwärzten Mauern mit den blicklosen Fenstern des Tuilerienpalastes – ein Bild des Jammers –, und kam auf die Place de la Grève mit der Erinnerung an die Guillotine und die große Revolution, die jetzt in die Place de la Concorde mündet. Gegenüber erhob sich die vergoldete Kuppel der Invalidenkirche, in der die Leiche Napoleons liegt, wie er es wünschte: „An den Ufern der Seine unter diesem französischen Volke, das ich so leidenschaftlich geliebt habe."

Und da waren die Pferde von Marly, die sich am Eingang zu den Champs-Elysées bäumen, und fern am Ende des langen Weges zeichnete sich der Triumphbogen gegen den Himmel. Es war der tiefe historische Sinn dieses großen Volkes, der mich zuerst gefangen nahm, wie auch seine verliebte Bewunderung seiner Dichter, Künstler und Führer. Ich kann kaum die Erschütterung beschreiben, die ich empfand, als ich an einem kleinen Hause eine Marmortafel zur Erinnerung an den armen Musset, der dort gelebt hatte, fand und eine Inschrift an einem andern Hause, in dem er gestorben war.

Von der Place de la Concorde ging ich über die Seine herüber, schlenderte an den Quais der Rive Gauche, ging an der Conciergerie und der Ste-Chapelle mit den herrlichen tausendjährigen Glasfenstern vorbei, die Zwillingstürme der Notre Dame ließen meinen Blick und Atem stocken, und schließlich, am frühen Nachmittag, wendete ich mich dem Boul' Mich' zu, ging an der Sorbonne vorbei und verlor mich in der alten Rue St. Jacques, die ich aus den Beschreibungen von Dumas Père und anderen so genau kannte.

Als ich endlich müde wurde, kehrte ich in einem kleinen Weinrestaurant ein, in dem eine behäbige, nette Wirtin namens Marguerite thronte. Nach einem ausgezeichneten Essen mietete ich ein großes Zimmer im ersten Stock mit Aussicht auf die Straße für vierzig Franken monatlich. Marguerite versprach mir, falls mich ein Freund besuchen sollte, für weitere zehn Franken ein Bett ins Zimmer hereinstellen zu lassen. Auch das Frühstück und die Mahlzeiten, die wir bei ihr einnehmen würden, wollte sie mir zu höchst vernünftigen Preisen verschaffen. In diesem Hause verlebte ich drei himmlische, lustige Wochen. Ich warf mich auf das Französische mit einer unerhörten Wucht, und zwar nach folgender Methode, die ich keineswegs empfehle, sondern einfach der Genauigkeit halber verzeichne, obwohl sie mich schon am

Schluß der ersten Woche so weit gebracht hatte, daß ich alles verstand, was um mich herum gesprochen wurde. Zuerst verbrachte ich fünf ganze Tage an der Grammatik, lernte alle Zeitwörter auswendig, hauptsächlich die Hilfszeitwörter und die unregelmäßigen Verben, bis ich sie so genau kannte wie das Alphabet. Dann las ich achtzehn Stunden hintereinander Hugos „Hernani" an Hand eines Wörterbuches, und am nächsten Abend ging ich auf die Galerie in der Comédie Française, um mir die Aufführung dieses Dramas mit der Sarah Bernhardt als Doña Sol und Mounet Sully als Hernani anzusehen. Im ersten Augenblick stand ich dem seltsamen Akzent und der schnellen Sprechart ratlos gegenüber. Aber nach dem ersten Akt begann ich zu verstehen, was auf der Bühne gesprochen wurde, nach dem zweiten Akt entging mir kein Wort mehr, und als ich wieder auf der Straße stand, verstand ich zu meinem Entzücken alles, was zu mir gesagt wurde. Nach dieser unvergeßlichen Nacht mit Sarahs ernster, schleppender Stimme in den Ohren machte ich unbewußt schnelle Fortschritte.

Am nächsten Tage fiel mir im Restaurant ein zerrissenes, schmutziges Exemplar der Madame Bovary in die Hände, in dem die ersten achtzig Seiten fehlten. Ich nahm es auf mein Zimmer und verschlang es in einigen atemlosen Stunden und war mir sofort bewußt, welch ein Meisterwerk ich in Händen hatte. Dabei schrieb ich mir noch ungefähr hundertfünfzig neue Worte heraus, die ich nachher in meinem Taschenwörterbuch nachsah. Ich lernte diese Worte sorgfältig auswendig und habe seither nie mehr am Französischen gearbeitet.

Was ich jetzt davon kenne – und ich kenne es ziemlich gut –, kam mir durch Lesen und Sprechen in den langen dreißig Jahren. Ich mache noch Fehler, hauptsächlich bei den Artikeln, wie ich leider feststellen muß, an meinem Akzent merkt man den Ausländer, aber im großen ganzen kenne ich die Sprache und ihre Literatur besser als die meisten Ausländer, und das genügt mir.

Ungefähr drei Wochen später kam Ned Bancroft aus den Staaten, um mit mir zusammen zu wohnen. Er war mir nie besonders sympathisch, und unsere Freundschaft läßt sich nur durch meinen Leichtsinn und meine unüberlegte Güte erklären. Die selbstlose Weise, in der er sich seinerzeit Kate Stevens, mit der er verlobt gewesen war, und Professor Smith gegenüber benommen hatte, gefiel mir sehr gut. Er hatte kurz nach unserer ersten Begegnung Lawrence und die Universität verlassen und bekam durch Pro-

tektion eine gute Stellung bei der Eisenbahn in Columbus in Ohio.

Er hatte mir öfters geschrieben und mich gebeten, ihn zu besuchen, und nach meiner Rückkehr aus Philadelphia im Jahre 1875 hielt ich mich in Columbus auf und verbrachte mit ihm einige Tage. Sobald er gehört hatte, daß ich in Paris sei, schrieb er mir, er wäre gern mitgekommen, und als ich ihm in meiner Antwort meine Ziele auseinandersetzte, warf er alle seine Aussichten auf Reichtum und Karriere hin und kam zu mir nach Paris. Wir lebten ungefähr sechs Monate zusammen. Er war ein großer, kräftiger Kerl mit blassem Gesicht und grauen Augen, ein fleißiger Student, ein liebenswürdiger, anständiger, sehr intelligenter Mensch. Aber wir sahen das Leben aus vollkommen verschiedenen Gesichtspunkten an, und je länger wir zusammen waren, desto weniger verstanden wir einander.

Wir waren in allem Antipoden. Er hätte ein Engländer sein können, denn er war ein geborener Aristokrat mit herrschsüchtigen, kostspieligen Einfällen und einem verwöhnten Geschmack, während ich zu einem Westamerikaner geworden war, der sich weder um Essen noch Kleidung noch Stellung bekümmerte und nur darauf ausging, sich Wissen und, wenn möglich, Weisheit anzueignen, um sich zu wirklichen Höhen emporzuschwingen.

Am ersten Abend aßen wir bei Marguerite und schlugen uns im Gespräch die Nacht um die Ohren. Am nächsten Nachmittage wollte Ned sich Paris ansehen, und wir blieben abends in einem eleganten Restaurant auf den Boulevards. Einige Tische von uns entfernt saß eine große, herrlich aussehende Brünette von vielleicht dreißig Jahren, die mit zwei Männern soupierte. Ich sah bald, wie Ned und sie Blicke tauschten und sich Zeichen machten. Er sagte mir, er würde sie nach Hause begleiten. Ich versuchte, es ihm auszureden, aber er war ebenso eigensinnig wie Charlie, und als ich ihm die Gefahr schilderte, meinte er, er würde es nie wieder tun, aber diesmal könnte er nicht mehr zurück. „Wir wollen sofort bezahlen und gehen", schlug ich vor. Aber er weigerte sich, das Verlangen war in ihm aufgewacht, und irgendeine falsche Scham hinderte ihn daran, meinem Rat zu folgen. Eine halbe Stunde später gab ihm die Dame ein Zeichen, er folgte ihr und stieg mit ihr in ihre Victoria ein. Die beiden Männer, die auf dem Bürgersteig blieben, brachen in lautes Gelächter aus, als die beiden wegfuhren.

Am nächsten Morgen kam er früh nach Hause und war sehr begeistert. Er hatte eine königliche Wohnung vorgefunden, mit einem wunderbaren Badezimmer, und „von Gefahr sei keine Rede". Er servierte mir eine ebenso wilde Theorie wie Charlie. Er behauptete, die großen Kokotten, die viel Geld verdienen, achteten ebenso auf sich wie unsereins. Und ganz unbekümmert ging er an die Arbeit.

Bancrofts Art, Französisch zu lernen, war vollkommen von der meinen verschieden. Er machte sich an die Grammatik und die Syntax, um sie sich restlos anzueignen. Nach vier Monaten schrieb er ausgezeichnet Französisch, aber er sprach es zögernd und mit einem grauenhaften amerikanischen Akzent. Als ich ihm sagte, daß ich Vorträge von Taine über Kunstphilosophie und über das Kunstideal hören wollte, lachte er mich aus. Aber ich glaube, daß ich durch Taine mehr lernte als er durch seine genauere Kenntnis des Französischen. Als ich Taine kennenlernte und ihn besuchen durfte, wollte auch Bancroft seine Bekanntschaft machen. Ich brachte die beiden zusammen. Da Ned jedoch aus einer falschen Scham heraus kaum den Mund öffnete, konnte Taine keinerlei Eindruck von ihm bekommen. Aber ich lernte sehr viel von Taine. Und eines der Beispiele, die er zitierte, blieb mir in der Erinnerung als eine wahre und lebendige Konzeption der Kunst und ihres Ideals haften. In einer seiner Vorlesungen lenkte er die Aufmerksamkeit der Studenten auf die Tatsache hin, daß der Löwe eigentlich kein Lauftier sei, sondern bloß ein riesiges Kinn, auf vier gewaltige Sprungfedern kurzer, massiver Beine gesetzt. Der Künstler, fuhr er fort, der den Begriff dieser Bestie übermitteln will, muß die Größe und Stärke des Kinns ein wenig übertreiben und auch die Sprungkraft in seinen Schenkeln und Füßen und die gewaltige Wucht seiner Vorderbeine und der reißenden Klauen unterstreichen. Aber wenn er seine Beine verlängern oder das Kinn verkleinern würde, käme eine Mißgeburt zustande. Das Ideal jedoch sollte nur angedeutet werden. Auch Taines Gespräche über Literatur und den Einfluß des Milieus selbst auf große Menschen machten einen tiefen Eindruck auf mich. Nachdem ich ihm eine Zeitlang zugehört hatte, begann ich meinen Weg klarer zu sehen. Ich werde seine gedankenanregenden Worte nie vergessen. Als er eines Tages von dem Kloster in Monte Casino sprach, in dem Hunderte von Studentengenerationen von allen kleinlichen Existenzsorgen befreit sich Tag und

Nacht dem Studium und Nachdenken widmeten und dabei die unschätzbaren Manuskripte lang vergangener Zeitalter retteten, um auf diese Weise der Renaissance des Wissens und Denkens den Weg zu bahnen, fügte er ernst hinzu:

„Ich frage mich, ob die Wissenschaft je für ihre Anhänger soviel tun wird, wie die Religion für die ihrigen getan hat. Mit anderen Worten: Ich frage, ob es je ein weltliches Monte Casino geben wird!"

Taine war ein großer Lehrer, und ich verdanke ihm manche gütige Ermutigung und Erleuchtung. Ich möchte noch eine seiner Bemerkungen anführen, die in ihrer unumwundenen französischen Sprachfreiheit in meine durstige Seele wie reines Quellwasser fiel. Wir standen eines Tages um ihn herum, und einer der Studenten mit einer besonderen Begabung für vage Gedankengänge und eine hochtrabende Rhetorik wollte wissen, was Taine von der Idee hielt, daß alle Welten-, Planeten- und Sonnensysteme sich um eine Achse drehten und sich nach irgendeiner göttlichen Erfüllung hinbewegten. Taine, der solche windige Rhetorik haßte, bemerkte ruhig: „Die einzige Achse, um die sich meines Wissens alles der Vollendung zu dreht, ist der Leib einer Frau."

Trotz der großartigen Wohnungseinrichtung seiner Brünette stellte Ned gegen Ende der Woche fest, daß er sich doch etwas zugezogen hatte. Man verbot ihm Wein und Kaffee, bis er geheilt war. Er durfte sich auch nicht viel bewegen, mußte zu Hause bleiben, während ich ausging, und die Aussicht auf die Rue St. Jacques war keineswegs fesselnd. Er lehnte sich bald gegen diese Einsperrung und das Zimmer ohne Baderaum auf. Es verlangte ihn nach dem Zentrum der Stadt, nach der Oper und den Boulevards, und er quälte mich, mit ihm nach der inneren Stadt zu ziehen. Er wollte sich von seinen Verwandten Geld borgen.

Wie ein Narr ging ich darauf ein, und wir mieteten uns in einer ruhigen Straße hinter der Madeleine neue Zimmer, die uns sechsmal so viel kosteten wie die Stube bei Marguerite. Mein Geld schmolz schnell, aber das Leben war sehr angenehm. Wir fuhren oft im Bois herum, gingen häufig in die Oper, in die Theater und Varietés und speisten in den großen Restaurants, in dem Café Anglais und den „Trois Frères", als ob wir Millionäre wären. Außerdem kostete Neds Geschlechtskrankheit viel Geld, die Ärzterechnung war so hoch, daß ich dem allem kaum gewachsen war. Eines Tages merkte ich plötzlich, daß ich nur sechshundert

Dollar in der Bank besaß. Ich entschloß mich sofort, dieser Lebensweise ein Ende zu machen. Ich teilte Bancroft meinen Entschluß mit. Er bat mich, noch zu warten, er hätte an seine Verwandten um Geld geschrieben und wollte seine Schulden bezahlen. Aber ich fühlte, daß ich durch ihn vom rechten Wege abgekommen war, und war wütend auf mich selbst, weil ich mein Geld für einen albernen Luxus und eine blöde Protzerei verschwendet hatte.

Ich erklärte ihm, ich sei krank und müßte sofort nach England fahren. Ich wollte ein neues Leben beginnen und mir wieder etwas Geld verdienen. Einige Tage später verabschiedete ich mich von Bancroft, kreuzte den Kanal und suchte meine Schwester und meinen Vater in Tenby auf. Ich kam dort mit einem Fieberanfall, einem gräßlichen Kopfschmerz und allen Symptomen von Malaria an.

Ich war krank und erledigt. Ich hatte das Leben und die Literatur in doppelten Dosen genossen, hatte alle wichtigsten französischen Schriftsteller von Rabelais und Montaigne bis zu Flaubert, Zola und Balzac über Pascal, Vauvenargues, Renan und Hugo verschlungen, hatte in diesem und jenem Künstleratelier herumgeschnüffelt, hatte stundenlang Rodin bei seiner Arbeit zugesehen. Während dieser meiner ersten Zeit in Paris war ich vollkommen keusch, teils dank dem Beispiel von Neds Reinfall, teils dank meiner Abneigung, mich mit irgendeiner Frau einzulassen, der ich nicht von Herzen zugetan war. Jedenfalls war es nicht erotische Ausschweifung, die meine Gesundheit in Paris zugrunde richtete, sondern mein leidenschaftlicher Wissensdurst, der die Schlafstunden beschnitt und meine Nerven zerrüttete. Ich erkältete mich und bekam einen Malariarückfall. Es verlangte mich nach Ruhe, nach Atempause und Nachdenken.

Das kleine Haus in einer Seitenstraße des entzückenden walisischen Badeortes war genau der Ruhehafen, den ich brauchte. Es ging mir bald wieder gut, und zum ersten Male lernte ich wirklich meinen Vater kennen. Wir machten zusammen große Spaziergänge, obwohl er über Sechzig war. Nach seinem furchtbaren Unfall vor sieben Jahren (er war ausgeglitten und dreißig Fuß tief in ein Trockendock, in dem sein Schiff repariert wurde, gefallen) war die eine Seite seines Schnurrbarts weiß geworden, während die andere jettschwarz blieb. Ich war zuerst über seine Widerstandskraft verblüfft. Ein Spaziergang von zehn Meilen machte

ihm nichts aus. Während eines unserer Ausflüge fragte ich ihn, warum er mich nicht Seekadett werden ließ.

Er war seltsam schweigsam und ließ das Thema nach der Bemerkung „Für dich Marine, nein!" fallen. Nach einigen Tagen kam er jedoch von allein darauf zurück.

„Du hast mich gefragt, warum ich dich nicht Seekadett werden ließ. Ich will es dir sagen: Um in der britischen Marine Karriere zu machen, muß man entweder hochgeboren oder vermögend sein. Du warst keins von beiden. Für einen Jüngling ohne Stellung oder Geld gibt es nur zwei mögliche Wege des Aufstiegs: Servilität und Schweigen, und beides lag dir fern."

„Ach, Vater, wie richtig und klug es von dir war; aber warum hast du es mir nicht gesagt? Ich hätte es damals ebensogut wie jetzt verstanden und hätte dich um so mehr geliebt, weil du es verhindert hast."

„Du vergißt, daß ich mich für den Weg des Schweigens geschult hatte, und heute noch fällt es mir schwer, mich auszudrücken." Und er fuhr mit unendlicher Bitterkeit in Stimme und Tonfall fort: „Man trieb mich ins Schweigen hinein. Wenn du wüßtest, was ich vor dem ersten Schritt zum Leutnant gelitten habe! Wenn der Entschluß, deine Mutter zu heiraten, mich nicht gehalten hätte, würde ich nie die zahllosen Demütigungen blödsinniger Vorgesetzter heruntergeschluckt haben. Ich sah genau wie in einem Spiegel, was mit dir geschehen würde. Du warst klug, impulsiv und aufbrausend. Weißt du denn nicht, wie Intelligenz, Energie und Willenskraft von dem Abschaum der Menschheit gehaßt werden? Und in dieser Welt bildet der Abschaum die Mehrheit! Irgendein Leutnant oder Hauptmann hätte eine sofortige Abneigung gegen dich gefaßt, die sich bei jeder Dokumentierung deiner Überlegenheit verstärkt hätte. Er würde dir wegen Insubordination und Unverschämtheit Fallen gestellt haben, und in irgendeinem Hafen, wo er allmächtig war, hätte er dich vor ein Militärgericht zitiert. Man würde dich mit Schmach und Schande aus der Marine gejagt haben, und dein Leben wäre ruiniert gewesen. In der britischen Marine ist kein Platz für ein Genie."

Mit dieser Szene begann meine Versöhnung mit dem Vater und wurde durch eine andere Erfahrung vollendet.

Ich hatte mich bei einem unserer Spaziergänge erkältet und bekam am nächsten Tage einen Hexenschuß. Ich ging zu einem

netten, walisischen Arzt, der mich kannte, und er gab mir eine Flasche Belladonnatinktur für äußeren Gebrauch. „Ich habe hier keine richtige Giftflasche," fügte er hinzu, „und ich darf es Ihnen eigentlich nicht so geben" (in Großbritannien ist es verboten, die Gifte anders als in rauhen, achteckigen Flaschen zu verkaufen, die man schon beim Anrühren als Giftflaschen erkennt).

„Ich werde es nicht trinken", erwiderte ich lachend. – „Wenn Sie es tun, brauchen Sie mich nicht holen zu lassen, denn der Inhalt genügt, um zehn Menschen umzubringen", meinte er. Ich nahm die Flasche, und merkwürdigerweise sprachen wir noch einige Minuten lang über Belladonna und seine Wirkungen. Richards (so hieß der Arzt) versprach mir, noch am selben Abend eine dunkle Medizin zu schicken, und er versicherte mir, daß mein Hexenschuß bald kuriert sein würde. Und er hatte recht, aber die Kur nahm einen anderen Verlauf, als er gedacht hatte.

Meine Schwester hatte ein Hausmädchen namens Lizzie. Eines Morgens machte ich Lizzie Vorwürfe, weil sie mir nicht die von Dr. Richards verordnete Medizin gebracht hatte. „Sie steht auf dem Kamin im Eßzimmer," sagte ich, „aber bemühen Sie sich nicht, ich hole sie mir schon selbst"; und ohne mich anzuziehen, rannte ich, wie ich war, herunter. Ein oder zwei Abende später ließ ich die Belladonnatinktur, die der Arzt mir verordnet hatte, auf dem Kaminsims stehen. Sie hatte dieselbe Farbe wie die dunkle Medizin, war auch in einer ähnlichen Flasche. Am nächsten Morgen weckte Lizzie mich auf und reichte mir ein Glas mit dem braunen Getränk. „Ihre Medizin", sagte sie. Ich war noch halb verschlafen und sagte ihr, sie sollte das Frühstückstablett auf meinen Nachttisch stellen, und ich trank das Glas aus, das sie mir gab. Der Geschmack rüttelte mich auf. Mund und Kehle waren mir wie ausgetrocknet. Ich sprang aus dem Bett und ging an den Spiegel. Ja, ja, die Pupillen meiner Augen waren unnatürlich geweitet! Hatte sie mir statt meiner Medizin die ganze Portion Belladonna gegeben? Ich hörte noch ihre Schritte auf der Treppe, aber wozu noch Zeit auf Fragen verlieren? Ich stürzte an den Tisch, goß eine Tasse Tee nach der andern hinunter, rannte dann in das Eßzimmer, wo mein Vater und meine Schwester beim Frühstück saßen. Ich schenkte mir Tee ein und trank schweigend einige Tassen. Dann bat ich meine Schwester, mir Senf und warmes Wasser zu holen, und antwortete auf die Frage meines Vaters mit der kurzen Bitte: „Geh zu Dr. Richards und sag' ihm, er soll so-

fort herkommen. Ich habe irrtümlicherweise Belladonna getrunken. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Mein Vater war schon aus dem Hause. Meine Schwester brachte mir den Senf, und ich mischte eine starke Dosis mit heißem Wasser und nahm es als Brechmittel. Aber es nutzte nichts. Mein Magen war anscheinend paralysiert. Meine Schwester stürzte weinend herein. „Ich fürchte, es ist keine Hoffnung mehr, Nita“, sagte ich. „Der Doktor hat mir erklärt, es sei hier genug, um ein Dutzend Menschen umzubringen, und ich habe alles auf einen Zug heruntergegossen. Du bist immer so nett und gut zu mir gewesen, Liebes. Und der Tod hat nichts Schreckliches.“

Sie schluchzte herzzerbrechend, und so bat ich sie, um sie zu beschäftigen, mir einen Kessel heißen Wassers zu bringen. Sie stürzte aus dem Zimmer heraus, und ich stellte mich vor den Spiegel, um mit meiner eigenen Seele Abrechnung zu halten. Ich wußte, daß ich Belladonna auf den leeren Magen genommen hatte und verloren war. In zehn Minuten werde ich bewußtlos, und in einigen Stunden tot sein. Tot! Hatte ich Angst davor? Ich stellte mit Stolz fest, daß in mir keine Spur von Angst oder Zweifel war. Der Tod ist nichts anderes als ein ewiger Schlaf, nichts anderes. Und doch wünschte ich, ich hätte Zeit gehabt, mich zu beweisen und zu zeigen, was in mir war. Hatte Smith recht? Hätte ich wirklich einer der besten Köpfe der Welt werden können? Hätte ich die Gemeinschaft der ganz Großen erreicht, wenn ich am Leben geblieben wäre? Man konnte nicht wissen, aber ich entschloß mich damals, wie zur Zeit des Schlangenbisses, mich mit aller Kraft am Leben zu erhalten. Ich trank ununterbrochen kaltes Wasser. Als meine Schwester mir das warme Wasser hereinbrachte, begann ich, es in langen Zügen herunterzuschlucken. Das Denken wurde mir immer schwieriger, und so küßte ich meine Schwester und sagte: „Ich denke, es ist besser, wenn ich jetzt zu Bett gehe, solange ich noch gehen kann.“ Und als ich mich ins Bett legte, sagte ich: „Ich frage mich, ob ich hier mit den Beinen voran herausgetragen werde, während sie das Miserere singen. Es schadet nichts. Ich habe das Leben in langen Zügen getrunken und bin bereit zu gehen, wenn es sein muß . . .“

In diesem Moment kam Dr. Richards hinein. „Wie kam es, in Gottes Namen, daß Sie trotz unseres Gesprächs die Medizin verwechseln konnten?“ Seine Aufgeregtheit und sein starker walisischer Akzent brachten mich zum Lachen. „Geben Sie schnell

die Magenpumpe, Doktor," rief ich, „ich bin voll von dem Zeug!" Aber auch die Magenpumpe erwies sich als nutzlos. Das ganze Belladonnagift war schon in den Organismus übergegangen. Das war mein letzter bewußter Gedanke. Ich klammerte mich, solange es ging, am Bewußtsein fest. Ich wollte nicht aufhören zu denken. Ich hörte noch den Doktor sagen: „Ich werde ihm Opium – eine große Dosis – geben." Und ich lachte im geheimen bei dem Gedanken, daß sowohl das narkotische Opium wie die stimulierende Belladonna die Bewußtlosigkeit herbeiführen würden, das eine Mittel durch Aufpeitschen, das andere durch Verlangsamen der Herztätigkeit . . .

Viele Stunden später wachte ich auf, es war Nacht, die Kerzen brannten, und Dr. Richards beugte sich über mich. „Kennen Sie mich?" fragte er, und ich erwiderte sofort: „Selbstverständlich kenne ich Sie, Richards!" Und ich fuhr triumphierend fort: „Ich bin gerettet. Ich bin übern Berg. Wenn ich hätte sterben sollen, wäre ich nicht aus der Bewußtlosigkeit erwacht." Zu meiner Verblüffung runzelte er die Augenbrauen und sagte: „Trinken Sie das, und dann schlafen Sie wieder ruhig. Es ist alles in Ordnung." Und er hielt mir ein Glas mit weißlicher Flüssigkeit an die Lippen. Ich trank es aus und sagte fröhlich: „Milch! Wie komisch, daß Sie mir Milch geben! Es steht in keinem Ihrer Bücher." Er sagte mir später, es sei Rhizinusöl gewesen, das ich für Milch gehalten hatte. Ich empfand es ganz vage, daß ich nicht mehr Herr meiner Worte sei, sogar bevor er noch die Hand auf meine Stirn legte und sagte: „Sprechen Sie jetzt nicht, ruhen Sie sich, bitte, aus." Ich schloß die Augen. Ich konnte es nicht verstehen, warum er mir Stillschweigen auferlegte. Ich konnte mich auch an meine letzten Worte nicht erinnern. Was war denn los? –

Ein furchtbarer Gedanke rüttelte mich plötzlich auf – hatte ich denn Unsinn gesprochen? Das Gesicht meines Vaters schien ganz verstört, während ich sprach.

War es denn möglich, vernünftig zu denken und wie ein Irrsinniger zu reden? Was für ein furchtbares Geschick! Ich beschloß, in einem solchen Falle, sobald ich mir bewußt war, daß mein Zustand hoffnungslos sei, von meinem Revolver Gebrauch zu machen. Dieser Gedanke gab mir meine Ruhe wieder, und ich legte mich zufrieden hin. In einigen Minuten war ich fest eingeschlafen.

Als ich das nächste Mal aufwachte, war es wieder Nacht, und

der Doktor und meine Schwester standen wieder an meinem Bett. „Kennen Sie mich?“ fragte er mich wieder, und ich erwiderte: „Selbstverständlich erkenne ich Sie und meine Schwester.“

„Das ist großartig,“ rief er erfreut aus, „jetzt wird es Ihnen bald gut gehen!“

„Selbstverständlich,“ meinte ich lächelnd, „ich habe es Ihnen schon vorher gesagt. Aber Sie schienen damals verstimmt. Habe ich phantasiert?“

„Lassen Sie das,“ erwiderte er, „regen Sie sich nicht auf, und es wird Ihnen bald gut gehen.“

„Es hing wohl an einem Haar, nicht wahr?“

„Und ob!“ erwiderte er. „Sie haben sechzig Gran Belladonna geschluckt, während die medizinische Dosis ein Viertel Gran beträgt und, unseren Büchern gemäß, ein Gran für tödlich gehalten wird. Ich werde nicht einmal die Möglichkeit haben, mich Ihres Falls in den medizinischen Zeitschriften zu rühmen,“ fuhr er lächelnd fort, „denn kein Mensch würde mir glauben, ein Herz könne so schnell galoppieren, daß man es kaum zu zählen vermag, sicherlich zweihundert Pulsschläge in der Minute, und das dreißig Stunden lang, ohne zu zerspringen. Sie sind geprüft worden, wie kaum ein Mensch vorher. Aber jetzt schlafen Sie noch. Der Schlaf ist das beste Heilmittel der Natur.“

Am nächsten Morgen erwachte ich ausgeruht, aber sehr schwach. „Nun ist das Wunder vollbracht!“ rief der Doktor aus! „Ich bin sicher, daß auch Ihr Hexenschuß geheilt ist.“ Und ich hatte auch wirklich keine Schmerzen mehr.

An diesem Abend hatte ich eine große, an Tiefstes rührende Aussprache mit meinem Vater. Ich erzählte ihm von meinem Ehrgeiz, und er versuchte, mir einhundert Pfund jährlich aufzudrängen, um meine Studien fortsetzen zu können. Ich sagte ihm, ich könnte das Geld nicht annehmen, aber ich sei ihm dafür von Herzen dankbar. „Ich werde schon Arbeit bekommen, sobald es mir besser geht“, sagte ich ihm. Seine selbstlose Liebe erschütterte mich bis in die tiefste Seele hinein. Und als er mir sagte, daß auch meine Schwester mit diesem Zuschuß einverstanden war, konnte ich nur den Kopf schütteln und ihm danken. An diesem Abend ging ich früh zu Bett, und er setzte sich zu mir. Der Arzt hatte mir viel Schlaf verordnet. Seltsame, farbige Lichter schwammen vor mir im Dunkel, sooft ich die Augen schloß. Ich bat meinen Vater, sich neben mich zu legen und meine Hand zu halten.

Sobald er neben mir lag und meine Hand faßte, fiel ich in tiefen Schlaf und schlief wie ein Klotz bis zum nächsten Morgen. Ich wachte vollkommen gesund und erfrischt auf und bemerkte mit Entsetzen, wie schmal und blaß das Gesicht meines Vaters war und daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte, als er aufstand. Ich sah dann, daß er die ganze Nacht hindurch auf der Messingkante des Bettes geschlafen hatte, um mich nicht zu stören. Von dieser Stunde an bis zum Ende seines selbstlosen Lebens, ungefähr fünfundzwanzig Jahre lang, war ich von tiefster Bewunderung und Liebe für ihn erfüllt.

Als es mir besser ging, lernte ich einen jungen Oxfordstudenten kennen, der sich über meine genaue Kenntnis der Literatur wunderte und mir eines Tages die Nachricht brachte, daß Grant Allen, der Schriftsteller, seine Stellung als Professor der Literatur im Brighton College aufgegeben hatte. „Warum sollten Sie sich nicht darum bemühen? Es trägt ungefähr zweihundert Pfund jährlich, und es kann Ihnen nichts Schlimmeres passieren, als daß man es Ihnen abschlägt."

Ich schrieb sofort an Taine, erzählte ihm von meiner Lage und meiner Krankheit und bat ihn um ein Empfehlungsschreiben, falls er mich für geeignet halten sollte. Ich bekam umgehend einen Brief von ihm, der mich in den wärmsten Worten empfahl. Diesen Brief schickte ich an den Direktor Dr. Bigge, mit einem Empfehlungsschreiben von Professor Smith, und Dr. Bigge forderte mich sofort auf, nach Brighton zu kommen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden wurde ich engagiert, obwohl er Bedenken hatte, daß ich zu jung sei, um die Disziplin aufrecht zu erhalten. Er sah bald ein, wie unberechtigt seine Furcht war. Ich hätte einen Hyänenkäfig in Ordnung halten können.

Ein langes Buch würde kaum genügen, um mein Jahr als Schullehrer in Brighton zu beschreiben. Ich will hier jedoch nur einige charakteristische Einzelheiten anführen. In jeder Klasse von dreißig Schülern fand ich fünf oder sechs wirklich fähige, und in der ganzen Schule kaum drei oder vier außerordentlich begabte. Aber sechs auf zehn waren ebenso dumm wie eigensinnig, und die überließ ich ganz ihrem eigenen Schicksal. Dr. Bigge machte mich darauf aufmerksam, daß, während einige meiner Schüler große Fortschritte zeigten, die Mehrzahl kaum welche aufweisen konnte. Ich ging sofort zu ihm und händigte ihm meine schriftliche Demission ein, die in jedem gegebenen Augenblicke erfolgen

konnte. „Ich kann mich nicht mit Narren abgeben, die nichts lernen wollen, während ich alles für die Begabten tun würde."

Die meisten der begabten Jungen mochten mich, und ein kleiner, charakteristischer Vorfall kam mir zu Hilfe. Wir hatten einen Klassenlehrer, namens Wolverton, einen Oxford-Studenten und Sohn eines bekannten Erzdechanten, der manchmal mit mir ins Theater oder zum Rollschuhring ging. Eines Nachts im Ring machte er mich auf einen Jüngling im Strohhut aufmerksam, der von einer Frau begleitet war.

„Sehen Sie hin," sagte Wolverton, „da geht der Soundso in unseren Farben und mit einer Frau. Haben Sie ihn gesehen?"

„Ich habe nicht hingeguckt," erwiderte ich, „aber es wäre doch nichts Merkwürdiges, wenn ein Primaner seine Flügel außerhalb des Nestes versucht."

Bei der nächsten Lehrerversammlung berichtete Wolverton zu meinem Entsetzen über den Vorfall und erklärte, der Knabe müßte den Namen der Frau angeben, sonst würde er ausgewiesen werden. Er rief mich als Zeugen an. Ich stand sofort auf und sagte, ich sei zu kurzsichtig, um mit Bestimmtheit den Knaben auf eine solche Entfernung zu erkennen, und außerdem weigerte ich mich, in irgendeiner Weise bei dieser Sache herangezogen zu werden.

Dr. Bigge sah den Vorfall sehr ernst an. „Die Moral eines Jungen", erklärte er, „muß in erster Linie berücksichtigt werden." Man müßte der Sache auf den Grund gehen. Und eigentlich könnte ich nicht leugnen, daß ich an jenem Abend einen Jungen in Schulfarben und in verdächtiger Gesellschaft gesehen hätte.

In diesem Augenblick stand ich auf und legte los! Die ganze Gesellschaft um mich herum schien mir aus lauter Heuchlern zu bestehen.

„In dem eigenen Hause des Doktors," sagte ich, „in dem ich Abendstunden gebe, könnte ich ihm eine Liste von Knaben anführen, von denen es bekannt ist, daß sie ein Verhältnis miteinander haben, und solange dieses Laster in der Schule geduldet wird, werde ich mich nicht dazu hergeben, irgend jemanden zu verfolgen, der einer natürlichen und berechtigten Leidenschaft nachgibt." Ich hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als Cotteril, der Sohn des Bischoffs von Edinburgh, aufstand und mich aufforderte, sein Haus von einem solchen ekelhaften und unerträglichen Verdacht zu befreien. Ich erwiderte ihm, daß in

seinem Hause ein paar Knaben unter dem Namen die „Inséparables“ bekannt seien, und betonte noch einmal, daß meine Bedenken sich gegen das ganze Internatssystem und nicht gegen die einzelnen Lehrer richteten, die, wie ich gern glaubte, ihr Bestes taten.

Der Vizedirektor Dr. Newton war der einzige, der meine guten Motive anerkannte. Er ging aus der Versammlung mit mir zusammen weg und gab mir den Rat, mit seiner Frau zu sprechen. Von den andern Lehrern wurde ich boykottiert. Ich hatte in der Öffentlichkeit gesagt, was Wolverton und die andern mir privat unzählige Male zugegeben hatten.

Frau Newton gehörte zu der führenden Gesellschaft in Brighton. Sie war, was die Franzosen „une maîtresse femme“ nennen. Sie gab mir den Rat, Literaturvorlesungen für Mädchen zu halten, und war so gütig, die Zirkulare auszusenden und mir ihren Salon für die ersten Vorlesungen zur Verfügung zu stellen. In einer Woche hatte ich fünfzig Schülerinnen, und bald verdiente ich zehn Pfund in der Woche neben meinem Gehalt. Ich sparte jeden Pfennig, und nach einem Jahre war ich finanziell unabhängig.

In jeder Krisenzeit meines Lebens halfen mir gute Freunde, aus reinster Menschlichkeit, unter Opfern von Zeit und Mühe, Smith in Lawrence, und Mrs. Newton in Brighton.

Ich hatte noch vorher einen Bankier Harold Hamilton kennengelernt, der Direktor der „London and County Bank“ in Brighton war. Es machte ihm Spaß, zu sehen, wie mein Bankkonto wuchs. Ich erzählte ihm von meinen Plänen und meinem Ziel, und er interessierte sich für mich. In der Zwischenzeit brach der Krieg zwischen Chile und Peru aus. Die Staatspapiere von Chile fielen von neunzig auf sechzig. Als ich Hamilton sah, versicherte ich ihm, daß Chile, allein gelassen, ganz Süd-Amerika schlagen könnte. Er riet mir jedoch, noch abzuwarten. Etwas später trat Bolivien auf Perus Seite, und die Chilepapiere fielen auf dreiundvierzig oder vierundvierzig. Ich ging sofort zu Hamilton und gab ihm den Auftrag, für mein ganzes Geld Chileobligationen zu kaufen. Nach vielem Hin- und Hergerede ging er darauf ein. Ungefähr vierzehn Tage später kam die Nachricht von dem ersten Sieg der Chilenen, und die Obligationen gingen bis zu sechzig in die Höhe und kletterten nun von Tag zu Tag. Ich verkaufte sie, als sie auf achtzig standen, und hatte aus meinen ersten fünfhundert Pfund zweitausend Pfund gewonnen, und um Weihnachten herum hatte ich

genug, um mich meinem Studium zu widmen. Hamilton folgte meinem Beispiel etwas später, hatte jedoch eine größere Summe angelegt.

Ich muß nun über das wichtigste Ereignis in der Brightonzeit berichten. Ich habe bereits in einer Skizze über Carlyle erzählt, wie ich eines Sonntagmorgens meinen Helden Thomas Carlyle in Chelsea aufgesucht hatte. Ich erzählte dort auch, wie ich ihn öfters sonntags auf seinem Morgenspaziergang am Chelsea-Ufer traf und wie er mir einmal über seine Frau sprach und seine Impotenz gestand.

Ich gab dort nur einen flüchtigen Bericht über einige unserer Gespräche, denn die Grundzüge werden durch Wiederholung nicht verstärkt. Hier möchte ich jedoch einige Einzelheiten hinzufügen, denn alles, was Carlyle betrifft, verdient unser Interesse.

Als ich ihm erzählte, welchen Eindruck Emersons Rede an die Studenten von Dartmouth auf mich gemacht hatte und wie sie mich eigentlich dazu gebracht hatte, meine juristische Praxis aufzugeben, um nach Europa zum Studium zu gehen, unterbrach er mich erregt:

„Ich erinnere mich sehr gut, wie ich diese Seite meiner Frau vorlas und ihr sagte, etwas Reineres und Edleres sei seit Schillers Tod nie geschrieben worden. Diese hinreißende Kraft. Also das hat Sie auf Ihren Weg gewiesen und die Wendung in Ihr Leben gebracht? . . . Ich wundere mich nicht . . . es war der große Ruf."

Von jenem Augenblick an schien Carlyle mich gern zu haben. Als ich nach Deutschland ging, sagte er mir beim Abschied: „Mit Gott auf den Weg, der jetzt vor Ihnen liegt!" Er sprach wieder von Emerson und der Trauer, die er beim Abschied von ihm empfand, der tiefen, tiefen Trauer – und er legte die Hände auf meine Schultern: „Sie trauerten, weil sie nicht mehr sein Antlitz erblicken sollten." Ich erinnerte mich an die Stelle und rief aus: „Ich hätte es eigentlich sagen sollen, denn mein ist der Verlust, mein das unsagbare Leid." Und durch meine Tränen hindurch sah ich seinen feuchten Blick.

Er gab mir einen Brief an Froude, an den „lieben, guten Froude", der mir zu einer literarischen Stellung verhelfen konnte, „wenn ich nicht mehr da sein sollte, wie es bald der Fall sein wird", fügte Carlyle hinzu. Und Froude half mir, wie ich im Verlauf meiner Geschichte erzählen werde.

Mein Porträt Carlyles wurde von einem Verwandten, Alexander

Carlyle, heftig angegriffen, der behauptete, ich hätte meine Informationen über Carlyles Schwäche den Froudeschen Enthüllungen im Jahre 1904 entnommen. Aber glücklicherweise erinnerte sich Sir Charles Jessel an das Essen im Garrick-Klub im Jahre 1886 oder 1887, bei dem Sir Richard Quain und ich anwesend waren. Jessel erinnerte sich genau, daß ich an diesem Abend die Geschichte von Carlyles Impotenz als Erklärung der Traurigkeit seines Ehelebens erzählt und ihm versichert hatte, daß Carlyle selbst es mir gestanden habe.

Bei diesem Essen sagte mir Sir Richard Quain, er sei der Arzt von Frau Carlyle gewesen und würde mir später genau berichten, was sie ihm erzählt hatte. Hier ist der Bericht, den mir Quain in jener Nacht in einem Klubzimmer in Garrick gab:

„Ich war jahrelang ein Freund der beiden Carlyles gewesen. Er war für mich der Held, einer der klügsten und gütigsten Menschen, sie war sehr witzig und weltgewandt und gefiel mir eigentlich noch mehr als der Weise. Eines Abends fand ich sie auf dem Sofa liegend mit großen Schmerzen. Sie zeigte auf ihren Unterleib, und ich erriet sofort, es müßte eine durch das Klimakterium hervorgerufene Störung sein. Ich bat sie, ins Schlafzimmer zu gehen, ich wollte eine Viertelstunde später heraufkommen, um sie zu untersuchen, und ich versicherte, ich würde ihr sofort helfen können. Sie ging nach oben. Nach ungefähr zehn Minuten fragte ich ihren Gatten, ob er mitkommen wollte. Er erwiderte in dem breitesten, schottischen Akzent, der immer bei ihm ein Zeichen der Erregung war:

‚Ich will nichts damit zu tun haben, ihr müßt das untereinander abmachen.‘

Ich ging nach oben und klopfte an Frau Carlyles Schlafzimmertür. Keine Antwort. Ich drückte die Klinke herab, die Tür war verschlossen. Und als ich keine Antwort bekam, ging ich hinunter und stürzte aus dem Hause.

Ich blieb ungefähr vierzehn Tage weg, aber als ich eines Abends zurückkam, sah ich mit Entsetzen, wie schlecht Frau Carlyle aussah und wie elend und todblaß sie auf dem Sofa lag. ‚Es geht Ihnen schlechter?‘ fragte ich.

‚Viel schlechter, und ich fühle mich schwächer!‘ erwiderte sie.

‚Sie sind ein eigensinniges, verbohrtes Wesen. Ich bin Ihr Freund und Ihr Arzt. Sie müssen Vertrauen zu mir haben. Ich kann Ihnen im Handumdrehen helfen, und Sie ziehen es vor zu

leiden. Wie dumm von Ihnen! – Kommen Sie jetzt nach oben und sehen Sie mich nur als Arzt an.' Und ich hob sie halb vom Sofa und stützte sie auf der Treppe. Als wir an ihrer Schlafzimmertür standen, sagte sie:

‚Geben Sie mir zehn Minuten, Doktor, und ich mach' mich fertig. Ich verspreche Ihnen, ich schließe die Tür nicht ab.'

Nach zehn Minuten klopfte ich an und kam herein.

Frau Carlyle lag auf dem Bett und hatte einen weißen Wollschal um Kopf und Gesicht gewickelt. Ich hielt es für eine alberne Affektiertheit bei einer alten, verheirateten Frau und schritt ohne weiteres zur Untersuchung. Auf einmal sprang ich auf. ‚Sie sind ja eine virgo intacta!' rief ich aus.

Sie zog den Schal vom Kopf und sagte: ‚Was haben Sie denn erwartet?'

‚Alles, nur das nicht bei einer Frau, die ungefähr fünfundzwanzig Jahre verheiratet ist!'

Ich hatte sie in kürzester Zeit geheilt. Sie hatte bald ihr altes, lustiges und übermütiges Wesen wiedergewonnen.

Etwas später erzählte sie mir ihre Geschichte:

‚Nach der Hochzeit war Carlyle sehr merkwürdig und verstimmt, schien sehr nervös und gereizt. Als wir nach Hause kamen, aßen wir zu Abend, und gegen elf Uhr sagte ich, ich wollte zu Bett gehen, da ich müde war. Er nickte und murmelte etwas. Ich legte meine Hände auf seine Schultern und sagte: Weißt du, Lieber, daß du mich heute noch nicht geküßt hast – an dem Tage unseres Lebens? – Und ich legte meine Wange an die seine, er küßte mich, sagte jedoch: Ihr Frauen denkt immer ans Küssen – ich komme gleich nach oben! – Ich ging nach oben, zog mich aus und legte mich zu Bett. Es war ihm den ganzen Tag lang nicht eingefallen, mich zu küssen. Etwas später kam er herauf, zog sich aus und legte sich neben mich. Ich wartete darauf, daß er mich in die Arme nahm, um mich zu streicheln und zu küssen. Nichts dergleichen geschah. Er lag da und zitterte. Einen Augenblick kam mir der Impuls, ihn zu küssen und zu streicheln. Im nächsten Moment fühlte ich die Empörung in mir. Ich stellte meine ganzen Hoffnungen und Vorstellungen der Hochzeitsnacht neben die Wirklichkeit: schweigend lag der Mann da und zitterte. . Plötzlich brach ich in ein wildes Gelächter aus. Es war zu jämmerlich, zu absurd . . .

Sofort sprang er aus dem Bett heraus, rief mir verächtlich zu:

Weib! und ging ins Nebenzimmer. Er kam nie mehr in mein Schlafzimmer zurück.

Und doch war er einer der besten und vornehmsten Menschen der Welt, und wenn er zärtlicher zu mir gewesen wäre und mir öfters gesagt hätte, daß er mich liebte, hätte ich ihm jede körperliche Schwäche vergeben können. Das Schweigen ist der schlimmste Feind der Liebe. Eigentlich gab er mir nie Grund zur Eifersucht mit Ausnahme einer kurzen Zeit mit Lady Ashburnham. Ich glaube, ich bin mit ihm so glücklich geworden, wie ich es nur werden konnte . . .‘

Das ist meine Geschichte,“ schloß Quain, „und ich schenke Sie Ihnen. Selbst auf den elyseeischen Gefilden würde ich mich über das Zusammentreffen mit Carlyles freuen, es war ein großes Paar.“

Nur noch eine Szene: Als ich Carlyle erzählte, daß ich in einem Jahr zweitausendfünfhundert Pfund verdient hatte und daß mir ein Bankier mit Sicherheit ein großes Vermögen versprach, wenn ich mit ihm eine Kohlengrube bei Tunbridge Wells kaufen würde (es war Hamiltons Lieblingsplan), war er sehr erstaunt. „Ich möchte wissen,“ fuhr ich fort, „ob Sie mich für fähig halten, etwas Gutes in der Literatur zu leisten. Wenn ja, dann werde ich mir alle Mühe geben. Im andern Falle würde ich lieber Geld verdienen und nicht meine Zeit verschwenden, um zu einem zweitklassigen Schriftsteller zu werden.“

„Das kann Ihnen keiner sagen,“ meinte Carlyle langsam, „Sie können glücklich sein, wenn Sie die Erkenntnis Ihres eigenen Wesens vor Ihrem Tode erlangen. Ich hielt meinen „Friedrich“ für ein großes Werk, und doch sagten Sie vor ein paar Tagen, ich hätte ihn unter den vielen Bänden begraben – und vielleicht haben Sie recht. Aber habe ich denn etwas geleistet, was leben wird?“

„Sicherlich,“ unterbrach ich ihn, zutiefst betrübt über meine eigene Bemerkung, „sicherlich. Ihre ‚Französische Revolution‘ wird unvergänglich sein, die ‚Helden und Heldenverehrung‘ und die ‚Briefe aus jüngster Zeit‘ und, und – – –“

„Genug,“ rief er, „sind Sie sicher?“

„Ganz, ganz sicher“, erwiderte ich. Darauf sagte er: „Sie können Ihrer eigenen Stellung ebenso sicher sein, denn wir alle können die Höhen erreichen, die wir imstande sind, zu übersehen.“

# ZWEITER TEIL

## KAPITEL I

# SKOBELIEFF

Als der Russisch-Türkische Krieg im Anfang des Jahres 1877 ausbrach, wußte ich sofort, wo ich meinen Sommer verbringen sollte. Ich wollte aus eigener Erfahrung feststellen, wie ein moderner Krieg aussah, und dabei lockte es mich, Rußland, die Balkanländer und die Türkei kennenzulernen – ich entschloß mich, sofort an die Front zu gehen.

Mit der Intuition, die hie und da englische Journalisten überkommt, wenn sie über den Krieg schreiben, hatten sie den Namen Skobelieffs, des Eroberers von Turkestan, in den Zeitungen ausposaunt, der meine keltische Phantasie gefangennahm. Ich setzte mich hin, schrieb ihm sofort mit der Bitte, ihm bei seiner Arbeit zuschauen zu dürfen, um über seinen Kampf gegen die Türken für eine amerikanische Zeitung zu berichten. Zwei Zeitungen hatten sich schon bereit erklärt, meine Berichte für zwanzig Dollar pro Spalte aufzunehmen, was mir in meiner damaligen Unkenntnis als angemessene Bezahlung erschien. Im Juni war ich in Moskau und schrieb wieder an Skobelieff, mit dem Ersuchen, mich zu empfangen. Ich fand jedoch zu meiner Verblüffung, daß Skobelieff nicht der Hauptkommandeur war, eigentlich überhaupt keine offizielle Stellung hatte und nur in der Hoffnung, sich nützlich zu machen, auf den Kriegsschauplatz gegangen war.

Die erste offizielle Stellung, die er bekam, und zwar erst nach dem Überschreiten der Donau und der Belagerung von Plewna, war eine Art von Assistentenposten beim General Dragomiroff. Aber weder Neid noch Eifersucht konnten diesen Feuergeist niederhalten. Sobald er sich auf dem Felde zeigte, fiel er auf. In einigen Tagen brachte ich es fertig, ihm vorgestellt zu werden. Bald freundeten wir uns an. Seine reiche Menschlichkeit und die Verachtung des Konventionellen zogen mich unwiderstehlich an.

Er hatte etwas Ungekünsteltes und Junges, das meine enthusiastische Bewunderung, meine Heldenverehrung, wenn man will, ohne viel Umschweife annahm. Ich habe seither diese Naivität bei allen großen Tatmenschen getroffen. Skobelieff war mittelgroß, breitschultrig und stark. Die untere Gesichtshälfte war von einem dichten, gewellten Schnurrbart bedeckt, der Bart war in der Mitte auseinandergebürstet, die Stirn breit und hoch, die Nase dick und jüdisch gebogen, die Augen grau und scharf. In dem Gesicht war nichts Auffallendes. Sein ungestümer Charakter verriet sich in schnellen, abgerissenen Bewegungen, er schien immer sprungbereit, und doch war in ihm ein Unterton von großer Güte und eine Reserve unzerstörbarer guter Laune.

Mitte August bot sich ihm die erste wirkliche Gelegenheit. Er hatte schon vor einer Woche erklärt, daß ein bestimmtes Fort den Schlüssel zu Plewna bilde. „Wenn wir das hätten," sagte er, „könnten wir Osman einheizen!" Ich weiß nicht, durch wessen Einfluß er das Kommando über große Streitkräfte bekam, wahrscheinlich durch den Zaren Alexander selbst, von dem Skobelieff immer mit Zuneigung sprach.

Die Angriffstruppen mußten einen Strom überschreiten und dann das abschüssige Glacis emporklimmen. Es hatte in der vorhergehenden Nacht stark geregnet, und der lange Abhang war schlüpfrig. Sobald die Russen heraufzuklimmen begannen, tobte das türkische Feuer betäubend um ihre Ohren, aber zuerst war es wirkungslos. Als die Russen jedoch drei Viertel des Weges durchmessen hatten, wurden sie einfach in Scharen niedergemäht. Einen Moment dachte Skobelieff nach, galoppierte plötzlich in den Wiesengrund herunter, ritt über den Fluß und befand sich bald unter den gefallenen Russen. Natürlich folgte ich ihm auf den Fersen. Hier war das türkische Feuer von einer teuflischen Wut. Ich bemerkte, daß es die Büsche in unserer Nähe in einer gewissen Höhe glatt abrasierte. Ich konnte nicht verstehen, warum. Aber Skobelieff löste das Rätsel sofort. Er wendete sein Pferd, galoppierte zurück und gab den Auftrag, daß die Soldaten in Reih' und Glied vorrücken sollten, mit hundert Yards Abstand zwischen den Gliedern. Als die erste Menschenwelle die Gefallenen erreichte, wurde sie von dem tödlichen türkischen Feuer zu Boden gerissen, aber die nächste Welle kam durch und kletterte bis dicht an die Festung heran. Die dritte Welle wurde wieder ausgemerzt, aber die vierte drängte sich durch und gesellte sich zu der zweiten. Sofort

durchmaß Skobelieff das Glacis im Galopp und führte selbst den Angriff unter den Jubelschreien der Soldaten, die auf die Redoute emporrasten. In seiner Hast fiel Skobelieff in den Festungsgraben und mußte herausgezogen werden. Aber obwohl er sehr zerschlagen und verletzt war und die Offiziere ihn baten, zurückzubleiben, weigerte er sich, und als wir in das Fort hereinkamen, sahen wir, wie die Türken in panischer Flucht zur andern Seite des Forts herausströmten.

Ein Blick auf die Mauer erklärte mir die Technik der Türken. Um sich selbst nicht herauszustellen, hatten die türkischen Soldaten einfach ihre Gewehre in die Scharten gestellt und schossen los. Ungefähr fünfhundert Yards entfernt im Tal regnete es Kugeln, in einer Höhe von vier Fuß. Dies war die Todeszone. Einige hundert Yards weiter gingen die Kugeln in die Luft, dreihundert Yards höher pfiffen sie harmlos über den Kopf hinweg. Als er den Abhang hinaufgaloppierte, hatte Skobelieff bemerkt, daß die Gefahrzone sehr schmal war, er begriff sofort die ganze Lage und nutzte sie zum Siege aus.

Aber er hatte ohne seine Führer gerechnet. Sobald er die russischen Soldaten im Fort verteilt hatte, forderte er Verstärkungen an. Aber es wurden ihm keine geschickt, nicht einmal eine Antwort auf seine Bitten. Er hatte Plewna eingenommen – die ausschlaggebende Lage der Redoute war selbst einem Kinde klar, aber er hatte schwere Verluste und konnte einem Angriff nicht widerstehen. Die Nacht fiel langsam herab. Wir hatten gegen drei Uhr das Fort eingenommen, und das Dunkel faltete sich allmählich, aber sicher zusammen. Immer wieder und wieder schickte Skobelieff nach Verstärkungen. Er bekam schließlich die Antwort, daß man keine entbehren konnte.

Es wurde uns später gesagt, daß der Zar selbst die Generale gedrängt habe, die Verstärkungen zu schicken. Es wurde ihm jedoch versichert, daß man keine erübrigen konnte, obwohl es sonnenklar war, daß man von den zweihunderttausend Truppen im Felde leicht zwanzigtausend abkommandieren konnte, und mit einem Viertel dieser Streitkräfte hätte an diesem Augusttage Skobelieff Plewna erobern lassen.

Als Skobelieff endlich einsah, daß er keine Hilfe zu erwarten hatte, schien er wie betäubt vor Enttäuschung. Dann schüttelte ihn die Wut, sein Gesicht zuckte, Tränen rollten seine Wangen herab, während er in Empörung über seine Vorgesetzten tobte.

„Der Großfürst haßt mich", schrie er, „und auch der Generalstab, weil ich für ihn Siege erfochten habe. Aber sie sollen doch selbst herkommen, um sich den Ruhm zu holen – wer kümmert sich um den Ruhm, solange die Arbeit geleistet wird? – Der Teufel soll sie holen mit ihrer kleinlichen Eifersucht. Sie können nicht einmal fünftausend Mann entbehren, diese Lügner und Schurken!"

An diesem Abend saßen einige Offiziere mit ihm, und wir tranken und sprachen über die vorliegenden Möglichkeiten. Es erwies sich später, daß Skobelieff seinen osmanischen Gegner besser verstand als irgendeiner von uns.

„Wenn wir sie nicht am Morgen angreifen," sagte er, „muß Osman zu der Schlußfolgerung kommen, daß wir schwach sind, und er wird uns mit einem Frühangriff überraschen. Wir müssen uns auf den Rückzug vorbereiten. Aber wenn ich fünftausend Mann und fünfzig Feldgeschütze hätte – genau das, um was ich gebeten hatte –, könnte ich Plewna um die Mittagszeit einnehmen. Osman müßte sich ergeben. Der blödsinnige Neid unserer Kommandeure wird Rußland eine halbe Million Menschenleben kosten und den Krieg um sechs Monate verlängern." Ich habe durch Skobelieff gelernt, daß das Wesen der strategischen Kunst darin beruht, sich an die Stelle des Gegners zu versetzen. Als wir allein waren, drehte er sich zu mir um:

„Berichten Sie, bitte, kein Wort darüber," sagte er, „kein Russe würde die russische Schmach bloßstellen. Es ist, als ob wir über die Verfehlung unserer Mutter sprechen würden. Ich will nicht, daß die verdammten Deutschen sich darüber lustig machen. Ach, wenn ich nur die Möglichkeit hätte, würde ich ihnen schon zeigen, daß unsere russischen Soldaten die besten auf der Welt sind. Unvergleichlich!" Und er fuhr fort, uns ein Beispiel nach dem andern von ihrem Mut und ihrer Todesverachtung zu geben. Es kam alles, wie Skobelieff es vorausgesagt hatte, aber es verschob sich um einige Stunden. Die Mittagszeit war schon vorbei, als die türkischen Soldaten uns angriffen. Wir hatten alle Schwierigkeiten, uns zu behaupten. Eine Stunde später warf Osman dreißigtausend Mann mehr gegen uns, und wir wurden zum Rückzug gezwungen. In einer Stunde wurde der geordnete Rückzug zu einer panischen Flucht, und noch stundenlang strömten abgesplitterte Reste unserer Schar hinkend, schwankend und fluchend in das frühere Lager zurück.

Am nächsten Tage blieb Skobelieff auf seinem Zimmer. Ich

bemerkte sofort, daß sein Ruf ungeheuer gestiegen war. Seine eigenen Offiziere wußten alle, was er geleistet hatte. Und als die Offiziere aus anderen Kommandos kamen, zeigten sie ihre Achtung vor seinen großen Fähigkeiten. Das Schöne an ihm war, daß der ganze Respekt und die Vergötterung nicht die leiseste Wirkung auf ihn ausübten. Sooft wir uns später trafen, behandelte er mich mit derselben gütigen Vertraulichkeit.

Selbstverständlich war Plewna durch nichts zu retten. Ein Armeekorps nach dem andern wurde zur Unterstützung der russischen Streitkräfte geschickt. Die türkischen Verbindungen wurden abgeschnitten, Plewna war umzingelt. Monate später ergab sich Osman und wurde mit aller Achtung von Skobelieff empfangen, den jetzt jeder als den Helden von Plewna begrüßte. Osman bot ein schönes Bild, als er an der Spitze seiner Garnison von fast hunderttausend Mann ritt. Er war schmal und blaß und hatte einen Arm, an dem er jüngst verwundet worden war, in der Binde, und als er an der Spitze seines Stabes durch die russischen Reihen ritt, jubelten ihm die Russen auf ein Zeichen Skobelieffs zu.

Ich möchte Skobelieff mit Roberts vergleichen, der der beste General war, dem ich je begegnete, und den interessanten Kontrast zwischen beiden herausholen. Keiner von beiden war von bedeutender Intelligenz. Im Burenkriege ging Roberts jeden Sonntag in die Kirche und wich nicht um ein Haar von den Gebräuchen und Konventionen ab. Er war ein ehrlicher Christ und folgte in allen gesellschaftlichen Dingen seiner Frau. Zuerst ließ er sich von Kitcheners Äußerem täuschen, und selbst, als er bei Paardeberg gezwungen war, dessen militärische Unzulänglichkeit zu erkennen, behielt er dieses Wissen so lange für sich, daß er noch den Kitchener-Mythos unterstützte. Skobelieff andrerseits war von jeder Form des Snobismus vollkommen frei. Er hatte sogar eine gewisse Sympathie für die Verachtung der Disziplin und aller gesellschaftlichen Konventionen. Ein Teil der „Rückkehr zur Wahrheit" der Nihilisten war ihm ins Blut gelangt. Er haßte alles Unehrliche und schien mir in dieser Hinsicht sogar größer als Roberts. An Einsicht und Aktivität waren sich die beiden gleich.

In den Tagen der Ruhe, die jetzt der Einnahme des Forts folgten, brachte ich Skobelieff dazu, mir von seiner Jugend zu erzählen. Er gestand mir lachend, daß er mit vierzehn oder fünfzehn Jahren hinter jedem hübschen Mädel her war, das in seiner

Nähe auftauchte. Eines Tages fand ihn ein Onkel dabei, als er ein junges Hausmädchen umarmte. Sie stieß den Knaben weg, als sie des Onkels ansichtig wurde. Darauf sagte er ruhig: „Du solltest stolz sein, mein Täubchen, daß dich der junge Herr küßt!“ – „Seit jener Zeit machte man mir keine Schwierigkeiten,“ sagte Skobelieff einfach, „die Nachricht verbreitete sich mit Windeseile durch das ganze Haus, und ich traf auf keine Weigerungen mehr.“

Ich fand nichts Bezeichnenderes für die wirkliche Bedeutung der Leibeigenschaft als diese kleine Episode. Sie ist meiner Ansicht nach so charakteristisch wie die Erzählung von Krapotkin, in seinen „Erinnerungen eines Revolutionärs“, über die orientalischen Sitten im Pagenkorps, über die dort herrschende Unzucht und die teuflischen Grausamkeiten der Zeit der Leibeigenschaft. Einige der Tatsachen sprechen Bände. Wenn ein Soldat oder Dienstbote durch Auspeitschen bestraft wurde und unter der Knute starb, wurde das volle Maß der Prügel dem fühllosen Leichnam aufgezählt. Auch die Heirat unter den Leibeigenen wurde oft vom Herrn ohne Rücksicht auf Liebe oder eigene Wahl vereinbart.

„Was geschah nun mit dem hübschen Mädel?“ fragte ich. – „Ich besaß sie oft,“ erwiderte Skobelieff lachend, „und wenn sie's nicht war, dann war's eine andere. Ich besaß sie alle. Jedes Mädel und jede Frau im Orte von dreizehn bis fünfzig. Aber die alten gefielen mir besser“, fügte er nachdenklich hinzu. „Wenn ich nicht zur Schule hätte gehen müssen, hätte ich mich dabei umgebracht. Heute spüre ich noch die Nachwirkung jener Jahre.“

„Bedauern Sie Ihre früheren Ausschweifungen?“ fragte ich. „Nein,“ erwiderte er, „es ist im großen ganzen eine schöne Zeit gewesen. Und wenn ich als Knabe doppelte Portionen verspeist habe, wie die Franzosen sagen, besitze ich jetzt viele unvergeßliche Erinnerungen. In Petersburg verlebte ich später herrliche Stunden. Dort traf ich auf eine wirkliche Leidenschaft, auf den Wunsch, mein Gefühl mit Gleichem zu vergelten, auf ein Verständnis des Lebens, einen Entschluß, Großes zu vollbringen ohne Rücksicht auf Konventionen – – – Ach, die siegreichen Augenblicke des Lebens sind alles, aber auch alles, was uns zuteil wird.“

Es war ein Geständnis ganz nach meinem Sinne –

Zwei kleine Szenen dieses Feldzuges machten einen großen

Eindruck auf mich. Es war nach der Einnahme einer Stadt namens Lovtscha, wenn ich mich nicht irre. Skobelieff und sein Stab trafen auf eine Schar verwundeter Türken, die von ihren Kameraden auf dem Wegrande zurückgelassen worden waren, schon Tage vorher, sterbende und tote Männer, die Verwundeten peinlich gekrümmt. Skobelieff ließ durch einen Dolmetscher fragen, was man für sie tun könnte, bevor man sie ins Feldspital transportierte. Alle jammerten nach Nahrung, nur der eine große Türke mit einem ganz verbundenen Kopf bat um eine Zigarette. Sofort beugte sich Skobelieff vom Pferde herab und bot ihm sein eigenes Zigarettenetui an. Der Türke nahm es, ein Offizier reichte ihm das Streichholz hin, und er blies den Rauch vor sich hin mit dem Ausdruck ungetrübter Zufriedenheit. Und dann begann er als Gegendienst den Knoten seiner Bandage aufzumachen und den schmutzigen Leinenstreifen abzuwickeln, der seinen Kopf bedeckte. Trotz Skobelieffs protestierender Geste und seiner Bitte, es nicht zu tun, fuhr er fort, und als der letzte Streifen, vom Blut verklebt, abgemacht war, fiel der halbe Kiefer des Mannes auf die Brust herab – die andere Hälfte war anscheinend von einem Granatsplitter abgerissen. Es war ein grauenhafter Anblick. Aber der Türke lächelte, hob seinen Kiefer empor und begann wieder die Bandage zu wickeln. Als er sie festgebunden hatte, steckte er die Zigarette wieder in den Mund und lächelte uns in wärmster Dankbarkeit an. „Ein stolzes Volk," lächelte Skobelieff, „große Soldaten!" Und das waren sie – und sind's noch heute!

Noch eine Szene: Als Engländer gelang es mir, lange vor den russischen Truppen nach Adrianopel zu kommen. Ich wollte Konstantinopel und die Türken sehen, bevor ich mich wieder an meine Arbeit machte. Auf einer Station, deren Namen ich schon vergessen habe, mußte ich mich einen oder zwei Tage aufhalten. Die Karawanserei war eine jämmerliche Bude. Eines Morgens hörte ich, daß einige russische Gefangene hereingebracht wurden, und als ich vor die Tür trat, sah ich sie auf den Bänken der Station sitzen, von einem halben Dutzend Türken bewacht. Ein gigantischer Türke schritt vor den armen Gefangenen auf und ab und schimpfte und brummte vor sich hin. Ich bat den Dolmetscher, den ich bei mir hatte, einen türkischen Offizier ausfindig zu machen, denn sonst würde man die Russen umbringen. Er stürzte im Augenblicke fort. Plötzlich blieb der riesige Türke vor einem bärtigen Russen stehen, ergriff ihn beim Bart und beim Haarschopf, riß

seinen Mund auseinander und spuckte ihm in die Kehle – ich habe nie eine solche Geste des Hasses und der wilden Wut gesehen. Mein Blut kochte, aber ich konnte nichts tun, als um die baldige Rückkehr eines Offiziers beten. Glücklicherweise kam noch einer rechtzeitig an, und die armen Russen waren gerettet.

Ich habe Skobelieff nach jener Zeit nicht mehr gesehen. Aber er blieb leuchtend in meiner Erinnerung haften, und ich will jetzt von seinem Ende erzählen. Ich sprach von ihm eines Tages begeistert in London, als ein russischer Offizier, der der russischen Botschaft attachiert war, mir von seinem Tode erzählte:

„Sie wissen, daß er unser Held war", begann er. „Es hängen mehr Bilder von Skobelieff als sogar vom Zaren in unseren Bauernhütten in ganz Rußland. Und auch sein Ende war wunderbar. Er war nach Moskau gekommen, um einige Armeekorps zu inspizieren. Wie immer nach einer Inspektion, bei der er sehr scharf gegen einige Offiziere vorgegangen war, bat er eine Schar der jüngeren, mit ihm im Slaviansky Bazaar zu speisen. Er wollte wohl den Stachel seiner bitteren Kritik vergessen machen. Selbstverständlich stellten wir uns alle, stolz wie ein Pfau, von ihm eingeladen zu sein, ein, und es wurde ein großes Fest gefeiert.

Später schlug jemand vor, uns zu Madame X zu begeben, die in der benachbarten Straße ihr Haus hatte. Skobelieff ging zu unserem Staunen darauf ein, wir fuhren alle hin, suchten uns die Mädchen aus und verschwanden in den Schlafzimmern. Gegen Mitternacht hörte ich einen wahnsinnigen Schrei, öffnete, wie ich war, die Tür und fand im Korridor die Frau, die Skobelieff sich ausgesucht hatte. ‚Der General ist tot', jammerte sie.

‚Tot?' schrie ich, ‚was heißt das? Führ' mich hin!' Und hysterisch schluchzend nahm sie mich in ihr Schlafzimmer. Dort lag Skobelieff regungslos mit weit offenen Augen auf die Decke starrend; ich rief ihn, legte erst meine Hand, und dann mein Ohr an sein Herz. Es hatte aufgehört zu schlagen. Ich sah das Mädel an. ‚Es war nicht meine Schuld,' schrie sie, ‚wirklich nicht. Es war nicht meine Schuld.'

Ich stürzte in mein Schlafzimmer zurück und zog mich hastig an. Alle Offiziere waren schon auf den Beinen. Wir riefen nach dem Eigentümer des Bordells und sagten ihm, daß wir den General sofort in sein Hotel, den Slaviansky Bazaar transportieren müßten. Aber der Bordellwirt erklärte uns, es sei nach den polizeilichen Bestimmungen verboten, und wir müßten uns erst eine

Erlaubnis holen. Sofort stürzten einige der Offiziere heraus, fuhren in das Polizeipräsidium, aber selbst dort konnten wir nichts erreichen. Es stellte sich heraus, daß nur der Gouverneur von Moskau die Erlaubnis erteilen konnte. So rasten wir zum Palast hin. Wie das Pech es nun einmal wollte, war der Gouverneur in seiner Villa außerhalb der Stadt, wir mußten eine Droschke nehmen, und sausten wie irrsinnig hin. Gegen drei Uhr morgens klopften wir ihn aus dem Schlafe heraus, bekamen die notwendige Erlaubnis, und stürzten zum Bordell zurück.

Der General war kalt und steif. Es war unerhört schwierig, ihn anzukleiden, aber es mußte getan werden. Mein Freund faßte ihn bei einem Arm und ich beim zweiten, und halb führten, halb trugen wir ihn zu der Droschke hinunter. Keiner von uns hatte an die Zeit gedacht. Es war jedoch leider inzwischen Tag geworden, und zu unserer Verblüffung war die Nachricht durchgesickert, und die Straßen waren von Menschen überfüllt. Sobald sie uns sahen, wie wir Skobelieff halb trugen, knieten sie auf dem Bürgersteige und auf der Straße hin – das gute Volk –, bekreuzigten sich und begannen für den Frieden seiner Seele zu beten.

Durch eine kniende Menge hindurch fuhren wir unsern Helden in den Slaviansky Bazaar und legten ihn auf sein Bett. Und das fromme Mitleid des russischen Volkes ist so groß, seine Bewunderung der Größe so tief, daß die Geschichte nie verbreitet wurde und nie in der Presse erschien. Wundern Sie sich nun, daß unser Vaterland für uns das Heilige Rußland ist?"

Als ich der Geschichte zuhörte, kamen mir die großen Worte von Blake in den Sinn, das letzte Wort für uns Sterbliche:

„Soll durch alle Ewigkeit
Zwischen uns Vergebung sein, –
Unser teurer Heiland sprach:
Dies das Brot und dies der Wein."

## KAPITEL II

# WIE ICH SHAKESPEARE UND DIE DEUTSCHEN STUDENTENSITTEN KENNENLERNTE

Warum ich nach Heidelberg und nicht nach Berlin zum Studieren ging, kann ich kaum sagen. Wahrscheinlich umspielte ein Hauch von Romantik den Namen und zog mich an. Ich besaß über tausendfünfhundert Pfund in der Bank und dachte, ich könnte damit fünf Jahre leben, um dann nach den Staaten zurückzukehren und meine Lebensarbeit mit mindestens tausend Pfund in der Tasche zu beginnen. Aber würde ich denn nach Amerika zurückkehren? Ich mußte mir selbst gestehen, daß das Malariafieber in den Staaten mich schreckte. Außerdem gefiel mir England besser, und so verschob ich jeden Entschluß.

Heidelberg faszinierte mich. Ich liebte seine Schönheit, die großen bewaldeten Hügel, seinen Fluß, sein zerstörtes Schloß, seine schlichte, sachliche Universität, sein Café Leer, seine Buchhandlungen – alles in dieser Stadt. Ich wohnte eine Woche lang im „Hôtel de l'Europe" und fand es sehr teuer. Aber die Rheinweine waren herrlich und nicht zu kostspielig. Die zehnjährigen Markobrunner und Liebfrauenmilch lehrten mich, welche Blume und welchen Duft Weine besitzen können.

Eines Tages ging ich an den Fluß, um mir ein Ruderboot zu mieten. Ein stämmiger junger Bursche zahlte gerade für seinen Kahn. „Kann ich ihn haben?" fragte ich zögernd und wies auf sein Fahrzeug hin. – „Jawohl," antwortete er mir laut und jovial, „aber Sie sind wohl Engländer?" fügte er auf Englisch hinzu. „Eher Amerikaner", erwiderte ich. Und mein Bekannter stellte sich als ein junger Amerikaner namens Treadwell vor, der mit seinem jüngeren Bruder in einer deutschen Schule aufgewachsen

war, Chemie studierte und bereits Assistent des berühmten Professors Bunsen war, des Mannes, der als erster die chemische Komposition der Sterne entdeckte und das Spektroskop erfand. Hier boten sich mir Wunder. Ich war Feuer und Flamme, mehr zu lernen und Bunsen zu sprechen. War es denn möglich? „Sicherlich!" Ich schauerte vor Erwartung.

Dieser ältere Treadwell war ein präsentabler Kerl, vielleicht fünf Fuß neun groß und sehr stämmig, glattrasiert mit starken Zügen und einem wachen Ausdruck. Aber ich entdeckte bald, daß er trotz seiner Kenntnis der qualitativen und quantitativen Analyse keineswegs intellektuell in meinem Sinne des Wortes war. Sein jüngerer Bruder, der gerade die Universitätsstudien begonnen hatte und Philologe war, gefiel mir besser. Er war ungefähr ebenso mittelgroß wie ich und kannte bereits Latein, Griechisch, Deutsch und Französisch. Er war auch nachdenklich und hatte nach innen gekehrte, tiefe, graue Augen. „Ein feiner Kopf," dachte ich, „obwohl noch unreif." Und wir freundeten uns bald an. Er empfahl mir die Pension, in der er und sein Bruder lebten, die mich weniger als ein Pfund in der Woche kosten sollte. Das Essen war ausgezeichnet, weil die Pension von einer dicken mütterlichen Engländerin, der Witwe eines deutschen Professors, gehalten wurde, die eine der klügsten und gütigsten Frauen des Typus maîtresse femme war.

Dort traf ich auch einen gewissen Onions, der sich in Oxford manche Ehren geholt hatte und sich bald mit mir anfreundete, denn auch er liebte die Literatur wie ich und schien mir über alle Maßen klug. Er schrieb herrliche lateinische und griechische Gedichte, und in drei Monaten hatte er das Deutsch beherrscht, obwohl er es nicht sehr gut sprach. Onions gestand mir, daß er vier Stunden jeden Morgen Deutsch studierte, und so tat ich dasselbe und gab noch drei oder vier Stunden am Nachmittage dazu. Eines Tages erstaunte und erfreute er mich, indem er mir sagte, ich müßte ein Sprachgenie besitzen, denn mein Deutsch sei schon besser als das seinige. Jedenfalls sprach ich es fließender, denn ich sprach es, so oft ich Gelegenheit dazu hatte, während er sich meistens schweigend verhielt.

Der junge Treadwell führte mich in die Universität ein. Ich belegte dieselben Vorlesungen wie er und arbeitete Tag und Nacht ohne Rücksicht auf Schlaf oder Erholung. In drei Monaten sprach ich Deutsch fließend und korrekt und hatte bereits Lessing,

Schiller, Heine und die üblichen Romane, hauptsächlich „Soll und Haben", gelesen.

Aber ich hatte nicht viel durch die Universitätsvorlesungen gelernt. Ich hatte eine Vorlesung über das Griechische belegt, aber nach zwei Monaten war der Professor noch immer im Sanskrit verwickelt, und da ich kein Wort vom Sanskrit oder seiner Bedeutung wußte, fand ich es schwierig, ihm zu folgen. Ich wurde immerzu an Heines Erfahrung erinnert. Er hat, wie er erzählt, Vorlesungen über Weltgeschichte gehört, aber nach drei Jahren fleißigen Studiums mußte er sie aufgeben, weil der Professor noch nicht die Zeit von Sesostris erreicht hatte.

Kuno Fischer war zu jener Zeit vielleicht der populärste Professor in Heidelberg. Er hatte eine Reihe von Vorlesungen über Shakespeare und Goethe angekündigt, und die Aula war nicht nur von Studenten, sondern auch von Damen und Herren aus der Stadt überfüllt. Fischer hatte ein Gesicht wie eine Bulldogge, und seine Nase, die in einem Duell zerhauen wurde, steigerte die Ähnlichkeit noch. Er begann eine Vorlesung damit, daß er Shakespeare und Goethe die Zwillingsblüten der germanischen Rasse nannte. Ich war noch immer Engländer genug, um diesen Satz als eine Blasphemie aufzufassen, und so scharrte ich laut zum Zeichen meines Mißfallens. Fischer hielt verblüfft inne. Es war, wie er mir später sagte, das erstemal, daß man ihn überhaupt unterbrochen hatte; er beherrschte sich mühsam und sagte: „Wenn der Herr, der so offensichtlich mit mir nicht übereinstimmt, abwarten möchte, bis ich geendet habe, werde ich ihn bitten, mir den Grund seiner Mißbilligung zu erklären." Die Zuhörerschaft klatschte Beifall, und die Umgebenden sahen mich erstaunt und erbost an.

Fischer fuhr fort und sagte: „Sogar der Name Shakespeare zeugt von seinem teutonischen Ursprung, er war ebenso deutsch wie Goethe."

Ich lächelte vor mich hin, konnte jedoch nicht leugnen, daß der Rest der Vorlesung interessant war, trotzdem der Professor sich kaum bemühte, einen der beiden Dichter lebendig zu machen. Am Schluß setzte er ihre Ausbildung gegeneinander und beglückwünschte seine Zuhörer zu der Tatsache, daß Goethe viel größere Erziehungsmöglichkeiten hatte und sie so glänzend ausnützen konnte. Die Zuhörer klatschten begeistert, als er sich hinsetzte. Aber Fischer erhob sich sofort, bat um Schweigen und sagte: „Wenn der Kritiker, der beim Anfang meiner Vorlesung sein

Mißfallen so offen äußerte, jetzt mit der Erklärung beginnen will, sind wir bereit, ihm zuzuhören."

Ich stand auf und stammelte ein wenig wie in Verlegenheit, während ich die Zuhörerschaft und den Professor bat, mein fehlerhaftes Deutsch zu entschuldigen. „Aber als walisischer Kelte", sagte ich, „fühle ich, daß der Professor mit seiner ganzen Beredsamkeit die Teutonen und hauptsächlich ihre überlegene Erziehung überschätzte. Überlegen! Shakespeare hatte uns das Drama der ersten Liebe in „Romeo und Julia" gegeben, das Drama der reichen Leidenschaft in „Antonius und Kleopatra", der Eifersucht im „Othello", der intellektuellen Schwäche in „Hamlet", des Wahnsinns im „Lear", und dagegen hat uns Goethe nur allein den Faust als Beweis seiner überlegenen Vorteile hinterlassen.

Es wurde uns gesagt, daß „Shake" und „speare" teutonisch sind. Nun ist das Englische eine Mischung von Niederdeutschem und Französischem, aber seltsamerweise sind alle komplizierten Worte französischen und nur die armen, einsilbigen teutonischen Ursprungs. So ist zum Beispiel „mutton" französisch, während „sheep" vom deutschen Schaf abstammt. Ich hatte mir immer vorgestellt," fügte ich nach einer Pause hinzu, „daß Shakespeare aus dem Französischen stammt und eine offensichtliche Verstümmelung des Namens Jacques Pierre ist." – Hier begannen die Zuhörer zu lachen, und Fischer selbst ging auf den Witz ein und klatschte Beifall. Da ich meine Wirkung erreicht hatte, setzte ich mich sofort hin.

Als ich den Saal verließ, kam Fischers Diener auf mich zu und sagte mir, der Professor wollte mich auf seinem Zimmer sehen. Ich folgte ihm sofort und Fischer kam mir lachend entgegen. „Ein genialer Streich," sagte er, „und nicht schlimmer als viele unserer ethymologischen Ableitungen." Und er fügte ernst hinzu: „Sie haben Shakespeare auf eine herrliche Weise verteidigt, obwohl ich der Ansicht bin, daß man Goethe mehr als nur den ‚Faust' zugute halten sollte."

Dies war der Anfang eines Gespräches, das mein ganzes Leben ändern sollte. Als ich Fischer von den mir unverständlichen Vorlesungen über die griechischen Verben und von ähnlichen Schwierigkeiten erzählte, fragte er mich nach meinen Studien aus und sagte mir, daß die meisten amerikanischen Studenten in Deutschland keine genügende Vorbildung in Latein und Griechisch besitzen, um die Vorteile auszunützen, die ihnen eine deutsche Universität bietet. Schließlich riet er mir höchst eindringlich, meinen Schnurr-

bart abzurasieren und für ein Jahr ins Gymnasium zu gehen – ich mit zwanzig Jahren in die Schule! Meine ganze Natur revoltierte dagegen – Fischer war jedoch eindringlich und überzeugend. Er lud mich in sein Haus ein, stellte mich einem Professor Ihne vor, der Professor bei den kaiserlichen Prinzen oder Ähnliches gewesen war und der ausgezeichnet Englisch sprach. Er stimmte mit Fischer überein, der dann mit folgender Bemerkung den Ausschlag gab: „Harris hat einen hellen Kopf, seine Rede hat es uns heute bewiesen, und Sie sind sicher derselben Meinung, daß er, je begabter er ist, desto notwendiger eine gründliche Unterlage braucht." Schließlich ging ich auf den Vorschlag ein, verließ meine Pension, quartierte mich bei einer Familie ein, besuchte regelmäßig das Gymnasium und vergrub mich für acht oder zehn Monate in Latein und Griechisch und arbeitete daran zwölf Stunden täglich.

In vier oder fünf Monaten gehörte ich zu den Besten des Gymnasiums, und nur ein Junge war mir überlegen. Wenn wir einen lateinischen Aufsatz bekamen, pflegte er oben am Rande Livius, Tacitus oder Caesar zu schreiben und gebrauchte keine Wendung und kein Wort, die er bei dem besondern Autor, den er imitierte, nicht hätte nachweisen können. Ich freundete mich mit Karl Schurz an. Ich war entschlossen, herauszufinden, wie er zu einer solchen Beherrschung der Sprache gekommen war. Er hatte mit Caesar begonnen, und nachdem er eine Seite gelesen hatte, versuchte er sie wieder in Caesars Sprache zu übertragen. Er fand heraus, daß sein Latein schlecht war, ein bloßes Mischmasch, und so begann er, die besonderen Phrasen bei Caesar zu lernen. Er entdeckte allmählich, daß jeder Schriftsteller seine besondere Tonart und sogar seinen eigenen Wortschatz habe.

Diese Erklärung gab mir einen Schlüssel für manches in die Hand. Ich ging nach Hause und nahm meinen Shakespeare vor. Ich hatte bereits Ähnlichkeiten zwischen Hamlet und Macbeth entdeckt, jetzt begann ich, beide Dramen zu lesen und lernte dabei die poetischen Stellen auswendig. Bald fiel mir der Akzent von Shakespeares Stimme auf. Ich begann zu unterscheiden, wann er aus dem Herzen, und wann bloß mit den Lippen sprach. Ich bekam flüchtige Einblicke in seine Persönlichkeit. Und eines Tages setzte ich mich hin, um Hamlet aus dem Gedächtnis niederzuschreiben. Als ich zu der Szene kam, in der Hamlet seiner schuldigen Mutter Vorwürfe macht, entdeckte ich den Shakespeare, den ich schon

dunkel geahnt hatte. Als ich mir die Szene vorstellte, sah ich sofort, wie unmöglich es war, sie zu schreiben. Kein Mann hätte seiner Mutter auf diese Weise Vorwürfe machen können. Hamlet gebraucht die Sprache der geschlechtlichen Eifersucht. Die Untreue einer Mutter hätte einen nie so rasend machen können. Man hätte weder ihre Versuchungen noch das ihr vom Vater angetane Unrecht beurteilen können. Seine Güte müßte ihre Sünde umso unerklärlicher erscheinen lassen. Und Hamlets Mutter macht nicht einmal einen Versuch, sich zu rechtfertigen oder zu erklären. Dieser Lichtstrahl riß vor mir seine ganze Seele auf. Shakespeare malte seine eigene Eifersucht und tobte nicht gegen die Sünde der Mutter, sondern gegen den Verrat seiner Geliebten. Es war ganz klar, der ganze Ausbruch war schwül vor Erotik. Wer war es, der Shakespeare betrogen hatte und in ihm die irrsinnige Eifersucht erweckte, wer? Das Rätsel begann mich zu beschäftigen.

In den langen Ferien, die ich in Flüelen am Vierwaldstädter See verbrachte, las ich Shakespeare immer wieder. Es war sein Richard II., der ihn mir unmißverständlich enthüllte. Richard war so offensichtlich ein jüngerer, noch haltloserer Hamlet, ebenso wie Posthumus und Prospero ältere, gefestigte Hamlets waren. Ich war über die Entdeckung beglückt. Warum hatte keiner die Wahrheit früher erkannt? Ich las ihn immer von neuem, von überall strömten mir Seitenlichter zu, bis sein ganzer seelischer Habitus mir vertraut wurde.

Lange bevor Tylers Buch erschienen war, der Mary Fitton, die Hofdame der Königin Elisabeth, als Shakespeares Geliebte bezeichnete, wußte ich, daß er im Jahre 1596 sich in eine dunkle, blaßhäutige Zigeunerin verliebt hatte, die ihn schlecht behandelte und ebenso witzig wie kokett war. Warum würde er sonst Rosaline, die gar nicht auf der Bühne auftaucht, so genau in „Romeo und Julia" beschrieben haben, während er kein Wort über die äußere Erscheinung der Heldin Julia verliert?

In demselben Jahre schrieb er auch die „Verlorene Liebesmüh" um, die um Weihnachten bei Hofe aufgeführt werden sollte, und die Heldin war wieder Rosaline, und jede Person des Stückes beschreibt ihr Äußeres, während Shakespeare selbst als Biron gegen seine Liebste tobt:

„Ein bläßlich Ding mit samtnen Augenbrauen,
Mit zwei Pechkugeln im Gesicht statt Augen."

Ich sah sofort, daß es die dunkle Dame der Sonette war – wahr-

scheinlich irgendeine Dame von Hofe, wie ich zu sagen pflegte, die auf Shakespeare aus den Höhen ihrer aristokratischen Geburt und Erziehung herabsah.

Seltsamerweise ging ich damals nicht so weit, sie mit der falschen Cressida oder mit Kleopatra zu identifizieren. Ich kam darauf erst Jahre später, nachdem ich Tylers Buch gelesen hatte, in dem er Shakespeares Leidenschaft auf die drei Jahre limitiert, die in den Sonetten erwähnt werden. Ich wußte, daß Shakespeare seine Zigeunerin Mary Fitton vom Ende des Jahres 1596 an geliebt hatte, und ich sah bald ein, daß die Geschichte, die in den Sonetten erzählt wird, ebenfalls in seinen Stücken aus dieser Zeit vorkommt, und schließlich zwang sich mir die Erkenntnis auf, daß die falsche Cressida, wie auch die Zigeunerin Kleopatra ebenfalls Porträts von Mary Fitton waren, die er zwölf Jahre lang bis zum Jahre 1608 liebte, als sie heiratete und London für immer verließ.

Ich werde diese großen Monate, die ich in Flüelen verbrachte, nie vergessen, als ich auf den Bergen am See wanderte, zweimal über den St. Gotthard ging und mit des „sanften Shakespeares" süßem Geiste und seinem vornehmen Intellekte lebte.

Diese Entdeckung Shakespeares hatte ein wichtiges Ergebnis für mich: sie stärkte meine Selbstachtung in ungeheurer Weise. Ich las Coleridges Essay über Shakespeare und sah, daß sein Puritanismus ihm die Augen für die Wahrheit verschloß, und ich begann mir vorzustellen, daß ich eines Tages etwas Bemerkenswertes darüber schreiben könnte. Als die Ferien vorbei waren, kam ich nach Heidelberg zurück, schrieb mich wieder auf der Universität ein und beschloß, mit Ausnahme von Tacitus und Catull, kein Latein mehr zu lesen. Ich wußte, daß es herrliche Beschreibungen in Vergil gab, aber ich mochte die Sprache nicht und sah keinen Grund, meine Studien im Seminar allzulange fortzusetzen.

Meine nächste Erfahrung, die mir einen tiefen Einblick in das deutsche Leben gewährte, war besonderer Art. Ich ging über eine der Seitenstraßen mit einem englischen Knaben von vielleicht vierzehn Jahren, der bei Professor Ihne lebte, als plötzlich ein großer Korpsstudent mir entgegenkam und mich roh vom Bürgersteig auf den Damm stieß. „Was für ein roher Kerl", sagte ich zu meinem Begleiter. – „Nein, nein," rief der Knabe in wilder Aufregung, „er wollte Sie nur anrempeln."

„Was heißt das?" fragte ich. – „Es ist seine Art, Sie zu fragen, ob Sie sich mit ihm schlagen wollen." – „Ausgezeichnet!" rief ich und rannte hinter dem rohen Patron her. Als ich ankam, blieb er stehen.

„Haben Sie mich absichtlich gestoßen?" fragte ich.

„Ich nehme an, ja", sagte er hochmütig. – „Dann nehmen Sie sich in acht", erwiderte ich. Im nächsten Moment warf ich meinen Stock auf den Boden und schlug ihm, so fest ich nur konnte, gegen das Kinn. Er sank hin wie ein Klotz und blieb liegen. Als ich mich gerade über ihn beugte, um zu sehen, ob ich ihm wirklich weh getan hatte, strömte aus den umliegenden Geschäften eine Schar aufgeregter Menschen herbei. Der eine war ein dicker Schlächter, der über den Damm rannte und mich am Arm packte. „Geh hin und hol' die Polizei", rief er seinem Gesellen zu. „Ich halt' ihn inzwischen!"

„Lassen Sie mich los," sagte ich zu ihm, „er gab zu, daß er mich absichtlich gestoßen hat!"

„Ich sah Sie ja," rief der Schlächter aus, „Sie haben auf ihn mit dem Stock gehauen. Wie hätten Sie ihn sonst so bewußtlos niedergeschlagen?"

„Wenn Sie mich nicht loslassen und nicht Ihre Hände von mir nehmen, werde ich es Ihnen schon zeigen!"

Als er mich darauf um so fester packte, schob ich ihn mit dem linken Arm weg und zugleich schlug ich ihm, so fest ich konnte, mit meiner rechten Hand gegen die Kinnspitze. Er fiel hin wie ein Kohlensack. Die Menschenmenge teilte sich laut fluchend auseinander, und ich setzte mit meinem kleinen Begleiter unseren Spaziergang fort.

„Wie stark Sie sein müssen!" war seine erste Bemerkung.

„Nicht besonders," erwiderte ich in gespielter Bescheidenheit, „aber ich weiß, wo zu schlagen und wie zu treffen."

Ich hielt die ganze Angelegenheit für erledigt, denn ich hatte gesehen, wie der Student aufstand und sich am Kiefer rieb, und ich wußte, daß da nichts Ernsteres geschehen war. Aber am nächsten Morgen, als ich auf meinem Zimmer war und las, kamen sechs deutsche Polizisten und führten mich vor einen Richter. Er stellte mir verschiedene Fragen, und die ganze Angelegenheit wäre, wie mir gesagt wurde, niedergeschlagen worden, wenn nicht der Schlächter gelogen und gesagt hätte, er sei Augenzeuge gewesen, wie ich auf den Studenten mit einem Stock, der noch dazu

mit Eisen beschwert war, einhieb. Kein Deutscher zu jener Zeit konnte sich vorstellen, daß ein Faustschlag eines kleinen Mannes eine solche Wirkung haben könnte. Der Student hatte sein Gesicht so verbunden, als ob sein Kiefer gebrochen wäre. Ich kam infolgedessen vors Gericht und wurde wegen „groben Unfugs auf der Straße" zu sechs Wochen Karzer verurteilt und auch von der Universität ausgewiesen.

Mein Leben im Karzer war sehr amüsant. Dank den Trinkgeldern, die ich unter die Gefängnisaufseher austeilte, und Kuno Fischers gütiger Verwendung bei den Behörden konnte ich von zehn Uhr morgens bis sieben Uhr abends meine Freunde empfangen, und später hatte ich noch Licht auf meinem Zimmer und konnte bis Mitternacht lesen und schreiben. Meine Bekannten, hauptsächlich meine englischen und amerikanischen Freunde, brachten mir allerlei schöne Sachen mit, und so wuchsen sich meine Mahlzeiten, die ich mir in einem nahe gelegenen Restaurant bestellte, zu wahren Schlemmereien aus. Ich pflegte eine feste Schnur aus meinem vergitterten Fenster herabzulassen und Rheinweinflaschen heraufzuziehen. Ich lebte in der Tat wie ein „Kampfhahn" nach dem alten englischen Sprichwort und entbehrte höchstens der körperlichen Betätigung. Aber diese Wochen haben meine Abneigung gegen das, was die Menschen Justiz nennen, besonders verstärkt. Bei der Verhandlung hatte der Student, den ich niedergeschlagen hatte, die Wahrheit gesagt, daß er mich roh und absichtlich, ohne provoziert zu werden, vom Bürgersteig herunterstieß. Aber der Richter zog es vor, dem Schlächter zu glauben, der beschwor, ich hätte den Studenten mit dem Stock geschlagen, obwohl er zugeben mußte, daß ich ihn selbst mit der bloßen Faust zu Fall gebracht hatte. Der Knabe, der mich begleitete, sagte genau die Wahrheit aus. Man erwartete allgemein, ich würde mit einem Verweis davonkommen, aber meine Unkenntnis der deutschen Sitten brachte mir diese idiotische, sechswöchentliche Absperrung ein. Und als ich diese Zeit abgesessen hatte, mußte ich Heidelberg verlassen und konnte nicht einmal die Vorlesungen zu Ende hören, für die ich bezahlt hatte. Ich war schon einmal aus der Universität von Kansas ausgewiesen worden, und nun passierte es mir in Heidelberg. Aber Kuno Fischer und die anderen Professoren blieben meine guten Freunde. Fischer riet mir, nach Göttingen zu gehen, „eine rein deutsche Universität", um die Vorlesungen von Lotze zu hören, der, wie er sagte, der beste

deutsche Philosoph jener Zeit war, und er gab mir Briefe mit, die meine sofortige Zulassung bewirkten.

Göttingen hatte einen besonderen Reiz für mich, teils weil es bekannt war, daß dort das beste Deutsch, sowohl was Akzent als Gewähltheit der Sprache anlangt, gesprochen wurde, teils weil Bismarck und Heine dort studiert hatten und beide bereits einen hohen Platz in meiner Bewunderung einnahmen – Bismarck um seiner Charaktereigenschaften willen, Heine wegen seines Intellektes und seines Humors. Es war bereits zum Wesen meiner Religion geworden, große Männer kennenzulernen und, soweit möglich, ihre Wirkungskraft und ihre Fähigkeiten zu verstehen. Und so siedelte ich nach Göttingen über.

Mein Liebesleben in Heidelberg war keineswegs so reich gewesen. Während ich die Sprache lernte, fehlte mir die Gelegenheit zum Flirten, und ich hatte bereits herausgefunden, daß meine redegewandte Zunge meine beste Empfehlung bei den Mädchen war.

In diesen Heidelberger Tagen habe ich den Wert der vollkommenen Keuschheit begriffen. Ich konnte viel länger arbeiten, als ich je dazu imstande gewesen bin. Ich war nicht müde zu kriegen. Ich war von einer so intensiven Energie durchströmt, daß mir die Arbeit ein Vergnügen wurde, und es herrschte eine solche Klarheit in mir, wie ich sie nie vorher empfunden hatte. Ich beschloß, in Zukunft auf viele Vergnügungen zu verzichten und mir diese intensive Energie und dieses Gefühl überströmender Kraft zu erhalten. Ich erkannte, daß ich mich zu oft von der Gelegenheit verleiten ließ und das Vergnügen gesucht hatte, selbst wenn mir die Frau nicht besonders gefiel. Oft tat ich es auch aus falscher Eitelkeit. Ich beschloß, mich jetzt für die wirkliche Liebe aufzusparen. Einmal mußte ich mit den jugendlichen Narreteien ein Ende machen.

Von diesem Zeitpunkt an datieren meine Lehrjahre. Ein Wort Goethes mit seiner ganzen Bedeutungsschwere fiel mir in dieser Krisenzeit auf: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Eine meiner Heidelberger Erfahrungen ist bezeichnend für meine neue Einstellung dem Leben gegenüber.

Eines Tages traf ich am Ufer ein hübsches Mädchen. Ich fing ein Gespräch mit ihr an und begleitete sie nach Hause, wo sie mit ihrer Schwester lebte. Es wurde allmählich dunkel, und als wir in den Schatten kamen, küßte ich sie, und mein Kuß wurde mit großer Wärme erwidert. Diese leichte Eroberung kühlte mich ein

wenig ab. Als wir ins Haus kamen, stellte sie mich ihren Eltern und ihrer Schwester vor, die mit einem stämmigen Studenten sprach.

Wir freundeten uns schnell an; ich ließ eine Flasche Rheinwein kommen, der Student zog Bier vor und entpuppte sich bald als ein höchst enthusiastischer Bewunderer von Kuno Fischer. Plötzlich sagte er: „Sie wissen, daß ich und Martha sehr gute Freunde sind!", und er wies auf die ältere Schwester hin. „Ich kam heute abend zu einer Schäferstunde." – „Lassen Sie sich nicht stören," erwiderte ich, „oder wollen Sie, daß ich mich entferne?" – „Sie stören uns doch nicht, nicht wahr, Martha?" Und er unterstrich seine Worte durch die Tat, indem er das Mädchen auf das Sofa zuführte. „Geht doch ins Schlafzimmer", rief mein Mädel Kätchen ihnen zu, und Martha folgte ihrem Rat.

Sie waren kaum zehn Minuten verschwunden, aber ihre Nähe schien Kätchen zu beeinflussen, denn ihre Küsse wurden immer leidenschaftlicher.

Als der Student zurückkam, warf er vier Mark auf den Tisch, küßte sein Mädel flüchtig, sagte: „Ich lasse dir eine Mark für das Bier!" und fragte mich dann: „Kommen Sie mit?" Ich ergriff gern die Gelegenheit. Ich wandte mich an Kätchen, gab ihr zehn Mark, küßte ihre Hände und ihre Augen und folgte dem Studenten. Ich hatte die Flucht ergriffen, ohne Kätchen zu verletzen, denn sie dankte mir warm für mein Goldstück und bat mich mit Blick und Tonfall, zurückzukommen, aber – ich konnte weder den Studenten, noch sein Gespräch vertragen. Es war etwas so Gemeines, so Viehisches in seinem ganzen Verhalten, daß ich mich beeilte, mich von ihm zu verabschieden. Ich war tief angewidert. Ich sah zum ersten Male ganz klar, daß irgendeine Bewunderung, eine geistige Anziehungskraft vorhanden sein muß, sonst würde mich der ganze Akt kalt lassen. Wenn der Kerl wenigstens die Gestalt des Mädchens oder ihr hübsches Gretchengesicht bewundert hätte, würde es die ganze Angelegenheit gemildert haben. Aber diese animalische Brunst, noch durch die vier Mark, die er auf den Tisch warf, und den abrupten Abschied brutalisiert, war zu widerlich und blieb in meiner Erinnerung als ein Flecken auf dem ganzen Begriff der Liebe zurück.

## KAPITEL III

# GOETHE – WILHELM I. – BISMARCK – WAGNER

*Ich habe schon seit langem begriffen, daß im Mark unseres sozialen Systems etwas faul sein muß. Ich sah das Wachsen der ungeheuren Vermögen, während die Arbeiterklasse, die diese Vermögen schuf, in tiefstem Elend dahinvegetierte.* DISRAELI

Mein Leben in Göttingen bestand zuerst nur aus Arbeit, aus Studieren von morgens bis in die Nacht hinein. Ich gönnte mir nicht einmal die Zeit zum Anziehen und Spazierengehen, und so lief ich zweimal täglich hundert Yards im Galopp, um doch etwas Bewegung zu haben.

Neben meiner Arbeit im Deutschen las ich viel Philosophisches, die griechischen Denker in erster Linie und auch die englischen Philosophen wie Hobbes, Locke und Hume, die Franzosen wie Pascal und Joubert und selbstverständlich die Deutschen mit Kant, dem Meister des modernen Skeptizismus, und Schopenhauer, dessen Essays Seelengröße und intellektuelle Höhen offenbaren. Ich sah diese Denker als Stadien in der Entwicklung des menschlichen Gedankens an, und ich verließ ihre Theorien mit dem Gefühl, sie zu meinem eigenen Wachstum in mich aufgenommen zu haben.

Ein Erlebnis jener Zeit möchte ich noch anführen. Lotze, der berühmte Philosoph, der den immanenten Gott in jeder Form des Lebens predigte, bemerkte einst im Seminar, daß die „via media" von Aristoteles die erste und größte Entdeckung in der Ethik sei. Ich widersprach ihm, und als er mich um meine Gründe fragte, antwortete ich ihm, daß die via media der Statik angehöre,

während die Moral ein Teil der Dynamik sei. „Eine Flasche Wein kann mir gut tun, während sie einen andern betrunken macht. Der moralische Weg war nie eine gerade mittlere Linie zwischen zwei Extremen, wie es sich Aristoteles vorstellte, sondern die Resultante zweier Kräfte, eine Kurve daher, die sich nach der einen oder andern Seite windet. Mit dem zunehmenden Alter sollte die Kurve nach der Abstinenz zu gesetzt sein.

‚Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.‘“

Lotze machte viel Aufhebens davon, bat mich, in seiner Klasse eine Vorlesung über die ethischen Gesetze zu halten, und ich sprach eines Nachmittags über die Keuschheit. Man darf nicht vergessen, daß ich um Jahre älter war als die Mehrzahl der Studenten.

Mein Studentenleben in dieser ummauerten Stadt bewegte sich ganz in Extremen. Es war zuzeiten steril und zuzeiten fruchtbar. Ich habe gründlich Deutsch gelernt. Ich hatte ein Jahr mit Gotisch, Alt- und Mittelhochdeutsch verloren, bis ich Deutsch ebenso gut kannte wie Englisch und das Nibelungenlied besser als Chaucer. Zweimal sprach ich in öffentlichen Versammlungen, und keiner erkannte in mir den Ausländer – alles Eitelkeit und Zeitverschwendung, wie es sich später herausstellte.

Aber schließlich las ich Goethe, alles was er je geschrieben hatte, in chronologischer Reihenfolge, und so kam ich in die moderne Welt durch die vornehmste Pforte und stand atemlos da, von den Pisgahöhen und den Möglichkeiten künftiger Entwicklung erschüttert, die sich bieten werden, wenn einmal die Menschen ihren Intellekt werden so entwickeln dürfen, wie manche heute schon ihren Körper zu entwickeln verstehen. Das war Goethes Vermächtnis an die Menschheit. Er hat uns die Pflicht der Selbstentwicklung als die erste und wichtigste gelehrt. Er hatte die Kultur als Glaubensbekenntnis gepredigt, und selbst denjenigen von uns, die es vorher gefühlt hatten und danach handelten, war er ein inspirierendes Beispiel. Später erkannte ich, daß, wenn Goethe nur Whitmans Mut gehabt und die übermütigen Gedichte und Dramen, von denen uns Eckermann erzählt, veröffentlicht hätte, wie auch die wahre Geschichte seines Lebens, er zu der

modernen Welt wie Shakespeare zu der feudalen gestanden haben würde, als der geweihte Führer der Menschen auf Jahrhunderte hinaus.

Aber er war leider ein Snob und liebte nicht nur Würden und Schmeicheleien, sondern auch das ganze leere Zeremoniell eines deutschen Provinzhofes. Man stelle sich einen großen, ja den klügsten aller Menschen vor, der sich damit begnügt, auf der alten Feudalmauer in Hoftracht zu sitzen und die Spangenschuhe und seidenen Strümpfe über den Köpfen der Vorbeigehenden pendeln zu lassen. Wie recht hatte Beethoven in seiner Empörung, der seinen Hut aufstülpte, als der Großherzog vorbeifuhr, während Goethe am Wegrande mit dem Hut in der Hand stand und sich verneigte. Als Beethovens Bruder sich auf seine Visitenkarte den Titel „Gutsbesitzer" drucken ließ, setzte Beethoven auf seine Visitenkarte „Hirnbesitzer".

Goethe hatte keine genügende Ehrfurcht vor seinem eigenen Genie, und er hat seine verblüffenden Gaben nicht ausgenützt. Er hätte in seiner Jugend England und Frankreich besuchen sollen und dort mindestens zwei Jahre verbringen. Wenn Goethe Blake gekannt hätte, würde er früher die Höhen erklommen und verstanden haben, daß er seinem Geiste die reichste Nahrung geben mußte. Denn sicherlich würden ihm Blakes erste Gedichte gezeigt haben, daß selbst ein Goethe ebenbürtige Dichter fand. Die langweiligen „Wanderjahre", die er leider nicht auf Reisen verbrachte, wären unmöglich gewesen. Denn schon mit sechzehn Jahren hat Blake eine wunderbare Gewalt des Ausdrucks erreicht, bei der Schilderung des Abends schreibt er:

„... laß den Westwind schlafen
Auf dem See. Dein glitzernd' Aug' laß Schweigen sprechen –
Mit Silber spüle das Dunkel ..."

Diese Zaubergewalt, wie Mat Arnold sie nannte, ist die einzige Fähigkeit, die Goethes Poesie nie besaß. Durch sein bewußtes Streben nach der letzten Selbstentwicklung konnte jedoch Goethe selbst auf dem mageren Weimarer Boden zu solchen Höhen emporwachsen.

Es war Goethe, der Denker, der mich gewann. Einige seiner Sätze, selbst einige Zweizeiler kamen mir wie reinste Offenbarung vor. Es gibt einen Ausspruch über ihn, auf den ich neidisch bin. Als Emerson seine Einsicht in die Botanik und Biologie bemerkte,

fand er das richtige Wort für den großen Deutschen. „Sicherlich hat der Geist, der die Welt schuf, sich ihm mehr anvertraut als irgendeinem andern."

Auch in der Soziologie verdient Goethe das hohe Lob Carlyles, und nicht nur infolge der Entdeckung des offenen Geheimnisses, daß eine zu große individuelle Freiheit unvermeidlich zur Versklavung führt – Coleridge war ebenso weitsichtig und schrieb von denjenigen, die

„. . . den Namen Freiheit tragen,
Auf schwerer wuchtenden Ketten geprägt . . ." –

sondern weil er der erste war, der die Linie zwischen Sozialismus und Individualismus zog und jedem seinen wahren Platz in der modernen, industriellen Welt zuwies. Ich führe hier diese Stelle noch einmal an. Sie ist, so weit ich weiß, von keinem der Soziologen zitiert oder sogar bemerkt worden, und ich war schon vor Jahren zu derselben Schlußfolgerung gelangt, bevor ich das Fragment Prometheus las, das eine Stelle tiefster, praktischer Einsicht enthält.

„Wie vieles ist denn dein?" fragt Epimetheus.

Und die Antwort kommt wie eine Offenbarung:

„Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber!"

Mit anderen Worten: in jedem Industriezweige sollte der einzelne nur soviel zugewiesen bekommen, wie er überwachen kann. Aber alles, worauf der einzelne verzichtet hat, alle Aktiengesellschaften und Gesellschaften mit beschränkter Haftung sollten verstaatlicht oder munizipalisiert werden, mit anderen Worten: sollten von der Gemeinschaft übernommen werden, um im allgemeinen Interesse verwaltet zu werden. Die Verwaltung der Aktiengesellschaften hat jeden Fehler der staatlichen oder munizipalen Administration und keinen ihrer vielen Vorteile, wie Stanley Jevons in einem heute beinah vergessenen, höchst bemerkenswerten Essay schrieb.

In diesem herrlichen Aperçu war Goethe seiner Zeit um hundert Jahre voraus; und wenn man sich überlegt, daß in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts die moderne Industrie noch sozusagen in der Wiege lag und kaum durch ein Zeichen ihre schnelle und gewaltige Entwicklung verriet, scheint mir Goethes Erkenntnis über alles Lob erhaben. Er sah auch selbstverständlich

ein, daß das Land und die Bodenprodukte wie Petroleum und Kohle ebenfalls der Allgemeinheit gehören sollten.

Dies allein müßte uns den unschätzbaren Wert eines Sehers und Denkers klar vor Augen führen, daß Goethe, der doch so weit entfernt von der Hauptströmung des industriellen Lebens war, die wahre Lösung des sozialen Problems ein volles Jahrhundert vor irgendeinem der überschätzten europäischen Staatsmänner fand. Welch eine Kritik der Demokratie liegt in dieser bloßen Tatsache!

Ich verdanke Goethe mehr als irgendeinem anderen. Carlyle kam zuerst und dann Goethe: Carlyle, der nur vor zwei Menschen in der Welt Achtung hatte, dem Arbeiter und dem Denker, den beiden eisernen Saiten, auf denen er seine heroische Melodie spielte, und Goethe, der noch weitsichtiger war und als erster erkannte, daß der Künstler der größte aller Menschensöhne ist. Dessen Schicksal ist das schwerste, ist ein Abbild der unaufhörlichen mütterlichen Mühe der Schöpfung, des Wunsches nach Zeugung, der die Seele des Lebens ist, des Strebens in die Höhe und in die Weite nach einer größeren und bewußteren Erkenntnis. Wenn die Kritiker es beklagen, daß Goethe zu egozentrisch war, so vergessen sie, wie er eine Hilfsaktion für die verhungernden Weber organisierte oder Nacht für Nacht arbeitete, um die Hütten der thüringischen Bauern aus der Feuersbrunst zu retten.

Und seine schöpferische Arbeit gehört zu den allergrößten. Sein Mephisto ist vielleicht zu verallgemeinert, ebenso wie Hamlet zu individuell ist, um gegen Don Quixote und Falstaff gestellt zu werden. Aber man sehe sich seine Frauen an, sein Gretchen, seine Mignon und Philine, mit denen sich nur Shakespeares Kleopatra oder seine Sonettliebe vergleichen lassen.

Ich ärgere mich immer, sooft ich höre, daß Homer, der nicht einmal so groß ist wie Walter Scott, unter die größten Menschen gezählt wird. Die heiligen Namen für mich sind Jesus, Shakespeare und Goethe. Selbst Cervantes und Dante, die demselben hohen Geschlecht angehören, haben kaum dieselbe Statur. Denn Cervantes hat uns seltsamerweise keinen neuen Frauentypus gegeben, und Dante ist mehr Sänger als Schöpfer, während Goethe und Shakespeare sowohl Sänger wie Schöpfer sind. Auf dem Kopfe des Gekreuzigten ruhen jedoch die Kronen der Welt.

Ich für mein Teil, rein persönlich gesprochen, würde sogar in dieser hohen Gesellschaft einen Platz für Balzac und Heine finden,

und wer würde es wagen, Rembrandt, Beethoven und Wagner auszuschließen?

Ein kleiner Punkt unterscheidet Goethe von Shakespeare. Shakespeare folgte Jesus und seiner Forderung nach Buße, während Goethe keine Reue für Sünden verlangt. Was vergangen ist, ist vergangen, sagt er abschließend. Tränen sind Zeitverlust. Man achte darauf, daß man nicht zweimal in dieselbe Grube fällt, und verfolge seinen Weg. Dieser Rat zeugt von einem hohen Mute, doch ist Reue auch eine Läuterung der Seele.

Aber was für ein Ratgeber ist dieser Goethe ....

„Einen Blick ins Buch hinein
Und zwei ins Leben,
Das muß die rechte Form
Dem Geiste geben."

In Göttingen lernte ich manche Eigentümlichkeiten des deutschen Universitätslebens kennen und verbrachte mehr Zeit auf dem Paukboden und mit den Korpsstudenten als in den sozialistischen Versammlungen. Dank meinem ausgezeichneten Deutsch wurde ich überall als Deutscher zugelassen und bemerkte bald die außerordentliche Überlegenheit der deutschen Studenten auf fast allen Lebensgebieten. Diese Entdeckung ermöglichte mir, die ungeheure Entwicklung der deutschen Industrie und des deutschen Volksvermögens zwanzig Jahre im voraus zu prophezeien.

Das Niveau des Abiturientenexamens ist jetzt höher als das Niveau der zweitbesten Klasse in Oxford oder Cambridge, weit über dem Maßstab der amerikanischen Universitäten. Solche Studenten gibt es in Großbritannien ungefähr tausend jährlich gegen hunderttausend in deutschen Universitäten, von denen einige noch größere Höhen erreichen.

Ich will nicht damit sagen, daß diese hunderttausend deutschen Studenten intellektuell den tausend Studenten gleich sind, die die Prüfungen englischer Universitäten bestanden haben; sie können vielleicht dasselbe Niveau der Kenntnisse erreichen, aber die besten tausend aus Oxford und Cambridge sind mindestens so intelligent wie die besten tausend aus den deutschen Universitäten. Genie hat wenig oder gar nichts mit Bildung zu tun, aber was ich behaupten will, ist folgendes: Die Zahl der Gebildeten und ziemlich intelligenten Männer in Deutschland ist zehnmal größer als in England. Viele Engländer sind stolz auf ihre Unkenntnis. Wie oft mußte ich im späteren Leben hören: „Ich habe es

nicht fertiggebracht, Sprachen zu lernen. Das Französisch ist doch verdammt schwer. Ich kenne nur einige Worte. Und das Deutsche geht über meine Kraft. Aber ich weiß eine Menge über Pferde, und man hält mich für ganz tüchtig im Bankwesen . . ." usw. Ich hörte einmal einen englischen Millionär, dessen Reichtum man mit einem Adelstitel belohnte, sich rühmen, daß er nur zwei Bücher in seinem Hause besitzt – die Bibel, die er nie öffnete, und sein Scheckbuch.

Der gewöhnliche Deutsche ist keineswegs ein Genie, aber in der Regel mußte er viel lernen und weiß, wie man lernen soll, während der gewöhnliche Engländer und Amerikaner von einer abgründigen Unkenntnis ist, und wenn er trotz seiner Beschränktheit Erfolg im Leben hat, wird er noch auf seine Unbildung stolz. Ich kenne Engländer und Engländerinnen, die zwanzig Jahre in Frankreich verbracht haben, ohne Französisch zu lernen, außer den paar gebräuchlichen Phrasen. Ich muß gestehen, daß der Engländer in dieser Hinsicht noch schlimmer ist als der Amerikaner. Der Amerikaner schämt sich wenigstens seiner Unkenntnis.

In geistigen Dingen ist der Deutsche im Vergleich mit dem Engländer ein trainierter Athlet. Und sobald er mit ihm in Konkurrenz tritt, wird er sich seiner Überlegenheit bewußt, und es macht ihm Freude, sie zu beweisen. Immer wieder haben mir gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts englische Kaufleute, die über den Verlust südamerikanischer Märkte jammerten, spanische und portugiesische Briefe gezeigt, von deutschen Handlungsreisenden geschrieben, die ihnen kein englischer Agent nachmachen konnte. „Wir sind durch ihre Kenntnisse geschlagen!" Darauf lief schließlich die Klage hinaus. Und in den ersten zehn Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts hat der Deutsche, auf den unverhofft schnellen Erfolg in Handel und Industrie stolz, sowohl die Kraftanstrengung wie auch die Verachtung für den leichtgeschlagenen Konkurrenten verstärkt.

In den geräumigen Tagen Elisabeths waren Engländer sowohl wie Engländerinnen der besten Klasse eifrig darauf bedacht, möglichst viel zu lernen, und sie gingen so weit, den Wert der Bildung zu überschätzen. Die Königin kannte vier oder fünf Sprachen vollkommen, besser als irgendein englischer Souverän seit jener Zeit . . . Eine andere Tatsache sollte sich ein Engländer immer vor Augen halten. Die Bevölkerung von Großbritannien belief sich gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf ungefähr fünf

Millionen. Gegen Ende des neunzehnten zählte sie ungefähr fünfundvierzig Millionen oder fast neunmal soviel, und doch existierten schon drei Viertel der höheren Ausbildungsschulen in England zu Zeiten Elisabeths. Diese Tatsache mit ihren Schlußfolgerungen erklärt mir die Blüte des Genies in dem früheren großen Zeitalter. Die Bevölkerung hat sich neunfach vermehrt, die gebildete Klasse hat sich einmal verdoppelt und hat sicherlich an Verständnis und Anerkennung des Genies nicht zugenommen.

Ich hebe diese Tatsache um so mehr hervor, weil sie meiner Ansicht nach die wahre Bedeutung des Weltkrieges enthüllt, der sich England bis zum heutigen Tage verschließt. Als England sich in den Jahren von 1900 bis 1910 von Deutschland nicht nur in der Produktion von Stahl, sondern auch von Kohle und Eisen überflügelt sah, hätte es begreifen müssen, was die Verachtung der Bildung und die Liebe für den Sport es gekostet hat, und hätte sein Haus im höheren Sinne des Wortes in Ordnung bringen sollen. Hundert Jahre lang schickt jetzt England seine fähigsten Söhne hinaus, um in Indien zu herrschen. Es hätte von Machiavelli lernen sollen, daß jeder römische Besitz, der von den Römern nicht kolonisiert wurde, in Kriegszeiten den schwachen Punkt bedeutete. England hätte sich so schnell wie möglich aus Indien und Ägypten zurückziehen und sich mit seinen ganzen Kräften auf die Entwicklung der eigenen Kolonien konzentrieren sollen, die aus sentimentalen Gründen oder unter dem Zwange der Gewohnheit den Handelsverkehr immer aufrechterhalten werden. Die Kanadier kaufen sechsmal soviel englische Waren wie die Amerikaner; und die Australier geben zwanzigmal soviel für englische Erzeugnisse aus wie für deutsche, trotz der Überlegenheit der deutschen Produktion. Das schlimmste ist, daß die englischen Führer nicht einmal die Wahrheit zu ahnen scheinen.

Zu jener Zeit hat mich die Entwicklung Deutschlands und sein waches intellektuelles Leben in dem Glauben bestärkt, daß durch Nationalisierung des Bodenbesitzes und Sozialisierung der wichtigsten Industrien wie Eisenbahnen, Gas- und Wasserwerke, die für die Verwaltung durch den Einzelnen zu groß sind, man nicht nur die Masse des englischen Volkes auf ein höheres Niveau heben könnte, sondern auch zur gleichen Zeit seine Arbeitskraft steigern würde. Es wäre sicher sehr klug, die Arbeitslöhne zu verdoppeln, wenn man dadurch die Produktivität der Leistung steigern könnte. Außerdem würde die Verstaatlichung der Eisen-

bahnen, der Gas-, Wasser- und Grubengesellschaften fünf Millionen Männern und Frauen eine dauernde, sichere und für eine anständige Lebenshaltung ausreichende Beschäftigung gewähren. Weitere fünf Millionen Arbeiter könnten auf dem Lande bei lebenslänglicher Pacht beschäftigt werden, und auf diese Weise würde man Großbritannien zum Selbstversorger, bei gleichzeitiger ungeheurer Steigerung von Macht und Reichtum, machen.

Ich erzähle dies alles, weil ich mich damals entschlossen hatte, ein sozialer Reformator zu werden, und mich mindestens eine halbe Stunde täglich im Extemporereden übte.

Von Göttingen ging ich nach drei Semestern nach Berlin. Es war schon höchste Zeit. Ich brauchte die Anregung der Theater, der Museen und des pulsierenden Lebens einer großen Stadt. Aber etwas Provinzielles haftet an Berlin, ich nannte es das „Weltdorf". Und doch hatte ich dort eine ganze Menge gelernt. Ich hörte ein paarmal Bismarck sprechen und nahm unvergängliches Erinnern an ihn als an einen wirklich großen Mann mit. Ich erkannte, daß, wenn er nicht als Junker in einer sozial privilegierten Stellung geboren und außerdem noch Korpsstudent gewesen wäre, er ein ebenso großer sozialer Reformator hätte sein können wie Carlyle. Auch so hat er Deutschland beinah zu einem Musterstaate gemacht. Er wurde eines Tages im Reichstage von den Sozialisten beschuldigt, ein gut Teil von Lassalle gelernt zu haben. Er stand sofort auf und vernichtete seinen Kritiker, indem er erklärte, er würde sehr gering von einem Menschen denken, der den Vorteil, diesen außergewöhnlichen Mann zu kennen, gehabt hätte, ohne davon zu profitieren. Unter Bismarcks wohlwollender Tyrannei wurden die deutschen Gemeindebehörden zu Werkzeugen des Fortschritts. Die schmierigen Unterkünfte der Armen verschwanden aus Berlin, und die Wohnungskultur der Arbeiterviertel erregte die Bewunderung selbst flüchtiger ausländischer Besucher. Seine Arbeitsnachweise wurden vierzig Jahre später schüchtern in London kopiert. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Bismarck hätte das Elend in Deutschland beinah ausgemerzt.

Der große Minister selbst erwartete, daß seine Versuche, die untersten Bevölkerungsschichten auf ein anständiges Niveau zu heben, den industriellen Fortschritt hemmen und es den Industrieherrschern erschweren würden, ihre Reichtümer zu häufen. Aber darin irrte er sich vollkommen. Er hatte den ärmsten Hilfe

und Hoffnung gegeben, und dieser Ansporn für den zahlreichsten Stand belebte die Industrie einer ganzen Nation. Die Produktivität der Arbeit stieg ins Ungeheure. Die deutschen Arbeiter wurden die besten auf der Welt, und in der Dekade vor dem großen Krieg waren die Schwerindustrien, die vor zwanzig Jahren nicht halb so produktiv waren wie die in Großbritannien, drei- und viermal so produktiv und schalteten durch ihre größeren Profite fast jede Konkurrenz aus. Diese Belebung ergriff sogar die Schiffahrt, und während die britische Regierung sich genötigt sah, die Cunard-Line zu finanzieren, wurde die Hapag zur Hauptschiffahrtslinie der Welt und schaufelte einen Gewinn zusammen, der die englischen Reeder grün vor Neid werden ließ. Die Einwanderung nach Deutschland erreichte eine Million jährlich und überstieg sogar die nach den Vereinigten Staaten. Und diese erstaunliche Entwicklung der Industrie und des Vermögens war nicht wie in den Vereinigten Staaten den natürlichen Vorteilen zuzuschreiben, sondern einfach einer weisen, humanen Regierung und einer besseren Schulung. Jeder Offizier auf einem deutschen Dampfer sprach Englisch und Französisch mindestens ebenso gut wie Deutsch, während kaum ein englischer oder französischer Offizier auf hundert irgendeine andere Sprache mit Ausnahme seiner eigenen verstand.

Wenn wir uns den unvergleichlichen Wachstum des Landes, seine märchenhafte Produktivität und den Reichtum vergegenwärtigen, brauchen wir uns nicht zu wundern, daß der Herrscher diese verblüffende Prosperität seiner eigenen Weisheit und Voraussicht zuschob. Es erscheint wirklich, als ob Deutschland in einer einzigen Generation von der Stellung einer zweitklassigen Macht auf die Spitze der modernen Welt heraufgerückt wäre. Und diese Entwicklung konnte man schon im Anfang der achtziger Jahre voraussehen. Ich verbrachte einen Monat meiner Ferien in Düsseldorf und Essen und war überall von der geschulten und kultivierten Intelligenz der Direktoren und Vorarbeiter in den Schwerindustrien verblüfft. Schon die arbeitsparenden Maschinen allein erinnerten mich an die besten Industrien in den Vereinigten Staaten, aber hier war eine viel weitere und dabei spezialisierte Intelligenz. Eines Tages wird die ganze Geschichte im Zusammenhang erzählt werden, aber jetzt schon, im Jahre 1924, ist es klar, daß die rivalisierenden Völker, statt Deutschland zu folgen und Bismarcks Beispiel zu übertreffen, entschlossen sind, Deutschland zu strafen und zu zerstückeln. Man könnte an der Menschheit verzweifeln.

## KAPITEL IV

# ATHEN UND DIE ENGLISCHE SPRACHE

Ich werde nie imstande sein, die Schönheit der Natur zu schildern, obwohl ich so wunderbare Landschaften kenne, daß die bloße Erinnerung an sie Tränen in meine Augen treibt, und es gibt auch zwei Städte, Athen und Rom, bei denen ich nicht einmal den Versuch wage, sie zu beschreiben. Man muß sie gesehen haben und sie genau kennen, um sich von ihnen eine Vorstellung zu machen. Der Eindruck von Athen ist ebenso einfach, wie der von Rom kompliziert. Die Schönheit des menschlichen Körpers ist das erste, was einem auffällt. Die Majestät der männlichen Gestalt und der sinnliche Reiz des Frauenkörpers ist das, was uns Athen sofort übermittelt, während Rom uns einen Querschnitt durch viele verschiedene Zivilisationen gibt und auf die vielfältigste Weise auf uns einwirkt.

Die zweite Nacht nach meiner Ankunft in Athen lag im Vollmondlicht. Über den Himmel waren kleine, weiße Wölkchen wie Silberschilde auf dem intensiven Blau verstreut und strahlten den Glanz zurück. Ich hatte nichts zu tun, und so wanderte ich über den Platz, auf dem die Kaserne des Palastes steht, und schritt durch die Propyläen zur Akropolis hinauf. Als ich vor dem Parthenon stand, sang seine reine Schönheit vor mir wie ein köstliches Gedicht. Ich verbrachte die Nacht im Hin- und Herwandern zwischen den Karyatiden des Erechtheion und dem Fries des Tempels der flügellosen Nike. Als die Morgendämmerung einbrach und die ersten Lichtpfeile den Parthenon berührten, stand ich mit gefalteten Händen da, meine Seele ein einziger Schauer der Bewunderung und der Ehrfurcht vor dem Geist der Schönheit, den ich dort verkörpert sah.

Athen ist rein heidnisch, und seine Tempel wie seine Dichtungen rühren an die tiefste Menschlichkeit in uns. Seine Gebäude leiten

nicht das Auge von Fiale zu Fiale in das Unendliche hinein, wie die Spitztürme des gotischen Tempels. Der Tempel hier ist sozusagen nur ein Rahmen für die köstliche weiße Form von Männern und Frauen, gegen einen Hintergrund von tiefem Blau gestellt. Hier ist der Raum, wo sich die edlen Frauen und Männer trafen: Perikles und Phidias, Sokrates und Aspasia, hier schritt der große Dichter Sophokles – selbst ein Ideal der Schönheit unter schönen, mädchenhaften Frauen mit den kleinen runden Brüsten und den festen schmalen Hüften. Hier war die Vergöttlichung der Menschheit. Und diese Religion ergreift mich tiefer als irgendeine andere, sowohl in ihrer Sinnlichkeit wie in ihrer Vornehmheit. Hier sind die schönsten Körper der Welt und hier auch der Mut, der den Tod anlächelt. Und ich erinnere mich an die Worte des Sokrates im Kriton: „Laß uns gehen, wohin uns Gott führt. Das Höchste in uns wird zu unserem Gott und unserem Führer."

Gibt es etwas Höheres? In Sokrates rühren wir an den Zenit der Menschheit. Aber die Gebote Jesu sind von einer noch größeren Süße. Wir Menschen brauchen alle Vergebung, brauchen Liebe, und das Geben der Liebe ist seliger denn Nehmen. Aber die Anbetung der Menschen war die erste Religion, und dieses Athen ist sein Geburtsort, sein Altar und sein Heim.

Oscar Wilde sagte mir einmal, er sei sich schon als Schulknabe seines Genies bewußt und vollkommen sicher gewesen, ein großer Dichter zu werden, bevor er noch das Trinity College in Dublin verließ, um nach Oxford zu gehen. Ich hatte schon eine gewisse Eigenart mit Fünfundzwanzig erreicht, als ich Shakespeare so klar sah wie später mit vierzig Jahren, aber ich hatte die Dreißig überschritten, bevor ich nur an die Möglichkeit dachte, Schriftsteller zu werden. Ich war mir dessen immer schmerzlich bewußt, daß ich kein schriftstellerisches Talent habe, und ich pflegte die Balzacworte zu wiederholen: „Sans génie je suis flambé!" Als ich mich in München entschloß, nach Griechenland zu gehen, empfand ich, daß ich lange genug Sprachen studiert hatte, und die besten klassischen Dichter und Helden machten keinen großen Eindruck auf mich; mit Ausnahme von Sokrates erreichte keiner mein Ideal. Ich sah, daß Sophokles sich wiederholte, daß seine „Elektra" eine schlechte Kopie seiner „Antigone" sei und er seinen „Ajax" mit einem politischen Pamphlet zugunsten von Athen beendet hatte. Er war ein Meister der Sprache und nicht ein Meister über Leben oder Kunst. Und ich hatte viel

Zeit an ihn verschwendet. Dann erkannte ich, daß es keinen Römer gibt mit Ausnahme von Tacitus und Catull, den Dichterliebhaber der Claudia-Lesbia, und selbstverständlich Cäsar, der mir beinah zum Ideal des Schriftstellers und Tatmenschen wurde. Ich hatte durch die vier Jahre angestrengten Studiums nicht viel gewonnen, die paar Monate, die ich mit Skobelieff verbrachte, gaben meinem Geist eine reichere Nahrung als die vier Jahre, denn sie bestärkten mein Ideal eines vollen, mutigen, in Verachtung der Konvention gelebten Lebens.

Ich schickte mein Gepäck voraus, machte eine Fußwanderung über die Berge nach Innsbruck, um von dort den Zug nach Venedig zu nehmen. Es war ein unvergeßliches Erlebnis. Zum ersten Male erkannte ich den Wert des Ungewöhnlichen. Die Wasserstraßen verleihen dieser Stadt den eigenartigen Zauber. Die Seufzerbrücke ist unvergeßlicher als die beliebige Zahl von Brooklynpfeilern oder selbst Waterloobrücken. Marlowes großer Satz kam mir oft in den Sinn: „Ich bin ich selbst und allein!" Im Besonderen liegt die Auszeichnung.

Nun arbeitete ich angestrengt vierzehn Tage lang, um Italienisch zu lernen, und konnte mich nach dieser Zeit verständlich machen und auch alles verstehen, was man mir sagte. Aber als ich ins Volkstheater ging, wo im venezianischen Dialekt gesprochen wurde, konnte ich kein Wort verstehen, und ich hatte doch den Vorstellungen im Münchener Volkstheater folgen können. In einer Woche jedoch, nachdem ich „I promessi sposi" und viel Dante gelesen hatte, war ich imstande, den venezianischen Dialekt zu verstehen, und in den gewöhnlichen Trattorien bekam ich flüchtige Einblicke in das venezianische Volksleben. Überall auf der Welt herrscht bei der Arbeiterklasse die größte Idiosynkrasie gegen das Fremde vor, und ihr Leben ist infolgedessen am interessantesten.

Aber ich hatte Sehnsucht nach Griechenland, und so nahm ich einen Floriodampfer und fuhr ab. Ein Signor Florio war an Bord, mit dem ich mich bald anfreundete. Von Florio hörte ich viel über Sizilien und beschloß, mich auf meinem Rückwege in Palermo oder Syrakus aufzuhalten, um das Land kennenzulernen.

Auf dem Schiff war ein kleines, lahmes Griechenkind. Die Mutter brachte es nach Athen zurück, um es dort operieren zu lassen. Sie schien sehr niedergeschlagen. Ich fand bald den Grund heraus. Der Vater war nach den Vereinigten Staaten ausgewandert, hatte

seither nicht mehr geschrieben, und die Mutter besaß kein Geld für die Operation. Wieviel sollte sie denn kosten? Fünfhundert Drachmen! Durch einen glücklichen Zufall hatte ich gerade etwas über diese Summe bei mir. Ich gab sie der Mutter. Sie weinte und küßte mir die Hand. Ich weiß nicht, warum ich ihr das Geld gegeben habe. Ich selbst blieb fast ohne Mittel zurück. Ich mußte mit einer Flasche Wein zwei Tage sparen. Am Schluß meiner Reise verschlang die Rechnung für kleine Ausgaben und Trinkgelder mein letztes Geldstück, und als wir Piräus erreichten, hatte ich nicht einmal Geld, um den Bootsmann zu bezahlen. Ich verfluchte meine unüberlegte Großmut. Was scherte mich denn die ganze Sache? An diesem Abend ging ich in die Kabine und sah mir die Passagiere an. Der eine junge Mann sah wie ein Jude aus, trotz seiner geraden Nase. Ich ging auf ihn zu, erzählte ihm von meinem Dilemma und bat ihn, mir etwas Geld zu leihen. Er lächelte, nahm seine Brieftasche heraus und zeigte mir Scheine von fünfhundert und tausend Drachmen. „Kann ich das haben?" fragte ich und tippte auf einen Schein von tausend Drachmen. „Selbstverständlich," erwiderte er, „mit Freuden." – „Geben Sie mir, bitte, Ihre Visitenkarte. In einer Woche, sobald ich das Geld aus London bekomme, will ich es Ihnen zurückzahlen. Ich möchte im Hôtel Grande Bretagne wohnen. Es ist doch gut, nicht wahr?" „Es scheint so," erwiderte er, „denn alle reichen Engländer gehen dahin. Aber ich selbst würde das Hôtel d'Athènes vorziehen." „Ich werde es mir merken", sagte ich zu ihm und schüttelte ihm die Hand. In dieser Nacht schlief ich in einem Zimmer, das über den Palastplatz auf die Akropolis sah.

Der junge Mensch, der mir das Geld geliehen hatte, war, wenn ich mich nicht irre, ein Herr Constantine, der Besitzer von Gaswerken im Piräus. Das Geld, das mir meine Londoner Bank schickte, durfte mir jedoch nicht ausgehändigt werden, bevor ich mich nicht auszuweisen vermochte. Ich mußte mich daher an die Britische Botschaft wenden und lernte dort den ersten Sekretär Raikes kennen, der so liebenswürdig war, ohne weiteres meine Identität zu bestätigen. Ich gab ein Essen für Constantine, bei dem er Raikes und andere meiner Freunde traf, und zahlte ihm das Geld mit tausend Dank zurück. Constantine und ich blieben jahrelang befreundet.

Im Hôtel d'Athènes kam einmal wöchentlich eine Anzahl studierender Ausländer zusammen, um über verschiedene Fragen,

die mit der griechischen Sprache, der Literatur, der Kunst und dem dortigen Leben zusammenhingen, zu diskutieren.

Meistens waren es sehr begabte Männer, die sich nach Abschluß ihrer Studien noch weiter ausbilden wollten. Sie kamen von italienischen, französischen und deutschen Universitäten, aber kein Engländer oder Amerikaner schloß sich uns an, nur Raikes kam ungefähr einmal im Monat; er war nicht nur der erste Attaché bei der englischen Botschaft, sondern auch der Bruder des späteren Postministers. Wir nannten ihn den „langen Raikes", denn er war ungefähr sechs Fuß fünf groß. Ich stellte mir immer vor, daß er etwas Bemerkenswertes im Leben leisten müßte, denn er hatte eine seltsam objektive Mentalität, der jedoch jede Dynamik fehlte.

Es kam auch ein Deutscher namens Lolling hin, der später, wenn ich mich nicht irre, das archäologische Institut in Berlin leitete und den berühmten Baedeker Griechenlands schrieb. Ein Italiener war auch dabei, ich glaube ein Kurator der Pitti-Galerie in Florenz und ein bemerkenswerter Franzose, ein Mann von etwa vierzig oder fünfundvierzig Jahren, eine interessante Gestalt mit einem herrlichen Kopfe, der fast jede europäische Sprache und mit vollkommenem Akzent sprach, der einzige Franzose, ja der einzige Ausländer, dem ich begegnet bin, der englisch so sprach, daß man ihn für einen Engländer halten konnte. Ich habe seinen Namen vergessen, wir nannten ihn den Baron. Eines Abends brachte Raikes einen Herrn Bryce mit, den späteren Lord Bryce, der damals seine erste Reise durch Griechenland machte. Einige griechische Professoren der Universität suchten uns ziemlich regelmäßig auf. Einen davon taufte ich Plato, und der Name blieb ihm haften. Eines Abends kam ich ziemlich spät in das Zimmer, und der Vorsitzende, Lolling, sagte mir, sie führten gerade eine interessante Diskussion über die verschiedenen europäischen Sprachen und hätten sich auf einige Punkte vollkommen geeinigt. Man sei übereinstimmend der Meinung, daß das Italienische die musikalischste Sprache sei. Das Spanische wurde wegen seiner harten Gutturallaute ausgeschaltet. Man hatte sich darauf geeinigt, daß das Deutsche das beste Instrument für den abstrakten Gedanken sei und in der Tat das bequemste Vehikel für alles Allgemeine. Das Französische wurde als die beste Diplomatensprache bezeichnet, da es sehr präzise und einfach sei und sich einer großen Popularität in der Welt erfreue. Das waren einige der allgemeinen Schlußfolgerungen.

„Das ist alles sehr interessant," erwiderte ich, „aber wo tun Sie, um Gottes willen, das Englische hin?"

„Das Englische", erwiderte der Deutsche, „ist zwar sehr einfach und logisch, aber fast ohne grammatikalische Konstruktion oder irgendwelche Regeln der Aussprache. Es läßt sich nicht sehr viel zugunsten des Englischen anführen. Aber wir werden uns freuen, wenn Sie uns Ihre Meinung darüber sagen."

Ich packte sofort den Stier bei den Hörnern und sagte, es würde leicht zu beweisen sein, daß das Englische die musikalischste aller erwähnten Sprachen sei, worauf ein schallendes Gelächter im Kreise ertönte. Manzoni, der Italiener, fragte mich, ob es mein Ernst sei. Er glaubte, es sei doch leicht zu beweisen, daß das Englische die schlimmsten Kakophonien aller europäischen Sprachen aufweise.

„Lassen Sie mich erst meinen Standpunkt auseinandersetzen", unterbrach ich ihn. „Warum sagen Sie, daß das Italienische die musikalischste Sprache der Welt sei?"

„Weil wir die wunderschönen offenen Vokallaute besitzen", erwiderte er. „Und wir haben weder harte Gutturale, noch Zischlaute!"

„Aber das Englische hat nicht nur Ihre fünf reinen Vokallaute," erwiderte ich, „sondern noch mehr. Das Englische hat sechs oder sieben verschiedene O-Laute und vier oder fünf verschiedene A-Vokale. In der Tat besitzen wir zwanzig Vokallaute gegen Ihre fünf. Behaupten Sie wirklich, daß, je weniger Instrumente in einem Orchester vorhanden sind, desto göttlicher die Musik klingt?

„Ja, ich sehe jetzt ein, worauf Sie hinaus wollen," sagte Manzoni, „ich habe vorher nicht daran gedacht. In diesem Punkte haben Sie recht. Aber Sie müssen zugeben, daß Ihre englischen S noch schlimmer sind als die deutschen Gutturale."

„Wir vermeiden die Zischlaute, soweit es nur geht," erwiderte ich, „obwohl ich zugeben muß, daß das S im Englischen eine ebensolche Gefahr ist wie die Gutturale im Deutschen. Aber der Punkt, in dem Sie mir zustimmen müssen, ist, daß wir ein größeres Orchester der Vokallaute haben als irgendeine andere europäische Sprache, und Sie müssen auch zugeben, daß wir die größten Dichter auf der Welt hatten, um es zu dirigieren. Sie werden kaum das Ergebnis bezweifeln können, denn Sie sind mit mir der gleichen Meinung, daß die komplizierteste Musik auch die schönste ist."

„Ja," erwiderte er nachdenklich, „aber Sie würden vielleicht richtiger gesagt haben, daß ihr Engländer das beste Orchester und wir Italiener das schönste Streichquartett der Welt besitzen."

„Wir wollen es dabei lassen", erwiderte ich lachend. „Aber wenn Sie meine volle Meinung hören wollen, so kann ich Ihnen versichern, die englische Poesie besitzt so musikalische und schwingende Kadenzen, daß ich sie über jede Dichtung der Welt, selbst über die besten Verse von Goethe stelle. Denken Sie an den überschätzten Griechen, den Euripides, der unveränderlich die Cäsur nach dem zweiten Fuß setzt. Seine Musik ist so mechanisch wie eine Tretmühle. Außerdem wird die Streitfrage noch auf eine andere Weise entschieden. Vor ungefähr einem Jahrhundert sprachen vielleicht fünfzehn Millionen Englisch, jetzt spricht eine unerhört schnell wachsende Bevölkerung von beinah zweihundert Millionen unsere Sprache. Noch ein Jahrhundert, und vier- oder fünfhundert Millionen Menschen werden es sprechen. Der einzige Konkurrent, den wir wirklich haben, ist das Russische. Und das Russische wird auf die zweite Stelle rücken, sobald Australien und das große Plateau von Zentralafrika von englisch sprechenden Menschen besetzt ist. Das Urteil der Menschheit fällt zugunsten des Englischen als der Sprache des fortschrittlichsten und zahlreichsten Volkes in der Welt aus. Und ich neige zu der Ansicht, daß diese Beurteilung auf Grund von Ergebnissen die richtige ist. (Ungefähr ein Jahr später sagte mir Turgenjeff, er ziehe das Russische dem Deutschen oder Französischen bei weitem vor, obwohl er beide Sprachen ausgezeichnet sprach. Er bestand darauf, daß das Russische ein bei weitem reicheres und komplizierteres Instrument als das Deutsche sei und „außerdem bedeutend mehr verbreitet".)

„Das Überlebende mag das Tauglichste sein," sagte der Baron, „aber das Tauglichste ist nicht immer das Beste und Höchste. Trotz Ihrer Argumente, die ausgezeichnet sind, halte ich die Schlußfolgerungen, zu denen wir kamen, bevor Sie in die Diskussion eingriffen, in manchen wesentlichen Punkten für richtiger. Ich halte noch immer das Italienische für musikalischer als das Englische. Sie können doch nicht behaupten, daß euer ‚krietscher' ebenso musikalisch klingt wie ‚creatura'. Und das Französische ist eine bessere Sprache für Diplomaten als das Englische und hat feinere Nuancen einer liebenswürdigen Unterhaltung. Wir Franzosen besitzen fünfzig verschiedene Möglichkeiten, um

unsere Briefe zu schließen; setzen Sie nur Ihre yours sincerely, yours truly, yours faithfully dagegen. Es scheint mir, daß wir in allen Höflichkeitsformeln das volle Orchester besitzen, während ihr nichts anderes als das Banjo, die Zimbel und die große Trommel habt."

„Die Frage ist noch nicht entschieden. Geben Sie mir einen dieser Ausdrücke, mit denen Sie Ihre Briefe schließen, und ich will sie ohne Schwierigkeiten ins Englische mit jeder Nuance der ihnen zukommenden Bedeutung übersetzen."

„Pardon, aber Sie werden nicht einmal imstande sein, amitiés zu übersetzen, die Nuance zwischen Liebe und Freundschaft würde durch das weitmaschige englische Netz hindurchschlüpfen und verlorengehen."

„Wir können ‚your loving friend' sagen, ‚your friend and lover' oder ‚your affectionate friend', die Sache ist ganz einfach."

Die nächsten Minuten hindurch beteiligten sich alle an der Diskussion. Von überall flogen mir Sätze zu, von denen man glaubte, sie ließen sich nicht ins Englische übersetzen, ich löste jedoch alle Schwierigkeiten und nahm dann die Diskussion wieder auf.

„Ich kann Ihnen eine wohlbekannte Stelle von Ruskin zitieren, in der er die venezianischen Maler lobt, und Sie würden nicht imstande sein, sie zu übersetzen. Sie lautet: „Venice taught these men to learn another sort of beauty: broad chested and level browed like her horizons; thighed and shouldered like her billows; footed like her stealing from bathed in clouds of golden hair like her sunsets." Man könnte diese Stelle kaum in irgendeine moderne Sprache übertragen, ohne daß sich ihre Poesie und Schönheit dabei verflüchtigt, während Sie zugeben müssen, daß ich Ihre deutschen und französischen Beispiele ohne weiteres in ein ebenbürtiges Englisch zu übersetzen vermochte."

„Sagen Sie uns nun, was Sie wirklich über die englische Sprache denken", meinte Lolling.

Ich fühlte mich geschmeichelt und faßte meine Argumente folgendermaßen zusammen: „Es war wohl Max Müller oder irgendein anderer deutscher Philologe, vielleicht Karl Werner, der mich auf die Spur brachte, indem er sagte, das Englische hätte mehr Namen für Sachen, sei reicher als irgendeine andere Sprache, da die Beobachtungsgabe und die Tatsachentreue beim Engländer sehr stark ausgeprägt sind.

Das Englische hat, wie es mir scheint, alle grammatikalischen

Formeln in seinem Kampf um die Existenz abgestreift. Es ist einfacher und logischer als irgendeine andere moderne Sprache. Es kann von ungebildeten Menschen leichter gebraucht werden als die anderen Sprachen, leichter sogar als das Französische, und diese Fähigkeit gibt ihm die Möglichkeit, sich über die Welt auszubreiten. Seine wirkliche klangliche Schwäche ist, wie der Baron weiß, die Gewohnheit, die erste Silbe zu akzentuieren, wodurch alle Worte verkürzt werden, sowie der Zischlaut, der, soweit es möglich ist, vermieden werden sollte. Die schlimmste Schwäche der englischen Sprachstruktur ist, so seltsam es bei einem so tatkräftigen Volke klingt, die Armut an Verben.

Aber hier kamen die Dichter zu Hilfe und machten die jetzigen Partizipien der Gegenwart zu Verben, und es gelang ihnen auch, die Substantive in Verben umzubilden. Der große Reichtum der englischen Substantive wird zu einem verblüffenden, unerwarteten Reichtum der Sprache an malenden Verben. Alle modernen europäischen Sprachen verfügen über malende Adjektiva und Epitheta in allen Farben der Palette. Aber wir allein sind imstande, die Partizipien der Gegenwart, die halb Adjektiva und halb Verben sind, zu verwenden, selbst Hauptworte zu Verben umzugestalten und so der Sprache sowohl malerische Schönheit wie Rhythmus zu verleihen.

Obwohl ich eine große Vorliebe für das klassische Griechisch, das Griechisch von Plato und Sophokles besitze, halte ich die Sprache Shakespeares und Keats' noch immer für die schönste der Welt. Darum empfinde ich die Art und Weise so bitter, wie sie jetzt von denen, die sie gebrauchen, prostituiert und degradiert wird. Die Aristokratie Englands hat die Sprache zu einigen snobistischen Schibboleths degradiert. Dieses ist „awfully" und jenes ist „awfully" – eine Generation von Snobs möchte sich von den Mittelklassen nicht durch die Kultiviertheit der Sprache, sondern durch einige idiotische Schibboleths abgrenzen. Der englische Aristokrat degradiert seine Sprache ebenso sehr wie der Straßenjunge, dessen einziges Adjektiv „bloody" ist.

Oh, diese englische Aristokratie, wie sie das Ideal verkümmert! Sie weiß eine Menge über äußere Dinge, über den Körper und die Männerkleidung, die gesellschaftlichen Gebräuche, die trivialen Höflichkeiten, aber sie weiß leider sehr wenig über den Geist, und nichts über die Seele – nichts! Welcher englische Aristokrat hat je daran gedacht, seine geistigen Fähigkeiten zu schulen, wie die

Knaben ihre Muskeln zu fast vollkommener Kraft und Schönheit trainieren, mit dem instinktiven Wissen, daß kein Muskel überentwickelt werden kann, daß alles in vollkommener Harmonie gehalten werden soll. Jedoch auch hier weiß der indische Yogi über die Herzmuskeln, den Magen und die Gedärme, den wichtigsten Teil des Körpers besser als unsere Leute Bescheid . . .

Kein Engländer schämt sich heute, wenn er weder Deutsch, Französisch noch Russisch kann und keine Ahnung von den besonderen Errungenschaften dieser Völker im Denken, in der Kunst und der Literatur hat – . . .“

„Richtig,“ unterbrach mich der Baron, „und es muß einmal gesagt werden. Aber was verstehen Sie genau unter Seele? Und wie kann man sie trainieren?“

„Ich selbst weiß sehr wenig darüber, muß ich gestehen,“ erwiderte ich, „aber ich bekam davon eine Ahnung, als ich durch Indien fuhr. Und ich habe mir immer vorgenommen, noch einmal hinzufahren und dort sechs Monate oder ein Jahr zu verbringen, um mir die Weisheit des Ostens anzueignen. Gautama Buddha schien mir immer einer der edelsten Menschen, und wo ein einzelner Baum bis in den Himmel wächst, muß auch der Boden und das Klima etwas Bemerkenswertes haben – – –. Aber wir sind von unserem Thema abgewichen . . .“

„Lassen Sie mich nur noch ein Wort sagen“, unterbrach mich der Baron. „Ich glaube, daß Frankreich fast in jeder Hinsicht besser als England, dem Ideal näher ist. Jeder intelligente Franzose liebt alles Geistige – die Kunst und die Literatur, und bemüht sich, Französisch so rein und so gut wie möglich zu sprechen, während in England kaum eine Klasse vorhanden ist, der es an dem schönsten Erbteil in derselben Weise gelegen ist. Und dieser Hochmut des englischen Aristokraten! Er läßt sich kaum herbei, menschlich zu erscheinen. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, daß die einzigen Leute, die nicht in unsere Versammlungen kommen, die englischen Studenten sind? Und doch brauchen sie die kosmopolitische Erziehung mehr als jede andere Rasse.“

Athen verdanke ich manche unsterbliche Erinnerung meines Lebens. Als ich mir eines Tages die Gestalten an der Vormauer des Tempels der flügellosen Nike ansah, bemerkte ich plötzlich, daß das Gewand eng über die Brüste gespannt war, um die köstliche Schönheit der Rundung hervorzuheben – eine bloße Sinnlichkeit des Künstlers. Dreißig Jahre später fragte ich Rodin um seine

Meinung, und er erklärte mir, daß die griechischen Götter des Parthenon so unverhohlen sinnlich sind wie andere Werke der plastischen Kunst.

Ich traf noch einen anderen Menschen im Hôtel d'Athènes, den ich erwähnen möchte. Eines Tages wurde mir ein großer, gut aussehender Engländer von dem Besitzer des Hotels vorgestellt. „Dies ist Major Geary, Herr Harris! Ich habe dem Major gesagt, daß Sie mehr über Athen und eigentlich über Griechenland wissen als irgendein anderer meiner Bekannten, und er möchte Ihnen einige Fragen stellen." – „Ich werde sie mit Freude beantworten, soweit ich dazu in der Lage bin", erwiderte ich, denn Major Geary sah gut aus und gehörte anscheinend einer guten Gesellschaftsklasse an. Er erzählte mir, er hätte vor einigen Jahren den Artilleriedienst quittiert und wäre jetzt bei Armstrong. „Ich bin hergeschickt worden," begann er, „um unsere Gewehre zu verkaufen, und möchte durch jemanden, der die Dinge hier kennt, wissen, wie ich es anfangen soll. Ein Mann in unserer Botschaft gab mir den Rat, mich zuerst an den König zu wenden."

„Das wird Ihnen nicht viel helfen", erwiderte ich. „Kennen Sie den Ministerpräsidenten Tricoupis? Sie können sicher einen Einführungsbrief zu ihm bekommen, und das wird der beste Weg sein." Geary dankte mir und folgte meinem Rat. Etwas später frühstückten wir zusammen, und ich fand in ihm einen wunderbaren Gastgeber mit einer seltenen Kenntnis der englischen Poesie. Von Shakespeare wußte er sehr wenig, aber der größere Teil der englischen Lyrik war ihm geläufig, und er zeigte außerordentliche Kenntnisse und einen sicheren Geschmack.

Gearys Freude an der Poesie brachte uns näher zueinander, und eines Morgens bat er mich, mit ihm zu Tricoupis zu gehen, um den Vorschlag von Armstrong zu unterstützen. Die englische Firma war bereit, einen größeren und längeren Kredit zu geben als Krupp oder Creusot. Ich ging mit ihm um so lieber, als ich gern Tricoupis, der eine meisterhafte „Geschichte der Revolution" geschrieben hatte, kennenlernen wollte. Aber bei der Begegnung, bei der noch andere Minister zugegen waren, war Tricoupis ganz auf das Geschäftliche gestellt und ich konnte mit ihm über nichts Privates sprechen.

Als ich Athen genau kannte und das moderne Griechisch fließend sprach, machte ich mich mit ein paar Freunden, einem deutschen und einem italienischen Studenten, auf eine Fußwande-

rung durch Griechenland. Wir gingen nach Theben und Delphi, bestiegen den Parnaß, dann trennten wir uns, ich ging nach Janina, sah mir auf meiner Rückkehr Korinth, Sparta und Mykene an, wo ich das Glück hatte, als einer der Ersten den verblüffenden Kopf des praxitelischen Hermes zu sehen, sicherlich den schönsten Kopf in der plastischen Kunst, denn keine Venus, weder die von Melos noch die von Knidos besitzt diesen wunderbaren intellektuellen Zauber. Es ist seltsam, daß, trotzdem Liebe das Reich der Frauen ist und Liebe die tiefste Emotion des Lebens, der tiefere Ausdruck selbst in der Liebe nicht von ihnen erreicht wird; und doch kann ich nicht glauben, daß die Frau inferiorer als der Mann ist, und sie hat sicherlich genug Ausdrucksmöglichkeiten.

Es ist ein Geheimnis, das nur die Zukunft oder irgendein klügerer Mensch als ich zu ergründen vermag.

## KAPITEL V

# DIE LIEBE IN ATHEN UND DIE HEILIGE SCHAR

Ich wohnte ungefähr eine Woche im Hôtel d'Athènes, als ich ein hübsches Mädchen auf der Treppe erblickte. Sie nahm meinen Blick gefangen. Ein Hausmädchen sagte mir, daß es Frau M. sei, die in dem Zimmer neben mir wohne. Ich fand bald heraus, daß ihre Mutter, eine Frau D., den großen Salon im ersten Stock bewohnte. Ich weiß nicht mehr, wie ich die Bekanntschaft der Mutter machte, jedenfalls fand ich sie liebenswürdig und leicht zugänglich, und ich erfuhr, daß sie einen Sohn Jacques D. im Pagenkorps besaß, mit dem ich mich einige Jahre später in Paris anfreundete, wie ich noch im Verlaufe meiner Lebensgeschichte erzählen werde. Auch mit der Tochter freundete ich mich bald an. Sie war ein sehr hübsches Geschöpf im Anfang der zwanziger Jahre. Die Ds. waren rein griechischen Ursprungs, aber sie kamen aus Marseille und sprachen französisch ebenso gut wie das moderne Griechisch. Das Mädchen hatte vor ungefähr zwei Jahren einen Schotten geheiratet, der sich jetzt irgendwo in England aufhielt. Sie sprach kaum von ihrer Ehe. Es war die Mutter, die mir erzählte, welch ein trauriger Fehlgriff diese Ehe gewesen sei.

Da nun mein Leben nicht mehr in festgesetzte Arbeitsstunden eingespannt war, begann die lange Gewohnheit der Keuschheit auf mir zu lasten. Frau M. sah außerordentlich gut aus, schlank und hoch gewachsen, mit einem griechischen Gesicht vom besten Typus, von einer Fülle schwarzen Haares gekrönt. Ich habe nie größere oder schönere dunkle Augen gesehen, und ihre schlanke Gestalt hatte eine biegsame Grazie von unendlich reizvoller Wirkung. Sie hies Eirene, d. h. Frieden, und erlaubte mir bald, sie beim Vornamen zu nennen. Nach drei Tagen sagte ich ihr, daß ich

sie liebte. Und ich war wirklich wie vom Sturm davongetragen. Wir machten lange Spaziergänge zusammen. Eines Tages sahen wir uns die Akropolis an, und sie hörte mir mit Entzücken zu, als ich ihr von dem Altar der Götter erzählte. Einmal stiegen wir auf die Agora oder den Marktplatz hinunter, und sie zeigte mir das moderne griechische Leben mit seinen Sitten. Bei einem Spaziergang begrüßte uns eine alte Frau als Liebespaar, und als Frau M. den Kopf schüttelte und sagte: „Es stimmt nicht!", wies sie mit dem Finger auf mich und sagte: „Er ist ganz in Flammen. Und auch Sie werden bald Feuer fangen."

Zuerst war Frau M. nichts als Abwehr, aber ungefähr nach einem Monat unseres ständigen Zusammenseins gelang es mir, ihr einen Kuß oder eine Umarmung zu stehlen; und so näherte ich mich langsam, Tag für Tag, Schritt für Schritt, dem ersehnten Ziel. Ein Zufall kam mir zu Hilfe. Eines Tages – werde ich ihn je vergessen? – waren wir durch die ganze Stadt gewandert und kehrten erst bei Anbruch der Dunkelheit zurück. Als wir in den ersten Stock kamen, öffnete ich sehr leise die Tür ihres Salons. Wie es das Glück wollte, war der Wandschirm vor der Tür beiseite geschoben, und dort auf dem Sofa, im Hintergrund des Zimmers, sah ich ihre Mutter in den Armen eines griechischen Offiziers. Ich schloß die Tür so langsam, daß die Frau, die hinter mir kam, noch das Bild sehen konnte, und ließ sie dann lautlos ins Schloß fallen.

Als wir in unsere Schlafzimmer hinaufstiegen, sah ich, daß ihr Gesicht glühte. Vor ihrer Tür hielt ich sie auf. „Mein Kuß", sagte ich. Und wie im Traum küßte sie mich. Die Schäferstunde hatte geschlagen. „Kommst du heute nacht zu mir?" flüsterte ich. „Diese Tür führt in mein Zimmer." Sie sah mich mit diesem unentzifferbaren Frauenblick an, und zum ersten Male gaben sich ihre Augen. In dieser Nacht legte ich mich früh hin und schob das Sofa weg, das von meiner Seite aus die Tür zu ihr verstellte. Ich versuchte sie zu öffnen, fand sie jedoch von drüben verschlossen.

Als ich in der Nacht gegen elf Uhr im Bett lag, sah ich, wie sich die Türklinke bewegte. Ich blies sofort das Licht aus. Aber die Jalousien waren nicht herabgezogen, und das Zimmer lag im hellsten Mondlicht. „Darf ich hereinkommen?" fragte sie. Ich sprang im Nu aus dem Bett heraus und umfing ihren wunderbaren, weichen Körper. „Du meine süße Geliebte", rief ich aus und hob sie

auf mein Bett. Im nächsten Augenblick hielt ich sie in den Armen, sie schob mich jedoch beiseite.

„Nein, wir wollen erst reden", sagte sie. Ich küßte sie und nickte dabei zustimmend. „Laß uns reden." Zu meiner Verblüffung begann sie: „Hast du Zolas letztes Buch ‚Nana' gelesen?" – „Ja", erwiderte ich. – „Erinnerst du dich, was das Mädel mit ‚Nana' tat?" – „Ja", erwiderte ich und mir wurde weh und bange. – „Nun also," fuhr sie fort, „es ist ein gutes Beispiel. Ich habe solche Angst, ein Kind zu kriegen." Nach einer Weile Überlegung sagte ich mir, daß schließlich alle Wege nach Rom führen . . .

Ich wußte genug von Frauen, um mir klar darüber zu sein, daß, je mehr ich mich zurückhielt und ihr die Initiative überließ, desto größer mein Lohn sein würde. Einige Tage später führte ich sie auf den Berg Lykabettos und zeigte ihr „alle Reiche des Geistes", wie ich Athen und seine Umgebung zu nennen pflegte. Sie fragte mich nach der antiken, griechischen Literatur aus. „War sie besser als die moderne französische?" – „Ja und nein, es ist etwas durchaus Verschiedenes." Sie gestand mir, daß sie Homer nicht verstehen könne, aber als ich die Chöre aus „König Oedipus" rezitierte, verstand sie sie wie auch den großen Eid in der Rede des Demosthenes. „Nicht bei denen, die zuerst dem Tod bei Marathon ins Gesicht schauten . . ." Und der edle Schluß trieb ihr Tränen in die Augen. „Nun werdet ihr durch euer Urteil entweder unsere Ankläger über Land und See haus- und heimatlos treiben oder uns einen sicheren Schutz vor jeder Gefahr in dem Frieden des ewigen Schweigens gewähren."

Als wir an diesem Nachmittage den langen Anhang des Lykabettos hinabschritten, sagte sie plötzlich. „Du willst mich wohl nicht mehr? Die Männer sind so selbstsüchtige Kreaturen, daß sie sich sofort zurückziehen, wenn sie nicht alles auf einmal bekommen –" – „Du glaubst wohl selbst kein Wort von dem, was du sagst", unterbrach ich sie. „Wann hätte ich mich denn zurückgezogen? Ich warte nur, bis es dir Freude macht. Ich wollte dich nicht immer und ewig quälen, das ist alles. Wenn du wüßtest, wie ich jede Nacht daliege und auf die Klinke deiner Tür starre –." „Einmal wird sie sich schon bewegen", sagte sie und glitt mit der Hand unter meinen Arm. „Ich möchte nicht wichtige Dinge entscheiden, wenn ich in einem Aufruhr von Gefühlen bin. Aber ich habe über alles nachgedacht, was du gesagt hast, und ich will an

dich glauben, will dir vertrauen –.“ Und ihre Augen waren ein einziges Versprechen.

Als die Klinke ihrer Tür sich bewegte, war ich glücklicherweise wach und nahm sie in die Arme, bevor sie die Schwelle überschritten hatte ... Ich fühlte, wie ihr Körper nachgab ...

... Unser erstes großes Liebesduett war vorbei. Von dieser Nacht an hatte sie keine Geheimnisse vor mir, keine Zurückhaltung mehr, und langsam erzählte sie mir alles, was sie in dem Delirium der Liebe empfand. Sie war eine wunderbare Geliebte. Sie hatte einen mädchenhaften Körper mit kleinen, runden Brüsten. Statt auf die langen Spaziergänge zu gehen, zogen wir uns oft auf mein Zimmer zurück und verbrachten dort manchen Nachmittag. Manchmal klopfte ihre Mutter an ihre Tür, aber sie zog mich nur fester an sich heran. Ein oder zweimal kam ihr Bruder an meine Zimmertür, aber wir lagen uns in den Armen und ließen die alberne Welt draußen klopfen!

Ich versuchte immer meine Freundinnen nach ihren ersten erotischen Erfahrungen auszufragen, aber mit Ausnahme von einigen Französinnen, meistens Schauspielerinnen, war ich nicht sehr erfolgreich. Was der Grund dafür ist, müssen andere erklären. Ich fand jedoch die Frauen seltsam zurückhaltend bei diesem Thema.

Als ich gegen Ende des Sommers nach Athen zurückkehrte, nahm ich mir eine Wohnung in dem Volksviertel und lebte dort sehr billig. Bald besuchte mich Eirene. Wir gingen oft in das griechische Theater, und an manchen Nachmittagen las ich mit ihr Theokrit. Aber sie gab mir nichts Neues; und im Frühjahr entschloß ich mich, über Konstantinopel und das Schwarze Meer nach Wien zurückzukehren, denn ich fühlte, daß meine Lehrjahre zu Ende gingen, und Paris winkte mir und London.

An einem der letzten Abende, an dem wir zusammen waren, wollte Eirene wissen, was mir an ihr am besten gefiel. „Du hast eine Fülle guter Eigenschaften“, begann ich. „Du bist gütig und vernünftig, hast dabei die schönsten Augen und einen schmiegsamen, schlanken Körper. Aber warum fragst du?“

„Mein Mann sagte immer, ich sei so knochig“, erwiderte sie. „Er machte mich furchtbar unglücklich, obwohl ich mir alle Mühe gab, ihm zu gefallen. Ich empfand zuerst nicht viel für ihn, und dieses Wort ‚knochig‘ hat mich tief verletzt.“ – „Weißt du noch, als ich bei einer unserer ersten Nächte deinen Körper sah,

schien er mir das Köstlichste an Umriß, was ich je gesehen hatte. Wenn ich ein Bildhauer wäre, hätte ich ihn schon längst modelliert, – ‚knochig', wirklich, der Mann hat dich nicht verdient. Schlage ihn dir aus dem Kopfe." – „Das habe ich schon getan," erwiderte sie, „denn wir Frauen haben nur Raum für einen. Und du hast dich in meinem Herzen eingenistet. Ich bin froh, daß du mich nicht für knochig hältst; aber wie seltsam, daß dir eine bloße Körperlinie soviel bedeutet. Die Männer sind doch spaßig. Keine Frau würde sich so für einen bloßen Umriß begeistern können –. Dein Lob und sein Tadel zeigen denselben Geist –."

„Und doch wird Verlangen aus Bewunderung geboren", wandte ich ein.

„Mein Verlangen ist aus deinem geboren", erwiderte sie. „Aber die Liebe einer Frau ist besser und anders – es ist die des Herzens und der Seele –." – „Aber der Körper gibt den Schlüssel," sagte ich, „und macht das Zusammensein zu etwas Göttlichem."

– – Später lernte ich noch manches andere, aber nichts so Wichtiges wie diese erste Entdeckung, die ich Eirene verdanke und die mir ein für allemal zeigte, wie überlegen Kunst der Natur ist.

Nachdem ich einige Monate lang in Athen studiert hatte, hörte ich von einem Klub, in dem Universitätsprofessoren und einige Studenten sich trafen, um sich im klassischen Griechisch zu unterhalten. Ein Fehler oder selbst ein wenig gewählter Ausdruck war verpönt. Aus dieser Ehrfurcht vor der Sprache des Plato und Sophokles entstand der Wunsch, das moderne Idiom dem alten so ähnlich wie möglich zu gestalten. Die komplizierte Syntax ließ sich natürlich nicht wieder im allgemeinen Gebrauch herstellen. Auch die feine Nuance der Partikeln war für immer verloren. Aber man war peinlich bemüht, die Worte in ihrer alten Bedeutung zu gebrauchen, daß selbst heute noch ein Xenophon die Zeitung in Athen lesen und sie ohne weiteres verstehen könnte.

Diese Assimilierung war nur möglich, weil die gesprochene Sprache der Griechen, ἡ κοινὴ διάλεκτος, viele Jahrhunderte lang neben der literarischen Sprache existiert hat. Der gesprochene Dialekt war im Neuen Testament und im Kirchendienst bewahrt, und so wurde es den gebildeten und begeisterten Griechen leicht, die Volkssprache der von Plato so eng wie möglich anzugleichen. Und das griechische Volk ist so ungemein intelligent, daß selbst der Bauer, der immer das Pferd „ἄλογος" – der Hirnlose – nannte, weiß, daß „ἵππος" ein schöneres Wort für dasselbe Tier sei. Ob-

wohl die volksübliche Aussprache sich von der antiken unterscheidet, bleibt sie jedenfalls dem klassischen Tonfall näher als irgendeine englische Imitation oder selbst die Aussprache des Erasmus-Systems. Der moderne Grieche setzt die Akzente richtig, und einer, dessen Ohr daran gewöhnt ist, kann die Kadenz der klassischen griechischen Poesie und Prosa viel besser werten als irgendein Student, der sie nur nach dem Rhythmus der langen und kurzen Silben liest. Ich glaube, es war Raikes, der mir eine für diese griechischen Bestrebungen bezeichnende Geschichte erzählte. Professor Blackie, ein bekannter schottischer Historiker und Philhellene, kam nach Athen zu Besuch und sprach im Piräus. Raikes ging mit einem bekannten Universitätsprofessor, der einer der Führer der hellenistischen Bewegung war, hin. Nachdem er Blackie eine Weile zugehört hatte, drehte sich der griechische Professor zu Raikes um und sagte: „Ich hatte keine Ahnung, daß das Englische so gut klingt." – „Aber er spricht doch das moderne Griechisch", sagte Raikes. – „Großer Gott," rief der Professor aus, „darauf wäre ich nie gekommen. Ich habe kein einziges Wort verstanden."

Ich muß noch in Kürze ein Erlebnis aus dieser Zeit schildern, weil es einen ungeheuren, ja übermäßigen Einfluß auf meine ganze Lebensanschauung und meine Einfühlung in die Vergangenheit ausübte. Auf meiner Fußwanderung durch Attika kam ich durch Chäronea, wo Plutarch geboren wurde, und hielt mich einige Tage lang in einem Bauernhause in der Ebene auf.

Als Philipp von Mazedonien und Alexander beinahe wie Barbaren in Attika einfielen, mußte die Stadt Theben ihrem ersten Anprall widerstehen. Plutarch erzählt, wie dreihundert Thebanerjünglinge aus besten Familien sich durch feierlichen Eid banden, Philipps Siegeszug aufzuhalten oder bei dem Versuch zu sterben. Die Streitkräfte trafen sich bei Chäronea, und Philipps berühmte Phalanx brach siegreich durch. Vergeblich warfen sich die dreihundert Jünglinge gegen die feindlichen Reihen, immer wieder wurden sie zurückgeschlagen, und die Phalanx marschierte unaufhaltsam weiter. In dem Flußbett machte die Heilige Schar, ὁ ἱερὸς λόχος, wie sie genannt wurde, den äußersten, verzweifelten Versuch und starb bis auf den letzten Mann. Nach der Schlacht, wie uns gesagt wird, wurden die edlen dreihundert Jünglinge in einem gemeinsamen Grabe von ihren Eltern in Theben bestattet. Zu diesem Zwecke wurde der Fluß, wie Plutarch erzählt, aus

seinem Bette abgelenkt, um die Jünglinge auf derselben Stelle zu begraben, auf der ihr letzter Angriff zusammenbrach.

Bis zum heutigen Tage ragt ein gigantischer Marmorlöwe in der Ebene von Chäronea. Die Türken hatten seinerzeit gehört, unter dem Denkmal sei ein Schatz vergraben, und so sprengten sie es in die Luft, um zu dem Golde zu gelangen. Aber es wurde nichts gefunden, und es war unerklärlich, wozu dieses Löwendenkmal von Chäronea inmitten einer verlassenen Ebene, weit von jeder Menschensiedlung entfernt, aufgerichtet worden war.

Bei einer großen Versammlung der Klassischen Griechischen Gesellschaft setzte ich meine Idee auseinander, daß dieser Löwe von Chäronea eine ausgezeichnete antike Arbeit der klassischen Zeit sei und meiner Ansicht nach über dem Grabe der Heiligen Schar aufgerichtet wurde. Ich war sicher, daß eine Ausgrabung die Überreste der Helden ans Tageslicht fördern würde. Der griechische Patriotismus flammte auf. Ein mir befreundeter Bankier bot sich an, die Kosten zu tragen, und wir gingen nach Chäronea, um die Arbeit zu beginnen.

In der Nähe von Chäronea konnten wir keinen Fluß entdecken, nur einen seichten Bach, den Thermodon, ungefähr zweihundert Yards von den Trümmern des Löwendenkmals entfernt. Nachdem ich mir den Boden genau angesehen hatte, bestand ich darauf, daß man zuerst eine lange, grasbewachsene Bodenmulde aufreiße, weil ich der Ansicht war, daß der Löwe direkt auf dem Grabe errichtet worden ist, und wirklich trafen wir bald auf das Grab.

Eine Steinmauer von vier Quadern, einen Fuß breit und sechs Fuß hoch, war in Form eines langgezogenen Rechteckes auf dem Geröll des alten Flußbettes gebaut, und darin lagen wie Sardinen die Körper – oder besser gesagt – die Skelette der Heiligen Schar. Das erste, was uns auffiel, waren die furchtbaren Wunden, die die Jünglinge empfangen hatten. Bei einem Skelett waren drei Rippen eingedrückt, und die Lanzenspitze, die den Mann getötet hatte, steckte zwischen einer Rippe und dem Rückgrat. Ein anderes hatte ein gebrochenes Rückgrat und zerschmetterten Schädel. Als zweites fiel uns auf, daß die Zähne der Skelette fast vollkommen erhalten und in ausgezeichnetem Zustande waren. Unsere Inferiorität auf diesem Gebiete läßt sich zweifellos auf unsere moderne, gekochte Nahrung zurückführen.

Wir zählten zweihundertsiebenundneunzig Skelette, in einer Ecke fanden wir einen kleinen Haufen Asche, anscheinend der

drei, die am längsten gelebt hatten und schließlich verbrannt wurden. Auf einer Seite der Ummauerung war ein festes Fundament von ungefähr zehn Fuß im Quadrat gebaut, offensichtlich das Piedestal des Löwen, den man über die Körper der Toten mit dem Blick nach Theben ausstreckte, in ewiger Erinnerung an das Heldentum der Jünglinge, die ihr Leben in Verteidigung ihres Vaterlandes gelassen haben – wahrhaftig eine heilige Schar!

So hat sich die poetische Legende, die sogar dieser oder jener moderne Historiker nicht ernst nahm, als wortwörtlich wahr erwiesen – eine genaue Beschreibung der Tatsachen. Von nun bekam die Arbeit des Schriftstellers eine höhere Bedeutung für mich und belebte mir die Vergangenheit auf eine solche Weise, daß ich andere Bücher – und hauptsächlich das Neue Testament – in einem ganz veränderten Sinne zu lesen begann. Die deutschen Professoren hatten mich gelehrt, daß Jesus eine mythische Figur war, seine Lehren ein Mischmasch verschiedener Traditionen, Religionen und Mythen. Er sei keineswegs eine historische Persönlichkeit gewesen, behaupten sie. Die drei synoptischen Evangelien seien ungefähr fünfzig bis achtzig Jahre nach den Ereignissen geschrieben, und Johannes sogar noch später.

Die Geschichte der Heiligen Schar brachte mich dazu, über die Person Jesu nachzudenken, wie ich es bei Shakespeare getan habe, und ich fand bald zweifellose Beweise, daß Jesus nicht nur eine historische Persönlichkeit war, sondern aus seinen Worten und Werken in seiner ganzen Wirklichkeit erfaßt werden kann. Tacitus und Josephus sind Zeugen seiner Existenz, und wenn sich im Josephus vielleicht spätere Einfügungen finden, so ist die Stelle im Tacitus vollkommen überzeugend. „Ein gewisser Mann, namens Jesu (quidam Jesu), lebte und lehrte sicherlich in Jerusalem und wurde dort als der ‚König der Juden' und ‚Gottes Sohn' gekreuzigt."

Er war für mich weder Gott noch König in irgendeinem übermenschlichen Sinne, sondern Fleisch und Blut, ein Mensch unter Menschen, ein geheiligter Führer und Lehrer höchster Erkenntnis. Während ich das neue Testament las, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich sah, daß dieser Jesus ein Blutsverwandter Shakespeares war, auch wie er von schwacher Gesundheit. Jesus war nicht imstande, sein Kreuz zu tragen und war wohl schon in den ersten Stunden der Agonie verschieden. Beide wurden die „Sanften" genannt, beide hatten die unvergleichliche Regsam-

keit und Tiefe der Gedanken und die liebevolle, weiche Güte des Charakters. Man denke nur an die Worte, die Arthur im König Johann zu dem Mann spricht, der ihn hinrichten soll:

„Seid krank Ihr, Hubert? Ihr seht heute blaß:
Im Ernst, ich wollt', Ihr wär't ein wenig krank,
Daß ich die Nacht aufsäß' und bei Euch wachte,
Gewiß, ich lieb' Euch mehr, als Ihr mich liebt" –

und erinnere sich der heiligen Worte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes."

Sicherlich waren diese beiden Männer von demselben göttlichen Geiste erfüllt.

Jesus besaß mehr Mut, und infolgedessen war auch sein Ende furchtbarer und sein Ruhm größer, aber auch Shakespeare ist von der Notwendigkeit der Reue und der absoluten Vergebung ebenso wie Jesus erfüllt. Vergebung ist das Wort für alles. Mein Leben wurde bereichert, als ich diesen neuen, heiligen Führer fand, aber leider – ich folgte dem neuen Einfluß nur widerstrebend, und es dauerte noch Jahre, bevor die Vertrautheit mit der Person und Lehre Christi auf meinen Charakter einzuwirken begann. Aber dieses allmähliche Eindringen bleibt der dominierende Impuls in den nächsten zwanzig Jahren meines Lebens und führte mich Schritt für Schritt zum Versuch, eine Synthese des Heidentums und des Geistes Jesu zu bilden, die meiner Ansicht nach mindestens zu den wesentlichen Elementen einer „Religion der Zukunft" gehören. Denn was ist denn der Geist Jesu anderes als die Gewißheit, daß Gott nur Liebe ist und von uns Sterblichen allen geliebt werden muß?

Die erste Pflicht jedes Mannes und jeder Frau ist rein heidnischer Art. Jeder von uns sollte alle Fähigkeiten des Körpers, des Geistes und der Seele so harmonisch wie möglich entwickeln. Er sollte sich auch den höchstmöglichen Genuß seiner Gaben sichern. Aber wenn er auf diese Weise, sozusagen, den Zenit der Erfüllung seiner Persönlichkeit erreicht hat, sollte er sich bemühen, soweit es in seinen Kräften steht, seinen Mitmenschen zu helfen und dieses „neu Gebot" Jesu zum Hauptziel seines Lebens gestalten.

Leider ist dieses Gebot „Liebet euch untereinander" das schwierigste Gebot. Wir müssen uns nur das Liebenswerte in einem Menschen gegenwärtig halten und die störenden Fehler vergeben.

Der beste Weg zu dieser alles vergebenden Liebe folgt den Spuren des Mitleids, „das gute Mitleid" nennt es Shakespeare, und „heiliges Mitleid" sogar; denn es führt, wie er wußte, zu Vergebung und Verzeihung. Und dieses Mitleid muß notwendigerweise zu einem Ausgleich der schlimmsten Ungerechtigkeiten des Lebens führen, muß die furchtbaren Unterschiede des Schicksals nivellieren, das dem einen Kinde alles in phantastischem Überflusse zukommen läßt und einem anderen, ebenso begabten und gesunden selbst anständige Lebensbedingungen verweigert. Die Hemmnisse der Reichen und Großen sind von ebenso vergiftender Wirkung wie die Hemmnisse der Armen, die den Körperbau verkümmern und das Blut verelenden lassen. Es ist Liebe und liebevolles Mitleid, die einmal die schlimmsten Übel der Gesellschaft lindern werden. Man hätte eigentlich annehmen sollen, daß die Kenntnis der Naturgesetze und die Beherrschung der Naturkräfte durch die ungeheure Steigerung der Arbeitsproduktivität die Lage des Arbeiters bessern würden. Bis heute ist es nicht der Fall. Die größere Macht, die wir dem Denker und dem Wissenschaftler verdanken, hat bloß die Ungleichheit zwischen den Besitzenden und den Massen der Besitzlosen vertieft. Wenn dieser Prozeß fortschreitet, ist die Rasse ihrem Verhängnis geweiht. Aber diejenigen unter uns, die auf ein gewisses geistiges Niveau gelangt sind, ohne Rücksicht, ob es ihnen schwer oder leicht wurde, zu Vermögen zu kommen, stehen auf der Seite der Armen.

Stuart Mill dachte, daß schwere Erbschaftssteuern das Hilfsmittel bilden, und es ist möglich, daß dies der praktischste Weg ist, die Sache in Angriff zu nehmen. Es sieht auch wirklich so aus, als ob es der Fall wäre, obwohl ich die Verstaatlichung des Bodens und der öffentlichen Dienste wie Eisenbahnen, Wasser- und Gaswerke dieser Maßnahme vorziehe. Seit dem Weltkriege sind die Nachlaßsteuern in England ohne ernsten Einwand auf ungefähr dreiunddreißig Prozent für die großen Erbschaften festgesetzt worden. Eines ist sicher: die schlimmsten Ungerechtigkeiten müssen auf die eine oder andere Weise aus der Welt geschafft werden. Die übergroße individuelle Freiheit in England hat zu der praktischen Versklavung und Degradierung der arbeitenden Klassen geführt. Im Jahre 1837 waren nur 10 Prozent der Rekruten unter fünf Fuß sechs groß. Im Jahre 1915 waren 70 Prozent unter dieser Höhe, und sogar 50 Prozent entsprachen nicht dem Mindestmaße.

Nachdem ich es an mir selbst erfahren habe, was der Reichtum und was die Armut geben kann, bin ich immer für die Armen eingetreten, habe den Prozeß des Ausgleiches für die wichtigste Aufgabe der Politiker gehalten, die nur danach klassifiziert werden sollten, wie weit sie diese wichtigste Reform fördern.

Aber nach dem Weltkriege und dem Elend, das der verhaßte, sogenannte Frieden von Versailles über Europa gebracht hat, müssen andere Ängste um die Zukunft der Menschheit in die Seele einziehen. Mitleid – „dieser Engel der Welt" – muß gepflegt und gelehrt sein, sonst wird das Leben für uns kurzsichtige, egoistische Tiere unerträglich werden. Wird nicht irgendein warmblütiger Jüngling eine neue Heilige Schar ins Leben rufen, die um die Menschheit und die Rechte des Menschen so mutig kämpfen wird, wie die Thebanerjünglinge um die Freiheit und Sicherheit Griechenlands kämpften? Oder müssen wir an den Rand dieser Verzweiflung getrieben werden, die Sophokles in seinem „Oedipus auf Colonos" besingt:

„Nie geboren zu sein, welcher
Wunsch ist höher?"

Aber jeder fragt sich: birgt denn diese Wiedergeburt des Heidentums, die wir hauptsächlich dem Fortschritt der Wissenschaft verdanken, irgendeine Hoffnung, irgendeinen Trost angesichts des furchtbaren Geheimnisses des Todes? Es muß zugegeben werden, daß hier die Schicksalsmächte schweigen. Wir glauben zwar nicht mehr wie die Griechen, daß es besser für uns gewesen wäre, nie geboren zu werden. Wir sind stolz auf unser Erbteil des Lebens. Wir können bereits sehen, wie es auf tausendfältige Weise gebessert werden kann, aber es gibt keine Hoffnung über das Grab hinaus.

## KAPITEL VI

# FEIERTAGE UND IRISCHE TUGEND

Ich fuhr mit dem Schiff von Athen nach Konstantinopel und bewunderte die herrliche Lage der Stadt, die gleich Newyork eine Königin vieler Gewässer ist. Ich war schon im Begriff wegzufahren, ohne viel gelernt zu haben, als ich glücklicherweise mit einem Deutschen, einem Kenner der byzantinischen Architektur, ins Gespräch geriet, der mir die Schönheiten der Hagia Sophia erklärte, bis mir schließlich die Schuppen von den Augen fielen und ich einsah, daß er recht hatte, sie die größte Kirche der Welt zu nennen, obwohl mir die Fassade weniger gefiel als das Innere. Die kühnen Bogen, die ungeheure Atemweite der Säulen, die Mosaiken, Fresken und Inschriften an den Wänden geben einen einzigartigen Eindruck von Glanz und Größe, von einer Einheit der Farbe und Form, die durch ihre Pracht überrascht.

Fromme Türken beten immer in der Kirche zu Mohammed, hie und da kauern Schulklassen auf dem Boden, aber auf den Wänden schimmern die Fresken mit dem Gekreuzigten unter der mohammedanischen Übermalung oder Tünche hindurch, und ich hatte den Eindruck, daß überall das Kreuz langsam aber sicher über den Halbmond triumphierte. Später sah ich ein, daß die Hagia Sophia eine größere Erfüllung bedeutete als das Parthenon sogar, und ich begriff, daß der höhere Geist auch immer die edlere Verkörperung findet.

Mein deutscher Freund nahm mich auch in die Erlöserkirche mit, die er das Juwel byzantinischer Kunst nannte, und ich fand die Mosaiken, die spätestens aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen, reicher und komplizierter als alles, was ich sogar in Palermo bis jetzt gesehen hatte.

Wir hatten eine stürmische Überfahrt über das Schwarze Meer, und weder Warna noch die Donau waren imstande, mich für mein Unbehagen zu entschädigen.

Aber Belgrad mit seiner Zitadelle gefiel mir sehr gut, und Buda mit Pest jenseits der großen Brücke nahm mein Auge gefangen; der Festungshügel erinnerte mich an die Akropolis; Wien jedoch hat mein Herz gewonnen. Das alte Burgtheater mit den Schauspielerkräften, die so gut waren wie die in Paris, das vornehme Opernhaus mit der besten Musik in Europa, das Belvedere mit den herrlichen venetianischen Gemälden und der wunderbaren Waffensammlung machten auf mich einen großen Eindruck, dann war da noch die Hofburg mit ihrer Wachtparade, die große Bibliothek und in erster Linie das liebenswürdige Volksleben im Wurstlprater, wo, sozusagen, der dichte deutsche Teppich mit tausend Farben der slawischen und semitischen, der böhmischen und polnischen Stickerei durchsetzt ist, dem sogar die Zigeuner Farbflecke barbarischen Aberglaubens, die als Saum oder Franse für ein so farbenprächtiges Gewebe notwendig sind, hinzufügen. In mancher Hinsicht schien mir Wien sogar reicher als Paris, und Pauline Lucca, die ausgezeichnete Sängerin und zugleich die schöne, bezaubernde Frau, wurde für mich zum Genius dieser Stadt neben Billroth, dem großen Arzt, als Symbol der Wissenschaft, auf der das ganze Leben aufgebaut war. Ich kann dem Barbaren Wilson diese Verkrüppelung und Verarmung eines edleren Gemeinschaftslebens, als er und seine Landsleute je zu erzeugen imstande sein werden, nicht verzeihen. Tausend Jahre waren nötig, um ein Wien zu schaffen, und glücklicherweise war ein einziger Mensch nicht imstande, es ganz zu vernichten.

Nachdem ich einige Monate in Wien verbracht hatte, merkte ich, daß die Donau das große Erbteil ist, das die Wiener unausgenützt ließen. Wien sollte der größte Hafen in Südwesteuropa sein. Aber die Österreicher haben den Strom nicht so ausgebaggert und entwickelt, wie sie es hätten tun sollen. Werden sie jetzt in ihrem Elend und ihrer Armut den Fehler gutmachen? Es ist noch nicht zu spät! Es ist dank einem gütigen Schicksal nie zu spät!

Ich habe Wien um einer Frau willen verlassen, einer Tänzerin, die in ihr Heim nach Salzburg zur Erholung zurückkehrte und mir so viel von dieser Geburtsstadt Mozarts, der „schönsten Stadt der Welt", sprach, daß ich hinreiste und mich von ihr führen ließ. Marie hieß sie, Marie Kirschner! Ich habe sie in meiner Geschichte „Eine tolle Liebe" zu schildern versucht, denn sie war für mich der beste Typus einer Deutschen oder, richtiger gesagt, einer Österreicherin. Sie verkörperte in meinen Augen Wien mit seinem

ganzen Zauber. Sie hatte eine schmale mädchenhafte Gestalt, ein pikantes, intelligentes Gesicht mit einer Stuppnase, so frech wie ihre hellen, haselnußbraunen Augen. Das Beste an ihr war ihre seltsame Offenheit, mit der sie von ihren erotischen Erfahrungen erzählte, und sie gewann mein Herz, als sie mir an einem der ersten Abende schilderte, wie sie sich mit kaum dreizehn Jahren aus lauter Neugier ganz willig von einem alten Budapester Bankier verführen ließ. „Er gab mir und meiner Mutter so viel Geld, daß wir sechs Jahre oder noch länger bequem leben konnten, und ließ mich im Tanzen ausbilden. Otto starb plötzlich im Schlaf, sonst hätte er noch mehr für uns getan. Er war wirklich gut, und ich mochte ihn gern leiden, obwohl er als Liebhaber nicht viel taugte. Er hinterließ uns das Haus und die Möbel, und damals konnte ich mich schon selbst erhalten."

„Und seither?" fragte ich.

Marie schüttelte den Kopf. „Qui a bu, boira!" sagte sie. „Ist nicht Liebe ein Teil des Lebens, und der bessere Teil? Selbst die Illusion der Liebe ist mehr wert als alles andere, und hie und da lockt und reizt mich die Hoffnung – so wie ich dich reize . . . Oh, wenn wir Salzburg, Berchtesgaden, Geiereck zusammen sehen könnten! In dieser herrlichsten Umgebung der Welt würde es ein wunderbarer Sommer werden . . ."

„Es ist unmöglich, dir ein unvergeßliches Erlebnis zu bieten. Du hast zu viele Liebhaber gehabt."

„Hab' nie Angst vor der Zahl," erwiderte sie lachend, „die große Mehrzahl läßt keine Erinnerung zurück. Die Männer verstehen so wenig von Liebe. Bis jetzt war mein alter Bankier mein bestes Erlebnis. Er war wirklich gut und hat mich auf Händen getragen –" Nach dieser Versicherung fuhr ich mit Marie nach Salzburg. – –

Es war das erstemal, daß mir jemand Salzburg als eine der schönsten Städte Europas aufzählte; später fand ich, daß der schottische Maler Wilkie das richtige Wort für Salzburg geprägt hat, als er es mit Edinbourgh verglich. Es liegt zwischen romantischen Bergen, hat den Traunsee im Osten, den Chiemsee mit dem wunderbaren Königsschloß im Westen, während sich im Süden, über die bayrische Grenze hinweg, Berchtesgaden, einer der schönsten Landstreifen Europas, hinzieht. Hier liegt der Untersberg, fast siebentausend Fuß hoch, mit den berühmten Kolowratgrotten und den Eismassen, die wie plötzlich gefrorene Wasser-

fälle aussehen, und im Osten Geiereck mit den Klippen und Klüften, denen es seinen Namen verdankt. Marie war ein unvergleichlicher Führer, von gleichmäßiger Laune, der beste Reisekamerad, sie war eine geborene Schmeichlerin. Güte und Weichheit der Natur sind jedoch weder dramatisch noch interessant. Vierzig Jahre später, als ich Marie in der „Tollen Liebe" zu schildern versuchte, bemühte ich mich, einen Fehler an ihr zu entdecken, um sie menschlicher zu gestalten, und ich fand die Tatsache, daß sie jedem gern ihre Lippen bot, der an ihr Herz rührte, selbst wenn sie ihn nicht liebte – aber ich bin ihr nicht gerecht geworden.

Nach ungefähr sechs Wochen empfand ich eine gewisse Müdigkeit. So wunderbar Marie auch war, wollte ich doch etwas Neues lernen. Auch die Möglichkeiten der Sprache hatte ich, wenigstens für den Augenblick, erschöpft. Als wir aus diesem köstlichen Stück Erde zurückkehrten, trennte ich mich von Marie und reiste beinah fluchtartig nach Florenz ab.

Dort arbeitete ich zuerst an meinem Italienisch, dann studierte ich die Sammlungen und das Kunstleben. Um meine Kunstkenntnisse zu erweitern, sah ich mir die Mosaiken von Ravenna an. In Mailand stöberte ich eine kleine Kollektion der Visconti-Rüstungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auf, und es gelang mir, für ganz geringe Summen einige zu erstehen. Bevor die amerikanische Nachfrage in der Mitte der achtziger Jahre einsetzte, kosteten Rüstungen sehr wenig. Ich kaufte eine goldeingelegte Rüstung für hundert Pfund, die ich fünf Jahre später in London für fünftausend verkaufte, während der Händler fünfzehntausend Pfund dafür bekam.

Italien scheint eine gute Schule für die meisten Reisenden zu sein. Ich lernte jedoch dort nicht sehr viel. Aber eine Erfahrung in Mailand war mir wertvoll. Ich traf dort Lamperti, den großen Gesanglehrer, und seine deutsche Frau, und von Lamperti erfuhr ich manches über den bel canto und die Ausbildung der Stimme, die in Italien so berühmt ist. Lamperti wollte mich ausbilden. Er ließ sich vorsingen und versicherte mir, daß ich eine große Karriere vor mir hätte, denn ich konnte ohne jede Schulung zwei Noten tiefer singen, als je komponiert worden ist. „Sie haben Gold in der Kehle", pflegte er zu sagen, aber ich versicherte ihm, ich hätte es im Kopf. Die Laufbahn eines basso profundo reizte mich nicht, obwohl ich glaube, daß ich ein guter Schauspieler geworden wäre. Lamperti kannte ein Fülle interessanter Anekdoten

über Sänger und Musiker, und er war der erste, der mir sagte, daß meine tiefeingewurzelte Abneigung gegen das Klavier sich auf mein gutes Gehör zurückführen läßt. „Sie haben ein außerordentliches Gehör", sagte er, „und eine große Stimme. Es ist eine Sünde, sie nicht auszubilden." Aber ich hatte damals Wichtigeres auszubilden, wenigstens redete ich mir es ein. Ich mußte jedoch oft daran denken, wie anders mein Leben ausgefallen wäre, wenn ich Lampertis Rat befolgt hätte und mich von ihm hätte ausbilden lassen. Aber zu jener Zeit habe ich seinen Vorschlag nicht einmal ernsthaft in Betracht gezogen.

Ich las alles über Musik, was ich auftreiben konnte, außerdem vertiefte ich mich in Leopardi, dessen abgründiger Pessimismus mich selbst in meiner Jugend ergriff:

„. . . . . non val cosa nessuna
Il moti tuoi, ne di sospiri è degna
La terra. Amaro e noia
La vita, altro nulla, e fango è il mondo."

Ich habe dort in Florenz zum ersten Male erfahren, was Whistler nachher alle lehrte, die Ohren hatten, zu hören, daß es so etwas wie eine künstlerische Periode oder ein künstlerisches Volk nicht gibt, daß große Künstler ebenso sporadische Produkte sind wie alle andern großen Männer, daß in der Tat das Genie so selten ist, wie das Talent gewöhnlich. Aber ich hatte keine Ahnung, daß die Welt immer unter dem Fehlen eines leitenden Genies leidet und daß Liebe und Ehrfurcht vor dem Genie ein Vorbote der Erfüllung ist.

Ich kehrte im Frühjahr des Jahres 1881 nach Paris zurück und zog nach Argenteuil hinaus. Ich weiß nicht, warum ich eigentlich Argenteuil wählte. Ich nahm mir eine Wohnung in einer Villa am Flusse und verbrachte da einen herrlichen Sommer. Ich arbeitete schwer am Französischen und sprach es schließlich fließend und ziemlich korrekt, aber ich versuchte nicht, es so zu beherrschen wie das Deutsche, obwohl die französische Literatur und die französische Kunst des neunzehnten Jahrhunderts mir unendlich mehr gefielen als die deutsche Literatur und Kunst derselben Zeit. In jenem Frühjahr in Argenteuil las ich gründlich Balzac und kam bald zu der Überzeugung, daß er der größte aller modernen Franzosen sei, der einzige eigentlich, der unsere Konzeption des französischen Genies erweitert und dem edlen

Gebäude, das Montaigne entwarf und dekorierte, ein Stockwerk hinzugefügt hatte. Balzac ist einer der ausgewählten Geister dieser Erde, jedoch nicht intellektuell genug, oder vielleicht nicht Träumer genug, um in der ersten Linie als Führer der Menschheit zu stehen. Trotz seiner märchenhaften, schöpferischen Fähigkeit hat er das Pantheon um keine Gestalt einer neuen Gattung bereichert. Er kannte Frauen sehr gut, aber selbst seine Baronne Hulot hat nicht die Bedeutung von Goethes Gretchen.

Dieses Jahr in Paris ist mir auch unvergeßlich durch die Begegnung mit Turgenjeff, wie ich es in meinem Essay erzähle. Ich wußte damals, daß er ein großer Mann war, aber ich stellte ihn bei weitem nicht so hoch, wie ich es später tat. Ich sehe heute nach seiner Schöpfung Bazaroffs, des Realisten, daß er der größte russische Schriftsteller ist und unter die Führer und Lehrer der Menschheit gehört – ein größerer Künstler sogar als Balzac, obwohl nicht so produktiv vielleicht, weil künstlerische Produktivität doch letzten Endes durch den Aufenthalt unter Landsleuten bedingt ist.

In diesem Sommer traf ich auch bei einem Essen bei Blanche Macchetta Guy de Maupassant, und so begann unsere Bekanntschaft, die uns Jahr für Jahr einander näherbrachte bis zu seinem zehn Jahre später erfolgten tragischen Tode. Zu jener Zeit dachte ich ihn mir mindestens groß wie Turgenjeff. Jetzt weiß ich es besser.

Ich lernte auch den schönen, jüdischen Journalisten Catulle Mendès kennen, sicherlich den wunderbarsten Improvisator, der mir je begegnet ist. Er konnte in wenigen Minuten ein Gedicht im Stil von Hugo oder Musset schreiben, konnte jeden Meister der französischen Prosa oder Poesie mit derselben Leichtigkeit und vollkommenen Beherrschung imitieren. Er war für mich immer das Musterbeispiel eines talentierten Mannes, der keinen Hauch von Genie besitzt, das seine einzigartige Wortbegabung veredelt oder zerstört hätte. Zu jener Zeit konnte ich ihn nur bewundern, obwohl ich immer das Gefühl hatte, daß da etwas fehlte. Sein Spottname in Paris umschrieb ihn vollkommen – un Christ de bordel!

Ich verbrachte einen unvergeßlichen Sommer in Paris. Trotzdem ich keine Einführungsbriefe hatte, lernte ich diesen und jenen kennen, hier einen Journalisten beim Figaro, dort einen Künstler, durch die ich wieder andere Menschen traf.

Gegen Ende des Sommers entschloß ich mich, wieder nach

Irland zu gehen, um dort Land und Leute zu studieren. Kurz vorher hatte Disraeli von dieser irischen Wolke gesprochen, die nicht größer als eine Hand breit ist und sich trotzdem zu einem großen Sturm entwickeln könnte. Die zunehmende Macht des Landbundes, das Wachstum des Schiedsgerichtes für Pachtfestsetzung, der Sieg Parnells erweckte in mir den Wunsch, das Problem für mich selbst zu studieren, und so fuhr ich nach Dublin, um mir die seit meiner Kindheit vertrauten Szenen anzusehen. Von Anfang an ging ich zu allen nationalistischen Versammlungen, und es war ganz natürlich, daß meine starke Voreingenommenheit zugunsten der irischen Freiheit dadurch noch bestärkt wurde.

Ich ging aber auch ins Trinity College in Dublin, und fand, vom unabhängigen wissenschaftlichen Standpunkte aus, sogar gewisse gute Seiten in der englischen Herrschaft. Ich fuhr auch nach Galway und Kerry, wo meine Mutter begraben war, und dort hörte ich das einzige unabhängige Urteil über sie. Ein berühmter Plymouth-Bruder hielt eine Vorlesung, nach deren Schluß ich an ihn heranging, um mich genauer über seinen seltsamen Glauben zu informieren. Als er meine Karte sah, sagte er: „Ich kannte einmal einen Harris in Kerry, Hauptmann Harris und Frau. Sind das Ihre Verwandten?“ Es stellte sich heraus, daß er sowohl meinen Vater wie meine Mutter sehr gut gekannt hatte. Er sprach von der Energie meines Vaters, es war jedoch offensichtlich, daß er ihn nicht besonders mochte. Aber meine Mutter nannte er eine Heilige, die das liebenswürdigste Wesen besaß und sehr gut und „viel, viel zu gut für ihren herrschsüchtigen, kleinen Mann war. Ich empfand eine große Bewunderung für sie“, fuhr er fort, „und einen tiefen Schmerz, als ich von ihrem Tode hörte. Sie haben in ihr eine gute Mutter verloren.“ Meine eigenen Kindheitserinnerungen übermitteln mir denselben Eindruck der weichen Güte ihrer Natur, den er hervorhob. Auch mein Vater, wenn er von ihr sprach, was sehr selten geschah, betonte immer, daß es schwierig war, sie zu reizen – „sie hatte ein sehr weiches und sanftes Wesen“, das ihr ältester Sohn Vernon von ihr geerbt hatte.

Als erstes fiel mir in Irland das ewige Regenwetter und die Armut des benachteiligten Landes auf, die mich um so tiefer rührte, je mehr Einblicke ich gewann. Der moralische Einfluß der katholischen Kirche hat sich überall diesem physisch so herrlichen Volke aufgeprägt, und ich sollte zu meinem eigenen Leidwesen

seine ganze Strenge erfahren. Ich kam in einen Gasthof in Ballinasloe und wurde von der Schönheit der Gastwirtstochter gefesselt. Ich war viel umhergewandert, hatte schwer gearbeitet, und so gönnte ich mir eine Erholungswoche, als ich in diesen Gasthof geriet. Das Mädel gefiel mir. Sie hatte nicht viel zu tun, und ich mietete oft ihren ratternden Wagen und nahm Molly als Führerin mit. Ihre Mutter war schon lange tot, der Vater arbeitete in der Schenke, während seine ältere Schwester die Wirtschaft führte. Wir waren viel und oft zusammen. Ich machte ihr von Anfang an den Hof. Als ich ihr sagte, daß ich sie liebte, fand ich, daß sie die Sache viel ernster nahm als ich. „Sie denken ja gar nicht an Heiraten," sagte sie, „Sie würden sich meiner in London, Paris und Wien schämen." (Die Kofferzettel hatten meine Wanderfahrten verraten.)

„Du bist ein Engel," erwiderte ich, „aber ich habe noch manches zu leisten, bevor ich an Heirat denken kann."

Eines Abends bat ich Molly, auf mein Zimmer zu kommen. Zu meiner Verblüffung willigte sie ein. Ich wagte kaum, an mein Glück zu glauben. Um elf Uhr hörte ich das Tappen der nackten Füße an meiner Tür. Molly stand da und hatte nur einen roten Schal über ihr Nachthemd geworfen.

Als ich sie in die Arme nahm, wehrte sie mir. „Nein, du mußt brav sein."

„Du liebst mich nicht, sonst würdest du dich nicht weigern", gab ich zur Antwort.

„Und ob ich dich liebe!" Sie schlang die Arme um mich und zog mich an sich heran, bis ich fast verrückt vor Begierde war. Zuerst lächelte ich vor mich hin. Ich dachte, die Natur würde sich doch als zu stark erweisen. Aber ich habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Ich habe bis jetzt Molly nicht geschildert, und doch sehe ich sie immer vor mir, wie sie in der ersten Nacht dastand. Sie war ebenso groß wie ich, hatte den herrlichen Muttertyp mit starken Brüsten und schweren Hüften. Sie wandte den Kopf ab, als ob sie meinen Blicken entgehen wollte. Aber ihr Blumengesicht war sogar noch schöner als ihre Gestalt: die großen, grauen Augen von langen, schwarzen, aufgebogenen Wimpern beschattet, während eine Fülle sehr dunklen Haares ihr bis zum Gürtel fiel. Sie hatte die seltsam helle Haut blonder Frauen. Halb ängstlich, halb lächelnd drehte sie sich zu mir um. „Warum schaust du so? Ich

sehe doch wie jede andere Frau aus. Da müßtest du erst meine Kusine Anne Moriarty mit ihrem goldenen Haar sehen." – „Sie kann nicht so schön sein wie du." – „Wie weißt du das, wenn du sie doch nicht gesehen hast?" Zur Antwort küßte ich sie. „Du wirst dich erkälten, kannst du morgen kommen?" Sie nickte, und ich ging wie im Fieber zu Bett. Es war ein Mißerfolg, aber ich hatte keine Eile, und die letzte Niederlage schien mir undenkbar.

In der nächsten Nacht küßte ich sie, bis sie atemlos in meinen Armen schluchzte; und trotzdem wehrte sie sich.

„Bitte, nicht, sei brav –." – „Aber warum, warum?" Die Frage traf sie wie ein Peitschenhieb.

„Wie könnte ich je wieder in die Kirche gehen? Ich beichte jeden Monat, und es ist doch eine Todsünde." – „Es ist keine Sünde, und niemand braucht es zu wissen."

„Pater Sheridan würde mich fragen. Er weiß, daß ich dich gern habe, ich habe es ihm gesagt."

„Und würde er es verurteilen?"

„Und ob! Deswegen kann ich ja zu dir kommen, weil keiner sich auch nur träumen ließe, daß ich es tue. – Aber ich liebe es, dich in den Armen zu halten, dich sprechen zu hören, und der Gedanke, daß ich dir gefalle, macht mich so stolz und froh . . ."

„Liebst du denn nicht meine Küsse am meisten?"

„Die jagen mir Angst ein! Sprich zu mir jetzt . . . Erzähl' mir, wo du gewesen bist. Ich habe von Paris gelesen – es muß herrlich sein – und die französischen Frauen ziehen sich so gut an – wie gern möchte ich reisen . . ."

Immer wieder versuchte ich, sie umzustimmen, aber sie blieb bei ihrer unerschütterlichen Weigerung. Molly bebte und schmolz unter meinen Küssen, aber sie wich vor dem zurück, was sie später dem Beichtvater hätte eingestehen müssen.

Einige Tage später suchte ich Pater Sheridan auf und fand ihn sehr intelligent. Er gehört der alten Schule an, war in St. Omer erzogen und hatte einen köstlichen französischen Hauch von Belesenheit und Humor. Aber er war leider so verrückt, wie nur ein in Irland geborener Priester es sein kann, wenn es sich um Keuschheit handelt. Er sprach über dieses Thema mit großer Beredsamkeit. Er schüttelte die Statistik der unehelichen Kinder aus dem Handgelenk und war stolz auf die Tatsache, daß sie in England fünfmal so hoch war wie in Irland. Ich stellte mit Belustigung fest, daß diese Zahl in Wales höher war als in Schottland. Sheridan

wollte jedoch nicht zugeben, daß die Waliser überhaupt Christen sind. „Lauter Heiden," sagte er mit ungeheurem Pathos, „eine Schar von Wilden ohne Kirche und ohne Heilige." Er betrachtete es stolz als seine Pflicht, von der Kanzel auf jeden Jüngling und jedes Mädel hinzuweisen, die man intimer Beziehungen verdächtigte. „Sie sollten heiraten, die Kinder der jungen Eltern sind immer gesund und stark." Es war bei ihm wie eine fixe Idee. Und doch trank er Whisky mit mir, bis wir beide mehr als genug hatten.

Wie kommen die Iren zu diesem verrückten Glauben an die Notwendigkeit und Tugend der Keuschheit? Er entspringt ihrer gläubigen Religiosität; aber die Bauern in den bayrischen Bergen und in gewissen Gegenden in den Abruzzen, die ebenso religiös sind, lassen sich nicht mit Irland vergleichen. Ich habe mich oft vergeblich nach der Ursache gefragt.

Jedenfalls sind alle meine Verführungskünste an Molly gescheitert. Sie kam fast jede Nacht zu mir herauf, aber sie ließ sich von ihrer Weigerung nicht abbringen. Dieser Fehlschlag machte mir Ballinasloe unerträglich. Ich hatte seit langem alle Schönheiten der Umgebung erschöpft und kam zu der Schlußfolgerung, daß der Ort, abgesehen von der Liebe, so wenig intellektuelles Interesse bot wie irgendeine Stadt in Westamerika. Ich machte einen Ausflug nach Londonderry, dieser Zitadelle des irischen Protestantismus, um mir den endgültigen Abschied von Molly zu erleichtern. Als ich zurückkam, bat ich sie nicht mehr, auf mein Zimmer zu kommen. Wozu denn? Aber in der letzten Nacht kam sie von selbst herauf, und ich sprach mit ihr von meinen Plänen. Ich gestand ihr mit aller Offenheit, daß ich seit der Zeit, da ich Smith getroffen hatte, nur aus Ehrgeiz bestand, als ob ich ein Gelübde abgelegt hätte, jede Fähigkeit in mir um jeden Preis zu entwickeln. „Ich habe keinen Ehrgeiz nach Stellung, Macht oder Vermögen, sondern nach Wissen und Weisheit, und ich lass' mich nicht von meinem Wege abbringen."

Ich erklärte ihr, daß dies die Ursache meiner Reise nach Irland war, ebenso wie mich der Wissensdurst vor Jahren um die Welt getrieben hatte und mich wieder herumjagen würde. „Ich strebe nicht einmal nach Glück, Molly, oder Wohlleben, obwohl ich von beidem, soviel ich kann, herauspressen werde. Aber sie sind nicht mein Zweck oder Ziel. Ich habe mich der einen Sache wie ein Ritter des Heiligen Grales gelobt, und ich widme mein ganzes Leben der Erfüllung. Frage mich nicht, warum, ich weiß es nicht. Ich

weiß nur, daß Smith in mir das heilige Feuer angezündet hat, und es treibt mich vorwärts bis zum Tode – du darfst nicht glauben, daß ich dich nicht genug liebe. Ich liebe dich aus tiefstem Herzen. Du bist eine große Frau, Herz, Seele und Leib, aber mein Werk ruft mich, und ich muß weg."

„Ich habe es immer gefühlt," sagte sie ruhig, „daß du hier nicht bleiben wirst, um irgend jemanden zu heiraten. Ich verstehe dich, und ich hoffe nur, daß dein Ehrgeiz dich glücklich machen wird. Denn gibt es ohne Glück, ohne Liebe etwas Lebenswertes im Leben? Ich glaube es nicht, aber ich bin eben nur eine Frau. Wenn du je zurückkommen solltest, schreibe mir erst. Wenn ich dich plötzlich sähe, würde mein Herz vor Freude stocken."

## KAPITEL VII

# MEINE STELLUNG IN LONDON

Nun waren meine Lehrjahre zu Ende. London zog mich unwiderstehlich an, ich weiß kaum warum. Es machte auf mich einen viel tieferen Eindruck als Newyork. Außerdem hatte ich Angst vor einem Malariarückfall, wenn ich in die Staaten zurückging. Ich beabsichtigte, auch den Einführungsbrief auszunutzen, den mir Carlyle an Froude gegeben hatte. Ich wollte abwarten, was sich daraus ergeben würde. Mein knabenhafter Entschluß, in jede Arbeit mein ganzes Herz zu legen, sie so gut zu machen, wie es nur ging, war noch von ungebrochener Kraft. Ich stellte es mir ebenso leicht vor, die Auster des Erfolges in London aufzumachen wie in Newyork. Ich hielt es für noch leichter sogar. Ich fuhr von Paris nach London, nahm mir ein Zimmer im Grosvenor Hotel, und am nächsten Morgen machte ich in Onslow Gardens Besuch. Froude war jedoch verreist und wurde erst in einem Monat in London erwartet. Ich wollte mir seine genaue Adresse aufschreiben, und das Mädchen bat mich ins Eßzimmer und brachte mir Schreibpapier. Die Einrichtung des Zimmers, die Bilder an den Wänden machten auf mich den Eindruck von Wohlhabenheit und künstlerischer Geschmacksicherheit, die alles übertraf, was ich in Newyork sah. Ich empfand es, wie recht Emerson hatte, als er sagte: „Das Los des Engländers ist noch immer das beste auf der Welt." Vierzig Jahre sind seither vergangen, und hauptsächlich der Weltkrieg hat alles verändert. Das Leben in Newyork kommt einem heute luxuriöser vor als das in London, obwohl es an den verfeinerten Geschmack nicht heranreicht.

London selbst machte mir vieles beim Engländer klar. Es ist von einer gewaltigen Größe. Seine Energie ist grenzenlos. Es ist, trotz des elenden Klimas, gesund, sauber und gut mit Wasser versorgt. Aber es hat keinen Schwung. Man denke an Eastend, an

die schmalen, häßlichen Straßen und die kriechenden Häuserklumpen, oder an Westend, das komfortabel, prätenziös und mit seiner Stuckkulisse von auffallender Vulgarität ist. Aber es gibt auch Parke mit schönen Rasen und geräumige Plätze, auf denen man einen Hauch von Natur erlebt, und hie und da ein vornehmes Haus, einen feingezeichneten Kirchturm oder eine abenteuerlich kühne Brücke.

Das schlimmste ist, daß es keinen Plan, keine allgemeine Idee gibt, der diese unermüdliche Aktivität untergeordnet wäre. Die Stadt ist von Bibern und nicht von Menschen gebaut, überall Fleiß und keine Intelligenz. Sie deprimiert den Geist. Ihr Rauch und Nebel sind ebenfalls charakteristisch, es gibt kein großzügiges Ideal; laß uns im Nebel leben, solange wir gut essen und ruhig schlafen. Aber es gibt auch keinen unnötigen Lärm. London ist die ruhigste aller Städte, und die Transportmittel sind billig und ausgezeichnet.

Nach der großen Feuersbrunst entwarf Wren den Plan eines neuen London. Die große Kathedrale, auf einem weiten, nach der Themse geöffneten Platz, sollte das Zentrum bilden. Drei große Boulevards sollten westwärts von St. Paul parallel zum Flusse laufen, hundertfünfzig Fuß breit in der Nähe der Kathedrale und sich verengend in das Land hinein; ungefähr jede halbe Meile sollte eine Pfarrkirche auf einem parkähnlichen Platze stehen, und so hätte man das Ufer, den Strand und die Oxford Street in den großzügigen Plan eingegliedert, aber die Architekten zogen es vor, zu bauen, wie ihre Väter gebaut hatten: ohne Plan und Ziel! Und hier haben wir das erbärmliche Ergebnis: enge, krumme Straßen im Herzen der Stadt ohne Gedanken, ohne Seele. London ist die häßlichste der großen Hauptstädte mit Ausnahme vielleicht von Berlin, und doch, wenn die Engländer Wren gefolgt hätten, wäre es vielleicht eine der schönsten geworden. Ich ging zurück nach dem Grosvenor Hotel und überlegte mir, ob ich Froude in die Sommerfrische folgen oder versuchen sollte, in London Arbeit zu bekommen. Ein Vorfall bestimmte meinen Entschluß.

Als ich einmal nach dem Mittagessen im Rauchsalon saß, wurde ich auf zwei Herren aufmerksam. Es war ein regnerischer Nachmittag, und die beiden verbrachten die Zeit im Wetten auf Fliegen, die auf den Fensterscheiben herumkrochen. Der eine sagte: „Ich wette fünfhundert, daß die eine in zwei Minuten höher kommt."

Darauf der andere: „Und ich wette tausend, daß meine zuerst nach oben gelangt." Der jüngere Mann war vollkommen betrunken, und ich sah, daß sein älterer Freund versuchte, ihn zu verwirren, indem er drei oder vier verschiedene Wetten auf einmal vorschlug. Ich begann, sie genauer zu beobachten, und es wurde mir bald klar, daß der ältere den jüngeren betrog. Plötzlich hörte ich ihn zu meinem Staunen sagen: „Es sind an zehntausend, die du mir schuldig bist – eine ganze Menge für so ein idiotisches Spiel!" Der jüngere Mann nahm sich zusammen und bemerkte mit dem ganzen gewichtigen Ernst eines Besoffenen: „Nur fünf, Gerald, im Höchstfalle! Du hast die Tausende vergessen, die ich mit dem Brummer gewonnen habe!" – „Nein, nein, die habe ich mitgezählt", erwiderte der Gauner. „Erinnerst du dich denn nicht? Es war ganz im Anfang, als ich dir zweitausend schuldig war."

„Du bist verdammt schlau, Gerald", sagte der Jüngling zögernd und dann mit plötzlichem Entschluß: „Ich gebe dir heute abend einen Wechsel." Sein Freund nickte: „Also gut, alter Freund!"

Als die beiden das Zimmer verließen, ließ ich mir den Kellner kommen. „Wer sind denn diese Herren?" fragte ich. – „Der junge ist Lord C., Sohn des Earl of D. Der andere wohnt nicht bei uns. Er ist mit ihm befreundet und heißt, wenn ich nicht irre, Costello. Lord C. verträgt schon eine ganze Menge, er ist nicht oft so betrunken wie heute –."

Lord C. hatte auf mich, ich weiß eigentlich nicht, warum, einen angenehmen Eindruck gemacht, und ich entschloß mich, ihm die Augen für die Tatsache zu öffnen, daß er gewonnen und nicht verloren hatte und keineswegs seinem Freund fünftausend Pfund schuldig war.

Ich setzte mich daher sofort hin, verfaßte einen genauen Bericht des Vorgefallenen und schickte ihn Lord C. aufs Zimmer. Am nächsten Morgen bekam ich einige Zeilen von ihm, in denen er mir in warmen Worten dankte und mich bat, ihn im Rauchzimmer zu treffen. Ich fand ihn merkwürdig großzügig und bereit, noch Entschuldigungen für den sogenannten Freund zu finden, der ihn so offensichtlich betrogen hatte. Ich war jedoch empört und bat ihn, meinen Brief so, wie er war, an seinen Freund zu schicken. Ich stand für jedes Wort ein, das ich geschrieben hatte. „Sehr gütig von Ihnen," meinte Lord C., „ich werde es wohl tun. Halten Sie sich lange in London auf? Wollen Sie mit mir heute zu Mittag essen?" Ich sagte zu, und beim Mittagessen erzählte

ich ihm, daß ich nach Salcombe gehen wollte, um Froude zu sehen. Er kannte Salcombe und sprach mit Bewunderung von den landschaftlichen Schönheiten der Devonküste und der ganzen Grafschaft. „Sie müssen mit dem Wagen hin," sagte er mir, „das ist die beste Weise, unsere englische Landschaft kennenzulernen."

Ich zuckte bedauernd die Achseln. „Ich bin nicht reich genug, um mir ein solches Vergnügen zu leisten. Ich muß bald an die Arbeit."

Am nächsten Morgen sagte man mir, daß mich jemand am Hoteleingang erwarte. Ich fand dort einen Groom mit einem Dogcart, der mir einen Brief von Lord C. übergab. Lord C. bat mich, den Wagen zu benutzen, um nach Salcombe zu fahren. „Mein Groom kennt jeden Fußbreit des Bodens," fügte er hinzu, „und ich werde ihn im Laufe des Monats nicht brauchen. Sie haben mir einen sehr großen Dienst geleistet, und ich hoffe, Sie erlauben mir, mich Ihnen auf diese Weise erkenntlich zu erzeigen. Ich bitte Sie nur eines, nichts über die Wettgeschichte zu erzählen."

Aber es ist wohl nicht schlimm, wenn ich sie hier nach vierzig Jahren erwähne.

Am nächsten Tage, nachdem ich Lord C. für seine Güte gedankt hatte, machte ich mich auf den Weg nach Salcombe, und ungefähr vierzehn Tage später langte ich bei Froude in seinem Hause auf der vorspringenden Meeresklippe an. Ich wurde in ein entzückendes Zimmer geführt und händigte dem Diener den Brief Carlyles an Froude ein. In wenigen Minuten kam Froude mit dem Briefe in der Hand. Er war groß und schlank, hatte ein asketisches Gelehrtengesicht. „Ein außergewöhnlicher Brief", begann er. „Wissen Sie denn, was Carlyle mir schreibt?"

„Nein, ich weiß es nicht", erwiderte ich. „Ich steckte ihn in die Tasche, als er ihn mir gab, und als ich ihn herausholte, fand ich, daß er sich zugeklebt hatte, und ich wollte ihn nicht öffnen. Ich glaube jedoch, daß er sehr freundlich ist und mir mehr als gerecht wird.

„Er ist verblüffend", unterbrach mich Froude. „Carlyle bittet mich, Ihnen in Ihrem literarischen Streben zu helfen, und sagt, daß er von Ihnen mehr erwartet als von irgendeinem, den er seit der Trennung von Emerson getroffen habe. Ich wäre sehr stolz gewesen, wenn er das von mir gesagt hätte. Bitte, setzen Sie sich doch und erzählen Sie, wann Sie ihm begegnet sind. Ich

habe ihn immer für den besten Kopf, den größten Mann unserer Zeit gehalten –", und seine grauen Augen ruhten forschend auf mir.

„Er ist mein Held gewesen, seitdem ich zuerst seine letzten Schriften und ‚Helden und Heldenverehrung' gelesen hatte, als ich noch Cowboy in Westamerika war."

„Cowboy?" erwiderte Froude verblüfft.

„Auf Carlyles Rat habe ich vier Jahre lang die deutschen Universitäten besucht und habe jetzt meine Ausbildung mit einem Jahre in Athen abgeschlossen."

„Wie interessant", meinte Froude, der offensichtlich nicht verstand, daß Abenteuer nur dem Abenteuerlichen begegnen. Wir sprachen länger als eine Stunde. Aber als er spät auf den Einfall kam, mich zum Essen einzuladen, sagte ich ihm, ich hätte mich in der nächstgelegenen Stadt mit einem Freunde zum Frühstück verabredet. Als wir uns trennten, versicherte er mir, er würde in ungefähr vierzehn Tagen nach London zurückkehren und dann ein Essen geben, zu dem er Chennery, den Herausgeber der „Times", und andere wichtige Leute einladen wolle. Er beabsichtige sein Bestes zu tun, um Carlyles Wünschen zu entsprechen. Ich dankte ihm warm, betonte jedoch, daß ich ihm nicht die geringste Mühe verursachen möchte. Er fragte mich dann nach meinen literarischen Arbeiten, und ich zog ein schmales, gebundenes Buch aus der Tasche, in das ich mit meiner besten kalligraphischen Handschrift einige Gedichte, hauptsächlich Sonette, geschrieben hatte, und übergab es ihm.

Kurz darauf trennten wir uns, ich kehrte in meinen Gasthof zurück, und am nächsten Morgen fuhr ich auf einem anderen Wege nach London. Das englische Land gefiel mir sehr gut. Alles war nett und gut erhalten, aber die Landschaft hatte keinen großen Zug, ließ sich weder mit der Schönheit von Catskills, noch mit dem erschütternden Wunder von Ostfrankreich vergleichen, geschweige denn mit den Rocky Mountains.

Kaum hatte ich mich von Froude getrennt, als es mir klar wurde, daß ich ein Narr wäre, wenn ich mich auf seine Hilfe verlassen wollte. „Hilf dir selbst, mein Freund," sagte ich mir, „wenn er dir hilft, dann umso besser, und wenn nicht, dann schadet es auch nichts." Ich hatte noch einige hundert Pfund in der Tasche.

Als ich London erreichte, schickte ich den Groom mit dem Dogcart und dem Pferd zu Lord C. zurück und dankte ihm für die herrlichen Ferien und die köstliche Fahrt. Noch am selben

Tage mietete ich mir Zimmer in der Nähe des Britischen Museums für ungefähr ein Pfund in der Woche, und dort packte ich meine Sachen aus. Ich verständigte den Portier im Grosvenor Hotel, daß ich mir meine Briefe dort einmal in der Woche abholen würde. Nach meiner Bekanntschaft mit Lord C. kam man mir im Hotel sehr höflich entgegen.

Einige Tage später sah ich in einer der Zeitungen eine Notiz über John Morley und „The Fortnightly Review", die als „die literarischste aller unserer Revuen" bezeichnet wurde. Ich schrieb mir die Adresse in der Henrietta Street, Covent Garden, auf, und ohne Zeit zu verlieren, ging ich hin, obwohl es erst neun Uhr morgens war. Ich fand zu meinem Erstaunen, daß das Bureau eine Art von Laden des Verlages Chapman und Hall war. Der Verkäufer hinter dem Ladentisch erklärte mir, Herr Chapman käme gewöhnlich erst gegen elf, und fragte mich, ob ich warten wollte. Nichts war mir lieber, und so setzte ich mich hin und wartete.

Gegen halb elf kam Chapman an, ein gutaussehender Mann, nicht mehr ganz jung, mit dünnwerdendem Haar und einer Neigung zur Körperfülle. Ich stand sofort auf, sobald ich seinen Namen hörte, und er führte mich auf sein Zimmer im ersten Stock. Ich erzählte ihm, ich hätte eben Froude besucht, an den ich einen Empfehlungsbrief von Carlyle erhalten hätte.

Es machte augenscheinlich einen großen Eindruck auf ihn. Er bedauerte, daß er keine Arbeit für mich hatte. Aber als ich ihm davon sprach, daß ich für die „Fortnightly" arbeiten wollte, sagte er mir, ich sollte am Nachmittage zurückkommen und mit Escott sprechen, der an Stelle von John Morley das Blatt redigierte. Um vier Uhr kam ich zurück, und Chapman stellte mich T. H. S. Escott vor. Escott war ein gutaussehender, sehr gut gekleideter Mann, dessen herablassender Hochmut mir sofort seinen vollkommenen Mangel an Originalität preisgab. Aber ich nahm es bloß als eine unerwartete Schwierigkeit hin, die es zu überwinden galt. Escott war sehr neugierig, auf welche Weise ich Carlyle kennenlernte und was Froude mir gesagt hätte, aber zum Schluß wies er mich glatt ab.

„Ich habe nichts für Sie zu tun, es tut mir leid", fertigte er mich kurz ab. – „Haben Sie nie Übersetzungen?" fragte ich. – „Selten," erwiderte er, „aber ich werde mir Ihren Namen merken." – „Geben Sie sich keine Mühe", erwiderte ich. „Ich werde jeden Tag kommen, und wenn es nichts zu tun gibt, dann schadet es auch nichts. Ich

werde jedoch zu Ihrer Verfügung sein, wenn Sie jemanden zum Korrekturlesen oder zur Durchsicht eines Artikels brauchen.“ „Wie Sie wollen“, sagte er und zuckte verächtlich die Achseln.

Jeden Morgen fand ich mich in dem Laden ein. Wenn Chapman hereinkam, beantwortete er mit gewisser Verlegenheit meinen Gruß. Wenn Escott am Nachmittag kam, ging er in die Hinterräume oder auf sein Redaktionszimmer durch und tat so, als sähe er mich nicht. Ungefähr nach einer Woche bat mich Chapman auf sein Zimmer und sagte mir höflich, ich hätte wohl jetzt eingesehen, daß es für mich nichts zu tun gäbe. Wäre es da nicht besser, es wo anders zu versuchen, statt hier vergeblich herumzusitzen? Ich war sicher, daß die Anregung dazu von Escott kam.

„Ich hoffe, daß ich Sie nicht störe,“ sagte ich, „ich werde wohl bald regelmäßige Arbeit bekommen, ich werde es Ihnen sagen, sobald es der Fall ist. Inzwischen haben Sie hoffentlich nichts dagegen, daß ich zu Ihrer Verfügung bin.“

„Nein, nein,“ beeilte er sich zu sagen, „ich habe es nur Ihretwegen gesagt. Es tut mir leid, daß ich nichts für Sie zu tun habe.“ Darauf lächelte ich und ging weg bis zum nächsten Tage, an dem ich mich wieder im Bureau einfand.

Inzwischen spannte ich eine neue Sehne auf meinen Bogen. Auf einer Eisenbahnreise hatte ich einen Anwalt namens A. R. Cluer kennengelernt, und als wir die Gleichartigkeit unseres Geschmacks und unserer Interessen entdeckten, freundeten wir uns bald an. Er wohnte in ‚The Temple‘, und eines Tages fragte er mich, warum ich mich nicht bemühte, beim „Spectator“ anzukommen. Er riet mir, Escott um eine Einführung an den Chefredakteur Hutton zu bitten. Aber ich wollte von Escott keine Gefälligkeit, und so entschloß ich mich, allein in das Bureau des „Spectator“ zu gehen.

Ich sagte dem Redaktionsdiener, daß ich Herrn Hutton sprechen möchte. „Sind Sie bestellt?“ fragte er. — „Nein“, erwiderte ich und nahm zugleich einen Sovereign heraus und legte ihn vor ihn hin. „Sagen Sie mir, wo Herr Hutton ist, und das Geld gehört Ihnen.“

„Im zweiten Stock,“ flüsterte der Diener eilig, „aber Sie werden mich nicht verraten?“

„Nein, nein,“ versicherte ich ihm, „ich gehe sofort nach oben, und Sie brauchen mich hier gar nicht gesehen zu haben.“

Als ich im zweiten Stocke angelangt war, klopfte ich an die Tür.

Keine Antwort! Eine Minute später klopfte ich lauter. „Herein", hörte ich und öffnete die Tür. An dem Tisch saß ein großer, dicker Mann mit dem Rücken zu mir, im Korrekturlesen versunken. Er war anscheinend sehr kurzsichtig, da er die Manuskripte fast mit der Nase berührte. Ich stand einige Augenblicke schweigend da, sah mir den Raum mit den großen Bücherschränken an, und dann räusperte ich mich laut. Der große Mann ließ sein Glas auf den Tisch fallen und drehte sich so verblüfft um, daß er fast alle Höflichkeit vergaß.

„Großer Gott," rief er aus, „wer sind Sie denn? Wie sind Sie denn da hereingekommen?"

„Mein Name wird Ihnen nicht viel sagen, Herr Hutton," erwiderte ich lächelnd, „und ich will Sie auch nicht bemühen. Ich will arbeiten, ich glaube, daß ich schreiben kann – –."

„Wir haben zu viele Menschen, die schreiben," stieß er hervor, „wir können kaum Arbeit für die finden, die wir kennen."

„Lücken gibt es überall", erwiderte ich. „Wenn ich mich nun besser bewährte als die Leute, die Sie haben, wäre es ja in Ihrem Interesse, mich zu verwenden."

„Meiner Seel'," rief er aus, „glauben Sie denn, daß Sie besser schreiben als wir alle?"

„Nein, nein," berichtigte ich, „aber es gibt gewisse Themen, die ich besser kenne als irgendein Engländer. Sie werden es am besten beurteilen können. Nach den ersten zehn Zeilen eines Artikels werden Sie wissen, ob ich bloß eingebildet bin oder ob Sie mich brauchen können."

„Das stimmt", erwiderte er, stand auf und ging an den Bücherschrank heran. „Wissen Sie etwas über Rußland?"

„Ich war mit General Skobelieff bei Plewna."

„Du meine Zeit!" rief er wieder aus. „Hier ist ein Buch über Rußland und den Krieg, das Sie interessieren wird." Und er händigte mir einen Band ein. „Wissen Sie etwas Genaueres über die Vereinigten Staaten?" fuhr er fort und kramte weiter in den Büchern.

„Ich bin auf einer Universität im Westen gewesen," erwiderte ich, „und habe als amerikanischer Anwalt praktiziert."

„Wirklich?" rief er aus. „Hier haben Sie ein Buch von Freeman über Amerika, das Sie vielleicht amüsieren wird. Scheuen Sie sich nicht, die Wahrheit zu sagen," fuhr er fort, „selbst wenn Sie ihm widersprechen müssen."

„Ich danke Ihnen von Herzen," erwiderte ich, „ich bin Ihnen

sehr verbunden. Ich will nichts weiter als die Gelegenheit, zu zeigen, was ich kann." Und ich ging sofort weg, nicht ohne vorher ein gütiges Leuchten in den forschenden Augen entdeckt zu haben, die mir zeigten, daß Richard Holt Hutton einer dieser wirklich vornehmen Menschen war, die mit der Schroffheit ihrer Manieren die wahre Güte ihrer Natur maskieren oder vielleicht schützen wollen.

Als ich herunterkam, zeigte ich dem Diener die Bücher zum Beweise, daß er keine Unannehmlichkeiten haben würde, dankte ihm nochmals und ging dann zu Cluer. Als Cluer die Bücher sah und hörte, daß ich mit Hutton gesprochen hatte, rief er aus: „Ich weiß nicht, wie Sie es fertiggekriegt haben, ich habe die ersten Ehren in Oxford gewonnen, und ich schrieb ihm, aber ich bekam ihn nicht einmal zu sehen. Wie haben Sie es angestellt?"

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte ich es ihm, und wir diskutierten über die Bücher. Ich befolgte jedoch Cluers Rat nicht und machte mich nicht gleich an die Arbeit. Ich setzte mich zuerst hin und dachte nach. Seit meiner Rückkehr nach London waren viele Tage verflossen, und ich hatte bis jetzt noch nicht die leiseste Hoffnung auf Erfolg. Was sollte ich denn tun? Es mußte bald etwas geschehen.

Ich sah sofort ein, daß ich das Ziel kennen mußte, das zu erreichen galt. Um R. H. Hutton zu gewinnen, mußte ich ihn erst gründlich kennenlernen. Ich ging daher am nächsten Morgen ins Britische Museum und ließ mir alle seine Bücher geben. Ich bekam mehr als ein Dutzend gewichtiger Bände und las sie in den nächsten zwei Tagen durch. Jetzt sah ich die Seele R. H. Huttons klar vor mir als eine sehr kleine Einheit, ein sanft frommes Gemüt von tiefer Religiosität. „Er wird sich freuen, wenn ich Freeman herunterreiße," sagte ich mir, „denn er weiß, daß Freeman eingebildet, aufdringlich und aggressiv ist. Ich werde Hutton das bieten, was ihm gefällt."

Ich ging nach Hause und gab mir alle Mühe, um über das russische Buch eine erschöpfende Besprechung zu schreiben. Dann las ich sehr sorgfältig den Freeman durch, und als ich fand, daß er wirklich der Typus eines arroganten, pompösen Pedanten war, der Bildung mit Weisheit verwechselte, ließ ich mich gehen und schrieb eine ehrliche, aber absprechende Kritik seines tatsächlich belanglosen Buches. Ich schloß meine Besprechung mit den Worten: „Ähnlich wie Malebranche alle Dinge in Gott münden sah,

so sieht Freeman alles in dem dicken, breithüftigen, aggressiven Teutonen enden."

Ich hatte mir in meiner ersten Woche in London noch einen Freund gewonnen, der mir viel helfen sollte, Ehrwürden John Verschoyle, der damals Kurat in der Marylebone-Kirche war. Ich weiß nicht mehr, wo ich ihn traf, aber bald entdeckte ich in ihm eines der verblüffendsten literarischen Talente jener Zeit; mit einer poetischen Begabung, die fast an Swinburne heranreichte.

Verschoyle stammte aus guter Familie, war vom Trinity College in Dublin nach Cambridge gekommen, wo er mit siebzehn Jahren griechische Gedichte für das Jahrbuch der Universität schrieb. Auch seine englischen Gedichte fand ich wunderbar. Er hatte ein seltenes lyrisches Talent. Obwohl er nur vielleicht einen Zoll größer war als ich, maß er fünfzig Zoll im Brustumfang und war verblüffend kräftig. Ich nannte ihn das „zu einer Fregatte zusammengeschrumpfte Linienschiff". Er sah ausgezeichnet aus, eine hohe Stirn, gutgeschnittene Züge, langer, blonder Schnurrbart. Unter allen Menschen, die ich in meinem Leben getroffen hatte, hätte man von ihm am ehesten etwas Großes, wenigstens auf literarischem Gebiete, erwartet. Und doch hatte er es zu nichts gebracht und starb frühzeitig im besten Lebensalter.

Er besuchte mich gerade, als ich meine beiden Besprechungen beendet hatte, und ich gab sie ihm natürlich zum Lesen. Er kannte Huttons Werke. „Ein orthodoxer Anglikaner," sagte er über ihn, „der Newman über alles bewundert!" Er erklärte gleich, daß Hutton den Artikel über Rußland sicher nehmen würde, denn es sei neu und unerwartet, daß Rußland Zeichen revolutionären Geistes zu zeigen beginne.

„Ich bitte Sie um Ihre Kritik", drang ich in ihn. „Zeigen Sie mir die Fehler. Ich bin im Deutschen heimischer als im Englischen." Er lächelte: „Hier ist ein Satz, der es beweist, und hier, glaube ich, noch einer!" Bald stritten wir uns heftig herum, aber er überzeugte mich schnell, daß meine Selbstzweifel berechtigt waren. Die Art und Weise, wie er mit mir die beiden Artikel durchging, war der beste Unterricht im Englischen, der mir je zuteil wurde. Von diesem Tage an hatte ich jahrelang die Bibel und Swift auf meinem Nachttisch liegen, und in dieser ganzen Zeit nahm ich kein deutsches Buch zur Hand, nicht einmal meinen geliebten Heine oder Schopenhauer. Ich hatte Jahre gebraucht, um Deutsch zu lernen, aber es kostete mich doppelt soviel Zeit, um mein Hirn

von jeder Spur dieser Sprache zu säubern. Kein Schriftsteller sollte je versuchen, zwei Sprachen zu meistern. Ich schrieb die kleinen Aufsätze noch einmal um und schickte sie dann zu Hutton.

Am nächsten Tage war ich wieder auf meinem Posten in der „Fortnightly", und als ich Chapman sagte, daß ich für den „Spectator" arbeitete, lachte er und beglückwünschte mich, und einen oder zwei Tage später ließ er mich kommen und gab mir einige Bücher mit der Bitte um Meinungsäußerung. „Meredith ist unser Lektor," sagte er, „aber er braucht Wochen, um seine Meinung zu formulieren, und ich möchte über diese Bücher sobald wie möglich Bescheid wissen."

Meine Gelegenheit war gekommen. Ich dankte ihm, ging geradewegs nach Hause, setzte mich sofort hin und las die Bücher sorgfältig durch. Es nahm mir den ganzen Tag in Anspruch, und ich schrieb meine Besprechung bis spät in die Nacht hinein. Am nächsten Morgen ging ich zu Verschoyle hin, der die Aufsätze richtig fand und auf einen beträchtlichen Fortschritt in meinem Englisch hinwies. „Die kurzen Sätze sind ganz richtig. Sie dürfen nur nicht stereotyp werden. Sie müssen sie oft variieren."

Ich dankte ihm und brachte die Besprechungen zu Chapman. Er war sehr erstaunt. „Ich dachte, Sie würden sie eine Woche behalten. Ich wollte Sie nicht so hetzen." – „Es schadet nichts", erwiderte ich. „Das eine Buch können Sie mit gewissen Veränderungen veröffentlichen. Das andere ist ganz kindisch."

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung. Nehmen Sie, bitte, diesen Zettel zum Kassierer mit, und er wird Ihnen zwei Guineen für Ihre Besprechungen geben."

„Nein, nein," rief ich aus, „ich bin tief in Ihrer Schuld, weil Sie sich von mir so oft belästigen ließen. Bitte, verfügen Sie über mich, so oft Sie wollen. Es freut mich, Ihnen einen Dienst erweisen zu können." Chapman lächelte mir freundlich zu, und von diesem Tage an gab er mir jede Woche Bücher zur Besprechung und fragte mich fast jeden Tag um meine Meinung auf diesem oder jenem literarischen Gebiete. Er muß auch mit Escott über mich gesprochen haben, denn eines Nachmittags ließ mich Escott in das Bureau der „Fortnightly Review" kommen und gab mir einen deutschen Artikel zur Besprechung.

„Soll ich ihn übersetzen?" fragte ich. – „Nur wenn er auffallend gut ist", erwiderte er. Am nächsten Tage hatte er meine schriftliche Besprechung.

Etwas später gab er mir einen italienischen Artikel zum Übersetzen, und kurz darauf beklagte er sich, daß seine Arbeit an der „World" ihm viel Zeit in Anspruch nehme, und gab mir die halbe „Fortnightly Review" zum Korrigieren. Als er fand, daß ich es mit der größten Sorgfalt und Schnelligkeit tat, wies er mir einen Platz in seinem eigenen Zimmer an, und bald spielte ich bei ihm Sekretär und Faktotum.

Die Beharrlichkeit, die in der Bibel Gott gewann, brachte mir auch in London einen Erfolg.

Aber obwohl ein Monat seit meiner Rückkehr aus Salcombe vergangen war, hatte ich nichts von Froude gehört und, was noch seltsamer war, auch nichts vom „Spectator". Ich konnte nur meine Seele mit Geduld wappnen.

Inzwischen sah ich Verschoyle fast jeden Tag, und durch ihn lernte ich die englische Poesie und auch eine Reihe lebender englischer Dichter kennen. Er stellte mich Dr. Westland Marston und seinem blinden Sohne Phillip vor. Die beiden lebten in Euston Road, und trotz ihrer jetzigen Armut sah man, daß sie früher reich gewesen waren. Ein Kreis bekannter Menschen verkehrte in ihrem Hause. Verschoyle erzählte mir, wie unglücklich das Schicksal von Phillip Marston war. Er war mit einem sehr hübschen Mädel Mary Nesbitt (der Schwester von E. Nesbitt) verlobt gewesen, und als er eines Morgens in ihr Zimmer ging, um sie zu wecken, fand er sie tot. Der schwere Schlag hat ihn fast zugrunde gerichtet.

Einige Jahre später starb – fast ebenso plötzlich – sein liebster Freund Oliver Maddox Brown. Drei oder vier Jahre später wurde seine Schwester Cicely, die am Vorabend ganz gesund war, am nächsten Morgen tot im Bett gefunden. Seine zweite Schwester Eleanor starb im folgenden Jahre 1879, und sein bester Freund, der Dichter Arthur O'Shaughnessy, zwei Jahre später. Im Jahre 1882 bekam James Thomson, der Autor der „Stadt der furchtbaren Nacht", einen Anfall in Phillips Zimmer, wurde ins Spital gebracht und starb dort. Und in demselben Jahre starb sein angebeteter Held und Freund Rossetti in Birchington. Es sah so aus, als ob das Schicksal ihn zum Prügelknaben auserkoren hätte, und ich bekam die Angst, daß das Mißgeschick sich an die Fußtapfen begabter Menschen heftet, während das Glück sie flieht. Phillip Marston hatte ein schönes Gesicht mit einer hohen Stirn und kastanienbraunem Haar. Seinen Augen sah man die Blindheit nicht an,

sie waren sehr ausdrucksvoll. Ich stimmte sofort in Verschoyles Urteil ein, der Phil Marston für einen der gütigsten und selbstlosesten Menschen hielt. Wir verbrachten den ganzen Nachmittag zusammen, und bevor wir weggingen, bat mich Phillip, sooft es mir Freude machte, wiederzukommen. Einige Tage später besuchte ich ihn und blieb stundenlang bei ihm. Er hatte an mir Gefallen gefunden, weil ich fast ebenso pessimistisch war wie er. „Bei Verschoyle erstaunt mich sein christlicher Glaube. Ich habe keinen Glauben – gar keinen –, ich kann es mir nicht vorstellen, daß irgend jemand auch den leisesten Glauben an die Zukunft haben kann, und ich fühle, daß Sie mit mir übereinstimmen."

„Ja, vollkommen", erwiderte ich und zitierte:

„Nur ein ewiger Schlaf
Mitten im ewigen Dunkel."

Er beugte tief den Kopf mit unsagbarer Trauer: „Tot, damit ist alles erledigt, wie Browning sagt: ‚Es gibt keine Hoffnung für die Überlebenden – keine!'"

„Ich bin dessen nicht ganz sicher", unterbrach ich ihn. „Es scheint mir, daß die klügsten aller Männer auch die gütigsten sind, und aus dieser Tatsache schöpfte ich die Hoffnung, daß wir Sterblichen in Zukunft allmählich zu einer verstehenden Liebe zueinander gelangen werden und so dieses Erdenwallen zu einem duftenden Weg unsagbarer Freude gestalten –." – „Je schöner er wird, desto schwerer wird es sein, ihn zu verlassen."

„Glauben Sie wirklich?" fragte ich. „Wenn wir viel von Liebe und Leben getrunken haben, werden wir imstande sein, dem Tode entgegenzugehen wie einer, der vom Tisch aufsteht – gesättigt!"

Es war die liebe Amy Lewy, die ich um jene Zeit kennenlernte und die meinen Gedanken vollkommen zum Ausdruck brachte, obwohl sie selbst ebenso hoffnungslos gestimmt war wie Marston:

„Wer kündet das Geheimnis, das im Dasein ruht?
Lob kann ich Gott nicht, noch dem Schicksal singen
In Weh und Elend. Und im Herzen klingen
Flüsternd keine Stimmen: Siehe – alles gut!
Doch seh' ich Schönheit noch in Sommertagen
Und in den Menschen, die da Güte in sich tragen."

„Schön, wunderschön," wiederholte er, als ich die sechs Zeilen rezitiert hatte, „und wahr, aber es bringt uns nicht viel weiter."

Phillip Marston war jenseits allen Trostes. Der Schmerz schloß sich um ihn fest wie ein Kleid an, aber sein Mitleid und sein Mitgefühl mit menschlicher Trauer war unerschöpflich.

Etwas später gab er mir seine Gedichte. „Sie sind auch über die Ewigkeit des Schlafes geschrieben", sagte er. Und in dem Buche fand ich das Sonett, das er seiner Liebsten Mary Nesbitt gewidmet hatte. Ich halte es für eine der ehrlichsten und edelsten englischen Elegien, obwohl sie von einer so tiefen Trauer erfüllt ist.

Das Schicksal hat von uns mich vorbestimmt,
Den Kelch zu trinken, bittres Brot zu essen.
Würd' nicht dein Antlitz feucht von meinen Tränen,
Die deinen netzten meines nun. Wenn ich
Allein nicht ging', so müßt' dein Geist jetzt kennen
Mein Einsamsein. Und wandert' nicht mein Fuß
Den schweren, steilen Pfad, so deiner müßte
Statt meines bluten, klagen du um mich.
So find' ich tiefen Trost, zu denken
An deinen ew'gen Schlaf, zu wissen
Ungetrübt dein Aug', wenn meins auch weint.
Und trink' ich dieses bittren Kelches Neige,
Ruft's seine einst'ge Süße mir zurück,
Daß dir ward Frieden, mir unsterblich Leid.

(It must have been for one of us, my own,
To drink this cup and eat this bitter bread.
Had not my tears upon thy face been shed,
Thy tears had dropped on mine; if I alone
Did not walk now, thy spirit would have known
My loneliness; and did my feet not tread
This weary path and steep, thy feet had bled
For mine, and thy mouth had for mine made moan.
And so it comforts me, yea, not in vain,
To think of thine eternity of sleep;
To know thine eyes are tearless though mine weep;
And when this cup's last bitterness I drain,
One thought shall still its primal sweetness keep –
Thou had'st the peace, and I, the undying pain. –)

Um diese Zeit lernte ich auch Mary Robinson und ihre Schwester kennen, aber wir haben uns aus irgendeinem Grunde nicht

sehr gut verstanden. Sie lachte einmal über etwas, was ich gesagt hatte, und verstimmte mich dadurch. Ich war vielleicht zu jung, um ihre ganze Bedeutung zu verstehen, und bald heiratete sie einen französischen Professor und ging nach Paris, und ich habe sie aus den Augen verloren und bedauere, sie nicht näher kennengelernt zu haben. Ich glaube, es war Francis Adam, der Dichter des „Heeres der Nacht", der mich den Robinsons vorstellte. Ich werde später noch mehr über ihn erzählen, ich will hier nur einfügen, daß Verschoyle und die Marstons, Amy Lewy, die Robinsons und Francis Adam mir die Augen für die Tatsache öffneten, daß London zu jener Zeit – und eigentlich zu allen Zeiten dank einem gütigen Geschick – ein Nest voller Singvögel ist, mit einer Fülle begabter und hervorragender Männer und Frauen, die meistens der Poesie als der edelsten aller Künste ihr Leben gewidmet haben.

Mein größter Fehler im Leben und auch als Kritiker, auf den auch Shaw hingewiesen hatte, war meine Bewunderung der großen Männer, die mich die anderen, die den höchsten Maßstäben nicht genügten, gering achten ließ. Marston wie auch Amy Lewy interessierten mich durch die ergreifende Tragik ihres Geschicks und ihrer unendlichen Leiden. Aber erst später sah ich ein, daß auch ihre dichterische Leistung, wenn nicht von höchster Art, so doch von wirklichem Werte und außergewöhnlicher Bedeutung war.

Nach seinem frühzeitigen Tode am 14. Februar 1887 erzählten sich die Menschen, daß der arme Marston die Nächte vertrank, usw. Diese Narren! die nicht einmal dem Blinden verzeihen konnten, daß er die Nacht zum Tage machte. Wenn er im Wein die traurigen, einsamen Gedanken ertränkte, warum sollte er nicht trinken? Ich verdanke dem lieben Phil Marston Stunden unvergeßlichen Beisammenseins, von köstlichem, allumfassendem Mitgefühl getragen, und England darf seine edle Kunst nie vergessen.

Um diese Zeit bekam ich eines Morgens einen Brief, der mich erstaunte. Mein Name auf dem Umschlag war mit so winzigen Buchstaben geschrieben, daß ich ihn kaum lesen konnte. Aber als ich ihn öffnete, fielen zwei Bürstenabzüge heraus, endlich die Artikel vom „Spectator", begleitet von einem Brief von Hutton in winziger Schrift.

„Sie hatten vollkommen recht," begann er, „Ihre Besprechungen rechtfertigen Sie. Die eine über Freeman ist ein Juwel, und die über das russische Buch zwingt zum Nachdenken und mag

vielleicht eine Diskussion herbeiführen. Ich schicke Ihnen von beiden Bürstenabzüge und wäre sehr froh, wenn Sie sie mir nach der Korrektur selbst bringen würden. Ich möchte noch gern andere Arbeiten von Ihnen haben. Ihr sehr ergebener R. H. Hutton.

Endlich war die Tür eingedrückt. Ich saß eine Weile wie verzaubert da, dann breitete ich die Korrekturen aus und versuchte, sie zu lesen, als ob ein Fremder es geschrieben hätte. Die Besprechung über das russische Buch war sicherlich die bessere von beiden. Aber es war die Besprechung über Freeman, auf Huttons Kopf und Herz abgezielt, mit der ich den Sieg davongetragen hatte. Das gab mir genug Stoff zum Nachdenken. Ich begann zu begreifen, daß niemand über seine eigene Nase hinauszusehen vermag.

Beim Durchlesen der Artikel bemerkte ich kleine Unebenheiten in Rhythmus und Tonfall und setzte mich hin, um sie auf einem andern Blatt niederzuschreiben. Ich wollte Verschoyle die jungfräulichen Korrekturen zeigen und ihn um seine Meinung bitten. Während ich arbeitete, brachte mir die Mittagspost einen Brief von Froude, der sein langes Schweigen entschuldigte. Aber er wollte das Essen, das er mir zu Ehren gab, möglichst erfolgreich gestalten und wollte warten, bis gewisse Leute wieder in der Stadt waren. Er sei nun froh, mich für einen nun festgesetzten Abend einladen zu können, und er wolle meine so beachtenswerten Gedichte bis dahin noch bei sich behalten. „Sie haben mir bewiesen," schloß er, „daß Carlyles Urteil über Sie gerechtfertigt ist."

Nichts konnte schmeichelhafter sein, aber meine Diskussionen mit Verschoyle und die Einsicht in sein und Marstons Schaffen hatten meinen Glauben an meine Eignung als lyrischer Dichter erschüttert. Ich hatte trotzdem in letzter Zeit hie und da ein Sonett geschrieben, das mir gefiel – die Einbildung stirbt nicht auf einen Schlag.

An diesem Nachmittage nahm ich die Korrekturen zu Verschoyle, der Hutton seltsamerweise darin zustimmte, daß die Freemanbesprechung die bessere der beiden sei, und er schlug nur eine einzige Änderung vor, die ich mir bereits aufgezeichnet hatte. Sicherlich war seine kritische Begabung in der Prosa nicht so unbeirrbar wie in der Poesie, oder er war vielleicht nicht so interessiert, denn ich hatte ungefähr vierzig Stellen korrigiert.

Am nächsten Tage nahm ich die höchst sorgfältig korrigierten Abzüge zu Hutton mit, und es kam zu einem entzückenden Ge-

spräch. „Schreiben Sie, über was Sie wollen," sagte er, „nur lassen Sie es mich vorher wissen, welches Thema Sie gewählt haben, damit wir beide nicht auf dasselbe stoßen. Lassen Sie es mich immer am Montagmorgen wissen, ja? Ihr Englisch gefällt mir. Es ist einfach und doch rhythmisch. Das Verblüffende jedoch sind Ihre Kenntnisse. Sie werden sich schon einen Namen machen. Ich wundere mich, daß man Sie noch nicht kennt. Heutzutage pflegt man sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen –", und er lachte gutmütig.

„Im Gegenteil," rief ich aus, „wir werden noch große Reflektoren im Hintergrunde aufpflanzen und uns einen Ausrufer vor dem Zelt mieten, um unsere Leuchtkraft anzupreisen . . ."

Hutton machte das viel Spaß, aber ich vergaß nicht, daß ich mir noch sein Herz gewinnen mußte, und als eine Pause kam, fügte ich ruhig ein: „Ich frage mich, Herr Hutton, ob Sie mir bei einer Sache helfen können. Ich habe Carlyle gut gekannt, aber ich bewundere auch Kardinal Newman in großem Maße, obwohl ich nie die Freude hatte, ihn kennenzulernen. Wäre es zuviel verlangt, wenn ich Sie um eine Einführung zu ihm bitten würde?" Er versprach, mir sofort zu helfen, „obwohl ich ihn nicht sehr genau kenne", fügte er nachdenklich hinzu. „Ich kann Ihnen trotzdem eine Zeile geben. Aber wie seltsam, daß Sie Newman bewundern!"

„Der größte aller Väter," rief ich begeistert aus, „der sanfteste aller Heiligen."

„Ausgezeichnet," sagte Hutton, „das könnte seine Grabschrift sein. Bei Ihrer Zungenfertigkeit brauchen Sie keine Einführung. Ich will nur Ihre Worte über ihn zitieren, und er wird froh sein, Sie zu sehen – ‚der größte aller Väter' – das kann stimmen, aber ist nicht der heilige Franz von Assisi der sanfteste aller Heiligen?" Ich nickte lächelnd. Hutton hatte recht. Ich wollte seine Güte jedoch nicht übermäßig in Anspruch nehmen und empfahl mich mit dem Gefühl, daß ich mir in dem lieben Holt Hutton einen Freund gewonnen hatte.

Um diese Zeit schrieb ich einen Artikel im „Spectator", dem ich die Bekanntschaft und Achtung, wenn nicht sogar Freundschaft des T. P. O'Connor verdanke. O'Connor war Mitglied des Parlaments, ein sehr kluger und angenehmer Ire, der eine große Stellung unter den zeitgenössischen Journalisten einnahm. Er kannte die meisten berühmten Männer seiner Zeit. Aber er hat kaum etwas über die führenden Persönlichkeiten geschrieben,

da ihm die zweit- und drittklassigen Menschen besser gefielen. Soweit ich weiß, hat er sich nicht einmal die Mühe gegeben, irgendeinen großen Mann in den Wendungen seines Charakters oder den Besonderheiten seines Wesens zu begreifen, um zu dem Kern der Persönlichkeit zu gelangen. Er hatte für die Menge über ihre Götter geschrieben, über Hall Caine und Gosse, Marie Corelli und Arnold Bennett, Conrad und Gilbert Frankau, und er wurde durch eine große Popularität belohnt. Im Anfang der achtziger Jahre war er noch jung, besaß angenehme Umgangsformen, und um seinen Kopf flimmerte schon der Glanz künftiger Möglichkeiten.

Nun kam das Diner bei Froude heran, das für mich zu einer peinlichen, lähmenden Niederlage werden sollte. Vor dem Essen stellte mir Froude Chennery, den Herausgeber der „Times", vor, und bei Tisch setzte er mich zu seiner Linken. Gegen Schluß des Essens machte er mich mit einer Reihe von Gästen bekannt und erwähnte, daß Carlyle mich bei ihm mit der Bitte eingeführt hatte, mir in meiner literarischen Laufbahn zu helfen; und dabei zitierte er Carlyles schmeichelhafte Äußerung. Von sich aus fügte Froude hinzu, daß er meine Gedichte gelesen hätte und nun Carlyles Empfehlung vollkommen gerechtfertigt finde. Dann las er eines meiner Sonette und ließ seine Gäste urteilen. „Herr Harris sagt mir eben, daß er begonnen hätte, für den ‚Spectator' zu schreiben, und die meisten von uns wissen, welch ein guter und scharfer Kritiker Herr Hutton ist."

Ich war im siebenten Himmel. Fast jeder trank mir zu und wünschte mir Glück mit der bezaubernden englischen Bonhomie, die einen so wenig kostet und so rasch die Herzen gewinnt.

Als wir aufstanden, um in den Salon zum Kaffee zu gehen, schlüpfte ich in die Halle hinaus, um mir mein letztes Sonett aus meinem Überrock zu holen. Ich dachte, daß man mich bitten würde, etwas vorzulesen, und ich wollte mich im besten Lichte zeigen. Wie leicht verdrehen einem die Schmeicheleien den Kopf, wenn man siebenundzwanzig Jahre alt ist!

Als ich die Salontür öffnen wollte, traf ich auf Widerstand, denn ein breitschultriger Mann stand gegen sie gelehnt. Aus Angst, ihn zu stoßen, wartete ich eine Weile ab und hörte plötzlich, wie er den Mann, der neben ihm stand, fragte, ob ihm das Gedicht gefallen habe.

„Warum fragen Sie gerade mich danach?" erwiderte sein Freund mit dünner Stimme.

„Weil Sie ein Dichter sind und es wissen müssen", sagte der Große. – „Wenn Sie mich nach meiner Meinung fragen," unterbrach ihn die dünne Stimme, „so kann ich nur sagen, daß das Sonett, das wir hörten, nicht schlecht war. Es zeigte eine wirkliche Kenntnis der poetischen Form und ein echtes Gefühl. Aber es hat keine neue musikalische Qualität, keine einzige neue Kadenz in sich."

„Also kein Dichter?" fragte der Große.

„Meiner Ansicht nach nicht", war die Antwort.

Im nächsten Augenblick gingen die beiden von der Tür weg, und ich trat ein. Mit einem Blick überzeugte ich mich, daß mein strenger Kritiker Austin Dobson war, sicherlich ein Kenner der poetischen Technik. Aber die Verurteilung brauchte nicht durch Autorität bestärkt zu sein. Sie traf mich ins Herz, weil ich fühlte, daß sie richtig war. „Keine neue musikalische Qualität, keine einzige neue Kadenz!" Also kein Dichter, ein geschickter Imitator – ich war vom Fieberfrost der Selbstverachtung geschüttelt.

Plötzlich winkte mich Froude herbei. „Ich möchte Sie unserem besten Verleger, Herrn Charles Longman, vorstellen, und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß er eingewilligt hat, Ihre Gedichte sofort herauszubringen, und ich werde die Vorrede schreiben."

Ich verstand sofort, daß der „gute, sanfte Froude", wie Carlyle ihn nannte, aus purer Herzensgüte handelte. Ich wußte auch, daß eine Vorrede aus seiner Feder meinen Weg zum Ruhm um mindestens zehn Jahre abkürzen würde, aber ich war zu tief getroffen, zu niedergeschlagen, um eine solche Hilfe annehmen zu können.

„Es ist sehr, sehr lieb von Ihnen, Herr Froude, und ich weiß nicht, wie ich Ihnen und auch Herrn Longman dafür danken soll. Aber ich verdiene diese Ehre nicht. Meine Gedichte sind nicht gut genug – – –"

„Das Urteil müssen Sie uns schon überlassen", sagte Froude, durch meine unerwartete Weigerung ein wenig verstimmt.

„Ach nein, meine Gedichte sind wirklich nicht gut genug, ich weiß es. Bitte, bitte, geben Sie sie mir zurück." Er hob die Augenbrauen und händigte mir das Büchlein ein. Ich dankte ihm noch einmal. Aber ich weiß nicht mehr, wie ich das Zimmer verlassen habe. Ich wollte allein sein. Ich wollte weg von diesen gütigen, ermutigenden, falschen Augen. Ich mußte allein sein. – Ich war

bis in die tiefste Seele über das Übermaß meiner Einbildung beschämt.

Ich nahm mir einen Wagen nach Hause und setzte mich hin, um die Gedichte zu lesen. Einige waren schlecht, und ich verbrannte sie sofort. Aber drei oder vier schienen mir nach wiederholtem Durchlesen gut genug, und ich beschloß, sie zu behalten. Ich fand keinen Schlaf. Schließlich hörte ich wie im Fieber den Milchmann mit den Kannen klappern und wußte, daß es sieben Uhr morgens war. Ich hatte den kostbaren Schlaf einer Nacht verloren. Ich stürzte aus dem Bett und verbrannte die letzten vier Sonette. Dann legte ich mich wieder zurück und schlief den Schlaf des Gerechten bis zur Mittagszeit. Ich erwachte mit dem vollen Bewußtsein, daß ich kein Dichter war. Nie wieder wollte ich auch nur eine Zeile eines Gedichtes schreiben, nie! Prosa war das einzige, was ich erreichen konnte, und so mußte ich versuchen, Prosa, so gut es ging, zu schreiben, und die Poesie begabteren Sängern überlassen.

Der Tag brachte mir erneute Hoffnung. Schließlich hatte ich in diesem Monat eine Menge geleistet. Ich hatte nun eine dauernde Arbeit am „Spectator". Hutton zahlte mir drei Pfund für jeden Artikel, und ich gab mir Mühe, mindestens einen in der Woche und oft sogar zwei zu schreiben. Escott gab mir immer mehr Arbeit an der „Fortnightly", und als ich ihm erzählte, daß Froude mir zu Ehren ein Essen veranstaltet hatte, lud er mich zu sich nach Brompton ein, und ich lernte dort seine Frau und seine hübsche Tochter kennen. Chapman lud mich auch in sein Haus in Overton Square ein, und ich traf dort eine ganze Anzahl mehr oder weniger interessanter Menschen.

## ERSTE LIEBE

Wie zieht die Liebe zuerst in das Herz eines Menschen? Romanschreiber sind sich alle einig, daß die Liebe wie eine Göttin in blendendem Licht, im Zauber der Musik oder der Umgebung erscheint, jedenfalls immer sieghaft, immer gekrönt. Ich jedoch „erzähle schlicht und ungefärbt den Hergang". Die Liebe überfiel mich in diesen ersten Monaten in London auf eine höchst prosaische Weise, und doch will ich mit Shakespeare schwören, daß

. . . . . meine Liebe mir so reich
Als jede, die man fälscht mit Lug-Vergleich.

Ich verdiente ungefähr fünf oder sechs Pfund wöchentlich und lebte ruhig in Bloomsbury in der Nähe des Britischen Museums. Ich mußte jemanden in derselben Gegend aufsuchen, der einen Artikel an die „Fortnightly" eingeschickt hatte. Ich wurde von einem schmutzigen Hausmädchen in den Salon der Pension gebeten, in dem die Betreffende wohnte, und bekam den Bescheid, daß die Dame bald herunterkommen würde.

Während ich wartete, wurde ein Mädchen hereingelassen und ebenfalls gebeten, zu warten. Als sie in das Zimmer trat, stockte mein Atem. Jede Einzelheit ihrer Erscheinung in diesem starken Licht ist meinem Gedächtnis eingeprägt, selbst die genaue Nuance ihres blauen Mantels. Sie war ziemlich groß, ungefähr fünf Fuß fünf, und hatte einen seltsam schönen Gang, der mich an die baskischen oder spanischen Frauen erinnerte, die eher schwimmen als gehen, eine Folge wohl, wie ich fand, der Gewohnheit, kurze, gleichmäßige Schritte von den Hüften aus zu nehmen. Ihre Augen begegneten meinem Blick und schweiften an mir vorbei. Sie hatte lange, haselnußbraune Augen unter einer schönen, breiten Stirn, ein eher rundes Gesicht, gutgeschnittene Lippen, ein festes, jedoch schmales Kinn und eine Mähne kastanienbraunen Haares, von Goldsträhnen erhellt. Sie war gut, obwohl nicht auffallend gekleidet. Der lange, blaue Mantel und ihre offensichtliche Selbstsicherheit gaben ihr eher den Anschein einer Gouvernante. Ich entschloß mich, sie anzusprechen. „Das Warten ist eine mühsame Sache", begann ich lächelnd. – „Es hängt davon ab, wo und mit wem", erwiderte sie mit einem Anflug von Koketterie, jedoch ohne eine Spur eines englischen Akzentes. – „Sind Sie Engländerin?" stieß ich impulsiv hervor. – „Halb amerikanisch, halb englisch", erwiderte sie lächelnd. Ihr Lächeln erhellte ihr Gesicht auf eine zauberhafte Weise. Es war, als ob man aus einem abgeschlossenen Zimmer in lauter Sonnenschein käme. „Ganz mein Fall," rief ich aus, „nur statt englisch hätten Sie halb wallisisch sagen können." – „Seltsam," lachte sie auf, „um in meinem Falle ganz genau zu sein, hätten Sie halb irisch sagen sollen."

„Wir wollen uns an unsere amerikanischen Hälften halten," sagte ich, „dann werden Sie nichts Seltsames daran finden, wenn ich mich vorstelle. Ich bin Frank Harris und versuche mich hier in London als Schriftsteller durchzusetzen."

„Und mein Name ist Laura Clapton." Noch einige Fragen, und in fünf Minuten hatte ich herausgefunden, daß sie mit ihrem

Vater und ihrer Mutter in der Gower Street lebte, daß ihr Vater Börsenmakler sei und daß ich sie an irgendeinem Nachmittag besuchen könnte. Ich hatte noch Zeit, ihr zu versprechen, daß ich am nächsten Nachmittage kommen würde, und ihr zu erzählen, daß ich für die „Fortnightly Review" und den „Spectator" arbeite, hauptsächlich dank meiner Kenntnis der verschiedenen Länder und Sprachen.

„Ich spreche auch einige fremde Sprachen", meinte Laura.

Ich stellte mit Entzücken fest, daß ihr Akzent im Deutschen, Französischen, Italienischen und Spanischen ebensogut war wie im Englischen und daß sie über eine außerordentliche Beherrschung der Sprachen verfügte. „Ich habe mit meiner Mutter zwei Jahre in jedem Lande verbracht", erklärte sie. Am nächsten Tage suchte ich sie auf und wurde ihrer kleinen, rundlichen Mutter vorgestellt. Sie war häßlich, hatte eine Stupsnase und kleine, graublaue Augen. Aber trotz dieses runden Gesichts und dieser Gestalt hatte die kleine, dicke Frau eine gewisse Würde in sich oder, besser gesagt, eine Herrschsucht mit Heftigkeit getönt. Als ich später Königin Victoria traf, wurde ich unwiderstehlich an Frau Clapton erinnert.

Als Herr Clapton ins Zimmer trat, merkte ich, wem seine Tochter ihr gutes Aussehen verdankte. Clapton war ein hübscher Ire, etwa fünf Fuß elf groß, der seine fünfzig Jahre nur durch die Körperfülle und das ergrauende Haar verriet. Er hatte ausgezeichnet geschnittene Züge, wunderschöne, haselnußbraune Augen und eine liebenswürdige und anziehende Persönlichkeit. Ich konnte es begreifen, daß die Senatorentochter sich prompt in ihn verliebte, als er mit fünfundzwanzig Jahren nach Memphis in Tennessee kam. Aber er war ihr untreu gewesen, und die stolze Südländerin konnte es ihm nicht verzeihen und hatte auch die einzige Tochter auf ihre Seite gezogen, obwohl die Familie nach außen hin ihre Anhänglichkeit betonte. Die ganze Situation wurde mir an diesem ersten Abend klar, und ich empfand sofort eine Vorliebe für den gutaussehenden, leichtsinnigen Vater, der wahrscheinlich aus Gewohnheit, um der alten Liebe und wohl auch um des Stolzes in die Schönheit und Klugheit seiner Tochter willen den Anschein guter Beziehungen zu seiner wenig reizvollen Frau aufrechterhielt; die Tochter war zweifellos klug, und ihr Äußeres gefiel mir immer besser. Wie sie sich so im Raume bewegte, ihren Hut abnahm und sich hinsetzte, machte sich der ganze Zauber

ihrer schönen Gestalt bemerkbar. Ich glaube, daß die Abneigung der Mutter gegen mich von Anfang an fast ebenso groß war wie die Vorliebe des Vaters. Ich fand, daß Laura das Theater liebte, sich zur Schauspielerin ausbilden wollte, jedoch nur durch die alberne Eitelkeit und den Geburtsstolz der Mutter daran gehindert wurde, zur Bühne zu gehen. Ich verschaffte ihr natürlich Theaterbilletts, und wir freundeten uns bald an. Ungefähr einen Monat später wollte der Vater die Weihnachtstage in Brighton verbringen. Es paßte mir ausgezeichnet. Ich kannte Brighton gut, und so fuhren wir Anfang der Woche hin und wohnten im Albion Hotel. Morgens pflegten wir alle auf einen Spaziergang zu gehen, aber die dicke Mutter kehrte bald mit ihrem Gatten ins Hotel zurück und überließ Laura und mich unserm Schicksal. Zwei Vorfälle aus diesen ersten Tagen sind mir in Erinnerung geblieben. Ich hatte mit einem gewissen Schwung über Hendrik Conscience, den belgischen Schriftsteller, im „Spectator" geschrieben und las den Artikel Laura eines Nachmittags vor. „Sie lesen wunderbar", sagte sie, „und schreiben einen herrlichen Stil. Sie werden ein großer Schriftsteller werden."

Ich schüttelte den Kopf. „Ein guter Sprecher vielleicht", sagte ich, denn damals dachte ich schon an die parlamentarische Laufbahn.

Ich hielt mich nicht für ein Genie, aber ich war sicher, daß ich ein ausgezeichneter Redner sein könnte und vertraute ihr meinen Ehrgeiz an. Sie war aufgestanden, und als ich mich gleichfalls erhob und das Papier in die Tasche schob, wiederholte ich leidenschaftlich die letzten Worte meines Artikels. Ihre Augen waren auf gleicher Höhe mit den meinen, und ich glaube, daß die Leidenschaft in meiner Stimme sie bewegte, denn ihr Blick gab sich mir. Im nächsten Augenblick schlang ich meine Arme um sie, und unsere Lippen trafen sich.

Sie küßte mich ohne Scheu und Zurückhaltung. Ich konnte nicht den Gedanken loswerden: sie mußte schon oft ihre Lippen gegeben haben; sie sieht zu gut aus, als daß man sie in Ruhe gelassen hätte. Der Gedanke machte mich kühn. „Wie schön Sie sind", sagte ich und legte den Arm um ihre Hüften. Sie lächelte, zog sich jedoch ein wenig zurück. „Schmeichler!" – „Nein, nein," fuhr ich fort, „keine Spur von Schmeichelei. Mir ist es so ernst, daß ich vollkommen wahrhaftig bin. Sie haben eine wunderschöne Gestalt. Ich liebe und bewundere kleine Brüste ebenso, wie ich schwere

Hüften liebe und bewundere", und meine Hände legten sich wieder um ihren Leib.

„Ihr Wort gefällt mir," sagte sie, „daß Ihnen so ernst ist, daß Sie vollkommen wahrhaftig sind. Tiefe Liebe und Wahrheit gehen ja immer Hand in Hand, nicht wahr?" – „Immer", erwiderte ich. Ihre scharfen Ohren hatten Schritte aufgefangen, und sie drehte sich um. Aber die Berührung jagte mir Schauer ein, und ich schlang noch einmal meine Arme um sie. Sie entwand sich mir mit unendlicher Biegsamkeit, und ihre gekräuselten Lippen und zusammengezogenen Brauen waren ein einziger Vorwurf für meine Kühnheit. Jedoch der Finger auf den Lippen war nur eine Warnung, und ihre Augen leuchteten. Sie war mir nicht im mindesten böse. Im nächsten Augenblick stand die Mutter im Zimmer.

Das Verhältnis vom Vater zur Mutter erfüllte mich mit Mitgefühl für das Mädchen. Ich empfand es in den Knochen, daß der Vater besonders bei Zahlung der Wochenrechnungen sich oft an sie gewandt haben mußte. Sie war in weltlicher Weisheit geschult und hatte sich doch den geistigen Enthusiasmus erhalten. Die Schwierigkeiten, die ich bei ihr vermutete, machten sie mir noch teurer.

Am Heiligen Abend saßen wir wieder allein im Salon. Nach dem ersten Kuß hatte ich sie selbstverständlich immer geküßt, sooft sich die Gelegenheit bot. Nun küßte ich sie, bis ihre Lippen glühten. Sie zuckte zurück. „Wie seltsam du küßt", sagte sie mit versonnenen Augen.

Ich liebte ihre Offenheit und glaubte richtig in ihrer Seele zu lesen. Sie war noch Jungfrau, jedoch der Augenblick des Nachgebens lag nicht fern. Ich beschloß, mich ihrer würdig zu zeigen.

„Höre, Laura, ich möchte mit dir von Seele zu Seele sprechen. Ich liebe, ich begehre dich. Gib mir sechs Monate oder im Höchstfalle ein Jahr Zeit, und ich werde mir in London Stellung und Vermögen gewinnen. Ich habe manches in vier Monaten geleistet. Ich werde in einem Jahr vollkommen siegen. Gib mir das eine Jahr, willst du? Und in einem Jahre bitte ich dich, meine Frau zu werden."

„Ich liebe dich", erwiderte sie, „und glaube an dich. Ich werde warten, du kannst dessen sicher sein." Unser Kuß war wie ein Gelübde, wie jeder Kuß der Liebenden, deren Seelen beim Begegnen der Lippen ineinander münden.

Der Verlauf dieser Weihnachtsferien ist schnell erzählt. Ich

fühlte, daß Laura nicht viel Vertrauen in meine Versicherungen eines herrlichen und schnellen Aufstieges setzte. Sie hatte von ihrem Vater zu oft ähnliche Hoffnungen gehört und sah sie sich zu schnell verflüchtigen. Ich hörte von ihr zum ersten Male den amerikanischen Ausdruck für diese Luftschlösser, „heiße Luft" werden sie genannt. Wie sollte sie den Unterschied zwischen einem Spieler und einem Arbeiter kennen, dessen Selbstvertrauen in so vielen und verschiedenen Erfahrungen verwurzelt ist.

Ich entschloß mich, sobald wie möglich nach London zurückzukehren, und mit dem Optimismus der ersten Liebe hoffte ich, Laura dort fast jeden Tag zu treffen. Am zweiten Januar zahlte ich die Hotelrechnung, die jedoch zu meiner Verblüffung fast mein ganzes erspartes Geld verschlang. Clapton hatte in seinem Schlafzimmer Sekt getrunken, aber das machte keinen Eindruck auf mich. Ich hatte die schönste Zeit meines Daseins erlebt, und ein Lächeln auf Lauras Lippen, ein zustimmender Blick ihrer Augen bedeuteten mir mehr als ein Vermögen.

Kurz vor dem Mittagessen bat mich der Vater, mit ihm einen Spaziergang zu machen. Sobald wir allein waren, begann er, mir für die Feiertage zu danken. „Ich hätte es nie zugelassen, daß Sie die Rechnung bezahlen, aber ich hatte eben Pech mit meiner Wechselstube. Ich habe erfahren, daß mein Partner in meiner Abwesenheit durchgebrannt ist und das ganze Geld mitgenommen hat. Ich brauche nur eine kleine Summe für die laufenden Ausgaben – eintausend würden mir genügen . . ."

Ich ließ ihn nicht zu Ende sprechen. Ich wollte ihm die Demütigung der Bitte ersparen. Ich unterbrach ihn. „Ich würde sie Ihnen von Herzen gern gegeben haben, aber durch diese Ferien bin ich auch aufs Trockene gesetzt. Ich muß zurückgehen, um zu arbeiten. Und eine solche Summe kann ich nicht schnell zusammenbringen. Ich wiederhole Ihnen, was ich schon zu Laura gesagt habe: Geben Sie mir ein Jahr, und ich bin des Sieges gewiß."

Sein Blick sagte genug. Die herrlichen, langen, haselnußbraunen Augen waren hart wie Knöpfe. „Es schadet nichts," meinte er, „es hat nichts zu bedeuten." In zehn Minuten waren wir wieder im Hotel, und ich glaube nicht, daß er mit mir an diesem Tage mehr als zehn Worte wechselte. Offensichtlich hielt auch der Vater nicht viel von mir.

Als wir London erreichten, fuhr ich Claptons erst nach der Gower

Street; aber ihre Zimmer waren noch nicht fertig. Der Vater sprach mit der Vermieterin, kam dann in die Halle zurück und erzählte uns mit gespielter Empörung, daß sie die Anweisungen in seinem Telegramm nicht befolgt hätte, daß ihre Zimmer jedoch in einigen Stunden in Ordnung sein würden. „Herr Harris wird sich vielleicht bis dahin eurer annehmen," fügte er hinzu, „ich habe zu tun –." Diese vagen Dispositionen bestätigten meinen Verdacht gegen die unverantwortliche Art Claptons und steigerten mein Mitgefühl mit dem königlichen Mädel. Ich war nur zu froh, mich nützlich machen zu können. Ich fuhr die Damen erst zu mir nach Hause, um das Gepäck abzuladen. Obwohl ich nicht telegraphiert hatte, waren meine Zimmer in Ordnung, sauber und gelüftet, wir tranken Tee zusammen, und später führte ich sie in das gute böhmische Restaurant von Kettner, wo wir Abendbrot aßen. Gegen elf Uhr brachte ich sie nach Hause und bekam im Korridor einen langen Kuß von Laura. Ich fühlte mich vollkommen belohnt. Sobald ich allein war und mir die Ereignisse des Tages überlegte, wie es meine Gewohnheit war, sah ich, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte. „Wenn du das Mädel willst," sagte ich mir, „mußt du schnell eine Stellung gewinnen." Ich empfand es klar, daß sich jetzt Vater und Mutter gegen mich verbinden würden. Sie würden mir vielleicht die kalte Schulter zeigen, um mich sogar von den Besuchen abzuschrecken. Außerdem durfte ich weder Zeit noch Energie an das Hofmachen verlieren. Ich mußte mich sofort und ohne jede Störung an die Arbeit machen. In dieser Nacht schrieb ich an Laura, daß ich sie drei Monate lang nicht sehen würde, und erklärte ihr meine Gründe. Ich wollte sie nach Ablauf des Jahres bitten, mich zu heiraten. Sie antwortete mir, daß sie es verstünde und warten wolle. Meine Wahl fiel auf sie mit einer so absoluten Sicherheit, daß ich es als selbstverständlich annahm, daß auch sie mit derselben vollkommenen Gewißheit gewählt hatte. Und doch fühlte ich, daß ich so schnell wie möglich Erfolg haben mußte, und zwar keinen geringen.

Am nächsten Morgen ging ich zu dem Verleger Chapman und fragte ihn, was er mir für ein Buch über meine Erfahrungen als Cowboy in Westamerika geben würde. Er antwortete mir, er könnte mir hundert Pfund geben, „aber nur, weil ich Sie kenne," fügte er hinzu, „denn gewöhnlich erwarten wir, daß der Autor uns hilft, sein erstes Buch herauszubringen." In einer halben

Stunde war ich um eine Erfahrung über Verlegergewohnheiten reicher und hatte allen Grund, Byrons kaustische Antwort an Murray, der ihm eine Bibel statt eines Schecks schickte, zu wiederholen. Byron sandte das Buch mit einer einzigen Veränderung zurück. In dem Satz: „Nun war Barrabas aber ein Räuber", ersetzte er das Wort „Räuber" durch „Verleger".

Also keine Hoffnung, sich mit einem Buch ein Vermögen zu machen. Fünf Tage in jeder Woche verbrachte ich einmal auf dieser, einmal auf jener Spur. Aber das geschäftliche Leben in London war besser organisiert als das in den Vereinigten Staaten, und immer wieder erwies sich der erhoffte Weg als eine Sackgasse. Als ungefähr ein Monat in lauter Enttäuschungen verging, versuchte ich, eine Stellung bei einem Makler auf der Börse zu bekommen. Ich erfuhr, daß nur ein Angestellter in jedem Geschäft zur Börse zugelassen wird und es mich mindestens ein Jahr harter Arbeit kosten müßte, diese privilegierte Stellung zu erringen. Außerdem stellte sich heraus, daß mit Ausnahme eines deutschen Juden kein Börsenmakler auf meine Dienste zu reflektieren schien.

Aber dieser Makler verlangte, daß ich für ihn viele deutsche Briefe schreibe, was ich auch gern in den Überstunden gemacht hätte. Er bot mir jedoch nur drei Pfund in der Woche, und ich zögerte, anzunehmen. An meinem Geburtstage, dem 14. Februar, entschloß ich mich, auf Kleins Angebot einzugehen, und schrieb ihm, daß ich zu ihm kommen würde, sobald ich einiges für mich erledigt hätte, sicherlich innerhalb einer Woche.

Um diese Zeit nahm mein Einfluß am „Spectator" zu. Jeden Sonnabend und Sonntag schrieb ich zwei Artikel, die immer gedruckt wurden. Eines Tages stellte mich Hutton Meredith Townsend, seinem Kompagnon, vor und sagte ihm, es würde ihn freuen, wenn mich Townsend an seiner Stelle in den Ferien beschäftigen wollte.

„Er kann eine Anzahl von Sprachen," sagte Hutton, „und er liest die Korrekturen so sorgfältig wie ein geborener Korrektor." Townsend versicherte mich seines Wohlwollens, und während Hutton verreist war, ruhte auf mir ein gut Teil der redaktionellen Tätigkeit, und ich lernte Townsend genau kennen. In mancher Hinsicht war er die Ergänzung von Hutton. Er hatte viele Jahre im Orient verbracht und war ein ziemlich gründlicher Kenner von China. In demselben Maße, in dem Hutton religiös war, ging Town-

send auf Erfolg aus. Hutton glaubte aus tiefster Seele, daß die Menschheit sich zu einer göttlichen Erfüllung entwickelte. Townsend war sicher, daß der Mensch in Bausch und Bogen schlecht ist und ein schlechtes Ende finden muß. Aber die beiden Männer zusammen entsprachen dem englischen Ideal, das zugleich sentimental und praktisch ist, und so wuchs die Macht, der Einfluß und das Vermögen der Zeitung trotz der Tatsache, das keiner der beiden Herausgeber, über gewisse flüchtige französische Kenntnisse hinaus, eine Ahnung vom modernen Europa oder Amerika oder der modernen Kunst und Literatur hatte. Sie brauchten mich wirklich, und wenn ich ein oder zwei Jahre früher bei ihnen gearbeitet oder es ein oder zwei Jahre länger dort ausgehalten hätte, wäre ich ihr Kompagnon geworden und hätte dem Blatt einen größeren Erfolg verschafft. Aber als Hutton mich fragte, ob ich mit fünfundzwanzig Pfund für meine redaktionelle Arbeit zufrieden wäre, erwiderte ich ihm lächelnd, daß ich seine Anerkennung verlange und die sechs Pfund, die ich wöchentlich durch meine Artikel verdiente, mir vollkommen genügten. Ich wußte schon, wie man es anstellen soll, um zu gewinnen, obwohl ich noch keine Ahnung hatte, wann ich mich endlich durchsetzen würde. Die Gelegenheit kam wie immer im letzten Augenblick.

Eines Tages war ich im Bureau der „Fortnightly", als Escott, der die Treppe heraufkam, Chapman im Korridor traf. Ich hörte ihn laut sagen: „Ich denke, daß Ihr Protegé die Redaktion der ‚Evening News' bekommen wird. Ich gab ihm einen warmen Empfehlungsbrief an Coleridge Kennard, den Bankier, der das Blatt finanziert."

Als er ins Zimmer trat, berichtete ich ihm über das Ergebnis der Mission, mit der er mich betraut hatte. Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand die Frage „die Wohnverhältnisse der Armen". Lord Salisbury hatte einen Artikel im „Nineteenth Century Magazine" geschrieben, in dem er für die Besserung der bestehenden Verhältnisse eintrat, und Escott, von dem radikalen Führer Joseph Chamberlain aufgehetzt, hatte Archibald Forbes, den berühmten Kriegskorrespondenten, nach Hatfield geschickt, um zu berichten, was Lord Salisbury auf seinem eigenen Gute zur Unterbringung der Armen getan hatte. Forbes hatte einen höchst sensationellen Bericht geschrieben. Bei der Schilderung der Häuser in dem Dorfe von Hatfield spritzte Vitriol an Stelle von Tinte aus seiner Feder. Ich erinnerte mich an die Beschreibung eines

Zimmers, in dem „trüber Schmutz während der Mahlzeiten auf den Tisch tropfte". Der ganze Artikel war ein wütender Angriff auf Salisbury und seine selbstsüchtige Politik. Escott bekam es mit der Angst, und als ich darauf hinwies, daß die antithetische Rhetorik die Darstellung von Forbes nur schwächte, fragte er mich, ob ich nach Hatfield gehen würde, um Forbes' Bericht nachzuprüfen. „Ich habe mit Herrn Chamberlain über Sie und Ihre Artikel im ‚Spectator' gesprochen, und er hofft, daß Sie die Arbeit übernehmen werden."

Ich ging sofort nach Hatfield mit Forbes' Artikel in der Tasche. Schon am ersten Morgen fand ich, daß das Haus, in dem „der trübe Schmutz tropfte", überhaupt nicht Lord Salisbury gehörte, sondern einem führenden Radikalen im Dorfe. Gegen Abend schrieb ich, daß von den dreißig Häusern, die Forbes besichtigt hatte, nur eines Lord Salisbury gehörte.

Ich sprach dann bei Lord Salisburys Agenten vor und sagte ihm, daß ich geschickt wurde, um die Wahrheit nachzuprüfen. Er war ein glühender Bewunderer von Lord Salisbury, den er für den besten Grundbesitzer in England hielt.

„Lord Salisbury ist nicht reich, wie Sie wissen," begann er, „aber sobald er zu Titel und Besitz kam, untersuchte er jedes der sechshundert Häuser" (ich bin mir der Zahl nicht mehr sicher) „auf seinem Gute. Er fand, daß vierhundert umbaubedürftig waren, er konnte aber nicht mehr als nur dreißig jährlich umbauen. An demselben Abend schrieb er mir, er könnte keine Miete für die umzubauenden vierhundert Häuser annehmen und würde nach dem Umbau nur drei Prozent der Kosten als Miete einfordern. Ich werde Ihnen eines oder zwei der Häuser zeigen, die noch umgebaut werden sollen. Ich selbst würde mich nicht scheuen, dort zu wohnen."

Ich zeigte ihm darauf Archibald Forbes' Artikel, ohne ihm den Namen des Autors zu verraten. „Lüge!" rief er empört aus, „alles Lüge und Verleumdung. Wenn nur alle Aristokraten ihre Pächter und Untergebenen so behandeln würden wie Lord Salisbury, würde man keinen einzigen Radikalen in England haben." Und ich mußte ihm beinah zustimmen.

Ich berichtete nun über meine Nachforschungen Escott, und er sagte: „Sie müssen es Chamberlain erzählen. Er wird furchtbar enttäuscht sein, denn er selbst hat Forbes herausgegriffen. Aber ich bin Ihnen unerhört verbunden – lassen Sie mich wenig-

stens Ihre Ausgaben bezahlen. Ich kriege sie von Joseph zurück", fügte er lachend hinzu. „Sagen wir: zwanzig Pfund."

„Sagen Sie nichts," erwiderte ich, „sondern geben Sie mir einen Empfehlungsbrief an die ‚Evening News', und wir werden quitt sein."

„Aus vollstem Herzen", meinte Escott. „Ich geb' Ihnen den besten Brief, den ich schreiben kann, und einen guten Tip noch obendrein. Bitten Sie Hutton vom ‚Spectator', er solle Ihnen Ihre redaktionellen Fähigkeiten bescheinigen, und suchen Sie Lord Folkestone auf. Denn obwohl Kennard zahlt, ist Folkestone der Herr im Hause. Kennard möchte Baronet werden, und Lord Folkestone kann es ihm ohne weiteres verschaffen." Ich befolgte sofort Escotts Rat. Hutton gab mir einen herrlichen Brief, in dem er erklärte, er hätte mich öfters in der Redaktion verwendet und wüßte kaum, wie er mich nach Verdienst loben sollte. Am selben Abend schickte ich die beiden Empfehlungen ab. Zwei Tage später bekam ich einen Brief von Lord Folkestone, in dem er sagte, daß Kennard verreist sei, aber ich könnte ihn im Bureau der „Evening News" am nächsten Morgen aufsuchen, und er würde mir die Redaktion zeigen. Ich nahm die Einladung sofort an und stürzte dann zu Escott hin, um mich nach Folkestone zu erkundigen.

Ich erfuhr, daß er nach dem Tode seines Vaters Earl of Radnor werden würde mit einem Einkommen von mindestens hundertfünfzigtausend Pfund jährlich. „Der älteste Sohn wird aus Höflichkeit Lord Folkestone genannt, weil ihm fast die ganze Stadt gehört. Und dieser Lord Folkestone hat Henry Chaplins Schwester geheiratet, die sehr musikalisch ist. Sie hat eine eigene Kapelle aus jungen Damen zusammengestellt, bei der auch ihre Tochter spielt. Radnor ist schon alt, und so muß Folkestone bald die Erbschaft antreten. Er hat irgendeinen Posten bei Hofe gehabt . . .", usw.

Bald sollte ich Lord Folkestone näher kennenlernen.

Der Zufall hat kaum irgendeine Rolle in meinem Leben gespielt, eigentlich könnte nur ein Ereignis, das in jene Zeit fiel, so bezeichnet werden. Als ich eines Abends von Escott zurückkam, sagte ich dem Kutscher, mich durch den Strand und am Lyzeumtheater vorbei zu fahren, denn ich interessierte mich damals sehr für die Vorstellungen von Irving. Während ich mir die Plakate ansah, strömte die Masse der Theaterbesucher an mir

vorbei, und als ich mich umdrehte, sah ich gerade, wie ein junger Mann aus der Droschke sprang und Laura Clapton und ihrer Mutter beim Aussteigen half. Er war im Smoking, sah jedoch unmißverständlich amerikanisch aus, vielleicht dreiunddreißig Jahre alt, mittelgroß, breitschultrig – ein wirklich schöner Mann. Er interessierte sich anscheinend sehr für Laura, denn er sprach mit ihr, während er ihrer Mutter beim Aussteigen half, und Laura antwortete ihm mit offensichtlicher Sympathie.

Einen Augenblick lang – es war nur ein wilder Impuls – dachte ich daran, sie zu stellen, und dann überschwemmte mich eine Welle des Stolzes. Da sie nicht einmal drei Monate auf mich warten konnte, wollte ich nicht eingreifen. Ich trat einen Schritt zurück und sah mit Wut im Herzen zu, wie sie im Theater verschwanden –

Wie weit war die Bekanntschaft gediehen? Nicht sehr weit – aber –

War auch Laura, die Königin unter Frauen, eine bloße Beute der Gelegenheit? Dann würde ich nur für meine Arbeit leben und für nichts mehr –

Aber die Enttäuschung war so bitter wie der Tod.

## KAPITEL VIII

# LORD FOLKESTONE UND DIE EVENING NEWS.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr traf ich Lord Folkestone auf dem Redaktionsbureau der „Evening News". Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann, ganz kahl, mit einem spitzen, weißen Ziegenbärtchen und gütigen, braunen Augen, gut aussehend und liebenswürdig, aber kraftlos an Körper, Geist und Charakter. Er war der erste Freund, den ich mir nach Professor Smith gewonnen habe. Er hatte eine bezaubernde Art und war etwas mehr als ein bloßer Gentleman. Er kam mir sehr freundlich entgegen. Er betrachtete Huttons Empfehlungsbrief als etwas Außergewöhnliches, ebenso wie den von Escott. Er kannte Escott persönlich.

„Wollen Sie sich das Haus ansehen?" schlug er dann vor und brachte mich in den Maschinenraum hinunter, wo drei veraltete Maschinen früher dreißigtausend Exemplare in einer Stunde herstellten. „Wir brauchen nur zehntausend", sagte er lächelnd. Er hielt anscheinend die Maschinerie für genügend und hatte keine Ahnung von der Tatsache, daß eine Hoe-Maschine doppelt so ergiebig sein würde wie die drei, für die Hälfte der Kosten. Dann stiegen wir in den vierten Stock, wo dreißig oder fünfunddreißig Setzer an den drei oder vier täglichen Ausgaben arbeiteten. Wir wanderten ungefähr eine Stunde herum und kamen wieder in das Bureau zurück, in dem er mich empfing.

„Über ihre Qualifikationen besteht kein Zweifel," sagte Lord Folkestone, „aber glauben Sie, daß Sie die Zeitung so weit bringen können, daß sie sich selbst finanziert? Sie braucht heute einen Zuschuß von vierzigtausend Pfund jährlich. Und so reich auch Kennard ist, wird es ihm doch für die Dauer zu schwer. Welche Hoffnung können Sie ihm geben?"

Er schien mir so einfach, so ehrlich und so gut, daß ich mich plötzlich entschloß, ihm die volle Wahrheit zu sagen, obwohl ich mir damit ins eigene Fleisch schnitt. „Meine Empfehlungen, Lord Folkestone, beziehen sich nicht auf diese Arbeit. Ich habe nicht den leisesten Schimmer, wie man einer Tageszeitung zum Erfolge verhilft. Ich habe absolut keine Erfahrungen auf diesem Gebiet. Hier braucht man einen Geschäftsmann und keinen Literaten. Aber ich habe immer alles durchgesetzt, was ich in die Hand nahm. Wenn man mir die Möglichkeit gibt, lasse ich ein Pferd das Derby gewinnen oder eine Zeitung sich selbst finanzieren. Geben Sie mir eine Probezeit von einem Monat, und dann werde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Ich bitte Sie nur, in der Zwischenzeit mein Geständnis der Unkenntnis und Unerfahrenheit für sich zu behalten."

„Ihre Offenheit gefällt mir," erwiderte er freundlich, „und ich werde für Sie eintreten, das kann ich Ihnen versprechen. Aber Kennard muß entscheiden. Ich habe eben gehört, daß er morgen zurückkommt, also wenn es Ihnen paßt, können wir uns morgen hier wieder treffen." Und bei dieser Verabredung blieb es.

Coleridge Kennard war ein geschäftiges Männchen, das sehr besorgt war, die Zeitung rein konservativ zu erhalten. Man hielt sie für radikal, weil sie nur einen halben Penny kostete. Aber er wollte Kommunismus und ähnlichen Unsinn bekämpfen. Aus diesem Grunde hatte er sie übernommen. Aber wenn sie noch länger Zuschuß brauchte, wollte er sie wieder aufgeben. Kein Mensch schien eine Ahnung zu haben, wie man die Einnahmen steigern könnte. Die Inserate mehrten sich, aber der Absatz rührte sich nicht. Wenn man statt der sechs- oder achttausend Exemplare täglich fünfzigtausend verkaufen könnte, würden die Inserate hereinströmen, und die Zeitung müßte einen Gewinn abwerfen. Er fragte mich um meine Meinung.

„Geben Sie mir die Zeitung für einen Monat, Herr Kennard," sagte ich, „und ich werde Ihnen alles genau sagen."

„Zu welchen Bedingungen?" fragte er.

„Ich überlasse es Ihnen", erwiderte ich. „Ich werde mit allem zufrieden sein, was Sie und Lord Folkestone entscheiden. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich das Blatt nicht schädigen werde."

„Sehr gut," meinte Kennard, „ich denke, daß wir es annehmen." Er drehte sich fragend zu Lord Folkestone um.

„Sicherlich," nickte Lord Folkestone, „und ich glaube, daß

wir zum ersten Male die Chance haben, sie zu einem Derbysieger zu machen."

In diesem Geiste schüttelten wir uns die Hände, und ich wurde den Leitern der verschiedenen Abteilungen vorgestellt.

Die Redaktionsmitglieder kamen mir enttäuscht und verstimmt vor. Der Setzereiinspektor, ein Schotte, schien mir zu unabhängig, der Buchhalter, ein Herr Humphrey, der Gatte der berühmten Schriftstellerin Madge von der „Truth", sehr gütig und bereit, mir zu helfen. Ich sagte ihm in Gegenwart von Kennard und Folkestone, daß ich im ersten Monat keine Veränderungen einführen würde. Ich wollte erst das Feld studieren. Sobald die Direktoren das Zimmer verlassen hatten, sagte mir Humphrey die ganze Wahrheit über alle Punkte, in denen er sich auskannte. Er hielt es für beinah unmöglich, eine billige konservative Zeitung sich selbst finanzieren zu lassen. Es läge ein offener Widerspruch zwischen der Politik und dem Preis. Die Maschinen seien wertlos, Macdonald nicht sehr brauchbar und . . .

Es stand mir ohne Zweifel eine sehr schwierige Aufgabe bevor. Als ich den ersten Redakteur Abbott fragte, ob er irgendwelche Ideen hätte, wie man die Zeitung erfolgreich gestalten könnte, erwiderte er mir nonchalant, daß er täte, was man ihm sagte, und der Rest ihn nichts anginge. Auf meinem Heimwege nahm ich mir die letzte Ausgabe der „Evening News" und den radikalen Rivalen, das „Echo", mit. Das „Echo", hatte eine rein liberale Politik, die dem Arbeiter nichts weiter bieten konnte als eine billige Verachtung für die Höherstehenden. Meine konservativ-sozialistische Politik mußte es aus dem Felde schlagen. Die Nachrichten in den beiden Zeitungen wurden einfach den Morgenblättern und den Agenturen entnommen und waren in der einen Zeitung so schlecht wie in der anderen. Es war offensichtlich, daß gewisse Neuigkeiten auf amerikanische Art in kleine Geschichten umgeschrieben werden mußten. Ich sah noch nicht den Weg vor mir, aber ich wußte, daß ich ihn finden würde. Die Lethargie in dem ganzen Hause war entsetzlich. Man brauchte eine Stunde, um die Stereotypplatten für die beste Maschine vorzubereiten, und oft setzte die alte klapprige Maschine aus, und als ich herunterkam und Macdonald zur Rede stellte, erwiderte er mir, er wäre der einzige, der imstande sei, den alten Klapperkasten in Bewegung zu setzen.

Der vorige Herausgeber hatte den Maschinenraum nie betreten.

Ich verbrachte dort täglich eine Stunde, und bald fiel mir ein Arbeiter auf, sechs Fuß groß, herrlich gebaut, mit kräftig geschnittenen Zügen. Sooft eine Maschine stehenblieb, schien Tibbett sofort zu wissen, was mit ihr los war. Als ich ihn einen Moment allein traf, bat ich ihn, nach der Arbeit zu mir heraufzukommen. Er kam sehr zögernd, wie es mir schien. Allmählich gelang es mir, sein Vertrauen zu gewinnen, und er sagte mir offen: „Macdonald hat sich mit Schotten umgeben, die wie Kletten zusammenhalten. Er taugt nicht viel und die anderen ebensowenig. Zwölf Menschen stecken in dem Maschinenzimmer, fünf könnten die Arbeit schaffen und besser noch", erklärte Tibbett. „Zehn Pfund die Woche, statt fünfundzwanzig", sagte ich mir; es war eine gute Ersparnis. Ich fragte Tibbett, ob er die Arbeit übernehmen würde, wenn ich Macdonald entließe. Er zögerte, stotterte Vorbehalte hervor, der verfluchte Korpsgeist hielt ihn zurück. Aber schließlich versprach er mir, sein Bestes zu tun, und willigte ein, mir die Namen der vier Arbeiter, die er behalten wollte, zu nennen.

Am nächsten Morgen rief ich Macdonald zu mir und entließ ihn und seinen Schwager. Ich zahlte ihm ein Monatsgehalt aus, seinem Schwager den Lohn für zwei Wochen und ließ die anderen bis zum nächsten Sonnabend arbeiten.

Eine Stunde später war in dem Maschinenraum die Hölle los. Die entlassenen Schotten ahnten, daß Tibbett ihr Spiel verraten hatte, und beschimpften ihn. Er schlug einen nach dem andern nieder, bis sie die Polizei holen ließen und Tibbett als Anstifter zur Schlägerei verhaftet wurde. Am nächsten Tage ging ich aufs Polizeigericht und gab mir alle Mühe, ihn zu befreien, aber der blöde Untersuchungsrichter ließ sich vom Arzt, der dem Macdonald das Zeugnis ausgestellt hatte, er sei ernsthaft verletzt, bestimmen und brummte Tibbett eine Strafe von einem Monat auf. Seine Frau war ganz in Tränen aufgelöst. Ich versicherte ihr, ich würde ihn in einer Woche frei bekommen, und dank Lord Folkestone, der bei dem Innenminister interveniert hatte, wurde er nach einer Woche mit einer Strafe von zwanzig Pfund entlassen. Tibbett kam gegen Ende der Woche zurück, und die Maschinen arbeiteten besser als früher. Ich gab jedem der vier Arbeiter zwei Pfund wöchentlich und Tibbett vier. Ein Geist äußerster Kraftanstrengung herrschte in dem Maschinenraum. Ich ließ mir auch von Tibbett den besten Mann in der Gießerei nennen,

es war Maltby, der beste Arbeiter und der schweigsamste Mann, der mir je begegnet ist.

Auf diese Weise hatte ich die Ausgaben um zwei Drittel vermindert, sparte noch weitere fünfzehn Pfund in der Woche, während die Arbeitsproduktivität ungeheuer gesteigert wurde. Die Zeit zum Vorbereiten der Stereotypplatten ermäßigte sich von einer Stunde auf die beste amerikanische Dauer von zwanzig Minuten, und Maltby brachte sie allmählich auf zwölf Minuten mit verblüffenden Ergebnissen, wie ich bald erzählen werde.

Ich lernte an allen Ecken und Enden. Es war gerade Krieg in Ägypten, und als ich eines Morgens unten einen großen Krach hörte, ging ich in die Halle hinaus, wo die Zeitungsjungen auf die erste Ausgabe warteten. Sie sprachen laut und schienen unzufrieden, und ich fragte, was los sei.

„Dieser verdammte Quatsch von einer Überschrift", rief einer der Jungen verächtlich. – Er war sicherlich nicht älter als zwölf – und fuchtelte mir mit der „Evening News" vor den Augen. „Wie soll man da die Zeitung loswerden?"

„Was fehlt denn da?" fragte ich. – „Alles!" erwiderte er. „War da nicht irgendwo eine große Schlacht? Mit massenhaft Leichen? Sehen Sie sich den ‚Daily Telegraph' an, das ist 'ne Überschrift. Die werden schon was los! Wir nicht!"

Selbstverständlich sah ich sofort den Unterschied, nahm meinen jungen Kritiker und seinen Freund in mein Zimmer mit, breitete die Zeitung vor uns aus und setzte mich hin, um neue sensationelle Überschriften zu machen. Dann schickte ich nach dem Redakteur Abbott und zeigte ihm den Unterschied. Zu meiner Verblüffung verteidigte er die alten ruhigen Schlagzeilen. „Es ist eine konservative Zeitung", sagte er, „und darf einem nicht entgegenschreien." Mein junger Kritiker grinste. „Machen Sie mal, daß Sie die Zeitung loswerden, und Sie werden schon schreien müssen."

Ich gab dem Knaben zehn Schilling und seinem Freunde fünf und bestellte sie mir einmal die Woche, um mich auf die schlechten und guten Überschriften aufmerksam zu machen. Diese Jungen haben mir beigebracht, was das Londoner Halbpenny-Publikum verlangt, und als ich nach Haus ging, lachte ich über meine eigenen intellektuellen Voraussetzungen.

Das gewöhnliche englische Publikum wollte keine Gedanken, sondern Sensationen. Ich hatte die Zeitung mit meinen besten Kräften mit achtundzwanzig Jahren zu redigieren begonnen.

Ich griff auf meine eigene Jugend zurück, und sobald ich sie im Geiste eines vierzehnjährigen Knaben redigierte, begann ich Erfolg einzuheimsen. Die einzigen Dinge, die mich damals interessierten, waren Küsse und Kämpfe, und wenn ich eines der beiden interessanten Themen in jede Spalte hereinbekam, wuchs die Zirkulation des Blattes von Tag zu Tag.

Ich wurde jeden Morgen um sieben geweckt, man brachte mir das Frühstück und die Zeitungen herein, ich konnte kaum früher aufstehen, da die Milch nicht vor sieben kam. Eines Morgens las ich im „Telegraph", daß wirklich eine Schlacht in Ägypten stattgefunden hatte, in der die Engländer selbstverständlich den Sieg davontrugen. Auf dem Wege ins Bureau schnitt ich den Bericht im „Telegraph" aus, machte ihn zurecht und verbesserte ihn hier und da mit Nachrichten aus der „Daily Chronicle" und den „Times". Ich war vor acht Uhr auf der Redaktion. Aber keiner der Redakteure traf vor neun ein. Das machte nicht viel aus, aber auch die Setzer begannen erst langsam gegen acht Uhr fünfzehn anzukommen. Ich hetzte sie sofort an die Arbeit, und um neun hatte ich schon die ganze Zeitung zusammengesetzt, mit einem kurzen Leitartikel, statt zweier langen, und guten Überschriften.

Die erste Ausgabe wurde in mehr als zehntausend Exemplaren verkauft. Ich schärfte den Redakteuren ein, daß sie früher erscheinen müßten, und befahl den Setzern, punkt acht bei der Arbeit zu sein.

Mein junger Kritiker beglückwünschte mich zum Erfolg der Zeitung und brachte mich auf einen neuen Gedanken. „Manchmal kommt die Nachricht von einem Sieg im ‚Telegraph' zwischen vier Uhr morgens, wenn er schon im Druck ist, und zehn Uhr, und dann bringen sie eine Sonderausgabe. Mein Bruder ist Setzer im ‚Telegraph', er kann mir den ersten Abzug von jedem Extrablatt geben, und ich bring's Ihnen dann. Wenn Ihre Zeitung fertig ist, können Sie die Nachricht nehmen und sind fast ebenso schnell raus wie der ‚Telegraph'. Das wird dann gehen, Donnerja! Es wär' ein Spaß!"

Ich ging sofort auf den Vorschlag ein, versprach ihm einen Sovereign, sooft es klappen sollte, und gab ihm meine Adresse. Er sollte sich einen Wagen nehmen, sooft er eine solche Neuigkeit bekam. Durch besondere Zulagen gelang es mir, drei Setzer schon vor sechs Uhr morgens zu bekommen, und Maltby mit seinem

Assistenten und Tibbett waren schon unten um dieselbe Zeit zur Verfügung.

Eines Morgens kam der kleine durchtriebene Kerl zu mir; in einer halben Stunde war ich im Bureau und diktierte den Setzern fast Wort für Wort den Bericht der großen Schlacht aus dem ‚Telegraph'. Sie arbeiteten wie der Blitz. Es herrschte ein solcher Eifer, daß der Setzer, der mit der Nachricht nach unten gehen sollte, seinen zwei Kameraden befahl, den Strick zu halten, auf den Brieflift sprang und fast fünf Stockwerk heruntergefallen wäre, wenn nicht seine Kameraden mit blutenden Fingern die Rollen festgehalten hätten. In zehn Minuten wurde die „Evening News" auf den Straßen verkauft, und zwar noch vor der „Telegraph"-Sonderausgabe. Wir hätten Hunderttausende verkaufen können, wenn die Maschinen soviel herausgebracht hätten. So verkauften wir vierzig- oder fünfzigtausend, und die Fleetstreet erfuhr, daß eine neue Abendzeitung als Konkurrenz aufgetreten war.

Um die Mittagszeit bekam ich den Besuch von dem Besitzer des „Telegraph", Levi Lawson, einem kleinen, dicken, rötlichen Juden von fünfzig oder sechzig Jahren, der vor Wut tobte, weil ihm der Donner gestohlen wurde. Ich sah bald, er hatte nur den Verdacht, und nicht die Gewißheit, daß wir vor seinem Blatt erschienen waren, denn er sagte mir, ich dürfte nie mehr als ein Drittel aus dem „Telegraph" reproduzieren, selbst wenn ich die Mitteilung vorausschickte, daß der Bericht aus seinen Spalten stamme. Ich zeigte ihm, daß ich schon in einem früheren Artikel geschrieben hatte, der Korrespondent des „Telegraph" sei gewöhnlich der beste. Er schien dadurch etwas besänftigt, und da ich fühlte, daß ich mich durch meinen Eifer zu weit habe verleiten lassen, versprach ich ihm, dem ursprünglichen Überbringer der Nachricht immer mindestens zwanzig Minuten Vorsprung zu geben.

Gerade als Lawson versöhnt wegging, kam Lord Folkestone herein. Ich stellte ihm Lawson vor, der ihm die ganze Geschichte erzählte und hinzufügte: „Sie haben einen schneidigen Redakteur in diesem Amerikaner bekommen. Er wird schon was leisten." Als Folkestone die ganze Geschichte hörte und erfuhr, daß der eine Arbeiter sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, um eine halbe Minute zu ersparen, ließ er die Männer heraufkommen, dankte ihnen und nahm mich zum Frühstück mit, damit ich es Lady

Folkestone erzähle. Er gestand mir unterwegs, daß Lady Folkestone Kennard nicht ausstehen könnte. „Er ist nicht sehr liebenswürdig, wie Sie wissen."

Lady Folkestone war zu jener Zeit eine große, starke Dame von über vierzig Jahren, die ebenso gütig und klug wie groß und stark war. Ihr Bruder, Henry Chaplin, der Herr von Lincolnshire, wie er genannt wurde, war einer dieser außergewöhnlichen Charaktere, die nur England hervorbringen kann. Wenn er eine richtige Erziehung gehabt hätte, wäre er ein großer Mann geworden. Er war dadurch verdorben, daß er eine große Stellung und fünfzig- bis sechzigtausend Pfund im Jahr geerbt hatte. Er sah ausgezeichnet aus, groß und breitschultrig, mit einem Löwenschädel. In den achtziger Jahren erzählte man sich allgemein, wie er sich verzweifelt in ein hübsches Mädel verliebt hatte, das ihm am Vorabend der Hochzeit mit dem Marquis von Hastings durchbrannte. Chaplin stellte sich sofort auf dem Turf in Opposition zum Marquis. Einige Jahre später besaß er ein großes Pferd namens Hermit, dem zehn Tage vor dem Derby ein Blutgefäß gesprungen war. Der Marquis wettete um Hals und Kragen gegen Hermit. Zum ersten Male wurde das Derby im Schneesturm geritten (die Vorsehung kam der rechtschaffenen Empörung zu Hilfe), und Hermit gewann. Am Abrechnungstage jagte sich der Marquis eine Kugel ins Gehirn, oder was sonst als solches galt, und Chaplin war gerächt. Ich weiß nicht, was aus der Dame geworden ist. Aber Chaplin ging ins Unterhaus und entwickelte dort einen blumenreichen Stil der Rhetorik, der manchmal ein wirklich durchdringendes Verständnis des Lebens fälschte. Ich kannte ihn als einen großzügigen Verschwender. Er ließ Sonderzüge stellen, um seine Gäste in sein Landhaus zu befördern, und sein Rotspon war ebenso wunderbar wie sein alter Portwein. Er hatte viel gelesen, sich aber nie gezwungen, etwas zu lesen, was ihm nicht gefiel, und so war er zu egozentrisch in seinen Meinungen und wies merkwürdige Lücken einer verblüffenden Unkenntnis auf.

Er war durch und durch Engländer mit allen freigiebigen Instinkten einer siegreichen Erobererrasse und einer tief eingewurzelten Liebe für fair play und oberflächliche Sentimentalitäten, die man ebenso wenig erklären kann wie den englischen Geschmack in der Herrenkleidung, bei gleichzeitiger wirklicher Indifferenz für jede andere Kunst. Ich habe soviel über Henry

Chaplin erzählt, weil seine Schwester ihm im wesentlichen sehr ähnlich war, ebenso großzügig und liebenswürdig, mit derselben ungeheuren Befriedigung über ihre privilegierte Lage im Grunde ihrer Seele. Sie hatte eine echte Liebe für Musik, aber als ich ihr von Wagners verblüffendem Genie sprach, schien ihr jedes Verständnis dafür zu fehlen.

Ihre Tochter war schlank und schön, auch die Söhne sahen ausgezeichnet aus, besaßen jedoch nicht die leiseste Ahnung von der, wie ich sie nenne, ersten Pflicht eines Menschen, die darin besteht, daß man den Geist ebenso harmonisch wie den Körper entwickelt. Diese Selbstentwicklung steigert die Macht, über die man verfügt, in ungeheurem Maße. Man darf es nur nicht übertreiben, wie man sich in acht nehmen muß, einen Muskel übermäßig zu entwickeln.

Durch die unveränderte Güte Folkestones lernte ich die englische Gesellschaft kennen. Sie berührte mich als oberflächlich und mittelalterlich in ihrer ewigen Bezugnahme auf christliche, oder besser gesagt, paulinische Moralgrundsätze, die sich so merkwürdig bei einer so kräftigen männlichen Rasse ausnehmen.

Als der Monat um war, konnte ich zeigen, daß ich die Leistungsfähigkeit des Personals der „Evening News" gesteigert, außerdem fünftausend Pfund von den jährlichen Ausgaben gespart und die Einnahmen um fast ebensoviel erhöht hatte.

Daraufhin wurde ich von den Eigentümern des Blattes für drei Jahre als Verwaltungsdirektor mit einem Gehalt von tausend Pfund jährlich und Spesen engagiert unter der Voraussetzung, daß, wenn die Zeitung bis dahin einen Gewinn abwerfen würde, ich zu fünf Prozent an den Nettoeinnahmen beteiligt werden und Anspruch auf eine zehnjährige oder lebenslängliche Anstellung, wie Kennard vorschlug, haben sollte.

Nun fühlte ich, daß ich gewonnen hatte. Ich konnte jetzt heiraten oder mit der Arbeit fortfahren. Warum suchte ich Laura nicht auf und heiratete sie? Aus dem einfachen Grunde, weil ich sie zweimal in verschiedenen Theatern mit demselben gut aussehenden, stämmigen Amerikaner getroffen hatte. Als er das letztemal mit ihr hinter ihrer Mutter ging, hatte er ihren bloßen Arm ergriffen, und sie belohnte seine Liebesgeste mit dem Geschenk eines Lächelns, das ich bei ihr so gut kannte und so liebte. Nein, ich war nicht eifersüchtig, sagte ich zu mir selbst. Aber ich beeilte mich auch nicht, meinen Kopf in die Schlinge zu stecken.

Ich arbeitete weiter mit meiner ganzen Kraft an der Zeitung und ging nur abends in Gesellschaft. Folkestone hatte mir seinen Schneider Poole empfohlen, und ich sah ziemlich präsentabel aus. Ich war kein Salonlöwe, rief jedoch schon einiges Interesse hervor, hauptsächlich dank der ritterlichen Unterstützung von Folkestone.

Ich erinnere mich nicht mehr genau, wie ich Arthur Walter von den „Times" kennenlernte. Aber wir freundeten uns bald an, und ich verbrachte die Hälfte meiner Sommerferien in seinem Landhause in Finchampstead. Frau Walter war auch sehr gut zu mir, und ich hing an dem Ehepaar mit wirklicher Zuneigung. Ich konnte ihnen bereits Geschichten aus dem Londoner Leben erzählen, dem Leben hinter den Kulissen, über das sie kaum etwas wußten.

Ich lernte auch durch meine Zeitung Sir Charles Dilke kennen, und ich möchte hier die Geschichte erzählen, denn ich hatte durch ihn Chamberlain und die radikale Partei kennengelernt.

Ein gewisser Crawford, ein Mann in einer nicht unbeträchtlichen Stellung, reichte plötzlich eine Scheidungsklage ein, wobei er den radikalen Baronet Sir Charles Dilke des Ehebruches mit seiner Frau bezichtigte. Die bloße Beschuldigung wirkte zu meiner Verblüffung wie ein Erdbeben. London sprach von nichts anderem. Durch Folkestone erfuhr ich den aristokratischen Standpunkt. „Dilke", sagte er, „ist als Windhund bekannt. Der Skandal würde ihn bei seinen Wählern ruinieren, aber kein Mensch in der Gesellschaft wird darum schlechter von ihm denken." Ich sah die Gelegenheit für eine journalistische Sensation gekommen, und so schrieb ich sofort Dilke und sagte ihm, ich würde ihm gern die „Evening News" zur Verfügung stellen, falls ich ihm einen Gefallen damit täte, um seinen Fall der Öffentlichkeit objektiv darzustellen. Er erwiderte mir umgehend mit der Bitte, ihn in seinem Hause in Sloane Street aufzusuchen. Er kam mir am nächsten Morgen mit ausgestreckten Händen entgegen. „Ihr Glaube an meine Unschuld war für mich die größte Ermutigung – – –"

„Großer Gott," rief ich aus, „Unschuld! Selbstverständlich halte ich Sie für schuldig wie alle Leute. Es ist der Politiker, dem ich helfen wollte, und nicht der Unschuldige."

Er lächelte. „Dann können wir offen miteinander sprechen!" Ich merkte bald, daß er die ganze Sache viel ernster nahm als

Lord Folkestone. „Eine Verurteilung bedeutet den Ruin meiner parlamentarischen Karriere", erklärte er.

„Aber als Fanny dem Herzog von Wellington drohte, seine Briefe zu veröffentlichen, schrieb er ihr: „Liebe Fanny, veröffentliche sie und scher' dich zum Teufel!"

„Die damalige aristokratische Gesellschaft hatte an einem Skandal noch ihren Spaß," erwiderte Dilke, „heute herrscht der Mittelstand vor, für den Ehebruch so schlimm wie Mord ist."

„Dann wollen wir die Sache auf die leichte Achsel nehmen, sie als Witz behandeln und so die Konsequenzen abschwächen."

„Sehr nett von Ihnen," meinte Dilke, „es mag vielleicht etwas helfen – aber es wird mich nicht retten – – –"

In den nächsten Wochen lernte ich Dilke näher kennen. Er war einer der wenigen Menschen in London, die eine gründliche Kenntnis des Französischen besaßen. Er sprach es fließend wie ein Franzose und mit einem perfekten Akzent. Aber trotz dieser Gabe wußte er sehr wenig von französischer Literatur und Kunst, er lebte nur für die Politik, und obwohl er schwer arbeitete, war er selbst im Englischen nicht sehr belesen und konnte nicht mit Kenntnissen glänzen. In seinem Hause traf ich von Zeit zu Zeit Menschen verschiedenster Art, wie z. B. Jusserand, den späteren französischen Botschafter in Washington, Harold Frederic, den ausgezeichneten amerikanischen Journalisten und Schriftsteller, und Edward Grey, Dilkes Nachfolger im Ministerium des Äußeren, Rhoda Broughton und andere. Dilke war reich, hatte viele intellektuelle Interessen und, wie ich schon sagte, gerade einen Hauch französischer Kultur. Er hatte nicht nur die Zeitschrift „Athenaeum" von seinem Vater geerbt, sondern auch Miniaturen von Keats, die ich sehr hoch schätzte. Meine Bewunderung verblüffte ihn, und er bot mir ein sehr schönes Exemplar an. Ich nehme sie „gern, aber nur, wenn Sie mir gestatten, Ihnen etwas dafür zu geben", zögerte ich. – „Was kann sie denn wert sein?" fragte er. – „Ich würde Ihnen gern hundert Pfund geben", erwiderte ich. – „Ist sie denn soviel wert?" rief er aus. „Wenn ich sie hätte, würde ich sie nicht für tausend hergeben." „Wirklich?" meinte er und drang nicht weiter in mich ein, denn er war alles andere als freigebig.

Die große Frage für Dilke in der Scheidungssache war: Sollte er auf der Zeugenbank erscheinen und den Ehebruch leugnen oder nicht? Er besprach es mit mir erst an dem Tage, an dem der Pro-

zeß begann. Er suchte mich in meinem Bureau auf und legte mir die ganze Angelegenheit dar. Ich sagte ihm selbstverständlich, daß er als Zeuge erscheinen müßte, um die Beziehungen zu leugnen. „Jeder Gentleman würde es für eine Dame tun, selbst wenn das Verhältnis so bekannt wäre, daß Leugnen nur ein Lächeln hervorriefe." Darauf sagte mir Dilke, er hätte die Sache in einem Zimmer auf dem Gericht mit Joseph Chamberlain besprochen, und Chamberlain rate ihm dringend ab, als Zeuge zu erscheinen.

„Aber lieber Dilke," rief ich aus, „es ist doch ein Irrsinn, den Rivalen um Rat zu fragen. Chamberlain und Dilke – die beiden radikalen Führer! Man stelle sich vor, daß Dilke Chamberlains Rat annimmt!" Dilke stotterte und zögerte und ging wie eine Katze um den heißen Brei herum, bis er endlich gestand:

„Sehen Sie, mein Name wurde in meiner Jugend häufig mit dem Namen von Frau Crawfords Mutter in Verbindung gebracht, und die Menschen werden sich vielleicht über den Gedanken entsetzen, daß ich mit meiner eigenen Tochter ein Verhältnis haben könnte."

„Großer Gott, das kompliziert die Sache, aber kein englischer Richter würde auch nur im Kreuzverhör eine Frage zulassen, die auf so etwas hinweist."

„Sind Sie denn nicht darüber entsetzt?" fragte Dilke. „Ich dachte, Chamberlain kriegt einen Schlaganfall, als ich's ihm erzählte."

„Ich hätte es ihm an Ihrer Stelle nicht erzählt", sagte ich. „Aber glauben Sie wirklich, daß sie Ihre Tochter ist? Gibt es irgendeine Ähnlichkeit oder Anziehung?"

„Nein, nichts," erwiderte er, „übrigens haben die Griechen den Inzest ganz leicht genommen. Manche sagen sogar, daß der höchste Typus griechischer Schönheit aus Beziehungen zwischen Vater und Tochter, Bruder und Schwester hervorgegangen ist –."

„Wir können das ein anderes Mal besprechen," unterbrach ich ihn, „und es würde mir Freude machen, weil ich einige seltsame Tatsachen aus diesem Gebiete kenne. Die Bluteinheit erzeugt zwar eine größere Schönheit, aber sicherlich weniger Stärke und einen geringeren Intellekt. Aber jetzt kann ich Sie nur bitten, sich auf die Zeugenbank zu begeben. Wenn Sie's nicht tun, werden Stead und die anderen radikalen Journalisten auf Ihre Spur gehetzt werden und erklären, daß Ihr Nichterscheinen ein Beweis Ihrer Schuld ist. Es ist auch möglich, daß der Richter

dieselbe Meinung vertreten wird, und dann haben Sie sich erst recht etwas eingebrockt. Das nonkonformistische Gewissen wird sich auf den Hinterbeinen aufrichten und losheulen."

Trotz meiner guten Ratschläge, die ich mit meiner ganzen Eindringlichkeit vertrat, scheute Dilke die Zeugenbank, der Fall wurde gegen ihn entschieden, und der Richter hielt sein Nichterscheinen für ein Schuldbekenntnis. „Jeder Gentleman würde eine solche Beschuldigung mit Entsetzen zurückweisen!" Und doch hatte der rechtschaffene Richter gehört, daß Frau Crawford in ihren Zeugenaussagen erklärte, Dilke hätte darauf bestanden, eine Frau Rogerson mitzubringen, als sie im Bett lag. „Frau Rogerson war eine alte Frau und Dilkes alte Flamme." Britische Prüderei tat so, als ob sie nicht wüßte, was diese zweite Sehne zu Dilkes Bogen bedeuten könnte, aber in der besten Gesellschaft wurde die Sache weit und breit diskutiert.

Während ich Dilke nach Kräften verteidigte, erschien bei mir John Corlett vom „The Pink Un", dem Londoner Blatt, das sich durch seine ungeschminkte Tonart auszeichnete, und sagte mir: „Sie kennen wohl Dilke und die ganze Crawford-Affaire." Ich gab zu, daß ich ziemlich genau orientiert war. „Haben Sie etwas Spaßiges für mich dabei? Sie wissen ja, wir können uns manches leisten, wir dürfen nur nicht über die Stränge schlagen." Ein Einfall schoß mir durch den Kopf, und ich teilte ihn Corlett mit. „Machen Sie einen beliebigen Kommentar zu der Sache," sagte ich, „und dann lassen Sie ein kleines Feldbett in dem einfachsten, schmalen Schlafzimmer zeichnen, denn Dilke behauptet, so sieht seine Schlafgelegenheit aus. Legen Sie dann zwei Kissen auf die Schlafrolle und lassen Sie für die erste Woche die Skizze mit der Unterschrift ‚Genaue Reproduktion des Schlafzimmers von Sir Charles Dilke' erscheinen." – „Das wird die Themse nicht gleich in Flammen setzen," meinte Corlett, „aber die Idee ist ganz pikant."

„Aber denken Sie daran, was Sie in der nächsten Woche tun können, wenn Sie in Fettdruck veröffentlichen, daß dem Zeichner von Dilkes Schlafzimmer in der letzten Woche ein Irrtum unterlaufen ist und die Redaktion sich nun freut, in der Lage zu sein, ihn in dieser Woche korrigieren zu können. Daraufhin reproduzieren Sie genau das Bild, lassen jedoch statt der zwei Kissen drei auf die Schlafrolle legen."

„Ich schicke Ihnen fünfzig Pfund dafür," sagte Corlett, „es

ist der beste Witz, den ich seit einer verdammt langen Zeit gehört habe." Und er hielt sein Wort. Ich hatte John Corlett immer sehr gern. Es war keine Spur von Schaumschlägerei in ihm, und er zahlte ausgezeichnet.

Sir Charles Dilke hatte einen Hauch von Größe in sich, eine Eigenschaft, die in England selten ist und unter amerikanischen Politikern kaum vorkommt. Er beurteilte die Menschen erstaunlich unparteiisch. Er kannte das Unterhaus besser als irgendein anderer mit der einzigen Ausnahme von Lord Hartington, und ich konnte es wirklich beurteilen, denn von dem Augenblick an, in dem ich Herausgeber der „Evening News" geworden war, ging ich mindestens drei- oder viermal wöchentlich in das „House of Commons", um den Debatten von der Fremdengalerie aus zuzuhören. Dort und in den Couloirs traf ich die verschiedensten Menschen vom Hauptmann O'Shea und Biggar an bis zu Parnell und dem Grafen Herbert von Bismarck.

Ich muß noch eine kleine Geschichte über Dilke erzählen. Sobald das Ergebnis seines Prozesses bekannt war, telegraphierte ihm Frau Mark Pattison, die Witwe des berühmten Rektors des Lincoln College in Oxford, aus Indien: „Ich bin von Ihrer vollkommenen Unschuld durchdrungen und kehre sofort zurück, um Sie zu heiraten."

Das erinnerte mich an eine Anekdote, die man in Oxford ausgebrütet hatte über Mark Pattison, den berühmten Gelehrten, und seine schöne, junge, blonde Frau, die sich mit einer Schar von jungen Studenten als Gegengewicht zu dem pedantischen Ton ihres alternden Gatten umgab. Eines Tages fand ein Freund Pattison in Gedanken verloren im Garten des College. „Ich hoffe, daß ich Sie nicht störe", sagte er, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Rektor zu interessieren. – „Nein, nein, mein Lieber," erwiderte Pattison, „aber ich habe Grund zum Nachdenken. Meine Frau sagt mir eben, sie glaube, sie sei schwanger", und er spitzte die Lippen voller Selbstzufriedenheit.

„Großer Gott," rief der Freund aus, „wen haben Sie denn im Verdacht?"

Als wir Frau Pattisons Telegramm im Morgenblatt lasen, rief Folkestone aus: „Jetzt habe ich wirklich Mitleid mit Dilke. Seine Sünden werden an ihm heimgesucht." Und Harold Frederics Wort klang ähnlich: „Ein Blaustrumpf auf einem losen Strick ist sogar für London etwas Neues!"

Ich hatte keinerlei Sympathie für Lady Dilke. Als ich sie das erstemal sah, war sie eine Frau von über vierzig Jahren, dick, gedrungen, mit braunem Haar, blauen Augen, gewöhnlichen Zügen und hellem Teint. Sie war der wahre Pedantentypus, der einzige Blaustrumpf, den ich je in England getroffen habe. Ich möchte nur ein typisches Beispiel ihrer Pedanterie anführen und sie in Frieden ruhen lassen. Als ich mir schon einen gewissen Ruf als Shakespearekenner gemacht hatte und ihre Einladungen jahrein, jahraus ausschlug, schrieb sie mir einmal, daß der französische Diplomat Jusserand, der eine große Shakespeareautorität sei, mich gern treffen würde. „Wollen Sie nicht zu uns zum Essen kommen, um ihn kennenzulernen? Bitte, kommen Sie um sieben, dann können Sie noch eine Stunde vor Tisch mit ihm sprechen."

Ich schrieb ihr dankend und kam pünktlich um sieben an. Ich wollte sehen, ob irgendein Franzose überhaupt etwas Eigenes über Shakespeare wußte. Lady Dilke stellte mir sofort Jusserand in dem kleinen Salon vor und sagte: „Nun will ich die beiden Autoritäten einander überlassen, damit sie sich verständigen, denn ich glaube, daß Sie beide ja der Ansicht sind, daß Shakespeare Shakespeare und nicht Bacon war. Obwohl ich mich erinnere . . .", und die gesprächige Dame begann eine lange Geschichte, wie sie einmal einen Verfechter der Bacontheorie im Lincoln College getroffen hatte, „den selbst mein Gatte respektieren mußte, und zwar entwickelte er die Frage folgendermaßen . . ."

Jusserand und ich sahen uns an und hörten mit höflicher, geduldiger Unaufmerksamkeit zu. Die Dame ratterte die ganze Stunde hindurch, und die Tischglocke fand uns noch beim Zuhören. Keiner von uns war zu Worte gekommen. Bis zum heutigen Tage habe ich keine Ahnung von Jusserands Ansichten.

Seit Dilke geheiratet hatte, pflegte er mit mir einmal in der Woche in diesem oder jenem Restaurant zu Mittag zu essen, und neun Zehntel meiner Kenntnisse über das Unterhaus und die englischen Politiker verdanke ich ihm. Er zeigte mir die beste Seite des englischen Puritanismus, seine Schätzung des Benehmens und der genauen Erfüllung aller Verpflichtungen. Ich habe immer den aristokratischen Standpunkt, der zugleich großzügiger und nachsichtiger ist, vorgezogen, aber die halbreligiöse Anschauung des Mittelstandes ist vielleicht ausgesprochener englisch, denn sie hat sich fast ausschließlich über die Vereinigten Staaten und die ganzen britischen Kolonien verbreitet.

Bei Dilke merkte ich, woher Dickens seinen Gradgrind nahm: der Mensch der Tatsachen, „der deutsche Einschlag im Engländer", wie ich es nannte. Dilke war gut informiert in der Politik und arbeitete seine Reden im Unterhause mit großer Sorgfalt aus. Aber er sprach monoton und ohne eine Bewegung auszulösen. Gladstone hat einige Zeit vor der Crawfordschen Scheidung Dilke feierlich zum Nachfolger in der Führung der liberalen Partei ernannt. Eine mühsame Bildung wird in England sogar mehr als das Genie geschätzt, weit über ihren eigentlichen Wert hinaus. Daran muß Goethe gedacht haben, als er die Engländer Pedanten nannte.

Eines Abends, beim Essen, korrigierte Dilke Harold Frederic in einer kleinen, unwichtigen Tatsache. Aus irgendeinem Anlaß hatte Frederic behauptet, daß nur die Hälfte der Einwohner der Salt Lake City Mormonen seien. Dilke verbesserte ihn gleich. „Neunzig Prozent, mein lieber Freund, und achtzig sind darunter Kommunikanten." Auf Harolds Gesicht spiegelte sich die Verstimmung, aber er sagte kein Wort. Auf unserem gemeinsamen Heimwege verbreitete er sich über diesen Tick Dilkes, und wir verabredeten uns, ihm eine Falle zu legen. Harold wollte sich die Zahl der Kopten in Unterägypten verschaffen. Dilke würde selbstverständlich behaupten, er könnte die Zahl aus dem Handgelenk schütteln, und Frederic würde ihn eines Besseren überführen. Ich für mein Teil unternahm, die Zahl der Buren in Transvaal im Verhältnis zu andern Nationalitäten herauszufinden, und ich verschaffte mir die Unterlagen.

Bei unserem nächsten Essen in Sloane Street brachte ich das Gespräch auf Kairo und sagte, wie erstaunt ich über die Anzahl der verschiedenen Nationalitäten in diesem seltsamen Lande war. „Ich habe dort Scharen von Kopten getroffen", sagte ich, und Dilke fiel prompt in die Falle. „Sicherlich gibt es nicht mehr als einige Hundert Kopten in Kairo", meinte er. – „Was meinen Sie", fragte ich Frederic über den Tisch hinweg, um mir das richtige Auditorium zu verschaffen. – „Kopten in Kairo?" wiederholte Frederic. „Das kann doch nicht Ihr Ernst sein, Dilke. Es gibt ihrer ungefähr elftausend."

Dilke war überwältigt. „Wirklich? Elftausend?" wiederholte er, „Kopten? Wirklich?" Er war anscheinend über die Berichtigung erschüttert.

Einige Minuten später verwickelte er sich in die Behauptung,

daß es verhältnismäßig wenig Buren in Johannisburg gäbe, und fiel auf diese Weise in meine Hände. Ich habe noch nie einen so erschütterten Menschen gesehen. Die Genauigkeit war sein Fetisch, und ihm zweimal an einem Abend untreu geworden zu sein, war selbst für seinen Gleichmut zu viel.

Ich erwähne diese Sachen nur, um eine Rassenbesonderheit der Engländer zu beleuchten, die sich leider auch in der amerikanischen Gedankenwelt dokumentiert, wie ich glaube, jedoch ohne diese unerträgliche Einbildung der Engländer, daß Wissen und Weisheit Synonyma sind.

In meinem ersten Jahre an der „Evening News" lernte und wandte ich fast jeden journalistischen Trick an. Als die Ruderregatta zwischen Oxford und Cambridge entschieden werden sollte, merkte ich, daß die Sachverständigen gewöhnlich schon vorher wußten, welche Mannschaft siegen würde. Manchmal irrten sie sich auch, aber sehr selten. In diesem Jahre waren sie sich jedoch alle einig, daß Oxford den Sieg davontragen würde. An dem großen Tage ließ ich frühmorgens fünfzigtausend Exemplare mit der Überschrift: „Der Sieg Oxfords" drucken, neben den letzten Berichten über Training usw. Sobald ich telegraphisch die Nachricht bekam, daß Oxford gewonnen hatte, ließ ich meine Jungen auf die Straße und wurde auf diese Weise die fünfzigtausend los. Ich tat dasselbe auf dem Turf mit einem Rennen nach dem andern, und es wurde bald bekannt, daß die „Evening News" die frühesten Rennberichte gab. Ich erwähne diese Sachen nur, um zu zeigen, daß ich wirklich täglich mit Volldampf arbeitete.

Zeit und auch Glück waren mir günstig. Eines Morgens kam die Nachricht, daß die Verlobung zwischen Lord Garmoyle und May Fortiscue aufgelöst worden sei und die Braut eine Klage wegen gebrochenen Eheversprechens eingereicht habe. Innerhalb von zehn Minuten hatte ich ihre Adresse bekommen und fuhr in einer Droschke heraus, um sie zu interviewen. Ich fand ein sehr hübsches und intelligentes Mädel vor, die die ganze Schuld dem Earl of Cairns, einem der konservativen Führer, dem Vater Lord Garmoyles zuschrieb, der selbstverständlich seinen einzigen Sohn verhindern wollte, eine ziemlich unbekannte Schauspielerin zu heiraten. Ich machte mir aus den Beschreibungen von Fräulein Fortiscue ein Bild Cairns, der Nordire war, ein großer Anwalt, jedoch sehr religiös und prüde, einer, der noch den Sonntag „Sab-

bat" nannte und die Bühne als Vorzimmer der Hölle betrachtete. Als Fräulein Fortiscue sah, daß ich für sie kämpfen wollte, gab sie mir Briefe sowohl von Lord Cairns als auch von Lord Garmoyle, die sehr interessant waren, und gestand mir, daß, obwohl sie „wirklich an Lord Garmoyle hinge", sie den Schaden für das gebrochene Eheversprechen auf zehntausend Pfund beziffert habe, „weil es doch sein Vater wird zahlen müssen".

Ich schrieb einen zwei Spalten langen Artikel über die ganze Geschichte unter dem Titel: „Hochmut und Liebe", in dem ich alle möglichen Sympathien für Fräulein Fortiscue mobilisierte und die ganze Schuld dem Earl Cairns in die Schuhe schob. Der Artikel rief eine ungeheure Sensation hervor. Daß eine konservative Zeitung einen solchen Angriff auf einen konservativen Aristokraten und Parteiführer veröffentlichen konnte, war etwas Unerhörtes.

Kennard war um diese Zeit in Brighton, erfuhr jedoch in wenigen Stunden von dem Artikel und telegraphierte mir sofort, um weitere Veröffentlichungen dieser obszönen Geschichte, wie er sie nannte, zu verhindern. Ich wandte mich an Lord Folkestone um Hilfe und fand, daß er sich bloß über die Geschichte amüsierte. Er mochte Cairns nicht, fand ihn eng und bigott, ermutigte mich, fortzufahren, und versprach mir, Kennards gesträubtes Gefieder zu glätten. Ich blieb daher dabei und veröffentlichte am nächsten Tage einen noch sarkastischeren Artikel. Um es in Kürze zusammenzufassen: Lord Cairns hielt diese Enthüllungen nicht aus, zahlte die zehntausend Pfund, und man schrieb mir und der „Evening News" das Verdienst am Siege zu.

Der journalistische Triumpf verdoppelte den Absatz der Zeitung, mehrte die Inserate um ein Beträchtliches und gab uns allen einen Vorgeschmack des Erfolges. Ich säuberte auch die Redaktion und ersetzte die Zeilenschinder durch meine eigenen Freunde, entließ auch die alten Leitartikler und gab ihre Arbeit Cluer und anderen Freunden. Die ganze Redaktion war von Leben und Kraft durchpulst.

Aber ich hatte auch einige Mißerfolge. Das Bureau der „St. James's Gazette" lag gegenüber dem unsrigen in der Whitefriars Street, und als ich um die Mittagszeit herauskam, sah ich ein Dutzend ihrer Wagen auf der einen Seite der Straße aufgestellt, während unsere fünfzehn oder zwanzig auf der andern Seite warteten, um möglichst schnell die Zeitungen zu bekommen und sie über die

Geschäfte in ganz London zu verteilen. Ich überlegte mir die ganze Sache und fand, daß wir jährlich sechstausend Pfund für unsere Wagen zahlten. Ich ließ mich bei Greenwood, dem Herausgeber der „St. James's", einführen und bot seiner Zeitung, die einen Penny kostete, die Gelegenheit unserer viel größeren Verteilung an, ungefähr um die Hälfte dessen, was er für seine Wagen zahlte. Zu meiner Verblüffung schlug er es jedoch aus und blieb bei seiner Weigerung, obwohl sie so offensichtlich dumm war.

Drei Jahre später, als meine Geschichten in „The Fortnightly Review" erschienen, pries Greenwood sie in alle Himmel und gab offen zu, er hätte ein Vorurteil gegen mich gehabt, weil man mich den „amerikanischen Geschäftsmann" nannte, und nun bedauerte er seine Feindseligkeit. Ich schätzte und liebte den Mann und wir freundeten uns bald an.

Lord Folkestone ließ sich oft von mir im Carlton Club abholen, und eines Tages erzählte er mir dort eine Anzahl von Witzen über das Klubleben, die mir ganz amüsant schienen. Der Carlton Club ist, wie allgemein bekannt, der offizielle Klub der konservativen Partei. Und eines Tages ließ ein vor kurzem eingetretenes, einflußreiches Mitglied einen Zettel an das schwarze Brett schlagen, in dem es „den Adligen, der seinen Schirm gestohlen hätte", bat, ihn sofort zurückerstatten zu wollen. Nachdem dieser Zettel eine Woche angeschlagen war, ging ein empfindlicher Adliger zum Sekretär und machte ihn darauf aufmerksam.

„Es ist eine Verleumdung gegen unsern Stand," sagte er, „und ich bestehe darauf, daß entweder der Name des Adligen genannt oder der Zettel heruntergenommen wird." Darauf ging der Sekretär zu dem Mitglied, das den Zettel ausgehängt hatte, und stellte es zur Rede. „Ich kenne ja den Namen nicht", sagte das Mitglied. „Warum glauben Sie denn," fragte der Sekretär, „daß es ein Adliger ist." – „Ja, dieser Klub besteht nach Ihrer eigenen Behauptung aus Adligen und Gentlemen. Kein Gentleman würde meinen Schirm stehlen, und so muß es ein Adliger gewesen sein."

Es gibt noch eine Geschichte über den Athenaeum Club, die auf ihre Weise fast ebenso amüsant ist. Das Athenaeum besaß jahrelang einen berühmten und höflichen Portier, namens Courtney, der Hüte, Schirme und Spazierstöcke immer identifizieren konnte, ohne sich je zu irren. Eines Tages händigte der Portier einem ehrwürdigen Bischof beim Weggehen die Sachen aus.

„Dieser Schirm gehört mir nicht, Courtney", sagte der Prälat. „Möglich, Mylord," erwiderte Courtney, „aber es ist jedenfalls der, den Sie in den Klub gebracht haben."

Solche Geschichten kursieren in Hülle und Fülle in London und geben dem Leben in England einen besonderen, charakteristischen Duft. Und aus diesem Grunde führe ich hier einige der besten an, auch selbst die in Newyork geprägten.

## KAPITEL IX

# LONDONER LEBEN UND HUMOR

London im Anfang der achtziger Jahre, London nach Jahren einsamen Studiums und grimmigen, unnachgiebigen Strebens, London, wenn man achtundzwanzig ist und sich schon eine Stellung im Leben errungen hat; London, wenn der Kaminsims zehnmal soviel Einladungen trägt, wie man annehmen kann, und es zwei oder drei hübsche Mädchen gibt, die einem gefallen; London, wenn jeder, der einem begegnet, höflich und entgegenkommend ist und bedeutende Menschen von einem zu sprechen beginnen; London mit dem Vorgeschmack des Erfolges in deinem Munde, während deine Augen sich den Miriaden von Wundern öffnen; London mit seinen Empfängen und dem Hofleben, seinen Theatern und Varietés, seinen Vergnügungen für Leib, Geist und Seele, mit bezaubernden Stunden bei einer Farce, an die sich ein Boxmatch im Sporting-Club oder ein Abend im Parlament anschließt, wo weltberühmte Männer wichtige politische Ereignisse diskutieren; London – ein ruhiger Morgen mit einem Dichter verbracht, der in der englischen Literatur neben Keats und Shakespeare leben wird, oder ein Nachmittag mit Bildern eines Meisters, der schon vom Ruhme geheiligt ist; London, wer könnte auch nur eine Vorstellung seiner vielfältigen Freuden übermitteln! London, das Zentrum der Zivilisation, die Königin-Stadt der Welt, unvergleichlich in der Fülle der Möglichkeiten, ebenso Paris überlegen, wie Paris es Newyork ist.

Wenn du nie im Leben berauscht warst, hast du nie gelebt. Ich habe mich nach köstlichem Wein besser und glücklicher gefühlt, auf ein höheres und erfüllteres intellektuelles Leben gehoben. Ich sprach besser, als ich je vorher dazu imstande war, mit einer intensivierten Leidenschaft, die die Augen um mich her leuchten ließ und die Seelen zündete. Aber der Rausch eines er-

höhten Lebens dauert nur einige Augenblicke an. London hat mich für Jahre trunken gemacht, und in meinem Gedächtnis lebt noch der Zauber dieser ersten Jahre, adelt mir das Leben, und die späteren Schmerzen und Leiden, Unrecht und Sorgen, Enttäuschungen und Fehlschläge sind versunken und vergessen. Ich frage mich, ob ich imstande bin, einen Begriff dessen zu übermitteln, was mir London nach dem ersten langen Zug seines berauschenden Weines auf meinen heißen Lippen und seinem Duft, den ich mit gierigen Nasenflügeln einsog, war. Es ist unmöglich, diese bunte Fülle zu beschreiben, aber ich will es versuchen und mache nur meine Leser darauf aufmerksam, daß es mein Ehrgeiz war, das Leben an möglichst vielen Ecken und Enden zu erfassen.

Im Anfang der achtziger Jahre – es war, wie ich mich noch erinnere, ein kalter, windiger Tag – ging ich nach Haverstock Hill, um dort Dr. Karl Marx in seinem bescheidenen Heim in Maitland Park Road zu besuchen. Wir hatten uns einige Zeit früher getroffen, nach einer der Versammlungen von Hyndman, und waren mehr oder weniger befreundet. Hyndman hatte mir bei irgendeiner Sache widersprochen, und als ich meinerseits Engel zitierte, sagte er mir, er kenne Engel und spräche deutsch ebenso gut wie englisch. Als ich sah, daß ein großer Teil des Auditoriums aus Deutschen bestand, begann ich selbst deutsch zu sprechen. Nach Schluß der Versammlung kam ein Deutscher auf mich zu, beglückwünschte mich und fragte mich, ob ich Karl Marx kennenlernen wollte. Ich erwiderte, daß mir nichts größere Freude bereiten könnte, und er stellte mich dem berühmten Doktor vor. Er war damals keineswegs so berühmt, wie er es heute nach vierzig Jahren ist, obwohl er es wirklich verdient hätte.

Ich hatte „Das Kapital" vor Jahren gelesen. Der ganze theoretische Teil kam mir wie ein lose gesponnenes Hirngewebe vor. Aber das zweite Buch mit der Kritik des englischen Fabriksystems war eine der überzeugendsten und reifsten Anklagen, die ich je im Druck gesehen habe. Einer, der sie nicht kennt, dürfte überhaupt nicht in sozialen Fragen mitreden. Als ich es gelesen hatte, ließ ich mir andere Bücher von Marx holen: „Das Leben Lord Palmerstons" und die „Enthüllungen der diplomatischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts". Der „Palmerston" ist von einem Menschen geschrieben, der kein Gefühl für Charakter hatte. Der Held, ein Ire, lebendig bis in die Fingerspitzen, ist unter einer Masse von Kenntnissen begraben, die einen hindert,

den Wald vor lauter Bäumen zu sehen. Aber die „Enthüllungen“ enthalten das beste Bild des Fortschrittes Rußlands von der Zeit an, als es das Tatarenjoch abwarf, bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Marx selbst war breit, gedrungen und kräftig, mit einem massiven Kopf, von weißem Haar gerahmt, leuchtenden, blauen Augen, die manchmal versonnen nachdenklich und manchmal scharf, neugierig durchdringend waren . . . Mein Deutsch erstaunte ihn. Als wir vom religiösen Glauben sprachen, sagte ich: „Der Lauf des menschlichen Gedankenganges ist für mich die einzige Offenbarung Gottes.“ – „Wunderbar, echt deutsch“, rief Marx aus, was die höchste Form des Lobes bei einem Deutschen dieser Zeit war. Er kam mir mit einer kritischen Höflichkeit entgegen und war offensichtlich erstaunt, daß ein Engländer nicht nur das „Kapital“, sondern auch alle seine Artikel in den Revuen gelesen hatte. Ich sagte ihm, ich hielt sein Buch über das englische Fabriksystem für das wichtigste soziologische Werk seit Adam Smiths „The Wealth of Nations“. Auf der einen Seite der Advokat des Sozialismus, auf der andern Seite der Individualist, – und beider Kräfte müssen sich meiner Ansicht nach im Leben begegnen, damit ein Gleichgewicht hergestellt wird. Marx lächelte und versuchte nicht einmal, sich den neuen Gedanken durch den Kopf gehen zu lassen. Er machte auf mich denselben Eindruck wie Herbert Spencer zwanzig Jahre später. Aber Spencer wurde ausfallend und gereizt, wenn man ihm widersprach, während Karl Marx unaufmerksam höflich blieb. Aber beide schalteten alles aus, was sich gegen ihre Lieblingstheorie wandte, so einseitig sie auch war. Und ebenso, wie es interessant war, Herbert Spencer über jedes andere Gebiet als sein eigenes sprechen zu hören, so war es auch bei Karl Marx der Fall. Er erzählte mir als erster, wie die französische Bourgeoisie nach der Niederlage von 1870 dreißigtausend Kommunisten kaltblütig umgebracht habe. Aber er verurteilte dieses Blutvergießen ebenso leidenschaftlich, wie er den Einschlag von Brutalität in dem Anarchisten Bakunin verurteilte. Sein tiefes menschliches Mitleid und Mitgefühl waren das Beste an ihm. Das Herz war besser als der Kopf und – klüger. Auf ähnliche Weise sah Spencer, daß die Wildheit im Menschen durch die stehenden Heere in Europa entwickelt und fortgesetzt wird im Widerspruche zu dem Geiste der Vergebung, der auf Tausenden von Kanzeln gepredigt wird. Marx und Spencer gehörten

gleich Carlyle und Ruskin der Rasse der Polypheme an – einäugige Giganten –, aber die letzten waren noch Künstler obendrein.

Das Londoner Leben bestand aus Kontrasten, und ich greife noch einen anderen Widerspruch heraus.

Um diese Zeit traf ich zum ersten Male den Bruder von Lord Randolph Churchill, den Herzog von Marlborough. Obwohl er vielleicht zehn Jahre älter war als ich, freundeten wir uns an durch die bloße Ähnlichkeit unserer Naturen. Er wollte ebenfalls mit dem Leben an möglichst vielen Ecken und Enden in Berührung kommen. Er liebte ein gutes Essen und einen edlen Burgunder – oder Moselwein. Aber in erster Linie liebte er Frauen und war mit Maupassant einig, daß das Werben um Frauen das einzige interessante Abenteuer im Leben eines Mannes sei. Eines Abends nach einem Essen im Café Royal diskutierte er mit mir stundenlang über die typischen Schönheiten verschiedener Rassen, die gelbe und schwarze nicht ausgeschlossen. Er war ebenso klug wie sein Bruder, hatte aber keine Spur von Randolphs Genie und seinen Führerqualitäten. Ich füge hier eine Geschichte ein, die später, zur Zeit, als ich die „Fortnightly Review" herausgab, passierte. Ich hatte Lady Colin Campbell in Paris getroffen und fand, daß sie ausgezeichnet Französisch und Italienisch sprach, weil sie ihre Kindheit in Florenz verbracht hatte. Kurz nachdem ich Herausgeber der „Fortnightly Review" geworden war, wohl im Jahre 1887, sagte mir Frau Jeune, ich müßte Lady Colin kennenlernen und einige ihrer Artikel veröffentlichen. Ich erwiderte, daß es mich freuen würde, eine so hübsche Frau wieder zu sehen. Eines Tages vereinbarte Frau Jeune eine Zusammenkunft, und als ich hinkam, schickte sie mich in einen der rückwärtigen Salons, wo Lady Colin auf mich wartete. Ich ging nach oben, öffnete die Tür und sah, wie Lady Colin vor dem Feuer saß und ihre Beine röstete. Als ich hereinkam, zog sie ihr Kleid herunter und entschuldigte sich mit der Tatsache, daß sie nasse Füße bekommen hätte. Aber dieses Zur-Schau-Stellen schien mir so absichtlich, das Mittel so grob, daß es mich verstimmte, und ich fand, daß ihre Artikel ebenso billig und auffällig waren wie ihre kleine, schmale Gestalt, die großen dunklen Augen und das Haar. Ich hatte einen oder zwei ihrer Artikel abgelehnt, als mich eines Abends der Herzog zum Essen einlud und mir ohne viel Umschweife sagte, daß er in Lady Colin verliebt sei und ihr versprochen habe,

ich würde ihren nächsten Artikel veröffentlichen. Ich sagte ihm, ich könnte es nicht tun, aber er drang so auf mich ein, daß ich schließlich nachgab: „Wenn Sie mir einen vollkommen ehrlichen Artikel schreiben, in dem Sie die sinnliche Weltanschauung entwickeln, die Sie mir so oft gepredigt haben, werde ich Lady Colins Artikel blind annehmen. Aber ich verlange absolute Offenheit von Ihnen."

Er unterbrach mich lachend: „Auf das Geschäft gehe ich ein und bin Ihnen sehr verbunden. Ich werde sofort den Artikel schreiben und lasse ihn Ihnen in dieser Woche zukommen." „Das Leben und seine Freuden", hieß der Artikel, und er war bis zur Indezenz offen. Ich mußte einige Stellen herausstreichen, bevor man ihn veröffentlichen konnte, und auch so war ich sicher, daß er großes Aufsehen erregen würde.

Ich hielt den Artikel für eine gegebene Gelegenheit zurück und versicherte dem Herzog, daß ich ihn früher oder später veröffentlichen würde. Ich wollte, ich hätte ihn noch. Aber ich erinnere mich an eine Stelle, die seine Verteidigung enthielt. „Es gibt Menschen," schrieb er hochmütig, „die gegen meine offene Sinnlichkeit etwas einzuwenden haben. Ich wurde mit Staunen gefragt, ob ich wirklich etwas Bewundernswertes an den schönen Knien einer Frau finde. Ich zweifle nicht, daß es kleine Vögel gibt, die winzige, klare Wassertropfen am Seeufer aufpicken und sich wundern, was für eine Freude ein gesunder Frosch an dem Herumplantschen im fetten Schlamm finden kann. Diese prüden Menschen, die zahlreich und bei beiden Geschlechtern in England vorkommen, erinnern mich an den Witz eines geistreichen Franzosen. Das Gespräch drehte sich um den Unterschied zwischen einem Schimpansen und einem Gorilla. ‚Welches Tier ist dem Menschen am ähnlichsten?' fragte die Gastgeberin, und der Franzose erwiderte sofort: ‚Der Engländer, Madame, ohne Zweifel!'"

Der Herzog kannte mehr witzige Geschichten als irgendein anderer und erzählte sie ausgezeichnet. Eine Menge von Witzen schrieb er Travers, dem berühmten Witzbold in Newyork zu, der in den siebziger Jahren ohne Nachfolger für sein Talent starb.

Travers war ein wirklicher, unverfälschter Witzbold. Ich kenne ein Dutzend seiner besten Geschichten und vielleicht eine oder zwei, die es verdienen, überliefert zu werden. Als Fiske und Gould sich vereinigten, um die Finanzen der Erieeisenbahn auszubeuten

und das amerikanische Volk um viele Millionen Dollar zu berauben, gab Fiske ein Mittagessen auf seiner Jacht und lud selbstverständlich unter anderen Travers ein. Er führte ihn auf seiner Jacht herum und zeigte ihm schließlich in der Kabine sein eigenes von Bougereau gemaltes Bild, den er den berühmtesten, französischen Maler nannte, und ein Bild von Gould, von einem Amerikaner gemalt, das in der Nähe hing. „Wie gefallen sie Ihnen?" fragte er triumphierend? – „Si-si-sicher-lich f-f-f-fehlt etwas", stotterte Travers mit einem erstaunten Blick, denn er übertrieb sein Stottern und brachte seine Witze mit einem Ausdruck von Verblüffung vor, wie es Lord Plunket in London tat.

„Fehlt was?" wiederholte Fiske. „Was meinen Sie damit?"

„Was ich damit meine?" stieß Travers hervor. „Daß der Er-Er-Erlöser zwischen den Sch-Sch-Schächern fehlt."

Es gibt nur noch eine bessere Geschichte, die zu meiner Zeit aus Amerika herübergekommen war, und ich führe sie hier an, um sie loszuwerden: Ein junger Amerikaner ging in ein Hotel und bat den Direktor um Arbeit. Er war beinah am Verhungern und wollte fast jede Tätigkeit übernehmen.

Der Direktor überließ ihn dem Oberkellner, der, ein heller Mulatte, wegen seiner guten Manieren berühmt war. Er hörte sich die Klagen des Jungen an und sagte: „Ich nehme an, du wirst dir schon Mühe geben, aber hast du auch Takt?" – „Ich weiß nicht, was Takt ist," erwiderte der Junge, „aber ich krieg's schon, wenn Sie mir sagen wie." – „Das ist es eben," erwiderte der andere mit Hochmutsgeste, „das ist es eben. Keiner kann dir wohl sagen, was Takt ist und wie man's kriegt. Aber ich will's dir klarmachen. Vor ein paar Tagen klingelt eine Dame. Es war eine richtige Schönheit aus Virginia, und da alle Kellner so beschäftigt waren, bemühte ich mich selbst herauf. Als ich die Tür öffnete, lag sie da vor mir in ihrem Bad – ja, in ihrem Bad! Selbstverständlich schloß ich sofort die Tür zu und sagte: ‚Entschuldigen Sie, bitte, mein Herr, entschuldigen Sie vielmals!' Das ‚Entschuldigen Sie', siehst du, war Höflichkeit, aber dies ‚mein Herr' war Takt. Verstehst du nun – Takt?" ...

## KAPITEL X

# LAURA

Ich sollte meinem Schicksal wieder unerwartet begegnen. Es war im zweiten Jahr meiner redaktionellen Arbeit bei den „Evening News", und ich war meines endgültigen Erfolges im journalistischen Berufe so sicher, daß ich immer häufiger in Gesellschaft ging und immer mehr meine Kenntnis des wunderbar pulsierenden Lebens in London erweiterte.

Eines Abends ging ich ins Lyzeum-Theater. Ich weiß nicht mehr, was gespielt wurde. Ich erinnere mich nur, daß ich nach Schluß der Vorstellung mit Bram Stoker an der Tür stand, als ich mitten in der aus dem Theater strömenden Menge Laura Clapton mit ihrer dicken Mutter erblickte. Sie lächelte mich strahlend an, und ich war wieder in ihrem Bann. Ihre Größe verlieh ihr die Überlegenheit. Sie hatte eine herrliche Haltung – sie war die einzige Frau auf der Welt für mich. Ich sagte mir, daß das Oval ihres Gesichtes etwas zu rund sei, ebenso wie ich wußte, daß ihre Finger häßlich und abgeplattet waren, aber für mich war sie mehr als schön. Ich hatte vollkommenere Frauen gesehen, auch Frauen von größerer Vornehmheit, aber sie schien nach meinem Herzenswunsch geformt zu sein. Ihre Bewegungen verrieten ihre herrliche Gestalt. Ihre langen, haselnußbraunen Augen, die Fülle des nachlässig gewundenen kastanienbraunen Haares, das schnelle Lächeln, das ihr Gesicht erleuchtete – alles bezauberte mich. Ich ging ihnen entgegen und begrüßte sie. Die Mutter war von einem ungewöhnlichen Entgegenkommen. In der Menschenmenge konnte ich nur höflich sein und sie fragen, ob sie mit mir im „Criterion" essen würden, denn Savoy war damals noch nicht bekannt, da Ritz noch nicht aufgetaucht war, um London zu erobern und seine Restaurants zu den besten der Welt zu machen.

„Warum haben Sie mich nie mehr aufgesucht?" war ihre erste

Frage. Ich konnte nur antworten: „Es war zu gefährlich, Laura!“ Das Geständnis gefiel ihr. Werde ich je diesen Abend vergessen? Sicherlich nicht, solange dieser Mechanismus existiert. Ich war zum ersten Male verliebt, kniefällig verliebt, demütig zum ersten Male und voller Ehrfurcht in der Anbetung der wahren Liebe.

Ich erinnere mich, wie ich zum ersten Male die Schönheit der Blumen sah. Ich war dreizehn Jahre alt und war nach Wynnstay eingeladen. Wir hatten zusammen gefrühstückt, und Lady Watkin Wynn nahm mich später in den Garten mit, wir gingen zwischen den Randbeeten, die vier oder fünf Yards breit mit verschiedenen Blumen besetzt waren, am Rande die kleinen Blumen, die immer höher und höher zu schlanken Stauden aufstiegen – ein einziges Gefälle der Schönheit! Zum ersten Male sah ich die Herrlichkeit der Farben und die köstliche Zartheit der Blüte. Meine Sinne waren wie berauscht, meine Augen von Tränen überflutet!

Ebenso überwältigend war die Sensation im Theater. Das Erscheinen Lauras bannte meine Seele in Bewunderung. Aber sobald wir in der Droschke zusammen waren, begannen mich die Forderungen ihrer Mutter abzukühlen. „Tochter, das Fenster muß geschlossen werden, – Tochter, wir dürfen nicht zu spät nach Hause kommen, dein Vater –“, und so weiter. Aber was kümmerte es mich schließlich? Mein linker Fuß traf auf den Lauras, und auf einmal fühlte ich mit Entzücken, daß ihr rechter Fuß ihn von der andern Seite berührte. Ich preßte mein Knie gegen ihr Bein. Laura rührte sich nicht, und ihr lächelnder, gütiger Blick wärmte mein Herz.

Das Essen war unvergeßlich, denn Laura hatte meine Arbeit verfolgt, und ihre verständnisvolle Schmeichelei entzückte mich. „Ist May Fortiscue wirklich so schön, wie Sie sie schilderten?“ „Es gehörte zu meiner Rolle, sie möglichst schön erscheinen zu lassen“, erwiderte ich. Laura nickte mit vollkommenem Verständnis. Sie ließ sich alle Einzelheiten erzählen, denn sie interessierte sich besonders für alles, was die Bühne anging.

An diesem Abend ging alles glatt. Der Perrier-Jouèt von 1875, der beste Tropfen, war gekühlt und nicht geeist, und als ich Mutter und Tochter später nach Hause führte, drückte Laura ihre Lippen auf die meinen, während ihre Mutter ausstieg, und ich berührte ihre festen Hüften. Ich hatte auch eine Begegnung für den nächsten Tag zum Frühstück bei Kettner in Soho

in einem Chambre séparée verabredet. Ich ging nach Hause wie trunken vor Erregung. Ich wohnte damals in Gray's Inn, und als ich an diesem Abend nach Hause kam, beschloß ich, Laura nach dem Frühstück zu mir zu bitten, denn ich hatte einige Chippendale-Stühle und einige Stücke Tafelsilber des 18. Jahrhunderts gekauft, die ich ihr zeigen wollte.

Diese Vorliebe für die alten englischen Möbel und das alte Silber verdanke ich eigentlich Alfred Tennyson, dem älteren Bruder des großen Dichters, der mich gelehrt hat, die Schönheit der Dinge des täglichen Gebrauchs zu werten. Ich werde noch einiges über ihn in den spätern Bänden meiner Autobiographie zu erzählen haben, denn er ist noch immer mein Freund hier in Nizza nach vierzig Jahren. Damals war er ein Ideal männlicher Kraft, nur mittelgroß, aber mit gutgeschnittenen Zügen und einer wunderbar kräftigen Gestalt. Seine Liebe zur Poesie bildete das erste Band zwischen uns. Er war auch ein geborener Schauspieler und hatte sich immer gewünscht, auf die Bühne zu gehen – wirklich ein Mann von kultiviertem Geschmack und ein anregender Plauderer. Ich möchte hier nur auf seinen Einfluß auf mich hinweisen. Er hat mir den richtigen Pfad gezeigt. Ich merkte bald mit Erstaunen, daß fast jedes Zeitalter in England seine eigenen Schönheitsideale hatte und daß das Silber der Zeit der Königin Anna ebenso schön war wie das der Gebrüder Adam, daß die Tische von William und Mary etwas Würdiges an sich haben und die Sessel aus den Zeiten Elisabeths den ganzen Pomp höfischer Manieren widerspiegeln. Ich begann zu begreifen, daß die Schönheit zu allen Zeiten in unendlich vielfältigerer Form vorhanden war, als ich es mir je vorgestellt hatte. Und wenn es so bei allen Zeiten der Fall ist, so war auch in allen Ländern Schönheit mit den feinen Rassenmerkmalen zu finden, die den Geist entzücken. Schließlich kam ich in das wirkliche Reich des Menschen und entdeckte die richtige Nahrung für meinen Geist. Kein Wunder, daß ich Alfred Tennyson dankbar war, denn er hatte mir sozusagen den Schlüssel zu dem Schatzhause gezeigt.

Es war Alfred Tennyson, der mir in seiner Wohnung in Gray's Inn Carlo Pelligrini vorstellte. Pelligrini war ein kleiner, dicker Italiener aus den Abruzzen, und da Tennysons Mutter Italienerin war, hatte sie ihrem Sohn Sympathie für ihre Landsleute vererbt. Tennyson war mit Carlo sehr befreundet, und in den achtziger Jahren war Carlo in London zu ziemlicher Berühmtheit gelangt.

Er war der Hauptzeichner von „Vanity Fair“ und signierte seine Karikaturen mit „Ape“. Sie bildeten eine neue Etappe in der Kunst. Er war so gütig, daß seine Karikaturen selbst für seine Opfer nicht beleidigend wurden. Er schlenderte in den Couloirs des Unterhauses und machte flüchtige Skizzen. Manche seiner Karikaturen gehören zu den besten existierenden Porträts. Sein Kollege Leslie Ward, der „Spy“ signierte, war fast ebenso erfolgreich und eigentlich ein besserer Zeichner. Aber er begnügte sich mit der äußeren Darstellung des Menschen und suchte nicht wie Pelligrini die Seele seines Modells selbst bloßzulegen.

Carlo gestand offen, daß er homosexuell war, rühmte sich dessen sogar und war der erste, der mir durch sein Beispiel zeigte, daß sexuelle Perversion mit einer liebevollen, großzügigen Natur gepaart sein kann. Carlo Pelligrini war wahrhaftig ein Heiliger. Ich möchte hier nur einen Zug anführen. Einmal in vierzehn Tagen ging er ins Bureau der „Vanity Fair“ und bekam zwanzig Pfund für seine Zeichnung. Er hatte kaum mehr als hundert Yards zu gehen, bis er Charing Croß erreichte, und gewöhnlich schuldete er seiner Hauswirtin fünf Pfund. Und doch kam er selten mit mehr als fünf Pfund in der Tasche an, wenn er das Ende der Straße erreichte. Ich habe gesehen, wie er einer alten Prostituierten fünf Pfund gab und dem Geschenk ein gütiges Wort hinzufügte. Manchmal gab er auch alles weg, was er hatte, und sagte mit einer launigen Miene der Demut: „Spero, daß Sie mich zum Essen einladen werden, nicht wahr, Frankarris?“

Das Beste, was ich von der englischen Aristokratie sagen kann, ist, daß dieser oder jener aus ihr sein Leben lang Carlos Freund blieb und ihm immer half. Lord Rosebery war einer seiner gütigsten Gönner, ein zweiter mein Freund Tennyson. Carlos offenes Geständnis der Päderastie erweckte in mir Zweifel an der Richtigkeit meines instinktiven oder – besser gesagt – unbegründeten Vorurteils. Denn nach reiferer Überlegung war ich gezwungen zuzugeben, daß der Homosexualismus offen und ohne jede Verurteilung, ja, fast als ein halb religiöser Kult von den männlichsten und mutigsten Griechen, hauptsächlich den Spartanern, auf der höchsten Höhe ihrer Entwicklung im siebenten, sechsten und fünften Jahrhundert vor unserer Ära ausgeübt wurde. Und was von Aeschylos und Sophokles gutgeheißen wurde, dürfte nicht leichthin von einem denkenden Menschen verurteilt werden. Die Knaben sind sicher imstande, eine so edle Zuneigung

hervorzurufen wie Mädchen, obwohl sie für mich keinen Reiz besitzen. Ich habe auch durch Carlo Pelligrini die überwältigende Anziehungskraft der bloßen, liebevollen Güte begriffen. An sich war er eine groteske Karikatur eines Menschen, kaum mehr als fünf Fuß zwei hoch, dick und gedrungen, merkwürdig schlecht gekleidet – mit einem Gesicht wie eine Sokratesmaske und doch immer und überall ein Gentleman – und für diejenigen, die ihn kannten, noch viel mehr als das.

Am nächsten Tage wartete ich an der Tür bei Kettner, als Laura in einem Wagen heranfuhr. Ich stürzte hin, um den Wagen zu bezahlen, und führte sie nach oben. Sie zögerte nicht einmal, als sie das Chambre séparée betrat, und küßte mich mit ungespielter Zärtlichkeit. Irgendeine Veränderung war in ihr vorgegangen – ich wußte nicht, welche. „Hast du jemanden geliebt?" fragte ich, aber sie schüttelte den Kopf. „Ich wartete auf dich," erwiderte sie, „aber das Jahr war um und noch fünf Monate drüber –."

„Mea culpa, mea maxima culpa, aber – verzeih mir, und ich werde versuchen, es gutzumachen –"

Nachdem wir gefrühstückt hatten und ich die Tür verschloß, um nicht gestört zu werden, setzte sie sich auf meine Knie, und ich küßte und umarmte sie, aber –. „Was ist denn los, Laura?" fragte ich. „Das Rot deiner Lippen ist nicht so gleichmäßig, wie es früher war. Was hast du denn mit dir angefangen?" – „Nichts", erwiderte sie mit Verwunderung. „Was meinst du denn damit?"

„Du bist verändert", beharrte ich. – „Wir alle verändern uns in anderthalb Jahren", erwiderte sie, aber ich gab mich nicht zufrieden. Ich küßte sie, und sie zog sich halbfragend zurück. „Wie seltsam du küßt!" Bald erglühten ihre Lippen unter meinen Küssen, und sie entwand sich mir nicht mehr, wie sie es vor anderthalb Jahren tat. Sie überließ mir ihre Lippen, und ihre Augen wurden schmal und lang in sinnlicher Hingabe. Ich hielt inne, denn ich hatte viel über sie nachzudenken, und in erster Linie wollte ich ein bewußtes Geschenk und nicht eine zufällige Eroberung. „Ich möchte dir eine Menge Sachen zeigen, Laura, willst du morgen zu mir kommen und den Nachmittag bei mir verbringen?" Sobald wir die Vereinbarung getroffen hatten, brachte ich sie nach einigen Küssen und Umarmungen nach Hause.

Laura sollte auf meinem Zimmer in Gray's Inn frühstücken. Der bloße Gedanke benahm mir den Atem, ließ die Pulse in meinen Schläfen hämmern und trocknete mir die Kehle aus. Ich hatte

bereits das Café Royal entdeckt, zu jener Zeit bei weitem das beste Restaurant in London, dank dem Inhaber, Monsieur Nichol, einem Franzosen, der zweimal in Frankreich scheiterte, weil er ein wirklich gutes Restaurant eröffnen wollte, aber nun in London über seine kühnsten Erwartungen hinaus prosperierte (London verlangt immer das Beste) und bereits zu Vermögen gekommen war. Nichols Tochter war verheiratet, und sein Schwiegersohn wurde mit dem Einkauf der Weine für das Restaurant beauftragt. Selbstverständlich bekam er bei allen Einkäufen eine Provision, und nach fünfundzwanzig Jahren stellte sich heraus, daß er mit seltener Geschmacksicherheit für mehr als eine Million Pfund über den Bedarf hinaus gekauft hatte. An anderer Stelle werde ich die Weiterentwicklung dieser Geschichte erzählen, aber schon im Jahre 1884–85 hatte das Café Royal den besten Keller auf der Welt, fünfzehn Jahre später war es der beste, den es je auf Erden gegeben hat.

Ich hatte bereits Nichol kennengelernt, und da ich volles Verständnis für seine Ideale hatte, schrieb ich über ihn sehr lobend in den „Evening News". Infolgedessen gab er sich immer Mühe, sich selbst zu übertreffen. Für jenen Tag hatte ich das beste Essen bestellt, horsd'oeuvres mit Kaviar aus Nischni, ein Schwanzstück kalter Lachsforelle und ein kaltes Schneehuhn, frisch, ohne hautgout und doch so zart, als ob es wochenlang gehangen hätte. Und als Getränk ein Glas Chablis zum Fisch und zwei Haut Brion von 1878 zum Schneehuhn, eine Flasche Perrier-Jouet zu der Süßspeise, einer omelette surprise mit duftenden Walderdbeeren.

Man hätte nirgends ein besseres Essen bekommen können. Und Laura paßte sich dem Geist der ganzen Zeremonie an. Sie kam, als die Uhr eins schlug, hatte einen neuen Hut, ein neues Kleid, sah sehr vorteilhaft aus und war in bester Verfassung. Es ist seltsam, wie die Art einer Frau, sich zu geben, mit ihren Kleidern wechselt. In Seide gekleidet ist sie von einer seidenweichen Grazie, die Königin in dem Mädchen ist sich des Rauschens der seidenen Röcke bewußt. Ich nahm sie in die Arme, als ich ihr half, den Mantel abzulegen, zeigte ihr dann die Vorbereitungen zum Essen und verbreitete mich über das Tafelsilber der Gebrüder Adam.

Als wir gegessen hatten, kochte schon das Wasser, ich machte den Kaffee fertig, und dann sprachen wir, sprachen unaufhörlich; denn ich war mir einer Veränderung in ihr eifersüchtig bewußt und beharrte darauf, das Geheimnis zu enträtseln. Aber sie gab

mir kein Lösungswort. Ich hielt ihre Zurückhaltung für ein schlechtes Zeichen. Sie wollte nicht zugeben, daß sie irgendeinen bevorzugten Flirt in dem langen Jahre meiner Abwesenheit hatte, obwohl ich sie zweimal mit demselben Manne sah. Der Beweis sollte ja erbracht werden. Gegen vier Uhr führte ich sie in mein Schlafzimmer. „Ich habe Angst," sagte sie, „liebst du mich wirklich?" „Ich liebe dich," erwiderte ich, „wie ich noch niemanden in meinem Leben geliebt habe – ich bin dein. Tu mit mir, was du willst." – „Das ist ein großes Versprechen." – „Ich werde es halten." Sie lächelte: „Gehen Sie weg, mein Herr, und kommen Sie in zehn Minuten zurück."

Als ich zurückkehrte und ans Bett stürzte, war ich mir einer vollkommenen Ehrfurcht bewußt. Wenn nur der furchtbare Zweifel nicht in mir rumort hätte, wäre es reinste Anbetung gewesen. Als ich ihr Hemd abstreifte, sah ich den schönsten Körper vor mir, aber trotz meiner ganzen Anbetung für plastische Schönheit warf ich nur einen Blick auf ihre vollkommene Gestalt und schloß sie verlangend in die Arme. Ihr ganzer Leib erzitterte wie im Krampf . . .

Nun war ich sicher, daß sie sich in diesem verdammten Jahre jemand anderem gegeben hatte. Sie war keine Jungfrau mehr. Es war nicht ihre erste Umarmung. Aber sie hatte auch nicht viel geliebt – warum? War sie schwanger gewesen und hatte sich das Kind abgetrieben? Das würde ihre blassen Lippen erklären – das arme Mädel – wenn sie nur Vertrauen zu mir haben würde und mir alles erzählen wollte, würde ich sie heiraten, wenn nicht –.

Sie schauerte. Ich nahm sie in die Arme. Ich sah, daß ihre Gestalt nicht vollkommen war, aber selbst die Fehler wurden zu Vorteilen in meinen Augen. Ihr Nacken war ein wenig zu kurz, aber ihre Brüste waren so klein wie bei einem Mädchen von dreizehn Jahren. Ihre Hüften waren vollkommen, mit einem fast flachen Leib und langen Beinen. „Ich konnte es mir gar nicht vorstellen," sagte sie, „daß man eine solche Intensität des Gefühls erleben kann. Es nahm mir den Atem, und dann schlug mein Herz in der Kehle und würgte mich –." Diese Worte waren mein schönster Lohn.

Ich weiß nicht mehr, wie wir uns anzogen, aber als wir durch das Eßzimmer kamen, spürte ich einen verzweifelten Hunger, und auch Laura gestand mir, wie hungrig sie war, und so setzten wir uns noch einmal zum Essen.

Warum bedeutete Laura mir soviel mehr als andere Frauen? Sie gab mir nicht soviel Lust wie Topsy. In meinem Leben hat es mindestens zwei Frauen gegeben, die ihr in den Künsten der Liebe überlegen waren, und mindestens zwei andere, von denen ich Beweise einer viel leidenschaftlicheren Zuneigung bekam. Ihre königliche Persönlichkeit, ihre Intelligenz waren vielleicht die Ursache ihres Zaubers. Sie fand sicherlich unvergeßliche Worte. An diesem ersten Tage, als wir das Schlafzimmer verließen, blieb sie plötzlich stehen und legte mir die Hände auf die Schulter. „Non di scordare di me", und dann schlang sie mir den Arm um den Hals. „Wir waren eins, nicht wahr?", und sie küßte mich mit haftenden Lippen.

Und wenn es nicht ein Wort war, das mich entzückte, so war es eine Gebärde von geheiligter Kühnheit. Als sie allmählich begriff, wie mich ihre Gestalt begeisterte, legte sie alle Schamhaftigkeit ab und zeigte mir, daß die schwedische Gymnastik, die sie täglich übte, ihrem köstlichen Körper die verblüffendste Schmiegsamkeit verliehen hatte. Sie konnte mit dem Rücken gegen die Wand stehen und sich so weit nach rückwärts beugen, daß ihr Kopf sich beinah auf demselben Niveau mit ihren Hüften befand und sie die Wand mit den Lippen berührte. Ihr Rückgrat war so elastisch wie ein Bogen. Sie war für mich die faszinierendste Geliebte und ein Kamerad von unendlicher Anziehungskraft.

Ich wurde immer sicherer, daß sie sich meinem amerikanischen Rivalen gegeben hatte. Wenn sie nur offen mit mir gewesen wäre, mir die ganze Wahrheit erzählt hätte, würde ich ihr alles verziehen haben, und die letzte Schranke wäre zwischen uns gefallen. Aber es sollte nicht sein. Sie zweifelte noch, vielleicht an meinem Erfolg im Leben, vielleicht daran, ob ich von Sieg zu Sieg schreiten würde. In der Demut der Liebe wollte ich ihr die Gründe meines Erfolges zeigen, erzählte ihr, wie ich von den Zeitungsjungen gelernt hatte, und vergaß dabei in meiner Albernheit, daß für Frauen, die das Leben nicht kennen, Erfolg allein von Bedeutung ist, nur seine äußeren und sichtbaren Zeichen. Sie brauchte Jahre, um zu lernen, daß ich imstande war, überall zu gewinnen, wo ich wollte, auf der Börse sogar noch leichter als im Journalismus. Und ihre Mutter war immer gegen mich, wie sie später erzählte. „Er kann reden, aber das können auch andere Menschen", pflegte sie mit einem Seitenblick auf ihren irischen Gatten zu sagen, dessen Reden zu nichts geführt hatten. Aber obwohl unsere unmittelbare

Umgebung ungünstig und voller Zweifel war, gelang es uns, sobald wir zusammen waren, wunderbare Stunden zu verbringen. Und jetzt, wenn ich an sie denke, erinnere ich mich an Worte aus dem reinsten Geiste der Liebe geboren und Gebärden ihres köstlichen Körpers, die mich in Entzücken erschauern lassen.

Monat nach Monat verging. Wir trafen uns im geheimen mindestens einmal in der Woche, und ungefähr einmal in vierzehn Tagen lud ich Mutter und Tochter ins Theater und zum Abendessen ein.

In diesem Sommer kaufte ich ein Haus in Kensington-Gore, gegenüber dem Hydepark, in der Nähe der Sassoonschen Villa. Dieses kleine Haus verlieh mir eine Stellung in der Londoner Gesellschaft. Ich gab gelegentlich Empfänge, bei denen mir Lord Folkestone, Arthur Balfour und seine Frau halfen und die sehr erfolgreich ausfielen. Ich erinnere mich, wie mir einst Frau Walter den Rat gab, einen neuen Klavierspieler einzuladen, dem sie eine große Zukunft prophezeite. Als ich ihn einmal getroffen hatte, arrangierte ich einen Abend für ihn. Ich lud ungefähr hundert Leute der Londoner Gesellschaft ein, die als seine enthusiastischen Bewunderer weggingen. Es war Paderewski bei seinem ersten Besuche in London, und er hat zuerst in meinem Hause gespielt. Selbstverständlich hätte ich Laura gern dabeigehabt, aber es war für sie schwierig, am Abend ohne ihre Mutter auszugehen, und ich konnte die Mutter nicht leiden.

Sie machte sich zum Mittelpunkt jeder Gesellschaft, wenn durch nichts anderes, so durch ihre Schroffheit, und Laura vertrug nicht ein einziges absprechendes Wort über sie. Ich erinnere mich, wie ich ihr einmal sagte: „Du hast deine ganze Schönheit und deinen Charme von deinem Vater geerbt", und sie mir verstimmt zur Antwort gab: „Den Teint habe ich von meiner Mutter und auch mein Haar und mein Herz, was für Sie vielleicht nicht ohne Interesse ist, mein Herr." Und sie setzte eine Miene von einer köstlichen Schalkhaftigkeit auf, die mich ebenso bezauberte wie ihre kindliche Treue. Die Mädchen ziehen meist die Mütter ihren Vätern vor, warum?

Eines Abends kamen Laura und ihre Mutter zu einer kleinen Gesellschaft, die ich im Kensington-Gore gab, an der auch Frau Lynn Linton, meine große Freundin und Anhängerin, anwesend war. Laura sang uns vor. Sie hatte bei Lamperti in Mailand, den ich auch gut kannte, gelernt. Aber sie hatte nur eine kleine Stimme,

und ihr Gesang ging nicht über das Salonniveau hinaus. Als ich fühlte, daß sie unter dem mangelnden Beifall litt, brachte ich sie dazu, eine Szene aus der „Phaedra" zu spielen, und sie setzte jeden in Erstaunen. Sie war eine geborene Schauspielerin von allerhöchstem Range. Sie erregte allgemeine Bewunderung, trotzdem ihre Mutter eine gekränkte und mißbilligende Miene aufsetzte, da sie sich immer gegen Lauras Bühnenabsichten auflehnte. Frau Lynn Linton nahm mich beiseite und gab mir den Rat, die Mutter abzuschütteln. „Sie ist unmöglich, das Mädel ist wunderbar und sehr gut aussehend, Sie Lothario, Sie. Aber wollen Sie sie denn heiraten?"

„Heiraten? Sicherlich!" erwiderte ich, denn Laura war in Hörweite. – „Da müssen Sie erst die Mutter loswerden," riet mir Frau Lynn Linton, „sie ist Ihnen keineswegs freundlich gesinnt. Man sieht das auf den ersten Blick. Was haben Sie da verbrochen?" Ich zuckte die Achseln. „Haben Vorlieben und Abneigungen irgendeinen erkennbaren Grund?"

Es war schwierig, ja unmöglich, mit Laura über geschlechtliche Dinge zu sprechen. Wie die meisten Mädchen mit dem Einschlag irischen Blutes lehnte sie jedes Gespräch darüber ab. Ich fragte sie einmal, wann sie sich zuerst der geschlechtlichen Dinge bewußt geworden war. „Ich weiß wirklich nicht," erwiderte sie, „die Mädchen in der Schule reden, irgendein älteres Mädel erzählt dies oder jenes einem jüngeren, die es einer Kollegin mitteilt, und so kommt man zu den Kenntnissen. –

Meine Ehrfurcht vor ihr war so groß, daß ich nicht wagte, ihr Fragen zu stellen. Wenn ich sie manchmal nach etwas Intimerem fragte, nahm sie mich in die Arme, verschloß mir die Lippen mit Küssen, während ihre Augen belustigt tanzten. Und wenn ich weiter belustigt in sie drang, bekam ich höchstens zur Antwort: „Sie haben mich ja, mein Herr, mit Leib und Seele, was wünschen Sie mehr?"

Einmal fragte ich sie über das Tanzen aus. Ich wurde eifersüchtig, als ich sie beobachtete. Sie wurde immer von den besten Tänzern bei jeder Gesellschaft aufgefordert, und die sinnliche Grazie ihrer Bewegungen rief allgemeine Bewunderung hervor. Sie übertrieb keineswegs die sinnliche Hingabe, sie deutete sie im Gegenteil nur hie und da an und erinnerte mich unwiderstehlich an Kate Vaughan, die ich für die unvergleichlichste, graziöseste Tänzerin auf der Bühne halte. Laura bewegte sich mit dem-

selben leichten, köstlichen Rhythmus – ein Gedicht in Bewegung. Aber sie leugnete immer, daß der Tanz sie sinnlich erregte. „Es ist die Musik, die ich liebe," pflegte sie zu sagen, „der Rhythmus, die wogende Harmonie der Schritte. Es ist ein ebensolcher Rausch wie sinnliche Hingabe."

„Aber als sich eure Knie berührten," drang ich in sie ein, „mußt du doch den Schauer empfunden haben?" Sie zuckte die Achseln und gab keine Antwort. Ich begann von neuem: „Du weißt doch, wie empfindsam du bist – selbst deine Brüste erzittern, sobald meine Lippen sie berühren – du mußt doch die Nähe des andern Körpers empfunden haben. Diese gelegentliche Berührung fügt doch den unvergleichlichen Schauer der Grazie deiner Bewegung zu." Zuerst schien sie zu zögern, dann sagte sie versonnen –:

„Das scheint mir der große Unterschied zwischen der Liebe eines Mannes und der einer Frau zu sein. Aus dem, was du sagst, wird mir klar, daß die Berührung der Beine oder der Brüste einer Frau dich erregen würde, selbst wenn sie dir gleichgültig wäre, vielleicht sogar wenn du eine Abneigung gegen sie hättest. Aber eine solche Berührung erregt eine Frau nicht im geringsten, wenn sie einen Mann nicht liebt. Aber wenn sie ihn liebt, zuckt sie zusammen, sobald er in ihre Nähe kommt. Und wenn er den Arm um sie legt, wird sie von Gefühlen geschüttelt. Bei uns Frauen ist alles eine Frage der Liebe. Bei euch Männern nimmt die Sinnlichkeit die Stelle der Liebe ein und bringt euch oft dazu, euch selbst und uns zu betrügen."

„Es mag stimmen," sagte ich, „in jedem Falle ist es die tiefste Einsicht, die ich je in diesen Dingen aussprechen hörte, und ich bin dir dafür unendlich dankbar. Die Liebe intensiviert eure Empfindungen, während es oft bei uns die Stärke unserer Sensationen ist, die unsere Liebe vertieft."

„Ihr Männer also", schloß sie, „habt sicherlich eine niedrigere und materiellere Natur."

Im tiefsten Herzen mußte ich zugeben, daß sie recht hatte. Sooft wir lange zusammen waren, wirkte ihre Anziehungskraft in so überwältigender Weise auf mich, daß sie mein Mißtrauen erregte – ich weiß nicht, warum. Ich stelle nur die Tatsache fest. Ich war ihrer Liebe nie sicher.

Zeilen aus einem alten deutschen Volkslied kamen mir oft in den Sinn:

Sie hat zwei Äuglein, die sind braun,
Hüt' du dich!
Sie werden dich überzwerch anschaun,
Hüt' du dich! Hüt' du dich!
Vertrau' ihr nicht, sie narret dich.

Sie hat ein lichtgoldfarbnes Haar,
Hüt' du dich!
Und was sie red't, das ist nicht wahr,
Hüt' du dich! Hüt' du dich!
Vertrau' ihr nicht, sie narret dich!

Ihre so widerspruchsvolle Schönheit, ihre haselnußbraunen Augen, ihr goldenes Haar und ihre köstliche Gestalt schienen mir zuzurufen: „Vertrau' ihr nicht, sie narret dich!"

## KAPITEL XI

# ENGLISCHE GEFRÄSSIGKEIT

Es ist schwer, von englischen Sitten in dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts zu sprechen, ohne sie mit der Moral und der Lebensweise der Vorväter im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zu vergleichen. In seinem „Jugendleben von Fox" gibt Sir George Trevelyan ein verblüffendes Bild der Unmoral des früheren aristokratischen Regimes. Nicht nur Führer der Gesellschaft und Parlamentarier waren finanziell korrumpiert, sondern sie tranken auch in einem solchen Übermaße, daß sie mit fünfundvierzig Jahren alt waren und in mittleren Jahren dauernd durch Gicht ans Bett gefesselt; sie spielten wie irrsinnig, und manche versuchten absichtlich, ihre Söhne zu ausgemachten Schurken zu erziehen.

Ich stelle mir vor, daß es der Orkan der französischen Revolution war, der die Luft reinigte und die Menschen zu der Achtung vor solchen Gesetzen der Moral zurückbrachte, die auch Gesetze der Gesundheit sind. Diese Reform wird oft dem Einfluß der Königin Viktoria zugeschrieben, aber vom Jahre 1875 an konnte ich nicht die leiseste Spur irgendeines guten Einflusses ihrer Person entdecken. Die auffallendste Besserung der aristokratischen Moral wurde im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts durch den lebenslustigen Edward, den Prinzen von Wales, hervorgerufen. Bevor er und sein „smart set" in London zur Macht gelangten, war es noch bei den Empfängen in London üblich, daß sich die Damen nach dem Essen in den Salon zurückzogen, während die Männer noch einige Flaschen tranken. Man betrank sich nicht mehr so wie früher, aber man war ziemlich angeheitert, und während die Damen schon um neun Uhr oder halb zehn verschwanden, blieben die Männer bis zehn Uhr oder halb elf zusammen und tranken.

Das einzige gute Ergebnis davon war, daß schon Männer von dreißig Jahren einen guten Wein zu schätzen wußten. Es wird allgemein und zwar mit gewisser Berechtigung behauptet, daß es der englische oder eher der Londoner Geschmack war, der die Preise der besseren Weinmarken des Bordeaux in die Höhe trieb. Ohne Zweifel war es der englische Geschmack, der es Frauen und Männern überall beibrachte, den Sekt brut oder nature den gesüßten Marken vorzuziehen, die man auf dem Kontinent und hauptsächlich in Frankreich so liebte. Die französischen Gourmets wußten, daß die Firma der Veuve clicquot beinah ein Monopol auf Buzet, den feinsten, natürlichen weißen Weine zur Herstellung von Sekt, besaß. Aber sie ließen sich dieses Erzeugnis so stark versüßen, daß es nur in kleinen Mengen gegen Ende des Essens zur Süßspeise getrunken werden konnte.

In den siebziger Jahren wurde der Prinz von Wales der anerkannte Führer des „smart set". Zum Glück für England zog er die kontinentale Gewohnheit des Kaffees nach dem Essen, einer Tasse Mokka mit Zigarette, der alten Sitte vor. Kein Raucher kann die Blume eines schönen Rotspons auskosten, und so verbannte der Kaffee die Gewohnheit, viel nach dem Essen zu trinken.

Der Prinz zog Sekt dem Rotwein vor, und so gewöhnte man sich mehr an Sekt, und bald ersetzte der natürliche Wein die gemischten französischen Marken. Im Laufe von zehn Jahren wurde es zur Gewohnheit, zu den Damen zurückzukehren, nachdem man ein oder zwei Glas reinen Sekt während des Essens getrunken und eine Zigarette zu der Tasse Kaffee geraucht hatte.

Die Nüchternheit setzte sich langsam durch, und jetzt würde ein Mann, der sich betrinkt, in keinem Haus empfangen werden. Die Zigarette, die der Prinz von Wales einführte, hat die Londoner Gesellschaft nüchtern gemacht.

In einer aristokratischen Gesellschaft breiten sich sowohl gute wie schlechte Sitten in sich immer weitenden Kreisen wie Wasser aus, das man auf Sand gießt. Die Aristokraten in England betrinken sich nicht mehr, und es ist jetzt schwierig, einen Mann zu finden, der einem den Jahrgang eines guten Rotspons oder Portweins sagen kann, während in der mittelviktorianischen Zeit neun Männer auf zehn jede bekannte Marke richtig erraten hätten.

Die Gastfreundschaft des englischen Landadels ist mit Recht berühmt. Es gibt nichts Ähnliches in der Welt, nichts, was sich

damit vergleichen läßt. Ich berücksichtige dabei selbstverständlich den Umstand, daß Junggesellen bei den Empfängen besonders gebraucht werden, weil es schwierig ist, eine Tischordnung mit lauter verheirateten Leuten zu machen. Außerdem verschafft die Majoratssitte, die alles dem ältesten Sohne gibt und die jüngeren nach Indien oder in die Kolonien verjagt, den Junggesellen in London eine besondere Geltung. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß ich nach meinem ersten Monat als Herausgeber der „Evening News" vielleicht nicht mehr als sechsmali m Jahre in meinem Hause diniert habe und mehr Einladungen ablehnen mußte als annehmen. Von einem Junggesellen wurde nichts verlangt; wenn er nur von richtigen Leuten eingeführt war, anständige Manieren hatte, manchmal amüsant war oder eine gute Geschichte erzählen konnte, war er überall persona grata. Man kommt einem mit wirklicher Güte entgegen, die ich hier noch in einigen Worten schildern möchte.

Fast zu Anfang meiner Londoner Tätigkeit, als ich nur wenige Menschen kannte, bekam ich fast einen Monat im voraus eine Einladung vom General Dickson. Ich erwähnte es im Unterhaus im Gespräch mit Agg Gardiner. „Dickson!" rief er, „selbstverständlich kenne ich ihn, ein guter, alter Knabe, gibt ausgezeichnete Diners, zu denen er nur eine Dame bei einem halben Dutzend Männer einlädt. Er sagt, daß eine schöne Frau notwendig ist, um das Gespräch auf einem hohen Niveau zu halten. Selbstverständlich sollen Sie hingehen!"

An dem festgesetzten Abend ging ich in das Haus, das an einem der großen Westendplätze gelegen war. Den Dienern in der Halle merkte man an, daß sie alte Soldaten waren, und kaum legte ich meinen Mantel ab, als General Dickson in eigener Person erschien und mich freudig begrüßte. Sein gutgeschnittenes, bronzefarbenes Gesicht war von einer Fülle silbrigen Haares gerahmt.

„Ich freue mich, Sie zu sehen", sagte er warm und schüttelte mir fest die Hand.

„Ich bin froh, bei Ihnen zu sein", erwiderte ich. „Ich dachte, ich sei ganz unbekannt in London. Es war doppelt liebenswürdig von Ihnen, mich einzuladen. Ich wußte nicht, ob Sie sich an mich erinnern."

„Ich habe Sie bei Wolseley getroffen," sagte er, „und beim Essen sagten Sie etwas über Schönheit, das mir auffiel. Sie sagten: ‚Es muß etwas Ungewöhnliches in jeder vollkommenen Schönheit

sein.' – Nun ist Schönheit aus meinem Leben verschwunden, aber ein gutes Essen macht mir noch Freude. Und so habe ich Ihren Satz auf das Essen bezogen, wo er auch seine Geltung hat. – ‚Es muß etwas Ungewöhnliches in jedem vollkommenen Essen sein.' Da ich wußte, daß ich etwas Ungewöhnliches heute abend haben werde, hielt ich es für angebracht, Sie für heute einzuladen, um Ihre Meinung über meinen Versuch zu hören." Und er lachte herzlich auf.

Das Essen war ausgezeichnet, aber es hatte nichts Überraschendes, bis wir zum Nachtisch kamen. Da öffnete sich die Tür, und ein Russe im Nationalkostüm erschien mit einer großen, silbernen Schüssel. „Milchkaviar," verkündete unser Gastgeber, „von seiner Majestät, dem Zaren geschickt, den ich die Ehre habe zu kennen, wenn auch nur oberflächlich." Und er drehte sich lächelnd zu mir um.

„Wirklich etwas Seltenes," rief ich aus, „denn ich habe ihn weder in Moskau noch in Nischni gekostet. Ich habe irgendwo gehört, daß der ganze Milchkaviar dem Zaren geschickt wird."

Das Diner beim General Dickson machte es mir klar, daß das gute Essen in London mehr gepflegt wird als überall in der Welt, obwohl wir in England keinen Ausdruck haben, der dem französischen „Gourmet" oder dem deutschen „Feinschmecker" entspricht.

Aber nur bei den besseren Klassen wird in London gut gegessen. Die meisten Restaurants in London sind nicht besser als die besten in Paris, Wien oder Moskau, und der englische Mittelstand ißt schlechter als der französische, weil man bei uns keine Ahnung von der Kochkunst hat und die Armen ein schwereres Leben als irgendwo anders auf der Welt führen. Die englische Freiheit und der aristokratische Hochmut laufen auf eine Degradierung des Schwachen und Wehrlosen und leider auf das Märtyrertum der Besten und Begabtesten hinaus. Es gibt keine Davidsons und Middletons, keine verzweifelten Selbstmorde der Genies in irgendeinem andern Lande, obwohl in dieser Hinsicht Amerika England dicht auf dem Fuße folgt, denn seine beiden größten Dichter Poe und Whitman starben in Elend und letzter Vernachlässigung.

Die alte, schlechte Gewohnheit des übermäßigen Essens und Trinkens existierte noch in den achtziger Jahren bei den großen Diners der City. Ich erinnere mich heute noch an mein Erstaunen bei meinem ersten Lord Mayor's Bankett im Jahre 1883. Da die „Evening News" konservativ war, bekam ich einen guten Platz

an dem Tisch des Lord Mayor angewiesen, fast ihm und den Hauptsprechern gegenüber.

Nach dem ersten Bankett ließ ich mir jahrelang keines entgehen, weil diese Feste ein so wertvolles Licht auf englische Sitten und Manieren werfen. Beim ersten Diner fiel mir die unerhörte Gefräßigkeit auf, die die meisten Citymagnaten entwickelten. Der Mann neben mir aß wie ein Ungeheuer. Seine gierige Hast und der Lärm, den er beim Herunterschlucken jeden Löffels Suppe machte, amüsierten mich. Im Nu hatte er den zweiten Teller Suppe ausgelöffelt und winkte den Kellner zum dritten Male heran. „Dieser Tisch gefällt mir eben darum," begann er und schmatzte, „weil man sich so oft nachservieren lassen kann, wie man will."

„Geht das an den andern Tischen nicht?" fragte ich.

„Es geht," gab er zu, „aber die Diener haben hier den Befehl, höflich zu sein, und erwarten auch ein Trinkgeld. Ich gebe immer eine halbe Krone, wenn der Kerl aufmerksam ist. – Es ist wohl Ihr erstes Essen hier," wandte er sich an mich, „essen Sie's auf," er wies auf die Fleischstücke, die in meiner Schildkrötensuppe herumschwammen, „es ist das Allerbeste", und er drehte sein dickes, gerötetes Gesicht seiner zweiten Portion zu, ohne meine Antwort abzuwarten. Die gierige Hast dieses Tieres und das laute Schlürfen machten mir Spaß. Im Nu war er mit der Suppe fertig und winkte den Kellner herbei, um sich zum dritten Male nachservieren zu lassen. „Ich werde Sie nicht vergessen, mein Guter", sagte er mit lautem Flüstern. „Aber sehen Sie, daß Sie für mich etwas von dem grünen Fett bekommen. Ich möchte etwas Kalipasch haben –."

„Ist es das, was Sie Kalipasch nennen?" fragte ich und wies lächelnd auf die grünen Stückchen auf meinem Teller.

„Selbstverständlich," erwiderte er. „Früher gaben sie Kalipasch und Kalipee zu jeder Portion. Ich wette, daß Sie den Unterschied zwischen beiden nicht kennen. Kalipasch kommt aus der oberen und Kalipee aus der unteren Schale der Schildkröte. Die Hälfte dieser Leute hier", und er schwenkte seine Hand verächtlich im Kreise, „kennt nicht den Unterschied zwischen der wirklichen und der falschen Schildkröte, aber ich weiß Bescheid."

Ich lachte. „Bei Ihnen sieht man gleich, daß es Ihr erstes Bankett ist", meinte er –. „Entweder sind Sie ein Mitglied des Hauses oder vielleicht ein Journalist – stimmt's?"

„Ich bin der Herausgeber der ‚Evening News'," erwiderte ich,

„und Sie haben richtig geraten. Es ist mein erstes Bürgermeisterbankett."

„Essen Sie es auf", sagte er und wies auf meinen Teller. „Es legt sich um Ihre Rippen und macht einen Mann aus Ihnen. Ich habe bei meinem ersten Bankett drei Pfund zugenommen. So etwas wie hier gibt es nicht – auf der ganzen Welt nicht." Und er goß ein Glas Sekt herunter. „Das beste Essen und die besten Getränke auf Gottes Erde. Und man zahlt nichts dafür – nichts – das ist England! Das ist London, die größte Stadt auf Erden, wie ich immer sage, und ich bin stolz, dazuzugehören."

Zu meiner Verblüffung ließ er sich zum zweiten und dritten Male von dem Hammelfleisch nachservieren und aß sich durch den Rest des Menüs mit derselben Gier durch und wurde dabei immer röter und heißer. Er muß mindestens anderthalb Pfund Fleisch gegessen haben, und er gab zu, daß er dazu drei Flaschen Sekt ausgetrunken hatte.

„Werden Sie nicht davon betrunken?" fragte ich. – „Bei Gott, nein", rief er aus. „Wenn man genug ißt und eine gute Unterlage von Hammelfleisch schafft, kann man soviel trinken wie man will. Jedenfalls kann ich es – Gott sei Dank dafür", fügte er feierlich hinzu. „Sie trinken und essen nicht genug," schloß er, „es gibt keine ähnlichen Freuden auf Erden, und im Gegensatz zu andern Freuden steigert sich der Geschmack, je älter man wird." Das war seine Philosophie. Aber ich fand später, daß William Smith – so hieß mein Nachbar – sehr gut mit allen stand, die ihn kannten, und ich war nicht erstaunt darüber. „Auf sein Wort kann man bauen," sagten sie, „und er ist mehr als gütig, wenn Sie ihn brauchen. Ein guter Kerl und ein waschechter Konservativer." Alles in allem das Muster eines Engländers.

Bei einem andern Bankett war mein Nachbar ein kleines Faß von einem Manne, der sich merkwürdig hin und herdrehte, bis ich endlich eine ungeheuere Flasche zwischen seinen Beinen entdeckte.

„Was ist denn das?" fragte ich.

„Ein Jerobeam von Haut Brion 78, der beste Wein der Welt."

„Wo haben Sie denn, in aller Welt, diese ungeheure Flasche aufgegabelt? Sie ist so groß wie sechs gewöhnliche Flaschen."

„Das nicht," erwiderte er, „ein Magnum hat zwei Flaschen, diese hier hat vier und ein Rehabeam acht, aber das schaffe ich nicht – –"

„Sie wollen doch nicht damit sagen," unterbrach ich ihn, „daß Sie diese vier Flaschen allein austrinken werden?"

„Ich kann – Gott sei Dank – soviel trinken wie ich will, ohne um Ihre Erlaubnis zu bitten", erwiderte er gereizt.

„Ist es wirklich der beste Wein der Welt?" beruhigte ich ihn. „Ich möchte ihn mal kosten. Haben Sie ihn hierhergebracht?"

„Sie können ein Glas haben," erwiderte das Männchen, „und ich gebe das nicht jedem, sonst würde verdammt wenig für Johnny bleiben, aber Ihnen gebe ich es gern." –

Ich trank meine Flasche Sekt aus, und nach Ende des Essens erinnerte ich meinen kleinen Nachbar an das versprochene Glas.

„Ich sollte es Ihnen nicht geben," brummte er, „Sie haben geraucht, und man kann die Blume eines schönen Weines nicht mit Tabakrauch im Munde beurteilen." Er gab mir ein Glas und goß sich selbst die letzten Tropfen seines edlen Bordeaux ein. „Ein großer Wein," sagte er und schmatzte, „die Phylloxera hat die besten Weinberge ruiniert. Château Lafitte mußte mit amerikanischen Weinen umgepflanzt werden. Keiner wird je einen solchen Château Lafitte trinken, wie ihn unsere Väter kannten. Aber diesen Haut Brion halte ich für den nächstbesten. Was glauben Sie, daß ich für diesen Jerobeam bezahlt habe?"

„Ich kann es mir nicht denken, vielleicht drei oder vier Pfund", sagte ich. Er lächelte mitleidig: „Beinah zehn und kaum dafür zu bekommen. In zehn Jahren wird er das Doppelte wert sein, merken Sie sich das. Ich weiß, was ich sage."

Als das Bankett zu Ende war, bat er mich, ihm in seinen Wagen zu helfen, da ihm der Wein in die Beine geraten war. „Der einzige Teil, wo ich den Wein fühle", sagte er grinsend. Ich mußte ihn fast aus dem Saal tragen und verstaute ihn in einem bejammernswürdigen Zustande in seinem Wagen.

Die Art, wie diese Männer aßen und tranken, die Gier und Gefräßigkeit, war widerlich. Aber ich hatte deutsche Studenten gesehen, die Bier tranken, bis sie sich mit dem Finger in die Kehle faßten, und dann in die Kneipe zurückgingen, erfreut über ihre Bestialität. „Es ist dieselbe Rasse," wiederholte ich mir, „mit Bestialität und Brutalität als vorherrschenden Grundzügen."

Aber da ich einige Beispiele der englischen Gefräßigkeit herausgegriffen habe und mir manche andere englische Bestialität noch in Erinnerung ist, muß ich auch sagen, daß man in den besten englischen Häusern das beste Essen auf der Welt findet, ausgezeichnet serviert

und in Ruhe genossen. Ich habe oft gesagt, daß das englische Kochideal das beste der Welt ist. Es ist das aristokratische Ideal, der Wunsch, jeder Speise ihren eigenen besonderen Geschmack zu lassen. Die Franzosen sind allgemein als die größten Gourmets der Welt berühmt, aber ich habe nie ein erstklassiges Essen in irgendeinem französischen Hause oder Restaurant gegessen. Die Franzosen haben demokratische Ideen vom Kochen und geraten gewöhnlich in Versuchung, alle Unterschiede mit einer demokratischen Soße zu verwischen.

Da ich dieses Kapitel mit der Geschichte von General Dicksons jovialer Höflichkeit und seinem ausgezeichneten Diner begann, muß ich London gerecht werden und es mit der Schilderung eines unvergeßlichen Festes bei Ernest Beckett (dem späteren Lord Grimthorpe) in Piccadilly beenden, weil sie ein Licht auf das reife savoir faire und die Güte wirft, die das englische Leben bereichert und uns über das Leben in andern Ländern hinaushebt.

Ich hatte Beckett gegen Ende des Jahres 1887 kennengelernt. Er hörte, wie ich einige Geschichten erzählte, die ich später veröffentlichte, und ermutigte mich durch warmes Lob. Er drängte mich immer, zum Parlament zu kandidieren. „So wunderbar Sie auch schreiben," pflegte er zu sagen, „werden Sie doch nie so schreiben, wie Sie sprechen, denn Sie sind ein mindestens ebenso guter Schauspieler wie Geschichtenerzähler."

Eines Abends lud mich Beckett zum Essen ein. Die einzigen andern Gäste waren Mallock und Professor Dowden von der Universität Dublin. Ich kannte beide Männer flüchtig, hatte jedoch viele ihrer Schriften gelesen, hauptsächlich von Mallock, und nicht nur seine „Neue Republik", sondern auch seine Angriffe auf den Sozialismus in Verteidigung eines ungefesselten Individualismus. Trotz seiner reservierten Manieren und seiner etwas schleppenden Sprechweise empfand ich wirkliche Achtung vor seinen hervorragenden Qualitäten. Ich war auch froh, Dowden wieder zu begegnen. Sein Buch über Shakespeare hielt ich für unbedeutend, es stammte aus dem Flickkasten, wie ich es nannte, dem Behältnis, in dem die Engländer ihre eingewurzelten Ideen über Shakespeare aufbewahren, meistens vollkommen falsche und oft lächerlich absurde Vorstellungen. Neun von zehn der mittelmäßigen Engländer sind von dem Wunsch besessen, diesen Gott Shakespeare nach ihrem Ebenbilde zu schaffen, und diese unerklärliche Selbstvergötterung hat sie zu den vielfältigsten, unzusammenhängenden und falschen Vorstellungen geführt.

Als wir uns zum Essen setzten, hatte ich natürlich keine Ahnung, daß Beckett die ganze Sache arrangiert hatte, um herauszufinden, ob ich wirklich so außerordentliche Kenntnisse über Shakespeare besaß. Gegen Ende des Essens lenkte Beckett geschickt genug das Gespräch auf Shakespeare, und Mallock bemerkte beiläufig, daß, obwohl er Shakespeare nur flüchtig gelesen hätte, „wie die ganze Welt ihn eben liest", er doch bemerkt hätte, daß einige von Shakespeares schönsten Ausdrücken, wahre Juwelen von Gedanken, nie zitiert werden und selbst den meisten Literaturhistorikern unbekannt sind. Ich nickte zustimmend.

„Geben Sie uns ein Beispiel", rief Beckett aus.

„Gut," erwiderte Mallock, „nehmen Sie diesen Satz: ‚Tollkühn sein, heißt, aus der Furcht geschreckt sein.' Konnte eine Wahrheit besser ausgedrückt werden? Es ist ein unvergeßliches Epigramm."

„Sie haben recht," rief Beckett aus, „und ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, wo es vorkommt. Wissen Sie's, Harris?"

„Enobarbus in ‚Antonius und Kleopatra'", erwiderte ich. „Enobarbus ist das Gewissen des Stückes. Es ist die hohe, intellektuelle Erkenntnis Shakespeares, die diesmal berufen wurde, zwischen dem großen Caesar und seinem alter ego, dem Liebhaber Antonius, zu entscheiden. Es ist meiner Ansicht nach das erstemal, daß Shakespeare je eine solche Abstraktion gebraucht hat.

„Ein bemerkenswertes Aperçu," meinte Dowden, „ich hatte keine Ahnung, daß Sie ein solcher Shakespearekenner sind. Sicherlich gibt es nicht viele davon in den Staaten."

„Auch wo anders nicht", erwiderte ich lachend.

Einige Augenblicke später begann Mallock von neuem. „Bei Shakespeare wird immer die Charakterzeichnung gelobt. Aber ich bin oft erschüttert über die Art, wie er mit einem Charakter umspringt. Stellen Sie sich vor, daß ein Clown vom ‚Rosenpfad' spricht."

„Ein Clown?" wiederholte ich. „Sie meinen wohl den Pförtner in ‚Macbeth', nicht wahr?"

„Selbstverständlich den Pförtner," erwiderte Mallock, „ein wirklicher Clown."

„Ich fragte deswegen," sagte ich, „weil der Pförtner, glaube ich, nicht ‚Rosenpfad', sondern ‚Rosenweg' sagt."

„Sind Sie sicher?" rief Mallock aus. „Ich hätte schwören können, daß es ‚Rosenpfad' heißt. Ich halte ‚Pfad' für besser als ‚Weg'."

„Soweit ich mich erinnere, haben Sie recht, Herr Mallock", warf Dowden ein. „Ich bin sicher, daß es ‚Rosenpfad' heißt. ‚Pfad' ist ohne Zweifel viel poetischer."

„Ist es auch, und aus diesem Grunde wahrscheinlich legt Shakespeare den ‚Rosenweg' dem verschlafenen Pförtner in den Mund, und den ‚Rosenpfad' Ophelia. Sie wissen ja, daß sie ihren Bruder vor dem ‚Rosenpfad der Lust' warnt."

„Ich glaube, Sie haben recht," rief Mallock aus, „aber was haben Sie für ein unerhörtes Gedächtnis."

„Der Mann, der e i n Buch gelesen hat," lachte ich, „jagt einem immer Angst ein."

„Es scheint mir merkwürdig, daß Sie Shakespeare so genau studiert haben", bemerkte Dowden freundlich. „Nach einigen Ihrer Artikel, die unser gemeinsamer Freund Verschoyle mir gezeigt hat, hielt ich Sie eher für einen sozialen Reformator im Stile von Henry George."

„Ich fürchte, ich bin es auch", gestand ich. „Und doch lasse ich die meisten der Argumente von Herrn Mallock gegen den Sozialismus gelten, obwohl ich mir nicht vorstellen kann, wie er gegen die auffällige Wahrheit, daß der Boden einer Nation dem ganzen Volke gehören sollte, argumentieren kann."

„Was kümmert uns das Volk," rief Mallock aus, „der ‚große Ungewaschene', es zeugt sich fort, stirbt und füllt vergessene Gräber aus. Es sind nur die Großen, die zählen. Die *Οἱ πολλοί* spielen keine Rolle."

Mallock legte den aristokratischen Gedanken mit einer noch größeren Geschicklichkeit als Arthur Balfour dar, und doch hielt ich meinen Standpunkt für den richtigeren.

„Der physische Zustand der englischen Rasse verschlechtert sich durch die Armut der Volksmassen", sagte ich. „Im Jahre 1845 waren nur hundertfünf Rekruten von Tausend unter fünf Fuß sechs groß, während im Jahre 1887 fünfzig Prozent dieses Maß nicht erreichten. Auch die Brustweite zeigt eine ähnliche Abnahme."

„Diese Antwort trifft daneben," höhnte Mallock, „warum sollten wir uns um Krethi und Plethi kümmern?"

„Weil die Genies und die großen Menschen aus der breiten Volksmasse aufsteigen. Die Newtons, Darwins und Shakespeares sind nicht edlen Flanken entsprungen."

„Aber auch nicht aus den niedrigsten Volksschichten," erwiderte Mallock, „mindestens aus den wohlgenährten."

„Um so mehr Grund," parierte ich, „der Volksmasse menschenwürdige Lebensumstände zu verschaffen."

„Dem müssen wir zustimmen", unterbrach mich Beckett. „Wenn die breite Masse des Volkes so gut behandelt werden würde, wie ein Aristokrat seine Diener behandelt, wäre alles in Ordnung. Aber der Fabrikant behandelt seine Arbeiter nicht wie Dienstboten, sondern wie Leibeigene."

Das Gespräch bewegte sich in diesen allgemeinen Richtlinien, bis sich plötzlich Dowden an mich wandte:

„Eins müssen Sie zugeben," sagte er lächelnd, „Shakespeare teilte die aristokratische Anschauung. Er war in der Tat Aristokrat bis in die Fingerspitzen. Sicherlich war noch nie ein großes Genie allen sozialen Reformen oder auch allen andern Reformen gegenüber so vollkommen gleichgültig wie er. Seine Karikatur des Jack Cade ist in diesem Punkte ausschlaggebend."

„Sehr richtig," rief Mallock aus, „ohne Zweifel."

„Sagen Sie so etwas nicht," brauste ich auf, „ich kann es nicht hören. Wie alt war denn Shakespeare, als er den Jack Cade schrieb? Denken Sie sich ihn frisch aus dem engen, hirnlosen Leben des Stratford-Dorfes in das pulsierende, vielfarbige Londoner Leben verpflanzt, von jungen Aristokraten umgeben. Kein Wunder, daß er über Jack Cade höhnte, aber fragen Sie ihn zwanzig Jahre später, was er von den Aristokraten und dem grausamen Elend des Alltagslebens dachte, dann würden Sie eine ganz andere Antwort bekommen. Die tiefste Wahrheit, die man zu leicht vergißt, ist die, daß Shakespeare aus einem fast durchschnittlichen Jüngling sich zu einem Menschen entwickelte, der seiner Zeit voraus war, ein geheiligter Führer der Menschheit auf Tausende von Jahren hinaus."

„Das ist sehr interessant", erwiderte Mallock, „und auch neu, aber geben Sie mir Beweise dafür! Wo haben Sie denn Jack Cade in seinen späteren Werken? Oder besser gesagt, wo finden wir denn Essex und Southampton verhöhnt und Cade als großen Reformator und Märtyrer einer Sache behandelt?"

„Damit hat er Sie geschlagen", rief Dowden aus.

„Hat er das wirklich? In erster Linie müssen Sie, Herr Mallock, zugeben, daß Shakespeare schnell erkannte, wie ein englischer Aristokrat wirklich beschaffen ist. Es gibt kein besseres oder bittereres Porträt des Aristokraten in irgendeiner Literatur der Welt als das, welches Portia von ihrem englischen Freier im, Kauf-

mann von Venedig' entwirft. ‚Er ist eines feinen Mannes Bild, aber ach, wer kann sich mit einer stummen Figur unterhalten! Er kennt keine fremde Sprache, und sein Betragen wie seine Kleidung entbehrt jeder Distinktion.' Aber Sie sagen, daß wir keinen Jack Cade auf einem Piedestal haben. Nun ist Posthumus ebenso sicher Shakespeares alter ego wie Prospero. Und was sagt Posthumus, als er im Gefängnis die Götter anruft:

‚Ich weiß, ihr seid nicht hart wie niedre Menschen,
Die dem gebrochnen Schuldner nur ein Drittel,
Ein Sechstel, Zehntel nehmen, daß am Rest
Er sich erhole. Dies ist nicht mein Wunsch.'

Was würde Shakespeare zu Chamberlains Bankrottgesetz gesagt haben, das heute und noch auf Jahre hinaus in England Geltung hat? Man nimmt dem gebrochenen Schuldner alles und läßt seinen Fehlschlag noch jahrelang über seinem Haupte schweben, um ihn ins Gefängnis zu zwingen, dem der Unglückselige selten entgeht. In dieser Hinsicht sind wir noch niedriger als Shakespeares ‚niedre Menschen'. Shakespeare kein Sozialreformator! Wenn unsere Gesetze seinem reifen Geiste entsprungen wären, hätten wir das tausendjährige Reich auf Erden. Ich hatte ihn immer neben Jesus als Denker gestellt." Mallock lachte auf wie über etwas Ungeheuerliches, und ich wollte das Thema nicht weiter verfolgen. Ich hatte ihren Angriff zurückgewiesen, und das war mir genug.

Wir gingen in den Salon hinüber, um dort unsern Kaffee zu trinken, der ebenso ausgezeichnet war wie das ganze Essen. Im Laufe des Gespräches bemerkte Dowden, er hoffte, ich würde über Shakespeare schreiben. „Sie haben mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben", fügte er höflich hinzu. – „Und mir auch", rief Mallock aus.

Als sie weggingen, hielt mich Beckett aus einem mir ganz unverständlichen Grunde zurück. Er brach plötzlich in die Worte aus: „Tant pis, wenn Sie es mir übel nehmen, aber ich halte es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Ich sprach vor einigen Tagen mit Mallock über Sie, lobte Ihre hervorragende Bildung, Ihre Kenntnis Shakespeares und Ihr Genie. Er erwiderte darauf, daß Genie sich nicht messen läßt, aber Kenntnisse um so eher, und er würde gern Ihre Kenntnis Shakespeares auf die Probe stellen. So habe ich unser Essen arrangiert. Wenn Sie dabei

schlecht abgeschnitten hätten, würde ich kein Wort gesagt haben. Aber da Sie sich so glänzend bewährten, muß ich Ihnen die Wahrheit gestehen. – Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse."

„Nein, nein," erwiderte ich, „wie könnte ich's denn?"

„Wir wollen Freunde sein," sagte Beckett warm, „und zum Zeichen dessen wollen wir uns beim Vornamen nennen."

„Das ist lieb von Ihnen", sagte ich und ergriff seine Hand. Von diesem Tage an war mir Ernest Beckett ein treuer Freund, und meine Zuneigung für ihn wuchs immer, bis er – leider viel zu früh – in das ewige Schweigen einging.

Ich muß hier noch einige Worte über andere Ereignisse hinzufügen, die ein bezeichnendes Licht auf den englischen Charakter und englische Lebensumstände werfen. Eine amerikanische Schauspielerin, Mary Anderson, eroberte London im Sturm. Es wurde erzählt, daß Lord Lytton Abend für Abend eine Reihe von Orchestersesseln kaufte und sie an ein auserwähltes Publikum verschenkte. Seine Bewunderung verblüffte jeden, der ihn kannte, denn er galt eher als Bewunderer der Epheben als der Frauenschönheit.

Bevor Mary Anderson auftrat, suchte ich sie auf und schrieb einen Artikel über sie in den „Evening News". Sie war eine hochgewachsene, graziöse, gutaussehende, blonde Frau, aber ich hätte an ihren gewaltigen Erfolg nicht im Traum geglaubt. Ihr Geist war ebenso gewöhnlich wie ihre Stimme. Sie hatte keinerlei besondere Begabung, aber auf der Bühne war sie schön. Das Rampenlicht hob sie besonders hervor, obwohl sie keine Ahnung vom Spiel hatte. Es war lächerlich, sie mit Ellen Terry oder selbst mit Ada Rehan zu vergleichen. Ihre Diktion war miserabel – und doch wurde ihr Auftreten zum Ereignis. Sie schritt von Triumph zu Triumph. Ich habe durch ihren Erfolg begriffen, daß die Bühne besondere szenische Qualitäten fordert. Sie war sehr groß, und als sie dann in Weiß auf die Bühne kam, beherrschte sie sie, und Frauen schrumpften neben ihr zu Zwerginnen zusammen. Beim Sprechen hatte sie einen leichten amerikanischen Akzent, der sie als Shakespearedarstellerin unmöglich gemacht hätte. Aber bis sie im „Wintermärchen" spielte, hatte sie ihren Akzent überwunden und sprach ziemlich gut. Ihre Augen waren etwas tief gesetzt, die Nase vollkommen geschnitten. In einem Zimmer war sie nur hübsch, auf der Bühne eine Göttin. Wieviel von ihrem Erfolge ihrem monumentalen Zauber und wieviel Lyttons leiden-

schaftlicher Protektion zuzuschreiben war, läßt sich nie ergründen.

Ihre Karriere hat mir gezeigt, wie empfindlich die Engländer für bloße physische Schönheit sind. Sie werten sie bei allen Tieren höher als irgendeine andere Rasse und studieren sie viel genauer. Kurzhörnige Ochsen oder Berkshiresäue, Bulldoggen und Windhunde, Terriers oder Kettenhunde, Southdown-Widder oder walisische Schafe, Rennpferde oder Jagdpferde werden um ihres vollkommenen Einklangs mit dem Typus bewundert, was ein leidenschaftliches und phantasievolles Verständnis für den Typ, wie er ist oder sein sollte, voraussetzt. Wenn die Engländer nicht ihren idiotischen Puritanismus hätten, würden sie die größten Bildhauer der Welt sein und sich infolge ihres außergewöhnlichen Verständnisses für jede Form und jeden Typus der körperlichen Schönheit den Weltruf gesichert haben.

Ich habe in späteren Jahren mit Rodin die Parthenonfiguren im Britischen Museum studiert. Er war in einer Ekstase. Er hielt sie für so sinnlich wie nur irgendwelche Bildwerke der plastischen Kunst. Ein anderes Mal ging ich mit George Wyndham hin, der sich jedoch nicht überwältigen ließ. Er behauptete, daß die griechischen Füße und Knöchel groß und schlecht geformt seien, die Brüste und Hälse der Frauen hielt er für plump, zog die Gestalten aus dem Tempel der Nike Apteros vor und hatte auch an ihnen manches auszusetzen. Schließlich stellte er fest, daß auch der Gesichtstypus zu hölzern sei. Die Nase in gerader Linie von der Stirn verlaufend war häßlich. Er fand endlich den besten englischen Typus schöner, lieblicher und zugleich vergeistigter als das griechische Ideal, und ich mußte ihm zustimmen.

Europa hat durch englische Touristen gelernt, was natürliche Schönheit ist. War Ruskin nicht der erste, der behauptete, daß französische Bäume weit schöner sind als die englischen? Er gab keinen Grund dafür an, aber ich führe es darauf zurück, daß England von einem südwestlichen Winde geplagt ist, der an dreihundert Tagen im Jahre bläst. Die jungen Bäume müssen sich gegen diesen Angriff stemmen, sonst würden sie entwurzelt werden. Sie werden daher zwerghaft und gekrümmt. Aber auch die Wälder Frankreichs leiden unter derselben Plage, obwohl nicht in diesem Maße. Es gibt keine Forste der Welt, die sich mit den amerikanischen vergleichen lassen. Auf einer halben Stunde Fahrt außerhalb Newyorks, den Hudson entlang, sieht man mehr Arten

ausgezeichneter, gutgewachsener Bäume, als man sie in ganz Frankreich oder selbst Deutschland zu finden vermag.

Und wie mit den Bäumen, so geht es auch mit Männern und Frauen. Man kann mehr Typen köstlichen Mädchentums und herrlicher Männlichkeit in einer Stunde in Newyork finden als in einem Tage in London, einer Woche in Paris, Berlin oder Moskau. Warum gewinnen die amerikanischen Athleten alle Rekorde? Warum rennen sie schneller und springen höher, als die englischen Athleten, obwohl noch gestern die Engländer sich der Vorherrschaft in allen Formen des Sports und der Athletik gerühmt haben? In vierzig Jahren gab es keinen einzigen englischen Schwergewichtsboxer erster Klasse aus dem einfachen Grunde, weil die Masse des Volkes derart verarmt ist, wie man es sich in England kaum eingesteht. Die physische Männlichkeit der Rasse ist durch Entbehrung zusammengeschrumpft.

Aber diese Auseinandersetzung hat mich von meinem Thema abgelenkt. Kurz nach meiner ersten Begegnung mit Mary Anderson sah ich Tommaso Salvini als Othello. Salvini hatte alle persönlichen Mittel, eine gute Gestalt und hauptsächlich eine herrliche und vollkommen geschulte Stimme, die in ihrem sonoren Widerhall oder ihrer Weichheit immer das Ohr erfreute. Die Rede mit der Klage „Othellos Tagewerk ist getan" wurde nie so wunderbar wiedergegeben, die brechende Stimme, die Tränen, die aus dem verkrampften Gesicht fallen, selbst die sich ineinander verflechtenden und sinkenden Hände formten ein unvergeßliches Bild. Salvini war in diesem Moment Othello, und als er sich plötzlich zu Jago umdrehte, war er furchtbar, aber der berühmte Monolog im Schlafzimmer vor der Ermordung Desdemonas wurde mit viel zu lauter Stimme vorgetragen. Er hätte einen Toten erwecken können. Er hatte keine Ahnung von der komplizierten englischen Leidenschaft, die einen Mann noch bewundern, ja noch lieben läßt, während er schon zur Zerstörung entschlossen ist, „damit sie andere nicht betrügt": Shakespeares eigene Leidenschaft, die für die italienische Natur viel zu kompliziert ist. Und auch in „Macbeth" hatte Salvini keinen Schimmer, daß er den gedankengequälten Hamlet spielen sollte. Sein Macbeth zögert nie und besinnt sich nicht. Er hat nicht dies „Wär's abgetan, so wie's getan ist" usw. Und doch war er der beste Othello, den ich je gesehen habe.

Warum werden Schauspieler wie Politiker immer überschätzt?

Einige der besten wären nötig, um Hamlet zu meiner Zufriedenheit darzustellen. Ich brauchte Irving um seines Aussehens willen und Forbes Robertson, um die Monologe zu sprechen, Terriss um Polonius zu töten und Sarah Bernhardt, um Ophelia mit unendlicher Zärtlichkeit ins Kloster zu schicken.

Bei einem Essen, das Arthur Walter gab, habe ich Henry Irving kennengelernt. Ich war früher einmal von München gekommen, um seinen Shylock zu sehen und ihn mit dem besten Shylock, dem des Ernst Possart, zu vergleichen. Tree hatte Irving erzählt, daß ich tausend Meilen gefahren sei, um ihn einmal spielen zu sehen, und Irving war sehr liebenswürdig zu mir und hoffte, daß mir seine Darstellung gefallen hätte. Ich sagte ihm, sie sei ganz wunderbar gewesen, aber nicht ganz im Geiste Shakespeares. Irving verlangte von mir eine nähere Erklärung. Jeder, der ihn gesehen hat, erinnert sich an die Szene, als Shylock, ein geschlagener und gebrochener Mann, bittet, nach Hause gehen zu dürfen:

Ich bitt', erlaubt mir, weg von hier zu gehn:
Ich bin nicht wohl, schickt mir die Akte nach,
Und ich will zeichnen.

Doge: Geh denn, aber tu's.

Graziano: Du wirst zwei Paten bei der Taufe haben:
Wär' ich dein Richter, kriegtest du zehn mehr,
Zum Galgen, nicht zum Taufstein dich zu bringen.
(Shylock ab.)

Es ist, glaube ich, der einzige Fall, in dem unser sanfter Shakespeare einem Gentleman erlaubt, einen geschlagenen Mann zu beleidigen. Ich war daher über Irvings Auffassung erstaunt. Er stand in der Nähe der Tür, als Graziano sprach. Auf einmal drehte er sich um, ging zu Graziano zurück, reckte sich auf, kreuzte die Arme und schaute ihn verächtlich an, mitten im Applaus des ganzen Hauses. Als mich Irving um Erklärung bat, sagte ich ihm, daß, wenn Shylock Graziano so behandeln würde, Graziano ihm aller Wahrscheinlichkeit nach ins Gesicht gespien hätte.

„Ich kann Ihnen nicht zustimmen", erwiderte Irving trocken. „Ich glaube, der Applaus hat es bewiesen, daß ich mit meiner Auffassung des Shylock als einer großen tragischen Figur recht hatte."

„Aber Shylock selbst sagt uns," erwiderte ich, „daß der Held Antonio auf seinen ‚jüdischen Roquelor' spie . . ."

Irving drehte sich um und begann mit einem anderen zu sprechen. Ich ärgerte mich und warf mir vor, zu ehrlich gewesen zu sein.

Jahre später, als Mounet Sully Hamlet in Paris spielte und Lemaître, der große französische Kritiker, wissen wollte, wie er sich mit Irving vergleichen ließ, konnte ich nicht umhin, ihm die Wahrheit zu sagen: „Irving ist der ideale Hamlet für die Tauben, und Mounet Sully für die Blinden."

Aber in den Jahren 1884 bis 1885 traf ich Irving oft, und eines Nachts nach einem Abendessen bei mir mit Lord Lytton und Harold Frederic, dem leidenschaftlichen Bewunderer Irvings, fing Irving bei Zigaretten und türkischem Kaffee zu erzählen an und sprach besser, als ich ihn je gehört hatte. Ich hatte gerade erwähnt, daß Lord Randolph Churchill versprochen hatte, zu der „Apotheose Gottes" zu kommen, wie er es nannte, sich aber im letzten Moment entschuldigen ließ, weil er eine wichtige Debatte im Parlament hatte. „Sagen Sie, bitte, Herrn Irving," schrieb er in seinem Brief, „wie gern ich die wunderbare Wirkung seines Mephisto auf mich geschildert hätte." Irving war selbstverständlich hocherfreut und legte nun mit seiner Erzählung los. Er sprach mit seiner natürlichen Stimme, ohne eine Spur seiner Bühnenmanieriertheit, die ich so unerträglich fand.

„Ich hatte Lord Randolph zuerst 1880 in Dublin kennengelernt. Sein Vater war Vizekönig in Irland, und Lord Randolph lebte in Dublin. Wir hatten dort eine Shakespearewoche, die wir mit Hamlet eröffneten. Zu meiner Überraschung hatte man uns keinen Empfang vorbereitet. Gegen Ende des ersten Aktes kam Bram Stoker zu mir: ‚Es sitzt jemand in der Loge des Vizekönigs,' sagte er, ‚ich glaube, es ist Randolph Churchill, der jüngere Sohn des Herzogs.' Kurz vorher hatte sich gerade Blandford, sein älterer Bruder, durch eine sehr häßliche Scheidungsgeschichte unmöglich gemacht, aber schließlich sind das Privatsachen. Ich zuckte nur die Achseln. Gegen Ende des nächsten Aktes kam Bram Stoker und sagte mir, daß Lord Randolph mich kennenlernen möchte, um mir für mein wunderbares Spiel zu danken und so weiter. Ich erwiderte ihm, er könnte ihn nach Aktschluß zu mir bringen, und Lord Randolph erwartete mich in meiner Garderobe. Er kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen: ‚Ich muß Ihnen, Herr Irving, für eine der größten Freuden meines Lebens, einen unvergleichlichen Abend, danken.' Ich verneigte mich, er aber fuhr fort: ‚Ich

hatte keine Ahnung, daß Hamlet ein so herrliches Stück ist.' Ich starrte ihn an. Machte er einen Witz? Ich erwiderte trocken: ‚Hamlet wird gewöhnlich für ein herrliches Stück gehalten!'

‚Wirklich?' sagte er, ‚Ich hatte noch nie davon gehört.' Das war mir zuviel, entweder war er ein Narr oder er versuchte, mich anzuulken. Ich drehte mich um. Randolph fügte sofort sehr höflich hinzu: ‚Ich darf nicht Ihre Zeit durch die Bloßstellung meiner Unbildung in Anspruch nehmen – Sie sind zweifellos sehr beschäftigt –' – ‚Nein,' erwiderte ich, ‚dieser Akt ist hauptsächlich durch die schöne Ophelia ausgefüllt.' – ‚Wirklich?' sprudelte er wieder heraus, ‚ich halte auch Ellen Terry für eine wunderbare Künstlerin. Ich darf kein Wort von ihrem Spiel verlieren.' Ich lächelte, und er fügte hinzu: ‚Ich möchte nicht weggehen ohne die Hoffnung, Sie wiederzusehen. Wollen Sie nicht nächsten Sonntag bei mir essen?'

Seine ganze Art, seine offene und enthusiastische Jugend gefiel mir, und ich nahm sofort an, mir einer gewissen Sympathie für ihn bewußt. Im Laufe der Woche hatte man ihn jede Nacht in der Loge des Vizekönigs gesehen. Am Sonntag ging ich zu ihm zum Essen mit einer gewissen Neugier. Was würde er denn sagen? Er kam mir in der Diele entgegen. ‚Ach, Herr Irving,' begann er, ‚ich kann nicht sagen, was ich Ihnen verdanke. Durch Sie lernte ich Shakespeare kennen. Welch ein Mensch war das! Einige seiner Stücke sind großartig – und so interessant –'

‚Aber sicherlich haben Sie einige vorher gekannt?' fragte ich. ‚Mindestens in Oxford müssen Sie manches gelesen haben, selbst wenn man in unserer Schulzeit die großen Werke vernachlässigt.'

‚Nein, nein, ich versichere Ihnen,' erwiderte er, ‚ich habe sie weder in der Schule noch in Oxford gelesen. Ich muß gestehen, daß ich ungeheuer faul war. Aber sein ‚Lear' ist ein wirklich großes Drama. Ich möchte Sie so gern darin sehen. Und auch ‚Antonius und Kleopatra' hat etwas in sich, was mich besonders ergreift. Haben Sie es je gespielt?'

‚Es läßt sich schwer aufführen', antwortete ich, und während ich ihm die Gründe dafür erklärte, setzten wir uns zu Tisch, und ich fand in ihm einen hervorragenden Gastgeber.

Lord Randolph machte auf mich einen tiefen Eindruck", fuhr Irving fort. „Sobald es mir klar wurde, daß er nicht posierte, sagte ich zu mir selbst: Er ist ohne Zweifel ein großer Mann, er denkt sich unbewußt, daß sogar ein Shakespeare seiner Zustimmung

bedarf. Er macht sich instinktiv zum Maßstab aller Menschen und kümmert sich nicht um die Meinungen oder Schätzungen der andern. Als sie ihn später im Parlament verspotteten, wie sie es zuerst taten, und ihn in den blöden Karikaturen als frechen Knaben darstellten, wußte ich, daß der Tag kommen würde, an dem sie ihn würden ernst nehmen müssen."

Ich war begeistert von der Geschichte und der einfachen ehrlichen Weise, wie Irving sie erzählte. Ich halte sie noch immer für bezeichnend für seinen Intellekt und seine Wertung der Größe, die ich bei ihm nicht erwartete.

Etwas später erzählte mir der Schauspieler Arthur Bourchier eine amüsante Geschichte, die Henry Irving in einem anderen Lichte zeigte. „Als Benson seine Dilettantentruppe in Oxford auf Aischylos und Shakespeare eindrillte, lud er Irving einmal zu der Eröffnungsvorstellung vom ‚Agamemnon' ein. Ich gehörte zu Bensons Truppe und war beglückt, als er mir Irvings liebenswürdigen Brief mit seiner Zusage zeigte. Er fühle sich durch die Einladung ‚geschmeichelt' und würde gern kommen. Wir waren alle gespannt, wie man sich leicht denken kann. Die Vorstellung ging ohne Zwischenfall vor sich, und später kam Irving auf die Bühne und gratulierte Benson in der nettesten Weise. ‚Ein großes Stück,' sagte er, ‚und ein großer Schauspieler. Ich freue mich, Herr Benson, daß auch die Universität zur Bereicherung der Bühne beiträgt. Ich glaube, daß Sie das Hauptsächlichste herrlich gegeben haben.' Und er sprach so einfach, als ob ihm jedes Wort ernst wäre, und wir tranken alles gierig in uns ein, wie es junge Menschen immer tun. Sein Lob wirkte auf Benson so stark, daß er ihm nach einer Weile gestand: ‚Ihr Urteil gibt mir den Mut, die Trilogie aufzuführen.'

‚Tun Sie es nur, mein Lieber,' rief Irving aus und klopfte ihm auf die Schulter, ‚es ist eine Rolle, die Ihnen ausgezeichnet liegt.'

‚Daraufhin', sagte Bourchier grinsend, „fiel der Vorhang von selbst."

Irving machte mir immer den Eindruck, daß er mehr als ein Schauspieler war. Er war eine große Persönlichkeit. Die Eigenheiten seiner Gestalt, seines Gesichts und seiner Sprechweise sonderten ihn in einzigartiger Weise aus. Unter den drei oder vier wichtigsten Persönlichkeiten der achtziger Jahre fiel er als die eigentümlichste auf und wirkte noch fesselnder als Parnell. Randolph Churchill und Gladstone mußte man im Unterhaus

sehen, um sie richtig einzuschätzen, aber Irving, gleich Disraeli, lenkte überall den Blick auf sich und reizte die Phantasie. Selbst als Shylock ließ Irving jeden anderen auf der Bühne vulgär erscheinen – eine Wirkung, die der Schöpfer Shylocks sicher nicht beabsichtigt hat. Er hatte ohne Zweifel die besondere Aussprache und den Bühnenakzent absichtlich angenommen, um die Wirkung seines Auftretens zu steigern, denn im Privatleben sprach er fast wie jeder andere. Seine Bühnenmaske ging so weit, daß sie sich auf Rede und Stimme erstreckte. Soweit uns die Tradition übermittelt, war Garrick sein vollkommenes Gegenteil. Er war auf der Bühne immer einfach und natürlich, aber im Privatleben schauspielerte er immer, spielte immer eine Rolle.

Ich stimme mit Goethe überein, daß die Zulassung der jungen Mädchen ins Theater eine noch lähmendere Wirkung auf die Bühnenkunst ausgeübt hatte als auf die Buchwelt.

„... was tun unsere jungen Mädchen im Theater? sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, und das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind ... Da wir nun aber unsere jungen Mädchen schwerlich hinausbringen und man nicht aufhören wird, Stücke zu geben, die schwach und eben darum diesen recht sind, so seid klug und macht es wie ich und geht nicht hinein ... Ich müßte das Mangelhafte geschehen lassen, ohne es verbessern zu können, und das ist nicht meine Sache."

In diesen ersten drei Jahren in London war ich aus einem ganz kleinlichen Grunde gegen Irving verstimmt. Er wollte mir die Inserate für das Lyzeum Theater nicht geben, weil die „Evening News" nur eine Halbpenny-Zeitung war; ich hielt es für kleinlich und schäbig von ihm, und ich revanchierte mich bei gegebener Gelegenheit. Erst Jahre später, als Irvings Bankrott bekannt wurde, erfuhr ich, wie falsch mein Urteil über ihn war. Bei der ersten Versammlung seiner Gläubiger hörte ich zu meiner Verblüffung, daß ungefähr dreißig alte Schauspieler und Schauspielerinnen auf seiner Liste standen, denen er eine wöchentliche Unterstützung von 30 Shilling bis 5 Pfund zukommen ließ. Gegen alle kleineren Mitglieder seiner Zunft, die je mit ihm gespielt hatten, benahm er sich mit fürstlicher Großzügigkeit. Er hatte seine große Stellung in vornehmer Weise ausgefüllt, und ich versuchte, es ihm zu erschweren. Ich schämte mich und litt darunter. Ich erwähne es hier nur, um zu zeigen, daß einige unserer schlimmsten

Taten sich aus einer mangelnden Kenntnis und einer zu niedrigen Einschätzung unserer Mitmenschen ergeben.

Um diese Zeit sprach jeder von Joseph Chamberlain, seinem „Unautorisierten Programm" in „The Fortnightly Review" und von der schwierigen Lage, in die Gladstone sich selbst und seine Regierung, nur aus Abneigung gegen Chamberlain, verwickelt hatte. Auch Parnells Name wurde seit der Kilmainham-Affaire, dank der dauernden unfairen Angriffe der „Times", immer öfters genannt.

Auf Parnell und seinen Aufstieg prägte ich das Wort: „Große Menschen steigen wie Papierdrachen gegen den Wind auf." Aber Parnell, so durch und durch englisch er auch war und obendrein ein wunderschöner Mann, vielleicht der schönste Mann im Unterhause zu jener Zeit, hatte doch keinen durchgreifenden Erfolg in England, und erst gegen Ende seines Lebens begann er sich im Unterhaus durchzusetzen, eine Tatsache, die die Tragödie seines frühzeitigen Todes noch stärker vertieft hat.

Aber Chamberlain war die Hauptgestalt auf der politischen Bühne. Ich hatte ihm vielleicht bei unseren ersten Begegnungen Unrecht getan. Ich habe es bereits geschildert, wie erstaunt ich über das vornehme Verhalten Lord Salisburys zu seinen Mietern in Hatfield war.

Als ich Chamberlain meinen Bericht brachte, fragte er mich verdrossen: „Sind Sie auch ganz sicher? Wie ist es möglich, daß alle ausführlichen Beschuldigungen, die Archibald Forbes erhebt, absolut ungerechtfertigt sein sollen?" Immer wieder griff er darauf zurück. „Forbes hatte kein Motiv, keine Ursache, um ungerecht zu sein. Er gilt als ein großer Reporter. Es ist außergewöhnlich, Sie müssen zugeben, es ist höchst merkwürdig."

Ich konnte es schließlich nicht länger ertragen. Er war so kleinlich und so ungerecht seinem Rivalen gegenüber. „Was mich als außergewöhnlich berührt, ist Salisburys Großzügigkeit. Wenn die liberalen Fabrikanten und die monopolisierenden Industriellen Englands sich ihren Arbeitern gegenüber so gut benehmen würden wie der große Gutsherr zu seinen Pächtern, hätten wir keine Streiks in England, keine Gewerkschaften und auch keine Unzufriedenheit in der Industrie." Chamberlain sah mich mit ungeschminktem Antagonismus an, aber sagte nichts, und ich verabschiedete mich bald. Eines Tages wartete ich auf ihn in seinem Eßzimmer, wo einige Leigthon-Bilder hingen, auf

die er mit einer pompösen Handbewegung hinwies. „Alles von Leighton, von dem Präsidenten unserer Akademie, wie Sie wissen." Ich nickte und Chamberlain fuhr fort: „Ich habe zweitausend Pfund für das eine Bild bezahlt." – „Wirklich?" staunte ich. – „Ja," erwiderte er, „was denken Sie denn, daß es wert ist?" Ich konnte mir die Antwort nicht verbeißen: „Ich kenne den Wert des Rahmens nicht!"

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß er mich eine geraume Weile nicht sehen mochte. Aber es ereignete sich bald ein anderer Vorfall, der mein anfängliches falsches Urteil über den Mann erklärt. Forbes' Artikel erschien in seinen wesentlichen Punkten in der „Truth", der Wochenzeitschrift von Labouchère. Ich fragte Escott, ob er den Artikel Labouchère gegeben hätte, er leugnete es jedoch und nahm an, daß es Chamberlain selbst getan hatte. Ich legte die ganze Falschheit und Albernheit dieses Artikels in höhnischer Weise in den „Evening News" dar, und der Bevollmächtigte des Lord Salisbury schrieb mir dankend für meine Verteidigung und fügte hinzu, daß Lord Salisbury ihm verboten habe, irgendeine Berichtigung an die Presse zu schicken. Mein Kampf um die Wahrheit hatte mir bei Salisbury einen guten Dienst geleistet, wie ich noch später, bei der Schilderung der Venezuela-Affäre, erzählen werde.

Nun mußte ich Chamberlains „Unautorisiertes Programm", das in der „Fortnightly Review" erschien, monatelang lesen, denn in dieser Zeit stand ich in enger Beziehung zu Escott und seiner Familie. Es war schwer für mich, Chamberlains außerordentlichen Erfolg zu erklären. Er hatte keine Ahnung, daß Bismarcks Bemühungen um die Verstaatlichung der deutschen Eisenbahnen das beste Mittel waren, die Arbeiterklassen auf ein höheres Niveau zu heben. Er zog die alten individualistischen Heilmittelchen vor. Jahrelang glaubte er an einen unbegrenzten Freihandel. Er wußte nicht einmal, daß die Verwaltung der Aktiengesellschaften in der Industrie jeden Nachteil der staatlichen Verwaltung ohne einen einzigen ihrer Vorteile besitzt. Von einem kontinentalen Gesichtspunkt aus betrachtet, war er verblüffend unwissend. Er hatte kaum etwas gelesen und war seltsam ungebildet.

Er hatte eine große, treibende Kraft des Willens, und jahrelang konnte ich kaum etwas anderes in ihm entdecken. Dies alles erklärt meiner Ansicht nach Gladstones Abneigung gegen den Mann, die er zeigte, als er dem radikalen Führer bei der Bildung seines

Kabinetts im Jahre 1886 einen so geringen Posten einräumte, obwohl Chamberlain schon damals sechs Sitze in Birmingham allein beherrschte.

Kimberley und Granville, die alten ausgedienten Kriegspferde, bekamen das indische und das Kolonialministerium, während man Chamberlain nur eine kleinere Stellung an der Spitze einer lokalen Verwaltung gab. Dieses Ministerium zeigte eine seltsame Schwäche und verdiente meinen Hohn, daß in diesem Kabinett „eine Schraube los war". Man wußte allgemein, daß Chamberlains großes Vermögen aus seinem Monopol des Handels mit Schrauben stammte. Aber Gladstone hätte ihn ins Vertrauen ziehen und ihm jede Stellung, die er verlangte, geben sollen. Denn er war zu jener Zeit zweifellos der Führer der Radikalen Partei und das einflußreichste Mitglied der Mehrheit nach Gladstone selbst. Als das Homerule-Gesetz im Unterhause votiert wurde, wie Randolph Churchill richtig sagte, „von einem alten Mann in Eile durchgepeitscht", muß Gladstone seinen Fehler der Unterschätzung Chamberlains begriffen haben, denn sowohl Chamberlain wie Hartington händigten ihre Demission ein, wodurch das Gesetz unmöglich gemacht wurde. Gladstone nannte die Rebellen die „Dissidentenliberalen", aber der Name blieb nicht haften. Sie wurden bald als „Liberalunionisten" bekannt, und keiner konnte leugnen, daß Chamberlain die Anwärterschaft auf die Führung der Partei lieber aufgegeben hätte, als seine Prinzipien geopfert. Aber wenn Gladstone ihn im Jahre 1866 so behandelt hätte, wie er es verdiente, wäre irgendein Homerule-Gesetz im Hause durchgekommen, und die Geschichte dieses unglückseligen Landes hätte eine andere Wendung genommen.

Ich konnte mir keine Vorstellung von Chamberlains außerordentlichem Einfluß in Birmingham machen, bis ich mich zu einem Besuch dieser Stadt entschloß. Dort wurde ich schnell bekehrt. Jeder in Birmingham kannte seine Tätigkeit und sprach mit wärmster Bewunderung von ihm. Schon im ersten Jahre war er Bürgermeister, im Jahre 1874 kaufte er die Gaswerke für die Gemeinde an, steigerte die Wirksamkeit der öffentlichen und privaten Dienste auf eine ganz hervorragende Weise und leitete die wachsenden Gewinne in die Taschen der Steuerzahler über. Ungefähr ein Jahr später machte er dasselbe bei den Wasserwerken und erzielte noch bessere Resultate, während er sich gleichzeitig als ein wirklich demokratischer englischer Staatsmann bester Art

bewährte. Bei den Gaswerken benutzte er die steigenden Einnahmen, um die Kosten zu vermindern, während er sich bei den Wasserwerken mit einem Minimum von Gewinn begnügte, um die ständig wachsende Wasserversorgung auf die ganze Gemeinde zum Vorteil der ärmsten Schichten zu verteilen. Bei seiner dritten Wahl bewährte er sich noch besser mit größeren persönlichen Opfern. In Birmingham war ein Armenviertel von einem unvorstellbaren Schmutz, in dem eine langandauernde Armut in Krankheiten vereiterte. Einige Tatsachen werden einen Begriff von der Situation geben. Die Kindersterblichkeit in dem Armenviertel war dreimal so hoch wie in den anständigen Stadtteilen, die Lebensdauer nur halb so lang und die Proportion des Verbrechens zehnmal so groß. Chamberlain unternahm es, diesen Augiasstall auszuräumen, und um die ganze Tragweite seines Vorhabens zu ermessen, darf man nicht vergessen, daß seine Macht scharf umgrenzt war und er außerdem gegen den Widerwillen zu kämpfen hatte, der einer übermäßigen englischen Liebe für individuelle Freiheit entspringt. Er traf auch auf den Haß gegen die behördliche Einmischung oder Verweichlichung. Und doch siegte er über jede Schwierigkeit. Er war kühner als Hausmann in Paris und legte einen großen Boulevard durch das Herz des Arbeiterviertels hindurch, den er die Corporation Street nannte. Heute hat die Corporation Street die besten Läden in Birmingham, und da er die Grundstücke nur für siebzig Jahre verpachtete, werden die Birminghamer Mieten nach Ablauf der Pacht noch vor der Mitte dieses Jahrhunderts um hunderttausend Pfund jährlich vermindert werden.

Nach meiner Rückkehr aus Birmingham konnte ich nicht umhin, Chamberlain eines Tages zu fragen, wie er alles fertiggebracht hatte. „Ihre Gas- und Wasserreformen waren leicht. In Deutschland wäre es etwas durchaus Übliches gewesen. Aber wie haben Sie es fertiggebracht, Ihre Straße durch die Armenquartiere zu legen? Haben sich denn die dortigen Hausbesitzer nicht gegen den Verkauf gewehrt und extravagante Preise gefordert?“

„Einige ja,“ erwiderte er lachend, „manche kamen mir wie Straßenräuber entgegen. Aber ich behandelte sie auf die vielfältigste Weise. Ich hatte ja eine Macht, die weiter reichte als das Armenviertel. Als ich auf entschlossene Forderungen traf, sagte ich: Dann schön, mein Freund, ich werde die Richtung meines Boulevards verändern und Sie in dem verkommenen Viertel

lassen, wenn es Ihnen besser gefällt. Sie werden eben keinen Vorteil von meinen Reformen haben. Das ist alles. Zu einem andern sagte ich: Hören Sie, wenn Sie nicht verkaufen wollen, lasse ich Ihre baufällige Bude in der Mitte meines Boulevards stehen und werde schon dafür sorgen, daß Ihnen die Stadtgemeinde auf Jahre hinaus keine Bauerlaubnis gewährt. Einen andern wieder kriegte ich herum, indem ich mich an sein Gefühl für das fair play wandte, das in jedem Engländer so tief eingewurzelt ist. Ich bewies ihm, daß ich gleichmäßig gerecht verfuhr. Keiner sollte mehr profitieren als ein anderer. Und das war schließlich mein überzeugendstes Argument. Aber im großen ganzen mußte ich dem Grundstücksbesitzer den doppelten und dreifachen Preis bezahlen."

Er erzählte dies alles mit einer so lachenden Laune, zeigte ein so reiches, menschliches Mitgefühl selbst mit dem Gemeinsten und Gierigsten und bewies obendrein eine so unbeugsame Entschlußkraft, daß er mich vollkommen gewann. Ich hatte Tränen in den Augen, als er endete, und flüsterte: „Ei, du frommer und getreuer Knecht!"

Er nahm meine Worte mit tiefem Ernst auf, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „So sehr ich mein Haus hier und mein Wohlleben liebe, würde ich ohne einen Pfennig morgen auf die Straße gehen, wenn ich nur diese schmähliche, verbrecherische Armut aus unserer Insel ausfegen könnte, wie ich es in Birmingham getan habe. Und doch habe ich bis jetzt keine Nacheiferer gefunden. Die Armenviertel in Glasgow sind schlimmer als die schlimmsten in Birmingham. Aber kein Schotte nimmt die Sache in die Hand und löst sie so, wie ich sie in Birmingham gelöst habe. – Und noch mehr, viel mehr könnte geleistet werden. Man verbringt die Hälfte seines Lebens, bevor man über das Problem klar wird und einsieht, wie leicht es zu lösen ist und wie wichtig es ist. – Aber ach, die Zeit ist so kurz, und man kann so wenig tun." – Er seufzte tief auf.

Als er sich wieder an seinen Schreibtisch setzte, bemerkte ich zum ersten Male seine außerordentliche Ähnlichkeit mit dem jüngeren Pitt. Eine Welle von Mitgefühl stieg in mir auf, und ich mußte ihm etwas sagen. „Ich bin sehr froh, daß ich nach Birmingham gefahren bin", begann ich. „Ich habe Ihnen Unrecht getan. Ich freue mich aus tiefstem Herzen, daß ein Bismarck auch in England möglich ist. Jedenfalls zeigt Ihr Geist, daß das Problem früher oder später in Angriff genommen werden wird, um auf eine edle Weise gelöst zu werden."

„Das ist auch meine Hoffnung," sagte er lächelnd, „ich freue mich, daß wir in den Hauptproblemen einer Meinung sind." – „Ich frage mich, ob das stimmt", erwiderte ich. „Ihre Freihandelspolitik erfüllt mich mit Schaudern." – „Sind Sie denn kein Freihändler?" und der Mund stand ihm vor Verwunderung offen. – „Keinesfalls!" erwiderte ich. „Der Freihandel schafft nur Armenviertel, eure Armenviertel, und ich bewundere den Despoten, der sie saniert." Er zuckte die Achseln. Er war anscheinend zu beschäftigt, um sich auf eine neue Diskussion einzulassen. „Wollen Sie nicht eine Zigarre nehmen", sagte er und hielt mir die Schachtel entgegen. Ich fühlte, daß ich entlassen war. Aber von nun an empfand ich eine tiefere Bewunderung für den Staatsmann, der Birmingham aus einer gewöhnlichen englischen Stadt in die wahrscheinlich bestgeordnete und gesündeste Großstadt im Vereinigten Königreiche verwandelt hatte. Ich habe mir später oft gewünscht, daß ich, statt mit dem Kopf gegen seine Freihandelsvorurteile zu rennen, ihn gefragt hätte, warum er nicht ein städtisches Opernhaus und ein Theater in Birmingham gegründet hat, um das Geistesleben auf das Niveau von Marseilles oder Lyon zu heben.

Gladstones Homerule-Gesetz fiel bei der Abstimmung durch, weil er den kleinen persönlichen Vorurteilen nachgab, und doch wurde er von den Engländern als ein großer Mann geschätzt, wurde sogar mit einer größeren persönlichen Ehrfurcht angesehen als Bismarck in Deutschland. Ich sah in ihm jedoch kaum mehr als einen guten Redner. Mittlerweile wuchs die Unzufriedenheit der arbeitenden Klassen in Großbritannien und Irland und nahm an Bitterkeit zu. In London fand sie entschlossene Verteidiger in der sozialdemokratischen Föderation. H. W. Hyndman hatte diese Vereinigung vor Jahren als ein mehr oder minder überzeugter Jünger von Karl Marx ins Leben gerufen. Ich habe Bernard Shaw zum ersten Male bei einer Versammlung der Föderation sprechen hören. An einem Montagmorgen im Februar 1886 hatte die Föderation eine Versammlung in Trafalgar Square zusammenberufen, die in einem Straßenaufruhr endete. Die Volksmenge entglitt ihrer Führung, griff die Klubs in Pall Mall an, stürmte die Geschäfte in Piccadilly und hielt eine andere Versammlung am Hyde Park Corner. Die Führer wurden verhaftet und kamen vors Gericht. Es waren Hyndman, Williams, Burns und Champion. Williams und Burns, beide Arbeiter, wurden gegen die Bürgschaft des Dichters William Morris freigelassen. Hyndman erschien

mir wie ein durchschnittlicher, englischer Bourgeois mit einem Firnis deutscher Belesenheit. Er war etwas mehr als mittelgroß, bärtig und plump. Champion hatte den mageren, gezüchteten Offiziertypus mit gutem Herzen und geringer Bildung. Williams war der gewöhnliche Arbeiter, voll von Klassenvorurteilen, und John Burns, auch ein Arbeiter, verfügte über eine wirkliche Intelligenz und Besonnenheit und erwies sich später als ausgezeichneter Minister. Er zog es vor, mit Lord Morley zurückzutreten, als die Verantwortung für den Weltkrieg zu tragen. Trotz seiner unzulänglichen Bildung war Burns damals schon ein sehr interessanter Mann. Obwohl kaum mittelgroß, war er stämmig, außerordentlich stark und mutig. Er hatte von seiner Knabenzeit an viel gelesen, und wir freundeten uns zu Anfang des Jahrhunderts an, als der südafrikanische Krieg uns einander näherbrachte. Burns war ein Verehrer von Carlyle, und die Erfahrungen aus seinem Arbeiterleben hatten ihn nicht für den Wert individueller Verdienste blind gemacht. Er stand in mancher Hinsicht an der Spitze der kommenden Zeit, und wenn seine Ausbildung seinem Wissensdurst entsprochen hätte, wäre er einer der ausgewähltesten Geister unserer Zeit geworden. Ich freue mich, zu sagen, daß ich ihn schon im Jahre 1886 weit höher als die meisten Politiker einschätzte, obwohl er sich nie zu einer wirklichen gedanklichen Originalität durchgerungen hatte.

## KAPITEL XII

# POLITIKER UND OFFIZIERE

Vom Jahre 1883 an habe ich dreißig Jahre lang das englische Leben, die englische Politik, Literatur und Kunst so genau wie möglich studiert. Zuerst als Herausgeber der „Evening News“ und dann als der der „Fortnightly Review“ konnte ich fast jeden treffen, den ich kennenlernen wollte, und da ich ziemlich viel Geld verdiente und bald den Ruf bekam, ausgezeichnete Essen zu veranstalten, konnte ich selbst bedeutende Menschen als gleichgestellt empfangen. Ich erwähne dies nur, weil drittklassige amerikanische Journalisten darauf bestehen, mich als ihresgleichen zu betrachten. Sie fragen sich, wie es möglich ist, daß ein „obskurer Journalist“ auf gleichem Fuße mit dieser oder jener Berühmtheit verkehren konnte. Vielleicht eben, weil er nicht obskur war, sondern ein Gleichgestellter, und ich unterstreiche dies gleich im Anfang, weil es England zur Ehre gereicht und auch in der Tat der Hauptfaktor ist, der die englische Gesellschaft zu der interessantesten der Welt macht. London erkennt die individuelle Fähigkeit schneller und sicherer als irgendeine andere Stadt auf Erden. Infolgedessen gibt es hier eine Verschiedenheit der Talente, die man nirgendwo anders trifft, und eine reiche Angeregtheit vielfältiger Interessen, die man vergeblich in einer anderen Hauptstadt sucht. Selbst Wien und Paris erscheinen einem langweilig nach London, denn in diesen Städten kann man nach der Stellung der Gastgeber erraten, wen man treffen wird. Ich habe in einem Salon in London den späteren König Edward als Prinzen von Wales im Gespräch mit Hyndman, dem sozialistischen Agitator, gesehen, während Lord Wolseley und Herbert Bismarck gespannt zuhörten. Zur selben Zeit waren Arthur Balfour, Henry Irving und Roosevelt um den Kamin versammelt und hingen an Whistlers Lippen, der ihnen eine Geschichte erzählte.

Ich erinnere mich an ein Mittagessen, bei dem ich den alten Herzog von Cambridge zu meiner Rechten und Russel Lowel, den amerikanischen Botschafter, zu meiner Linken hatte, neben Beerbohm Tree und Willy Grenfell, dem jetzigen Lord Desborough, John Burns, dem Feuerbrand-Agitator und späteren Minister, George Wyndham, dem Dichter, und Alfred Russel Wallace, die alle wie gebannt dem Humor und der Beredsamkeit von Oscar Wilde lauschten, und es war der Onkel der Königin, der mich gebeten hatte, ihn einzuladen, da er soviel von Wildes Genie gehört hatte.

Ich möchte hier von diesen Männern und von manchen anderen, die mindestens so berühmt sind, erzählen, um ein Bild dieser ereignisreichen Tage in London in den letzten Jahrzehnten des 19. und der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts zu übermitteln.

Da ich, wie ich schon sagte, den Ehrgeiz hatte, selbst ins Unterhaus zu kommen, lag es mir zuerst mehr daran, die Politiker, als die Dichter kennenzulernen. Ich versuchte jahrelang jeden Abend bei den Debatten des Hauses zu sein, bis ich nicht nur fünfzig oder sechzig der prominenten Mitglieder, sondern auch die Prozedur, die Traditionen und den Ton der Versammlung kennenlernte. Das Unterhaus wird auch als einzigartig und ideal bezeichnet, und es ist sicher die vornehmste beratende Versammlung der Welt. Ein Umstand, der in der ersten Zeit den größten Eindruck auf mich machte, war die Wahl von Arthur Peel als Speaker an Stelle von Brand, der sich als Lord Hampden zurückzog. Zu jener Zeit wußten kaum einige Mitglieder etwas über Arthur Peel, der der jüngste Sohn des berühmten Premierministers war und der sich auch als Abgeordneter für Warwick ausgezeichnet hatte. Aber in dem Augenblick, in dem er aufstand, um für seine Wahl zu danken, war jedermann bewegt. Er war ziemlich groß, sah gut aus, hatte ein dunkles bärtiges Gesicht, von einer hohen Adlernase gehoben, eine gewöhnliche Baritonstimme, und doch lag eine gewisse überlegene Würde in ihm, die einen großen Eindruck machte, und alles, was er sagte, war bemerkenswert.

Ich werde nie einen seiner langen, schlecht konstruierten Sätze vergessen, die so natürlich klangen – die Rede eines Mannes, der laut denkt und keine vorbereitete Oration vorträgt –, in ungelenken Worten eine seltsame Autorität vermittelnd. „Mit der Erlaubnis des Hauses", sagte er, „mag es mir gestattet sein" – er hielt inne –, „das ungeschriebene Gesetz, die teuerste und unschätz-

bare Tradition dieses Hauses durchzusetzen, und zwar meine ich diese persönliche Höflichkeit, die gegenseitige Ritterlichkeit, die sich mit der heftigsten Parteidebatte verträgt – und die eine der ältesten und, wie ich hoffen will, immer geltenden Traditionen dieser großen Versammlung ist." Seine Rede wirkte sensationell. Alles fühlte allgemein, daß er den richtigen Ton getroffen hatte, und zwar mit einer fast magischen Würde der Persönlichkeit. Von diesem Augenblicke an hatte der Speaker das Haus in der Hand. Nicht nur seine unparteiische Objektivität, sondern auch die Größe seines Charakters wurde nie angezweifelt. Seit jener Zeit bekam ich eine höhere Meinung vom Unterhaus, vielleicht gibt es in der Schar der schweigsamen Mitglieder, die man nicht kennt, noch einen Arthur Peel.

Ich verfolgte nun die Debatten so genau wie möglich, und zwar konnte ich es so bequem durch die Güte des Lord Randolph Churchill tun, den ich um diese Zeit näher kennenlernte. Sobald er hörte, daß ich hie und da Schwierigkeiten hatte, einen Platz auf der Tribüne „für vornehme Fremde" zu bekommen, sprach er mit dem Speaker, und ich bekam einen Sessel im Plenarsaal selbst, auf dem abgeschlossenen Podium, das für einige Freunde des Speakers reserviert ist. Dort konnte ich selbst bei meiner Kurzsichtigkeit alles so genau sehen, als ob ich ein Mitglied wäre.

Mein erstes Zusammentreffen mit Lord Randolph Churchill hat auf mich einen großen Eindruck gemacht. Er wurde im „Punch" und in den Witzblättern als ein kleines Männchen oder sogar als ein Knabe trotz seines gewaltig aufgedrehten Schnurrbarts dargestellt. Zu meiner Verblüffung fand ich, daß er mehr als fünf Fuß neun oder zehn groß war und sich gut und sehr aufrecht hielt. Der sonderbare Zug seines Gesichtes wurde selten oder nie karikiert. Er bestand in einem Paar prominenter, runder, graublauer Augen, die man mit Recht als Glotzaugen bezeichnen konnte. Sein Gesicht spiegelte besonders ausdrucksvoll Zorn und Verachtung. Aber ein zweiter Blick zeigte, daß die Züge ziemlich regelmäßig waren und die Kopfform ganz ausgezeichnet. Er war im großen ganzen ein repräsentabler Mann. Aber wenn er im Hause sprach, stützte er oft seine Hand in die Hüfte, was ihm neben seinem dicken, aufgewirbelten, dunklen Schnurrbart ein übermütig freches Aussehen verlieh und die Menschen, die witzig sein wollten, dazu verführte, ihn als frechen Knaben zu behandeln. Er hatte sicherlich keine Achtung vor den ehrwürdigen Führern des Unterhauses.

Gleich zu Anfang unserer Bekanntschaft lud er mich eines Nachmittags in den Carlton Club ein, um mit mir über den Bradlaugh-Zwischenfall zu sprechen. Ich wurde sofort von der Überlegenheit des Mannes und seiner kollosalen Selbstsicherheit betroffen. Ich war zufällig zu unserer Verabredung gekommen, ohne vorher gegessen zu haben, und da ich wußte, daß es im Carlton verboten war einem Nichtmitglied Essen zu servieren, erwähnte ich nur en passant, daß ich Hunger hätte. Er erklärte mir sofort, er würde etwas heraufbringen lassen, und als ich ihn an das Verbot erinnerte, zuckte er die Achseln, klingelte, und als der Kellner kam, gab er ihm den Auftrag mit einer solchen Bestimmtheit, daß der Mann froh war, wegzukommen und zu tun, was man ihm befahl. Ich bekam im Nu ein ausgezeichnetes Frühstück und eine gute Flasche Wein. Ich fand, daß auch hier wie überall in England kleinliche Regeln für kleinliche Menschen gemacht sind.

Bald nach unserer ersten Begegnung sprach ich mit Randolph über Bradlaugh, denn ich hatte mir eine hohe Meinung über Bradlaughs Charakter nach seiner Konferenz in Amerika gebildet. Randolph war auf einen Vorfall stolz, den Winston in seiner Schilderung des Lebens seines Vaters ausgezeichnet erzählt und den ich mir hier anzuführen erlaube.

„Am 21. Februar fand noch eine Bradlaugh-Szene statt. Der Abgeordnete für Northampton kam plötzlich an den Tisch heran, zog ein Buch heraus, das er als das Testament bezeichnete, und leistete darauf den Eid zur Verblüffung der Mitglieder. Lord Randolph war der erste, der sich von der durch diese Kühnheit hervorgerufenen Verblüffung erholt hatte. Er erklärte, daß Bradlaugh durch die Beleidigung, die er dem Hause durch einen belanglosen Eid auf ein Buch, das er als das Testament bezeichnete – es hätte auch die „Fruchtlese der Philosophie" sein können –, angetan habe, seines Sitzes verlustig gegangen sei und so behandelt werden müßte, als ob er tot wäre. Er beantragte daher eine neue Wahlausschreibung und bestürmte das Haus, möglichst schnell zu handeln, um seine Autorität nicht einzubüßen. Gladstone brachte jedoch beide Parteien dahin, die Entscheidung bis zum nächsten Tage zu verschieben. Am zweiundzwanzigsten fand die Debatte statt. Sir Stafford Northcote brachte die Resolution ein, Bradlaugh aus dem Bereich des Hauses zu entfernen, anstatt ihm das Mandat zu entziehen, wie Lord Randolph vorgeschlagen hatte. Lord Randolph protestierte gegen eine derartige „Milch- und

Wasserpolitik" und schlug eine sofortige Bestrafung vor. Nach einer langen Diskussion, in der das Temperament aller Parteien durch Bradlaughs dauernde Unterbrechungen auf den Siedepunkt gebracht wurde, ersetzte Sir Strafford seinen vermittelnden Ausweg des Ausschlusses durch den Vorschlag, Bradlaugh aus dem Hause zu verbannen. Nachdem dies durchgeführt worden war, wurde der Sitz für Northampton frei.

Lord Randolph scheint durch die Schnelligkeit und die Energie, mit der er gehandelt hatte, in den Tory-Kreisen sehr viel an Ansehen gewonnen zu haben, schreibt sein Sohn.

Dann kamen die Kilmainham-Verhandlungen, die Freilassung von Parnell und obendrein die Ermordung von Lord Frederick Cavendish und Burke im Phoenix-Park. Aber Randolph war leider krank und ein halbes Jahr lang kampfunfähig. Jeder sagte, daß, wenn Randolph imstande gewesen wäre, den Angriff auf den Kilmainham-Vertrag zu führen, Gladstones Regierung gestürzt worden wäre.

Als er zurückkehrte, sicherte er sich einen Triumph. Die Liberalen wurden von ihren Einpeitschern ersucht, an der Diskussion über Ägypten nicht teilzunehmen, und Randolph höhnte, daß sie „eine stumme Statistenrolle bei dem Begräbnis der Redefreiheit" spielten. Ich führe dies als Beweis seiner Sprachbeherrschung an, obwohl es seine Führerfähigkeit war, die ich immer bewunderte, und nicht seine Beredsamkeit. Als ich Jahre später mit Lord Hartington von Lord Randolphs Karriere sprach, fand ich, daß er, den ich immer als das „Gewissen des Unterhauses" betrachtete, mit mir in der Schätzung Randolphs übereinstimmte.

Er erzählte mir, wie ärgerlich Gladstone über Randolph bei der Bradlaugh-Affäre war. „Er glaubt nicht an das Christentum, und doch schämt er sich nicht, die religiösen Vorurteile anderer zu kleinlichen politischen Zwecken auszunützen", sagte er. „Aber schließlich", fügte Lord Hartington hinzu, „fanden sich die Führer der beiden Parteien in einem Konferenzzimmer zusammen, während die Mehrheit des Hauses um Randolph versammelt war, woraus ich erkannte, daß Randolph ein unvergleichlicher Stratege war. Und später führte keiner das Unterhaus wie er. Er kannte das Haus besser, als er sich selbst kannte. Als Parlamentarier war er unvergleichlich, und ich kenne keinen zweiten, der ihn auch nur annähernd erreichte."

In unserem ersten Gespräch hatte ich keinen so starken Ein-

druck von den Führerqualitäten Randolphs, wie später, aber doch einen starken genug, um in ihm die Verkörperlichung der seltsamen Macht seines Vorfahren, des ersten Herzogs, zu erkennen. Er hatte auch zu jener Zeit einen Zug außerordentlicher Genialität und einen leidenschaftlichen Glauben an die Wirksamkeit einer Reihe von Reformen, die ich als bloße Heilmittelchen empfand, die er jedoch als charakteristisch englisch lobte. Ich werde noch später mehr über ihn erzählen. Aber weil es nun Sitte geworden ist, über ihn zu spotten, möchte ich es unterstreichen, daß man ihm ebenso wenig wie Parnell begegnen konnte, ohne die Größe in ihm zu empfinden. Er hat auf mich einen viel tieferen Eindruck als Gladstone gemacht.

In diesen ersten Jahren meiner Herausgebertätigkeit lernte ich A. M. Broadley kennen, der für die „World" schrieb und sich als Verteidiger des Arabi Pascha und der ägyptischen Unabhängigkeit einen Namen gemacht hatte. Es war Broadley, der mich zuerst mit Oberst Burnaby bekannt machte, der auch ein begeisterter Verehrer von Lord Randolph Churchill war. Fred Burnaby war ebenfalls eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Ich halte ihn physisch für den schönsten männlichen Typus, den ich je gesehen habe, er war mehr als sechs Fuß vier hoch, mit ungefähr siebenundvierzig Zoll Brustumfang. Unzählige Geschichten wurden über seine ungeheure Muskelkraft erzählt, von denen ich die meisten für zutreffend halte. Als er in die Garde eintrat, machten sich zwei Subalterne den Spaß, ihm zwei Esel durch das Fenster in sein Schlafzimmer zu schmuggeln. Als Burnaby nach Hause kam, fand er sie vor, nahm jeden unter einen Arm und trug sie ruhig die Treppe hinunter. Ich sah einmal, wie er einen Feuerhaken zusammenbog. Er sah sehr gut aus, hatte eine große Stirn und ein starkes Kinn, eine gerade, schwere Nase und wirklich schöne, gütiglachende Augen, weit gestellt, während ein schwerer, dunkler Schnurrbart teilweise seinen anziehenden Mund verbarg. Wenn ich ihn fünfzehn Jahre früher getroffen hätte, wäre ich vielleicht in der Lage gewesen, aus ihm einen Helden zu machen, denn er war ebenso intelligent wie kräftig. Er sprach ein halbes Dutzend Sprachen und war vollkommen frei von jedem Snobismus oder Vorurteil. Ich war ihm dankbar für die Art und Weise, wie er sich mir anschloß. Es freute ihn, als ich ihm sagte, ich hätte seinen „Ritt nach Khiva" gelesen; und er erzählte mir darüber eine Geschichte, die mich amüsierte.

Bei seiner Rückkehr nach England nach seinem berühmten Ritt wurde er zum Essen in Windsor eingeladen, um der Königin von seinen Abenteuern zu erzählen. Er folgte selbstverständlich der Aufforderung, stieg bei Waterloo in den Zug, schlief ein, versäumte es, in Weybridge auszusteigen, und wachte erst in Basingstoke auf. Er mußte den Stationsvorsteher überreden, ihm einen Sonderzug nach Windsor zu geben. „Es war das teuerste Essen in meinem Leben", war der humoristische Kommentar, mit dem er die Geschichte schloß.

Wir sprachen eines Nachmittags über Körpertraining und Muskelentwicklung, und ich entdeckte zu meiner Überraschung, daß Burnaby in dieser Hinsicht für Mäßigung eintrat. „Hauptsächlich in der Jugendzeit kann man es leicht übertreiben und die Muskeln auf Kosten unserer vitalen Energie entwickeln. Ich weiß nicht, wie ich es besser ausdrücken soll," fuhr er fort, „aber ich bin sicher, daß ich überentwickelt bin. Ich habe kleine Männchen gesehen, die sich der Liebe wunderbarer Frauen erfreuten, während die großen Athleten keine besonderen Liebhaber sind." Er sprach mit Bitterkeit, und ich faßte es als persönliche Beichte auf, denn ich hatte schon dieselbe Wahrheit festgestellt, und es war allgemein bekannt, daß die Ehe des armen Burnaby keineswegs glücklich war. Und doch nahmen sich römische Damen und selbst Kaiserinnen Gladiatoren zu ihren Geliebten. Warum?

Burnaby traf ein Mißgeschick, das ein charakteristisches Licht auf den Kodex der englischen Aristokratie wirft. Einer seiner Kameraden, ein Hauptmann, wenn ich nicht irre, hatte ein Verhältnis mit einer Dame, die er in einem Absteigequartier im Temple traf. Eines Tages begegnete Burnaby dem Offizier auf seinem Wege zu Broadley. Er muß Broadley lachend von der Begegnung erzählt haben; jedenfalls erschien in der nächsten Woche in der „World", für die Broadley schrieb, eine Notiz, die den betreffenden Offizier davor warnte, sich auf dem Wege zu Nr. Soundso im Temple ertappen zu lassen, da die Attraktion allgemein bekannt war.

Der Offizier rief eine Versammlung seiner Regimentskameraden zusammen und beschuldigte Burnaby der Indiskretion. Burnaby, der im Innersten wahrhaftig war, konnte nur sagen, er könne sich nicht erinnern, die Tatsache erwähnt zu haben, aber es sickerte durch, daß Broadley diesen Artikel geschrieben hatte, worauf die Offiziere den gesellschaftlichen Verkehr mit Burnaby abbrachen,

und als etwas später Prinz Edward zu einem Regimentsessen eingeladen war, verständigten sie den Oberst, daß kein Offizier an dem Essen teilnehmen würde, falls Burnaby bei Tisch erscheinen sollte. Dieser Boykott traf Burnaby tief ins Herz. Bevor er mit der Wolseleyschen Expedition zur Rettung Gordons ging, lud er mich zum Essen zu sich ein. Ich hatte früher schon oft mit ihm gegessen und fand ihn sehr interessant. Er hatte an viel mehr Punkten mit dem Leben Berührung als der gewöhnliche Offizier. Er war in drei oder vier Literaturen belesen und von höchster Aufnahmefähigkeit für alles Schöne in der Kunst und im Leben. Er war ein ausgezeichneter Plauderer. Er konnte eine gute Geschichte mit viel Humor erzählen und war seinem Wesen nach großzügig und freigebig. Ich habe Fred Burnaby immer neben Dick Burton gestellt, unter die edelsten Männer, die ich in meinem Leben getroffen habe. Nach dem Essen sagte er mir in seiner ruhigen Art, daß er nicht beabsichtige, lebend zurückzukommen. „Es ist ein komisches Gefühl," bemerkte er obenhin, „so ein Todesurteil über sich schweben zu lassen. Es dauert wohl kaum einen Monat, bis ich „das große Vielleicht" betreten habe, wie Danton, wenn ich nicht irre, ‚den unentdeckten Bezirk' nannte."

Ich kämpfte leidenschaftlich gegen seinen Entschluß, sagte ihm, daß sein Schicksal des großen Abenteurers und seine Erlebnisse in meinen Augen himmelhoch über dem ganzen Offizierskorps stünden. „Ich würde eine Wildnis von Affen und Mediokritäten für einen Burnaby geben", rief ich aus. „Um Gottes Willen, halten Sie aus und leben Sie ein so großes Leben bis zu einem edlen Ende."

„Wissen Sie denn, in welcher Weise ich boykottiert werde?" fragte er.

„Ich habe davon von Broadley gehört", erwiderte ich. Aber ich hatte auch gehört, daß Oberst Ralph Vivian, der ungeheuer populär war, sich vor einigen Wochen im Hyde Park ostentativ von Burnaby abgewandt hatte, und es war mir schon seit langem klar, daß Burnaby bis in die tiefste Seele verwundet war.

Jetzt brach das in ihm aufgespeicherte Leid aus.

„Das Leben ist viel schwieriger, als wir es in unserer Jugend uns vorstellen", begann er. „Wer konnte einen bessern Anfang haben als ich: von guter Herkunft mit vollkommener Gesundheit, großer Kraft, hochgewachsen und nicht so häßlich wie der Wolf, wie die Franzosen sagen, außerdem noch ziemlich begabt, mit einem guten Gedächtnis, voll Abenteuerlust, Sehnsucht nach der Fremde

und außerdem ernsthaft genug, um meine Vorteile zum Besten auszunutzen. Mit fünfunddreißig Jahren war ich schon nach Windsor eingeladen, hatte mir eine große Stellung in der Gesellschaft geschaffen, wurde Oberst der Garde, und heute, mit vierzig Jahren, bin ich ohne eigene Schuld, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, ein Ausgestoßener, ein Paria." (Er sprach mit ungeheurer Bitterkeit.) „Ich habe keine Chance mehr, und das Schlimmste ist, daß die Außenseite noch so glänzt wie vorher. – Für eins sei Gott Dank: daß ich zu sterben weiß." Sein ganzes Gesicht war wie verwandelt, von einer unbeugsamen Entschlossenheit und einem fröhlichen Mut erleuchtet.

„Sprechen Sie nicht so," rief ich aus, „ich darf Ihnen nicht zuhören. Es ist Ihrer nicht würdig. Sie haben kein absichtliches Unrecht getan. Ihre Lage ist eigentlich die Empörung von Durchschnittsidioten gegen eine hervorragende Persönlichkeit, die sich durchgesetzt hat. Es ist Ihre Pflicht, durch diese Dinge unbekümmert durchzugehen. Sie kennen doch das Goethewort: ‚Wenn der König ausreitet, bellen die Dorfköter hinter seines Pferdes Hufen!' Lassen Sie sie bellen!"

Aber Burnaby lehnte den Trost ab. „Wenn es hier anders stünde," seufzte er auf, „würde ich es vielleicht versuchen. Aber nein, mein Leben ist ein Fehlschlag, Harris! Ich bin überall geschlagen worden, es bleibt mir nur noch ein Kampf, der beste und der letzte." Und wieder leuchteten seine Augen hell auf.

Ich kann mir keine Vorwürfe machen, ich tat alles, was ich konnte, widerlegte seine Argumente, versicherte ihm, daß die Besten in der öffentlichen Meinung ihn nicht verdammen würden, bat ihn um unser aller willen, die ihn liebten, das Spiel zu Ende zu führen. Schließlich unterbrach er mich: „Der Würfel ist gefallen. Ich gehe Anfang der Woche nach dem Sudan. Ich werde mir Ihre Worte überlegen, lieber Freund, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar. Aber jeder Mensch muß sein Schicksal tragen –"

Tränen standen in meinen Augen, mein Herz schmerzte, als wir uns trennten. Es ist allgemein bekannt, wie edel Burnaby sein Leben in der Schlacht von Abu Klea im Sudan aufgab. Der arabische Angriff hatte die britischen Reihen durchbrochen, und im nächsten Moment hätten sich die Derwische wie ein Keil eingeschoben und die ganze Formation auseinandergesprengt, wenn sich nicht der Riese Burnaby in die Bresche geschlagen und den Anprall aufgefangen hätte. Während sich das Viereck hinter ihm

wieder zusammenschloß, kämpfte Burnaby, trotzdem er aus vielen Wunden blutete, bis ihn ein arabischer Speer in die Kehle traf. Er hatte tausend Leben gerettet und eine Niederlage in einen Sieg verwandelt. Bennet Burleigh, der berühmte Kriegskorrespondent des „Telegraph" schrieb mir später, daß Burnaby „unser aller Leben" gerettet habe.

Als ich von seinem heroischen Tode las, weinte ich wie ein Kind und fragte mich, ob seine Kameraden noch auf ihren idiotischen Boykott stolz waren. Für mich war der liebe Fred Burnaby der Held des Sudan und nicht Charles Gordon.

Ich hatte nie viel für den chinesischen Gordon übrig gehabt, vielleicht weil er überall so in alle Himmel gepriesen wurde, von billiger Begeisterung auch von solchen besabbert, die ihn nicht einmal von Angesicht kannten. Ich interviewte ihn für die „Evening News", als er auf Gladstones Befehl aus Brüssel herüberkam und nach dem Sudan ging, um die von den Streitkräften des Mahdi belagerten Garnisonen zu befreien. Vielleicht weil ich nicht viel erwartete, bekam ich auch kaum etwas aus ihm heraus. Nach der Meinung von Stead in der „Pall Mall Gazette" war er „ein christlicher Held" ... „ein Kämpfer Christi", eine blasphemische Contradictio in adjecto, die nur in England oder Amerika möglich war. Charles Gordon war in einer Hinsicht ganz unenglisch: er hatte keine Spur von Voreingenommenheit in sich, er war von einer durchsichtigen Offenheit und Einfachheit. Er sah auch gut aus, hatte eine auffallende Stirn, hoch und breit. Aber ich gab nicht viel auf hohe Stirnen, denn meiner Erfahrung nach hatte sich das deutsche Sprichwort bewährt:

Große Stirn,
Wenig Gehirn –

obwohl Victor Hugos Lob uns alle beeinflußt. Hugo sagte sehr schön, daß eine große Stirn auf ihn dieselbe Wirkung hätte wie eine Weite des Himmels über der Landschaft.

Ich habe Gordon sicherlich nicht verstanden. Als ich ihn fragte, warum er seine Absicht, nach dem Kongo zu gehen, aufgegeben habe, und statt dessen nach Khartum gehe, erwiderte er lächelnd, daß ihm die Not im Sudan größer schiene. „Ich werde später nach dem Kongo gehen, wenn Gott will!" Ich entnahm daraus, daß er sich als ein Instrument in Gottes Händen ansah, das die Tat ausführte, zu der es berufen war. Sein fatalistischer Glaube schien

mir kindisch, das Ergebnis des Erfolges und der Lobhudelei, die auf ein schwaches Gehirn wirkten. Seine Selbstüberhebung oder, wenn man will, sein Glaube ging über alle Vernunft hinaus. Er hatte keine Einsicht weder in Menschen noch Ereignisse. Sobald er Khartum erreichte, verblüffte er Baring und empörte Gladstone durch die Forderung, daß sein alter Feind Zebehr Pascha, der berüchtigte Sklavenhändler, von Kairo geschickt werden sollte, um ihm zu helfen. Einige von uns erinnerten sich, daß Zebehr Paschas Sohn, Suleiman, im Jahre 1879 in Darfur gegen Gordon und seinen Leutnant Gessi rebelliert hatte. Gessi schlug Suleiman in der Schlacht, nahm ihn gefangen und ließ ihn kaltblütig hinrichten. Baring war der Ansicht, daß Zebehr Gordon nur schaden könnte, und Gladstones Vorurteil gegen den Sklavenhändler war so unüberwindlich, daß Zebehr Gordon verweigert wurde.

Wie um seinen Glauben an die Vorsehung zu verhöhnen, waren die Ereignisse von Anfang an gegen Gordon. Kaum hatte er Khartum erreicht, als der Leutnant des Mahdi, Osman Digna, Sinkat im Sturm nahm und nicht nur die ägyptische Garnison, sondern alle Männer, Frauen und Kinder über die Klinge springen ließ. Kein Wunder, daß die Garnison von Tokar sich mit ihrem wilden Feind verständigte und unter gewissen Bedingungen ergab – eine große Menge ging mit Herz und Hand zum Feind über. Dann wurde Khartum bedroht, das christliche England zwang Gladstone zum Handeln, und eine militärische Expedition wurde abgesandt, um den Retter zu retten.

General Wolseley wurde selbstverständlich der Führer der britischen Kräfte, und er entschloß sich – wohl in Erinnerung an seine Red River-Expedition –, den Nil heraufzufahren, statt den kürzeren Weg über Suakim und Berber zu nehmen. Die ganze alberne Tragikomödie enthüllte mir blitzartig die unsagbare Dummheit einer demokratischen Regierung, die heutzutage eine schlecht informierte Presse und eine sentimentale, laute Mehrheit bedeutet.

Mitten in diesem Lärm erscholl plötzlich die Stimme eines wirklichen Menschen. Eines Morgens veröffentlichten die „Times" einen Brief des Mahdi, den er, wenn ich mich nicht irre, an die englische Regierung geschrieben hatte. Er war verblüffend gut geschrieben und in das beste, reine Bibelenglisch übersetzt. Ich habe ihn leider nicht aufgehoben. Aber er machte auf mich einen

unauslöschlichen Eindruck als das größte Dokument, das in meiner Zeit veröffentlicht wurde, bedeutender sogar als der Brief, den Parnell publizierte, nachdem ihn Gladstone in dem O'Shea-Scheidungsprozeß fallen ließ. Der Mahdi fragte die Engländer, warum sie gegen ihn mit soviel Streitkräften und Artillerie vorgingen. Wußten sie denn nicht, daß, wenn sie mit Gott und für seine hohen Ziele wirkten, auch eine kleine Streitmacht unbesiegbar sein würde? Wenn jedoch ihr Ziel selbstsüchtig und grausam wäre, würde keine Kraft genügen! „Sagt mir, was ihr wollt," schrieb er ungefähr, „und wenn es recht und billig ist, werdet ihr es ohne Schwierigkeit erlangen. Wenn euer Ziel jedoch geheim und verderblich ist, wird euer Tun nichts anderes sein als Pflügen im Sand." An Gladstone gerichtet, erschien dieser Appell unwiderstehlich komisch. Der alte christliche Rhetor wurde auf ein Pulverfaß eigener Fabrikation gehoben.

Den ganzen Sommer hindurch verfolgte England die Nil-Expedition mit atemlosem Interesse. Schließlich im Dezember, nach dem Siege von Abu Klea, wurde ein Vorstoß auf Khartum beschlossen. Wie um die vollkommene Wertlosigkeit seiner Urteilsfähigkeit zu beweisen, schickte Gordon am 29. Dezember eine Depesche, daß „in Khartum alles in Ordnung sei und es sich noch jahrelang halten könne". Aber Wolseley war besser orientiert, und Anfang Januar machte Sir Charles Wilson seinen Vorstoß nach Khartum. Er fand, daß die Stadt bereits gefallen war, die Streitkräfte des Mahdi schossen von den Mauern auf sein Schiff herunter. „Gordon gefangen", lautete der erste Bericht, und dann erst erfuhr man die Wahrheit. Als er das Hereinstürmen der Feinde hörte, lief Gordon aus seinem Palast mit gezogenem Säbel heraus und wurde am Eingang erdolcht. Die ganze kostspielige Expedition erwies sich als ein Fiasko. Sollte denn die Expedition zurückkehren und den Sudan dem Sklavenhändler und Mahdi überlassen? Gladstone wollte es gern, aber das aristokratische England konnte sich nicht so leicht in die Niederlage fügen.

Sobald Wolseley nach England zurückgekehrt war, suchte ich ihn auf und stellte mit großem Interesse fest, daß seine Ansicht über Menschen und Dinge von der meinigen nicht sehr verschieden war. Ich hielt Wolseley für einen ziemlich belanglosen Mensch, er besaß keine Macht der Persönlichkeit, keine tiefe Einsicht, er war ein durchschnittlicher englischer Gentleman mit einer Menge geschäftlicher Erfahrung. Jedoch durch den Kontakt mit fähi-

geren Leuten als er selbst hatte er eine Art von flair, wie ihn kluge Frauen besitzen, für das, was über seinem Kopfe vorging, bekommen. Er war unendlich gütig und anständig, sein Ehrgeiz stand jedoch in gar keinem Verhältnis zu seinen Fähigkeiten. Dies alles und noch einiges mehr wurde durch einige der Geschichten illustriert, die er mir erzählte. Wir sprachen über Mut, und er verblüffte mich durch die Behauptung, daß eine Freiwilligenarmee immer besser sei als ein Rekrutenheer. „Einer unter drei Rekruten ist sicher ein Feigling – und diese Minorität kann zu jeder Zeit ein Unglück heraufbeschwören." Es klang durchaus plausibel. Dann drehte sich unser Gespräch um Gordon wie die meisten in jener Zeit. „Ich war mit Gordon in der Krim zusammen. Tag für Tag lagen wir stundenlang Seite an Seite in den Schützengräben vor Redan."

„Wirklich?" rief ich aus, „das muß sehr interessant gewesen sein."

„Es war sehr interessant", fuhr er fort, „und ein Anschauungsunterricht über den Mut, von dem wir gerade sprachen. Die Schützengräben zogen sich ungefähr 80 Yards vor den Befestigungswällen hin und waren so flach und verschlammt, daß sie uns nicht viel Schutz boten. Gegen sechs Uhr an jedem Abend wurden wir abgelöst. Gerald Graham, jetzt General Sir Gerald Graham, war der mutigste Mensch, den ich je kannte, mehr als sechs Fuß hoch und ein schöner Mann obendrein. Jede Nacht, wenn die Stunde schlug, pflegte Graham aufzustehen, die Hände in die Taschen zu stecken und nach seinem Quartier hinzuschlendern. Sobald die Russen das bemerkt hatten, sammelten sie sich abends auf dem nächsten Festungswall, um den großen Engländer aus dem Hinterhalte niederzuknallen. Wie es jedoch das Glück wollte, gingen die Kugeln immer fehl. Ich zankte mit ihm immer wieder. „Es ist nur eine Frage der Zeit, Graham," sagte ich, „und dann haben sie Sie. Um Gottes Willen, seien Sie doch nicht so tollkühn." Aber Graham achtete nicht darauf und machte sich jeden Abend wochenlang zu einer Zielscheibe für die Russen, und ich versichere Ihnen, nach zehn Tagen war es ein Wunder, daß er nicht getroffen wurde, denn wohl Hunderte zielten nach ihm, und die Kugeln summten wie Bienen in der Luft herum."

„Sie sind wohl seinem Beispiel nicht gefolgt?" fragte ich lachend.

„Keineswegs", erwiderte Wolseley ernst. „Schon zu jener Zeit

hatte ich mir vorgenommen, Hauptkommandeur der britischen Armee zu werden, soweit es mir nur gelänge. Und jeden Abend kroch ich auf allen vieren durch die feuchten, schlammigen Schützengräben Hunderte von Yards lang, bis ich aus der Schußlinie war. Ich hielt mich für zu gut, um mich zur Zielscheibe herzugeben." – „Und Gordon?" fragte ich. „Gordon war doch damals Ihr Untergebener, wie benahm er sich denn?"

„Keiner von uns wurde damals aus Gordon klug", erwiderte Wolseley. „Eines Abends kroch er mir durch den Schlamm und Schmutz nach, und am nächsten Abend richtete er sich auf, stolz wie ein Spanier, hakte sich in Grahams Arm ein und schlenderte mit ihm weg, als ob der nächste russische Schütze tausend Meilen entfernt wäre. Ich begriff erst allmählich, daß das alles bei Gordon mit seinen Gebeten zu tun hatte. Wenn Gott ihm irgendein Zeichen seiner Gnade zukommen ließ, ging er ganz unbekümmert mit Graham los, wenn er jedoch über die göttliche Gnade irgendwie im Zweifel war, kroch er länger und tiefer durch den Schmutz als notwendig. Gordon war ein komischer Kauz, aber Graham war der Mutigste der Mutigen.

Ich erinnere mich, daß ich später in dem Chinesenkrieg Graham zufällig traf", fuhr Wolseley fort. „Eines Abends sah ich im Nebel einen Mann zu Pferde und rannte zu ihm hinüber, um ihn etwas zu fragen. Als ich ihn erreichte, erkannte ich Graham, und in meiner Freude schlug ich ihm auf den Schenkel, während ich meine Frage stellte. „Ja, es stimmt," erwiderte er, „aber bitte, lassen Sie meinen Schenkel in Ruh', ich habe da eben eine Kugel reinbekommen." Und als ich auf meine Hand guckte, war sie karmoisinrot. Graham kümmerte sich um Wunden so wenig wie um Gefahr. Sie wissen ja, daß er das Victoriakreuz bekommen hat. Ich habe mich immer wieder darum bemüht, aber ich habe kein Glück – das Leben versagt uns so viele unserer Wünsche. –"

Zu meiner Verblüffung war er enttäuscht. Man stelle sich einen Heerführer vor, der sich nach dem Victoriakreuz sehnt!

Wolseley war ein interessanter Mensch, obwohl die Geschichten über Gordon und Graham die besten waren, die ich je von ihm gehört habe. Er hatte ein ereignisreiches Leben geführt, und seine Erinnerungen an den Bürgerkrieg in Amerika faszinierten mich, und ich werde sie später noch erwähnen, weil sie meine Bemühungen um seine Beförderung zum Hauptkommandeur erklären, um ihn den Gipfel seiner Ambitionen erreichen zu lassen. Jahre hindurch

trafen wir uns von Zeit zu Zeit. Ich fand in ihm immer einen ausgezeichneten Gastgeber; und es war in seinem Hause in Woolwich, wo mir der Witz gelang, der später andern zugeschrieben wurde. Alfred Austin war gerade von Lord Salisbury zum Poeta laureatus ernannt worden, obwohl er in seinen Werken nicht mehr Poesie hatte als eine Stubenfliege. Er hatte jedoch andere Verdienste. Er hatte jahrelang Leitartikel im „Standard" geschrieben und Lord Salisbury über alle Maßen gepriesen. Als Lord Tennyson starb, ernannte Lord Salisbury Alfred Austin an seiner Stelle, „Alfred der Kleine nach Alfred dem Großen", wie irgendein anonymer Witzbold erklärte. Selbstverständlich hätte Lord Salisbury Swinburne ernennen sollen oder ein halbes Dutzend größerer Dichter als diese kleine Kreatur gefunden; aber er zog seinen Lobredner vor – eine unerhörte Beleidigung der englischen Dichtung – eine Beleidigung, deren Schwere er nicht einmal ermessen konnte.

Ich hatte Austin oft getroffen und hielt ihn für nichts anderes als einen bloßen Journalisten und Stellungsjäger ohne Talent und Persönlichkeit, aber an diesem Abend bei Wolseley behandelte er mich mit betonter Herablassung. „Ich habe Herrn Harris gekannt," bemerkte er, „als er bloß Herausgeber der ‚Evening News' war." Er sprach in einem so hochfahrenden und überlegenen Tone, daß ich erwiderte: „Ich höre, daß Sie sich sowohl in der Poesie wie in der Prosa versuchen. Welcher von beiden werden Sie sich in Zukunft widmen?"

„Ich muß jetzt wohl eine gewisse Anzahl Gedichte schreiben", erwiderte er.

„Warum?" fragte ich in gespielter Unwissenheit.

„Ach, um den Wolf von der Tür fernzuhalten", erwiderte er lachend.

„Ach ja, ich verstehe, ausgezeichnet! Sie lesen also dem Wolf Ihre Gedichte vor." Austin mied mich seit dieser Zeit. Aber ich war mit meiner Bemerkung sehr zufrieden, vielleicht, weil ich so selten witzig war.

## KAPITEL XIII

# ERINNERUNGEN AN JOHN RUSKIN

Ich hatte nie jemanden in meinem Leben getroffen, dessen äußere Erscheinung mich mehr enttäuscht hätte als die Ruskins. Ehe ich ihm begegnet bin, hatte ich immer geglaubt, daß ein Mann von großer Fähigkeit in irgendeinem Zuge sein Genie verraten müsse. Aber ich habe in Ruskins Gesicht und Gestalt auch nicht eine Andeutung seines ungewöhnlichen Talentes finden können. Sein Äußeres war nicht einmal einnehmend. Er sah zusammengesunken und eingeschrumpft aus. Obwohl er vielleicht fünf Fuß acht oder neun maß, war er zerbrechlich zart und gebückt. Trotz der vorspringenden Adlernase war sein Gesicht zu schmal, zu knochig dürr und verrunzelt. Das graue Haar, das einmal rötlich gewesen sein muß, war sorgfältig zurückgebürstet, Bart und Koteletten waren ebenfalls weiß, dünn und schütter. Die Augen waren hell graublau, manchmal schossen schnelle Blicke hervor, dann wurden sie ganz versonnen unter dem buschigen Augenbrauendach. Die hohe Adlernase wurde durch das etwas zurückweichende Kinn hervorgehoben. Er sah wie ein alter, unglücklicher Vogel aus. Nichts in seinem Gesicht oder seiner Gestalt war anziehend oder eindrucksvoll. Selbst seine Anzüge waren altmodisch. Er trug einen dunkelblauen, langen Gehrock und eine sehr helle, blaue Krawatte. Seine Manieren waren scheu, selbstbewußt, unsicher. Ich war so enttäuscht, daß ich an seinen Fähigkeiten zu zweifeln begann. Aber sobald er sich beim Reden erhitzte, trug mich seine Stimme hinweg, ein dünner, hoher, unwiderstehlich ergreifender Tenor. Sie wimmerte oft und fluchte manchmal, war aber immer von einer ungeheuren Intensität. Die Seele dieses Menschen lag in der seltsamen Stimme mit ihrer edlen Rhetorik und der leidenschaftslosen ethischen Anrufung.

Ich wußte selbstverständlich schon eine ganze Menge von ihm,

bevor ich ihn traf, wußte, daß er ein großer Freund Carlyles gewesen war, wußte, daß er vielleicht der ungewöhnlichste Meister der englischen Prosa seit Sir Thomas Browne war.

Ich traf ihn zuerst, wenn ich mich nicht irre, bei der Baronin Burdett Coutts im Piccadilly. Jedenfalls hatte die Betreffende, die mich vorstellte, Ruskin gesagt, daß ich ein großer Verehrer von Carlyle war und daß Carlyle geäußert habe, er erwarte noch Bemerkenswertes von mir. Diese Empfehlung Carlyles hat offensichtlich Ruskin beeinflußt, der mich von Anfang an mit streichelnder Güte behandelte.

Auf seinen Wunsch hin besuchte ich ihn, ich glaube, in Morleys Hotel in Trafalgar Square. Es war wohl im Jahre 1886. Aber es mag auch ein Jahr früher oder später gewesen sein. Ich besitze nur abgerissene Notizen über unsere Gespräche. Zuerst sprachen wir über Carlyle, und ich fand, daß Ruskin ihn mindestens so glühend verehrte wie ich. In der ersten Gesprächspause sagte ich ihm, daß sein Aufsatz über die Kirche von Calais mir die beste Schilderung in englischer Sprache schiene, selbst der Carlyleschen Beschreibung der landschaftlichen Szenerie vor der Schlacht von Dunbar überlegen. „Ich möchte so gern wissen," sagte ich, „wie Sie so früh zu einer solchen Beherrschung des Stils gelangt sind."

„Dichter und phantasiereiche Schriftsteller sind gewöhnlich frühreif, nicht wahr?" begann er mit einer herzgewinnenden Höflichkeit und stellte mich durch diese Frage trotz des Unterschiedes in Alter und Stellung sofort auf sein eigenes Niveau. Wir sprachen eine Zeitlang über dieses Thema, aber plötzlich verblüffte er mich: „Ich glaube wohl, daß ich in mancher Hinsicht frühreif war. Ich war bis über beide Ohren verliebt, als ich noch nicht fünfzehn Jahre alt war."

Da ich wußte, daß er von seiner Frau geschieden war, weil sie behauptete, die Ehe sei nie vollzogen worden, fand ich sein Geständnis um so verblüffender.

„Wirklich?" rief ich aus. „In wen denn?"

„In die kleine Domecq – die Tochter des spanischen Kompagnons meines Vaters im Weingeschäft", erklärte er. „Ich traf die Familie in Paris, als ich vierzehn Jahre alt war. Das ‚Südkreuz unvorstellbarer Sterne' nannte ich sie, und ich wurde durch die Liebe zu Adele, zu der blonden Adele, die etwas älter war als ich, in die Knie gezwungen. Zwei oder drei Jahre später, als sie uns auf Herne Hill besuchten – ich war damals ungefähr achtzehn

Jahre alt –, schrieb ich Gedichte über den Zauber ihres Lächelns. Aber als ich meinem Vater gestand, daß ich sie heiraten wollte, nahm er mir sofort alle Illusionen. ‚Deine Mutter, John, würde nie einwilligen. Sie ist ja römisch-katholisch.‘

Ich liebte meine Mutter und war zu jener Zeit auch tief religiös, obwohl nicht so religiös, um nicht den Kampf aufzunehmen. Jedoch die Sache wurde bald entschieden, wie es oft im Leben der Fall ist. Adele kam im Jahre 1839 auf Herne Hill zu Besuch, als ich zwanzig Jahre alt war, machte mir jedoch keine Hoffnung. Ich glaube, sie hat mich nicht einmal ernstgenommen. Sie war einfach geschmeichelt und belustigt. Sie heiratete im nächsten Jahre 1840 und verschwand aus meinem Leben. Es war ein schwerer Schlag für meine Gesundheit. Ich konnte mich jahrelang nicht erholen.“

Ruskin machte auf mich den Eindruck eines höchst liebevollen, weichen Menschen. Bei jeder Begegnung ergriff er meine Hand, und in seinem Druck lag eine Weite warmen Gefühls. Zugleich hing über ihm ein Hauch sehnsüchtiger Schwäche wie bei einem, dessen Leben voll von Bedauern ist; und ich war selbstverständlich erpicht, möglichst viel über seine Ehe zu erfahren. Ich hatte bereits gemerkt, daß, sobald ich ihn reden ließ, er über sich selbst zu sprechen anfing und mir Dinge von größtem Interesse mitteilte. Ich brauchte ihm nur meine Bewunderung zu zeigen und ihn mit einer Frage auf die Spur zu weisen, und bald kramte er in den persönlichen Erinnerungen, in einer ergreifenden Bemühung, wie es mir schien, sich zu erklären und zu rechtfertigen.

„Wir sprachen eines Tages über Carlyles tiefe Liebe zu seiner Frau, als mir Ruskin plötzlich sagte, daß er überhaupt nie in seine Frau, ein Fräulein Gray, verliebt gewesen sei. Als er ungefähr achtundzwanzig Jahre alt war, erzählte er, besuchte sie seine Familie auf Denmark Hill. Seine Mutter wünschte sich glühend diese Ehe, und „sie (Fräulein Gray) war sehr angenehm und liebenswürdig, und ich heiratete sie daher im April achtundvierzig. Ich hatte bereits meinen ganzen religiösen Glauben verloren. Ich ging mit meiner Frau in die Normandie und schrieb die ‚Sieben Lampen der Architektur‘.

Als ich etwas über dreißig Jahre alt war, kehrten wir zurück, ließen uns in Park Street nieder, und dort lernte ich Carlyle und andere gemeinsame Freunde, Coventry Patmore und die Präraffaeliten kennen. Im Jahre 1853 gingen wir nach Schottland

mit Millais, und Millais malte mein Bild. Dort entdeckte ich, daß meine Frau Millais liebte. Ich ging eines Morgens in sein Atelier, öffnete lautlos die Tür ohne den leisesten Verdacht – und sah sie dort auf dem Sofa in seinen Armen liegen. Ich war bestürzt, wich unwillkürlich einen Schritt zurück und schloß lautlos die Tür. Was sollte ich tun? Ich war ein wenig erschüttert, aber da ich sie nie geliebt hatte, empfand ich keine Spur von Schmerz. Ich war bloß verärgert, mußte jedoch auf meine Würde bedacht sein. Ich beschloß einfach, mich noch zeremonieller zu benehmen als bis jetzt."

In meinen Augen lag das blanke Staunen, und Ruskin muß es empfunden haben, denn er begann zu erklären: „Ich wollte nicht mit ihm brechen. Ich dachte, ich hätte kein Recht dazu. Mein Bild war nicht fertig, und ich wollte, daß er es beendete. Ich dachte mir, daß es vielleicht eines der großen Porträts der Welt wird. Ich wollte auch meine Würde wahren." Ich konnte kaum ein Lächeln zurückhalten, was hatte denn die Würde damit zu tun? aber Ruskin fuhr fort: „Ich hielt ihn und halte ihn noch immer für einen sehr großen Meister, und so war ich einfach von einer peinlichen Höflichkeit, bis das Bild beendet war, und dann ging er weg. Er hatte ohne Zweifel den Unterschied in meinem Benehmen gespürt. Ich war sehr kalt und reserviert, und er war nicht mehr so – geräuschvoll und von einer so jovialen Derbheit, wie er es früher manchmal gewesen war.

Etwas später verließ mich meine Frau und reichte die Scheidungsklage ein. Ich habe ihr selbstverständlich nicht widersprochen. Ich hatte kein Interesse daran. Ein Jahr später war sie frei und heiratete Millais. Ich bin wirklich stolz auf die Tatsache, daß, selbst nachdem dies vorgefallen war, ich enthusiastisch über Millais' Genie als Maler schrieb, persönlich hat es mich nie berührt, ging mir nicht einmal nahe."

Ich erinnere mich nicht mehr, wie ich ihn wieder zum Reden brachte, aber ich glaube, ich fragte ihn, wie er dazu kam, Turner so früh zu bewundern. „Ich wußte immer schon ziemlich viel über Malerei, und ich war, glaube ich, der erste, der Turners wirkliche Größe erkannte. Ich kaufte viele seiner Bilder, bevor ich noch dreiundzwanzig Jahre alt war. Sie wissen ja, daß ich mit vierundzwanzig Jahren den ersten Band der ‚Modernen Maler' veröffentlicht habe.

Als Turner starb und seine Bilder dem Volke vermachte, ging

ich hin, um sie zu sehen, und fand sie noch ziemlich vernachlässigt, in Kisten verpackt in den Kellern der ‚National Gallery'. Ich schrieb sofort an Lord Palmerston und sagte ihm, es würde mir eine Freude sein, wenn man mir gestatten möchte, Turners Werke zu ordnen. Er brachte mich in Verbindung mit den Treuhändern, und ich wurde von ihnen dazu eingesetzt. Durch das Jahr 1857 und die Hälfte des Jahres 1858 hindurch arbeitete ich an der Klassifizierung und Ordnung der Turnerschen Bilder. Ich ließ auch seine Aquarelle rahmen. Plötzlich erlebte ich einen der schlimmsten Schläge meines Lebens.

Ich hatte immer geglaubt, daß das Gute, das Reine und das Schöne eins seien, verschiedene Manifestationen des Göttlichen. Ich hatte immer die Farbenschönheiten der Malerei mit einer heiligen Reinheit des Lebens in Verbindung gebracht. Ich wußte, daß es kein allgemein gültiges Gesetz war. Man verdächtigte Tizian, daß er ein ausschweifendes Leben geführt habe, man brachte ihn sogar mit seiner eigenen Tochter in Verbindung, aber das kam mir wie ein Wahnsinn vor, wie eine bloße Legende, die man nicht einmal in Betracht ziehen durfte. Ich habe immer den Glauben behalten, daß Güte, Weisheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit mit einem großen Talent gepaart sind, und Turner war mein Held. Eines Tages, es war wohl im Jahre 1857, geriet eine Skizzenmappe in meine Hände, die mit den schamlosesten Zeichnungen Turners vollgestopft war – etwas vollkommen Unentschuldbares und Unerklärliches.

Ich gab mir nun die Mühe, alles Nähere herauszufinden, und erfuhr nun, daß mein Held häufig sein Haus in Chelsea verließ, am Freitag nachmittag nach Wapping ging und dort bis Montagmorgen mit Matrosenweibern lebte und sie in jeder obszönen Pose malte. Welch ein Leben! Und welch eine Last fiel auf meine Schultern! Was sollte ich tun?

Wochenlang wurde ich von Zweifeln zerrissen und litt unsagbar, bis mir plötzlich der Gedanke kam, daß ich vielleicht auserwählt wurde als der einzige Mensch, der fähig war, in dieser einen Sache zu einem Entschluß zu kommen. Ich nahm die Hunderte der obszönen Zeichnungen und Skizzen und verbrannte sie an Ort und Stelle – verbrannte sie alle ohne Ausnahme . . . Glauben Sie nicht, daß ich recht hatte? Ich bin so stolz darauf, so stolz –", und seine Unterlippe preßte sich über die Oberlippe und verlieh ihm den Ausdruck einer höchst eigensinnigen Entschlossenheit.

Ich glaube, es war das merkwürdigste Geständnis, das ich je gehört habe. Und ich erinnere mich, daß ich es nachher tagelang nicht über mich brachte, Ruskin zu besuchen. Als wir uns das nächste Mal trafen, hatte er mich in meinem kleinen Hause in Kensington-Gore aufgesucht. Ich vermied, von Turner zu sprechen. Ich war sicher, daß wir uns darüber zanken würden oder, besser gesagt, daß ich ihn beleidigen würde, wie ich oft schon manche Freunde beleidigt hatte, als ich ihnen Dinge sagte, die mir die nackte Wahrheit schienen. Was für ein Recht hatte er, das Werk eines andern Menschen zu vernichten, geschweige denn das Werk eines Menschen, den er als ein gottgesegnetes Genie pries? So sprach ich von Carlyle und seiner Lehre. Er gab mir zu, daß es Carlyle war, der ihn zum Sozialismus bekehrt hatte, obwohl er „schon auf dem Wege war", fügte er lachend hinzu. „Ich habe gefunden, daß Xenophon schon 400 Jahre vor Christus von den ‚gemeinen Kerlen auf dem Markte' gesprochen hat, die ‚immer nur daran dachten, wie sie am billigsten kaufen und am teuersten verkaufen können'. Unser modernes Evangelium," rief er mit triumphierender Verachtung aus; „nur für gemeine Kerle geeignet!"

„Was halten Sie für Ihr Bestes?" fragte ich einmal Ruskin, „Ihre Enthüllungen über die Kunst und Natur oder Ihre soziologischen Bücher?"

„Sie bilden ein Ganzes", erwiderte er und schob nachdenklich die Unterlippe vor. „Die meisten Menschen scheinen jedoch meine ‚Fors Clavigera' vorzuziehen."

Ruskin kam oft abends zu mir, aber noch häufiger sah ich ihn beim Mittagessen. Wir sprachen dann lange miteinander, und ich fuhr ihn in sein Hotel zurück. Ich sagte ihm eines Tages, wie seltsam es mir schiene, daß er ohne Leidenschaft einen so emotionellen Stil erreicht hatte.

Er drehte sich jäh zu mir um. „Wie kommen Sie darauf? Ich habe mehr als einmal leidenschaftlich geliebt. Wenn ich Adele geheiratet hätte, wäre die Ehe auch vollzogen worden, ich kann Sie dessen versichern. Aber viel später, als ich über Vierzig war, kam in mein Leben die große Liebe, und diese Leidenschaft ließ mich ausgebrannt zurück. Die Liebe war mein Verhängnis", fügte er mit dünner, trauriger Stimme hinzu.

„Wirklich?" fragte ich in echtem Erstaunen. „Können Sie mir etwas darüber erzählen?"

Nach einer langen Pause erzählte er mir, wie er nach Irland ging

und eine Frau Latouche besuchte und wie Rosie, ihr zwölfjähriges Töchterlein – wie eine Fee in ihrem blaßrosa Kleidchen – am Abend hinunterkam, um ihn zu begrüßen. „Sie war ein bloßes Kind, aber damals schon so weise und nachdenklich, und ich war zweiundvierzig Jahre alt.

Als sie siebzehn war, kam sie mit ihrer Mutter nach London, und ich verbrachte wunderbare Tage mit ihr auf Denmark Hill. Sie nannte es das ‚Edenland'. Wir trafen uns oft, hauptsächlich bei Lady Mount Temple auf Broadland. Damals sagte ich ihr, wie ich sie liebte. Sie ließ ihre tiefen Augen auf mir ruhen und bat mich, auf sie zu warten, bis sie volljährig würde. – ‚Es sind ja nicht mehr als drei Jahre', sagte sie. – Ich sprach auch mit ihrer Mutter, die jedoch sehr unzufrieden und unwillig darüber schien. Als Rosie zwanzig Jahre alt wurde, war sie tief verzweifelt über meinen Unglauben. Sie veröffentlichte ein kleines Büchlein von Gedichten unter dem Titel ‚Wolken und Licht'. Sie war eine glühend gläubige Christin, die an jedes Wort des Herrn glaubte – es war in diesem Jahr, glaube ich, als sie an mir vorbeiging, ohne mir ein Wort zu sagen, wie einst Beatrice an Dante –"

Es lag etwas unendlich Ergreifendes in dieser dünnen Stimme, etwas Hilfloses und Verlorenes in seiner Haltung, in der zitternden Unterlippe und den abfallenden Händen, wie bei einem, der unrettbar besiegt ist. Mein Herz krampfte sich zusammen, als er sprach: . . .

„Mein Unglaube schadete mir viel bei ihr und lockerte das geistige Band zwischen uns. Aber später erfuhr ich die wahre Ursache unserer Trennung. Der Vater" (ich glaube, Ruskin sagte, es sei der Vater gewesen) „brachte sie nach London und besuchte mit ihr Frau Millais. Meine frühere Frau hat ihr ohne Zweifel von meinem früheren Asketismus oder meiner Abstinenz erzählt, denn als mein geliebtes Mädel die Treppe herunterkam und vom Vater gefragt wurde, ob ‚sie jetzt seinen Widerstand gegen unsere Ehe verstünde', antwortete es: ‚Ich verstehe, daß es Menschen gibt, denen der Körper alles und die Seele nichts ist – sprich, bitte, nicht darüber! Ich will nie mehr daran denken.'

Mein armes Lieb, die Rose meines Lebens!"

Meine Notizen über diese Szene sind so fragmentarisch, bloß abgerissene Worte, die sich nur durch die Tatsache erklären, daß ich glaubte, keine Silbe von dem zu vergessen, was er sagte. Aber die Worte sind leider aus meinem Gedächtnis verschwunden, und

ich kann nur, sozusagen, meine vagen Eindrücke in Worte übersetzen. Ich bin mir keines einzigen Ausdrucks sicher. Aber so weit ich mich erinnere, glaube ich, daß er mir gesagt hat, er wäre in ihrer letzten Krankheit bei Rosie Latouche gewesen und habe seine Liebste die ganze Nacht durch in den Armen gehalten, bis sie starb. Aber vielleicht hat er es nur so intensiv gewünscht und es mir als die größte Sehnsucht seines Herzens geschildert? Ich weiß es nicht mehr, und die Tatsache ist auch nicht so wichtig.

Aber an die nächste Szene erinnere ich mich ganz genau.

Plötzlich sprang er auf und schrie:

„Dort ist es! Sehen Sie denn den Teufel nicht?", und er raste im Raum herum. „Die Katze!", und er schien sich nach einer Katze zu bücken. „Öffnen Sie das Fenster!" schrie er. Und als ich das Fenster aufriß, stürzte er heran und schien etwas hinauszuwerfen.

„Der Teufel!" rief er atemlos aus. „Das Böse, das mich in Versuchung führt. Sie haben es doch gesehen, nicht wahr?"

Ich konnte nur antworten: „Sie schienen etwas aus dem Fenster hinauszuwerfen, das war alles, was ich sah! Aber nun ist es wohl weg?" fügte ich hinzu, in der Hoffnung, seine atemlose Aufregung zu lindern.

„Es geht mir nicht gut", brach er plötzlich ab. „Es übermannt mich immer, wenn ich an diesen furchtbaren Verlust und an den Tod meiner Geliebten denke. Ich darf nicht daran denken, ich darf nicht! Ich wage es nicht! Ich wurde in letzter Zeit jedes Jahr krank, weil ich daran dachte, wie ich sie verlor – ich hatte eine Gehirnentzündung im Jahre 1878 und wieder im Jahre 1881 und den letzten Anfall im vorigen Jahre. Ich werde sehr alt und schwach ... Verzeihen Sie, wenn ich dann irre rede!"

Er erinnerte mich an Lear.

Sein Gesicht war ganz grau und eingefallen – ein unsagbares Mitleid überströmte mich. Welch eine furchtbare, unverdiente Tragödie! Ich führte ihn hinaus, als ob er ein Kind wäre, und brachte ihn zurück ins Hotel. Während unserer Fahrt liefen die Tränen seine dünnen, zuckenden Wangen herunter.

Ich habe nie – mit Ausnahme von Carlyle – ein traurigeres Gesicht gesehen.

Ich fragte ihn einmal, ob ich die Gedichte von Fräulein Latouche bekommen könnte; und er wollte mir sein Exemplar leihen. Sein bestes Gedicht an sie, sagte er, begann mit den Worten: „Rosie, Rosie, Rosie rar ...", und ich fragte mich, ob er das

Goethesche Gedicht „Röslein, Röslein, Röslein rot“ nachgeahmt hatte, obwohl er kein Deutsch konnte. Er erzählte mir mit unendlicher Zärtlichkeit, daß Rosie ihn den „Heiligen Chrysostemos“ oder den „Heiligen Napfkuchen“ zu nennen pflegte, und er trug immer ihren ersten Brief an ihn zwischen zwei dünnen, goldenen Platten in der Brusttasche.

Ruskin gab zu, ja unterstrich oft die Tatsache, daß er allen Glauben an den „jüdischen Juwelierhimmel“, wie er ihn höhnisch nannte, verloren hatte, aber zu gleicher Zeit erklärte er wiederholt, daß er einer Sache todsicher war, und zwar, daß Rosies Geist zu ihm oft als „ein Schutzengel“ kam und daß sie „sehr, sehr glücklich“ war.

Ich erinnere mich, wie ich ihn einmal über den Weg nach Hinksey fragte, den berühmten Weg, den er von Oxforder Studenten anlegen ließ. Er verteidigte diesen Gedanken; er sagte, es würde für alle besseren Klassen gut sein, ein Handwerk zu lernen; „manuelle Arbeit ist für jeden von uns gut, selbst für Gladstone“, fügte er lachend hinzu, aber er schien nicht sehr viel Interesse an dem Straßenbau zu haben. Toynbee war einer seiner Vorarbeiter, Alfred Milner baute auf der Straße, und Oscar Wilde lachte gern darüber. Es war wohl Oscar, glaube ich, der mir in seiner Schilderung der Ruskinschen Vorträge sein Epigramm über Neapel zitierte. „Neapel“, sagte er, „vereinigt in sich das Laster von Paris, das Elend von Dublin und die Vulgarität von Newyork.“ Aber Ruskin war nie in Newyork gewesen und wußte nichts darüber, ebensowenig wie über das Laster in Paris. Er war eigentlich nur auf der Höhe, wenn er über Tugenden sprach.

Ich hatte Ruskin nie vortragen gehört. Aber er sagte mir, daß er nach einer gewissen Übung sich auf die Inspiration des Augenblicks zu verlassen pflegte, mit Ausnahme vielleicht der ersten Worte und des Schlußsatzes, die er sich gewöhnlich aufschrieb und auswendig lernte: „Manchmal ließ ich auch die Schlußworte aus,“ fügte er hinzu, „nur um mein albernes Auditorium zu enttäuschen.“

Nach all diesen Qualifikationen ist es kein Wunder, daß Ruskin einen ganz ungewöhnlichen Einfluß in der Universität ausübte. Seltsamerweise habe ich den vollen Eindruck von dieser Wirkung bei einem meiner frühesten Diners mit Cecil Rhodes bekommen. Ich wußte, daß alle, selbst alte Professoren, zu Ruskins Vorlesungen gingen, wußte, daß die jungen Menschen von seinem

leidenschaftlichen Idealismus und seiner patriotischen Glut tief ergriffen waren, aber erst durch Rhodes begriff ich die ganze Wirkung der außerordentlichen Bedeutung von Ruskin. Man kann seine oratorischen Fähigkeiten nach seiner Inaugurationsrede beurteilen:

„Ein Schicksal ist uns nun möglich geworden, das höchste, vor das je ein Volk gestellt wurde, um es auf sich zu nehmen oder ihm auszuweichen. Wir sind noch als Rasse nicht degeneriert, wir haben die Mischung des besten nordischen Blutes. Unser Charakter ist noch nicht haltlos geworden. Wir besitzen noch die Entschiedenheit, um zu herrschen, und die Anmut, um zu gehorchen . . . Werdet ihr, Jünglinge Englands, euer Land wieder zu einem Herrscherthrone der Könige machen, zu einem szeptertragenden Eiland, zu einer Quelle des Lichtes für die Welt, zum Mittelpunkte des Friedens, zur Herrscherin des Wissens und der Künste, zum treuen Hüter zeitbewährter Prinzipien, mitten unter Versuchungen lockender Experimente und ungebundener Begierden; trotz der grausamen und lauten Eifersüchte der Völker um seines einzigartigen Wertes willen angebetet und den Menschen ein Wohlgefallen."

Man kann sich die Wirkung dieser edlen Rhetorik auf junge, enthusiastische Geister leicht vorstellen. Obwohl den gewöhnlichen Professoren nie Beifall geklatscht wurde, begrüßte man Ruskin mit lautem Applaus, sobald er hereinkam, und manchmal war die Erschütterung, die er auslöste, so stark, daß die Studenten mit gebeugten Köpfen und verschleierten Augen wie gebannt dasaßen, wenn er seine Zettel zusammensuchte und den Saal verließ.

Selbstverständlich war es sein Imperialismus, den Rhodes an ihm am meisten schätzte. Er sprach ihm aus der Seele:

„Das ist es, was England tun muß, sonst droht ihm Verderben. Es muß, so schnell und so weit es ihm nur möglich ist, Kolonien suchen und seine besten und energischsten Menschen hinschicken. Es muß jeden Zoll fruchtbaren, brachliegenden Bodens ergreifen, auf den es den Fuß setzen kann. Es muß dort seine Kolonisten lehren, daß Landestreue die höchste aller Tugenden ist und daß ihr erstes Ziel die Steigerung der Macht Englands zu Land und zur See sein muß . . . Sie halten es für ein unmögliches Ideal. Und wenn es auch

wäre: lehnen Sie es ab, wenn's Ihnen nicht gefällt, aber sehen Sie zu, daß Sie sich Ihr eigenes Ideal an seiner Stelle bilden. Ich will ja nichts anderes von Ihnen, als daß Sie sich ein bestimmtes Ziel für Ihr Land und für sich selbst setzen, so eng umgrenzt es auch sei, wenn es nur beständig und selbstlos ist."

Unter Rhodes' Papieren fand man nach seinem Tode einige von ihm selbst geschriebene Zeilen, die klar zeigen, was Ruskins Worte für ihn bedeuteten.

„Sie haben viele Instinkte, Religion, Liebe, Geldverdienen, Ehrgeiz, Kunst und Schöpfertum, das ich vom menschlichen Standpunkt aus für das Höchste halte, aber wenn Sie anderer Meinung sind, überlegen Sie es sich und arbeiten Sie mit Ihrer ganzen Seele für den Instinkt, den Sie für den höchsten halten. C. J. Rhodes."

Ruskin war mehr als irgendeiner daran beteiligt, den Imperialisten zu schaffen und Rhodes' Ehrgeiz Form und Zielsicherheit zu geben.

Da Rhodes mit dem englischen Patriotismus nicht ganz zufrieden war, griff er Ruskins letzte Worte als das Wichtigste heraus. Auf Rhodes hatten die Buren in derselben Weise gewirkt wie auf mich die Amerikaner. Er sagte mir oft, daß er die Buren von keinem afrikanischen Reich ausschließen könnte, an dessen Bildung er beteiligt wäre.

Ruskin war als Patriot wunderbar, obwohl ich selbst seine Schilderungen der Naturschönheit, insbesondere die Stelle über die Schweizer Berge, für das bei weitem Beste halte.

Ich möchte noch hervorheben, daß Ruskin seinen Idealismus ins Leben umsetzte, bevor er ihn rhetorisch zum Ausdruck brachte. Er war aus einem Guß, von einer durchsichtigen Ehrlichkeit. Er hatte eine tiefe Liebe für Oxford, und doch verzichtete er auf seine Kunstprofessur, weil er sich zu alt fühlte. „Es muß Ihnen sehr leid getan haben," sagte ich eines Tages zu ihm, „daß Sie sich zu schwach fühlten, um Ihre berühmten Oxforder Vorlesungen fortzusetzen."

„Zu schwach?" erwiderte er zornig. „Schwäche hatte nichts damit zu tun. Das Zimmer, in dem ich sprach, war immer überfüllt und hatte manche Mängel. Es war zum Beispiel sehr schlecht beleuchtet, und so bat ich, mir ein besseres Auditorium für die Kunstvorlesungen zu geben, die doch für eine Universität viel

bedeuten sollten. Man erwiderte, daß man bereits verschuldet sei und nichts tun könnte. Und doch wurden im nächsten Jahre zehntausend Pfund für ein Laboratorium für Dr. Burdon Sanderson ausgesetzt, in dem er seine Versuche an lebenden Tieren machte, und weitere zweitausend Pfund, um diesen Vorraum der Hölle mit den notwendigen Instrumenten auszustatten. Die Oxforder Universität war zu arm, um etwas für die Liebe zur Schönheit zu opfern, die soviel zur Erlösung unserer armseligen Welt beiträgt, hatte jedoch genug, um für die Vivisektion zu sorgen und Tausende von Pfunden für Instrumente einer teuflischen Folter zu verschwenden.

Mein Weg lag klar vor mir. Ich legte als Protest meine Professur nieder und schrieb an den Vizekanzler mit der Bitte, den Brief, der die Gründe meiner Resignation auseinandersetzte, dem Kuratorium vorzulegen. Aber der Vizekanzler hatte nicht einmal die Güte, mir zu antworten oder meinen Brief weiterzugeben, und als ich in Empörung an den Herausgeber der Universitätszeitung schrieb, unterdrückte er einfach mein Schreiben, und so triumphierte die ganze Verschwörung des Totschweigens, und die Londoner Presse verkündete, ich hätte infolge ‚vorgerückten Alters' meine Professur niedergelegt.

Oxford zog die Schreie der sterbenden, stummen Kreaturen den Worten vor, die ich zum Lobe des Guten, des Schönen und des Wahren zu sagen hatte. Es zeigte mir, wie wenig ich unter Menschen galt – vielleicht hatte meine Eitelkeit diese Lehre verdient –," fügte er seufzend hinzu, „aber ich habe die gute Sache sehr bedauert, die hoffnungslos verloren ist."

Der ganze Vorfall ist äußerst charakteristisch für die Art und Weise, in der England mit seinen Lehrern und Führern umgeht, – wie ganz anders wurde Taine in Paris behandelt!

Als ich Ruskin näher kennenlernte und mit ihm ausführlich über Bücher sprach, fand ich, daß sein Geschmack oft mit der Laterne zu suchen war. Er lobte Elizabeth Brownings Poesie über den grünen Klee und gestand, daß er Swinburne nicht mochte. Die schlimmste Prüderie des Puritanismus war im Einklang mit seinem dünnen Blute und dem Mangel an Männlichkeit. Und auch sein Urteil über die Malerei und die Maler war fast ebenso verfehlt, obwohl er sich für einen vollkommenen Kritiker hielt und es oft betonte, daß er fünf große Künstler entdeckt und berühmt gemacht habe, „die bis dahin verachtet waren": Turner, Tinto-

retto, Luini, Botticelli und Carpaccio. „Aber sie waren nicht größer", pflegte er dann hinzuzufügen, „als Burne Jones und Rosetti, meine lieben Jungen." Dieser Vergleich schien mir so albern, daß ich sofort das Thema wechselte.

Warum reihe ich diese vagen und unzusammenhängenden Erinnerungen aneinander? Ruskin hatte auf mich, trotzdem er einen großen Einfluß in England ausübte und seit Jahren einen berühmten Namen hatte, keinen tiefen Eindruck gemacht, höchstens als Rhetoriker. Er war für mich weder ein Genie, noch ein geheiligter Führer der Menschen, er war stockblind und falsch eingestellt, ein englischer Puritaner, der, selbst als er dem Gefängnis des Puritanismus entwich, in seiner Seele die Narben der Unterwerfung unter englische Ideale und der Liebedienerei vor englischen Begrenzungen trug. Seine wirtschaftlichen Ansichten waren besser von Carlyle auseinandergesetzt, und er tat Whistler unrecht, der ein größerer Künstler war als sein Turner.

In wenigen Wochen eines gelegentlichen Zusammentreffens hatte ich ihn erschöpft oder fühlte, daß er mir alles gegeben hatte, was er mir geben konnte, und seine ewige Trauer, mit der krankhaft egozentrischen Einstellung gepaart, bedrückte meinen jugendlichen Optimismus.

Eines Morgens fragte ich ihn herausfordernd, ob er nicht in Versuchung war, einige der schlimmen Turnerzeichnungen zu behalten. „Sie waren sicher sehr interessant", fügte ich etwas lahm hinzu, als ich seinen Antagonismus spürte.

Er legte sofort los: „Ich habe schon immer herausgefühlt, daß Sie mit dem, was ich tat, nicht einverstanden sind", sagte er scharf. „Warum sprechen Sie nicht offen? Ich bin stolz auf das, was ich getan habe!" Und seine wintertrüben Augen blitzten herausfordernd auf.

„Stolz!" wiederholte ich. „Ich finde es furchtbar, das Werk eines Menschen umzubringen."

„Vielleicht war es ein Werk von dieser Sorte, die Sie gern erhalten haben würden", schnappte er ein, und ich bemerkte nun zum ersten Male, daß, wenn er zornig wurde, seine Lippe sich auf der einen Seite aufwarf und seine Hundezähne bloßlegte. Es war wie das Fletschen eines wütenden Hundes, noch dadurch verstärkt, daß es nur die eine Seite seiner Lippe war, die sich hob. Er hatte mir erzählt, daß er als Kind von einem Hund gebissen worden sei und seine Lippe durch den Biß gespalten war.

„Ich schäme mich nicht, es zuzugeben", fuhr ich fort. „Jeder Angriff auf die puritanischen Maßstäbe und die englische Prüderie scheint mir wertvoll und wichtig. Aber selbst wenn ein großer Mensch eine Arbeit getan hätte, die ich hassen würde, zum Beispiel zur Verherrlichung des Krieges oder zur Rechtfertigung der Grausamkeit, würde ich es nicht zerstören. Wer bin ich denn, daß ich einen Teil seiner Seele zum Verderben verdammen könnte? Ich hasse alle endgültigen Verdammungen."

„Ich tat, was ich für richtig hielt –"

„Dessen bin ich sicher," unterbrach ich ihn, „und das ist eben der Jammer. Das Übel, das die Menschen aus hohen Motiven anrichten, ist das verderblichste. Die Tatsache, daß Sie ein Treuhänder waren, hielten Sie für eine Herausforderung an Ihren Mut. Ich verstehe es, aber ich kann es nur bedauern – es tut mir sehr leid!"

Ich hatte ihn tief verletzt, ich wußte es in diesem Augenblick. Er suchte mich nie mehr auf, und ehe ich mich entschlossen hatte, zu ihm zu gehen, hörte ich, daß er London verlassen hatte.

Meine blöde Offenheit ist für mich eine schmerzliche Erinnerung. Wir standen jedoch im wesentlichen auf entgegengesetzten Polen. Und doch hätte ich daran denken können, was er für die englische Welt getan hatte und was er dem englischen Volke gab. Und schließlich ist keine Gabe des Menschen vollkommen. Aber ich muß gestehn, daß ich Ruskin damals nicht so hoch stellte, wie ich es heute tue. Ich teilte die französische Ansicht über die Kunst und Künstler von Anfang an und empfand gleich den Franzosen, daß die Bewunderung der Schönheit der höchste Impuls unserer Menschheit ist. Er ist seither meine wahre Seele geworden und hat mich langsam eine neue Ethik gelehrt. Ich hatte damals keine Ahnung, daß die Engländer Künstler wie Akrobaten einschätzten und einen halbgebildeten Politiker wie Chamberlain höher stellten als einen großen Maler, Bildhauer oder Musiker, und habe deshalb die Originalität Ruskins nicht richtig gewertet. Ich hatte keine Ahnung, daß seine dauernde Beschäftigung mit allem, was denkwürdig in Kunst und Literatur ist, seine leidenschaftslose Bewunderung der großen Kunst zuerst die Menschen verblüffte und dann Tausende interessierte, die sich sonst nie zu einem Verständnis des künstlerischen Ideals durchgerungen hätten. Seine Hingabe an die Kunst oder, wie er gesagt hätte, an das „Schöne" hat Tausende von englischen Männern und Frauen zu einem höheren

Verständnis des Lebens gehoben. Außerdem hatte er die englische Literatur mit Stellen einer wunderbaren Prosa und vielleicht den köstlichsten Beschreibungen der Naturschönheit in der ganzen Sprache bereichert.

Ruskin war für die Engländer ein großer Prophet des Schönen. Die Kunst war ihm eine Religion, und dieser Standpunkt war ihnen bis jetzt fremd gewesen. Er hatte ihnen die Liebe und Bewunderung für Künstler wie Turner, Tintoretto und Botticelli beigebracht und sie gelehrt, solche großen Menschen als Wohltäter der Menschheit anzusehen. Er hatte die englische Weltanschauung erweitert und verewigt und war daher ein Segen für sein Volk.

Ich wäre in den achtziger Jahren empört gewesen, wenn man einen Vergleich zwischen ihm und Carlyle angestellt hätte, der für mich damals ein Seher und geheiligter Führer war. Aber Carlyles Vergöttlichung der Kraft und seine Verachtung der ästhetischen Seite des Lebens läßt ihn mir heute kaum wertvoller erscheinen wie Ruskin. Der allgemeine englische Instinkt, der Ruskin neben ihn stellte, war der Wahrheit näher.

Trotz seiner unzulänglichen Ausbildung und seiner seltsamen Beschränkungen übte Ruskin einen moralisch veredelnden Einfluß auf England ein halbes Jahrhundert lang aus, und der Einfluß war ohne Zweifel um so stärker, weil er im Grunde mit der Bibel großgezogen worden ist und in der Ehrfurcht aller englischen Konventionen und englischen Ideale aufgewachsen war.

Der Abschluß seines Lebens war tieftraurig. Er ging in den Jahren 1888 und 1889 ins Ausland. Im Jahre 1889 verfiel er in eine furchtbare Krankheit, verlor den Verstand und lebte noch elf Jahre, bis er im Jahre 1900 starb.

Ich glaube nicht, daß es je ein traurigeres Leben gab, oder besser gesagt, ich glaube, daß er so viel litt, wie nur sein Geist an Leiden in sich aufnehmen konnte. Carlyle hatte vielleicht mehr gelitten, weil er mehr Intellekt hatte und die Dinge viel klarer sah und sich nicht mit den Besuchen eines „Schutzengels“ täuschen konnte. Aller Freuden der Liebe bar, bildet das Leben ein höchst armseliges Erbteil.

## KAPITEL XIV

# MATTHEW ARNOLD – PARNELL OSCAR WILDE

Schon in meinem ersten Jahre bei den „Evening News" errang ich mir den Erfolg, und meine Brotgeber waren sehr zufrieden mit mir. Ich hatte die Verluste um mehr als die Hälfte vermindert, und ich war sicher, daß im nächsten Jahre das Defizit von 40000 auf 15000 Pfund sinken würde. Und auch der Verkauf der Zeitung war von 9000 auf 20000 täglich gestiegen. Ich arbeitete ebenso schwer wie im Anfang, war jeden Morgen um acht Uhr auf der Redaktion, ging nur für eine Stunde zum Mittagessen weg und blieb dann bis sieben Uhr abends. Ich begann jedoch allmählich Einladungen zum Abendessen und Sonntags auch zum Mittagessen anzunehmen. Einmal in der Woche lud mich Frau Jeune, die spätere Lady Jeune, die Frau des bekannten Richters, zu ihren Diners und Empfängen ein, bei denen man alle Berühmtheiten, von den parlamentarischen Führern angefangen, bis zu den ausgewähltesten Geistern in Kunst, Literatur und Leben traf.

Im zweiten Jahre lernte ich auch ihre gesellschaftliche Rivalin, Lady Shrewsbury, kennen, die etwas exklusiver war. Ich hatte in meiner Biographie erzählt, wie ich Oscar Wilde bei Frau Jeune traf und welchen gewaltigen Eindruck er auf mich machte. Ich begegnete dort auch Russell Lowell, Thomas Hardy und einer Schar anderer mehr oder weniger bekannter Schriftsteller und Politiker, von denen ich einige in meinen zeitgenössischen Porträts beschrieb. Ich will jedoch hier nur von denjenigen erzählen, die einen großen Einfluß auf mich und meine Entwicklung ausübten, und dazu rechne ich Walter Pater und Matthew Arnold, hauptsächlich Arnold, zu dem ich mich durch diese Liebe zu der idealen Menschheit hingezogen fühlte, die alle seine Anspielungen auf das englische Leben und die englischen Manieren erklärten.

Matthew Arnold war entzückend in Gesellschaft, voll von den seltsamsten Einfällen und gern bereit, über sich selbst zu lachen. Ich erinnere mich, wie er Oscars Bemerkung über den ersten Roman seiner Nichte, Frau Humphrey Ward, zitierte. Er sagte: „Sie haben die Literatur geliefert, und sie war entschlossen, das Dogma dazu beizutragen." Arnold lachte wie ein Schuljunge: „Sie ist furchtbar ernst", sagte er. „Ich frage mich, warum Frauen soviel ernster sind als Männer."

Arnold hatte kein Verständnis für die französische Poesie. Aber auch als ich über Emerson und Whitman sprach, leugnete er ihre Bedeutung. „Ist denn das Poesie?" fragte er zweifelnd. „Ich kann es nicht glauben."

„Denken Sie doch an seine ‚Bescheidene Biene'", rief ich aus. „Dies Gedicht hat doch wirklich die wahre Note."

„Das hat es wohl, ja", erwiderte Arnold zögernd. „Aber wir sind alle Dichter in gewissen Augenblicken."

„Nur in gewissen Augenblicken, würde ich sagen", antwortete ich, denn er entschlüpfte bloß meiner Fragestellung, aber er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, daß die ‚Bescheidene Biene' neben Shelleys ‚Lerche' gestellt werden kann," fuhr ich fort, „selbstverständlich nicht um der ihr innewohnenden Musik willen, sondern, weil sie gewisse anheimelnde poetische Qualitäten besitzt, die sie eines Tages berühmt und beliebt machen werden. Ich lobe selten eine Sache von Emerson," fügte ich hinzu, „weil er mit Whitman zankte und die Konvention gegen die dichterische Freiheit verteidigte."

„Ich bin selbst, fürchte ich, für die Konvention eingetreten", sagte Arnold. „Die Freiheit in Wort und Schrift kann leicht übertrieben werden, nicht wahr?"

„Ich hasse die englische Prüderie und die englische Heuchelei. Das Leben in England ist wie das Leben in einer englischen Sonntagsschule mit einer altjüngferlichen Lehrerin und einer Atmosphäre tödlicher Langeweile. Sollen wir uns wirklich nie zu der größern Freiheit von Dante, wenn nicht zu der von Goethe durchringen?"

„War Dante je frei in diesem Sinne?" fragte Arnold. – „Und ob," erwiderte ich, „sein Humor ist manchmal wie die Laune eines kleinen, ungezogenen Knaben, der einem die Zunge herausstreckt, und noch schlimmer." – „Wirklich?" zweifelte Arnold. „Ich kann mich an nichts Ähnliches bei Dante erinnern."

„Hier ist eine dieser Stellen, an die ich denke", und ich zitierte den Schluß des 21. Gesanges der Hölle:

„Per l'argine sinistro volta dienno;
Ma prima avea ciascun la lingua stretta
Co' denti verso lor duca, per cenno:
Ed egli avea de cul fatto trombetta."
(Und als Trompete er den Steiß gebraucht.)

„Wie seltsam," lachte Arnold, „ich hatte es nie früher bemerkt. Ich muß darüber hinweggelesen haben. – Goethe war selbstverständlich frei, aber er hat die schlimmsten Dinge im ‚Faust' mit Sternchen gesetzt, statt sie auszusprechen."

„Und doch wissen wir von Eckermann," sagte ich, „daß Goethe gern die unumwundenen Worte anwandte und sogar höchst verfängliche Gedichte und Stücke schrieb." Arnold war zu englisch in seinem Gefühl, um diesen Handschuh aufzuheben.

Ich versuchte, Arnold dazu zu bringen, etwas für die „Fortnightly Review" zu schreiben, und er schickte mir auch ein Klagelied über einen geliebten Hund, das sich eine Stelle in der englischen Dichtkunst verdient hat. Arnold hatte in der Tat eine außerordentliche Begabung, und ich habe mich immer gegen die Tatsache aufgelehnt, daß die Engländer einen ihrer edelsten Geister als Schulinspektor benutzt haben. Wenn Arnold in der Zeit von seinem dreißigsten bis zu seinem sechzigsten Lebensjahr entsprechend geehrt worden wäre, wenn die Menschen seine Vorlesungen mit Gold aufgewogen hätten, würde er uns zweifellos mehr gegeben haben als unter diesen Umständen. Es bleibt für mich ein unlösbares Rätsel im Leben, warum die Menschen den wirklichen Führern zu ihren Lebzeiten so wenig Liebe und Ehre gewähren. Man hätte Arnold einen Platz unter den Höchsten einräumen sollen, und die klügsten Politiker und Schriftsteller hätten mit Ehrfurcht auf seine Worte lauschen müssen, aber er wurde gering geachtet, und es ist mir noch immer ein Rätsel, wie er sich mitten in der allgemeinen Gleichgültigkeit seinen sonnigen Humor bewahren konnte.

Ich empfand ihn immer an Größe und Gedankenrichtigkeit allen seinen Zeitgenossen überlegen. Es lag in ihm auch eine tiefe Melancholie, obwohl er im Alltagsleben von einem unzerstörbaren Optimismus war. In diesem Punkte, wie auch in mancher andern Hinsicht, war er Anatole France ähnlich. Er hatte wie der Fran-

zose die liebenswürdigsten Manieren, kam jedem auf dem rein menschlichen Niveau entgegen, sprach mit Vorliebe über große Fragen, pflegte jedoch die Barbaren auf die bezauberndste Weise zu necken.

Er liebte es, das Beste in jedem Menschen zu finden und ihre Fehler zu übersehen. Er war der erste, der Oscar Wilde im Gespräch mit mir lobte, und zwar zu einer Zeit, in der man ihn allgemein als exzentrischen Poseur verurteilte. „Er hat eine feinsinnige Intelligenz und ist ein wunderbarer Causeur", meinte er. Gerade weil ich das Gefühl hatte, daß Matthew Arnold die Idealhöhe des Menschentums erreichte, gerade weil ich ihn so frei von Fehlern und Manieriertheit sah, versuchte ich immer wieder, seine Unzugänglichkeiten zu entdecken. Eines Tages gab ich mir wieder Mühe, die letzte Tiefe seines Gedankens zu sondieren. Ich benutzte seine berühmte Definition: „etwas, was nicht wir selbst sind, das auf den rechten Weg drängt", um noch mehr aus ihm herauszulocken. Dieses „etwas, was nicht wir selbst sind," schien mir immer falsch. Das einzige in der Welt, das auf den rechten Weg drängt, ist der Heilige Geist des Menschen.

„Und wie steht es mit Sonnenuntergängen, Blumen und Vogelgesang?" fragte er mit einem seltsamen, halb verschleierten Lächeln. „Und die Musik der Sphären – wollen Sie die auch leugnen?"

Er hatte mich gefangen. Ich konnte nur sein Lächeln erwidern. Und doch lebt ohne Zweifel die Seele des Göttlichen im Menschen und ist in unsern edelsten Geistern am vollkommensten enthalten. Wir sind nicht imstande, das Rätsel der Natur zu lösen, nicht auf den Wänden unserer Zelle finden wir das versöhnende Wort, sondern im Herzen des Menschen, der müde wurde unter „der wuchtenden Last der verheimlichten Welt . . ."

Die Überzeugung, daß Matthew Arnold der vollkommenste Künstler war, den ich je traf, hatte sich gerade in mir festgewurzelt, als ich die furchtbare Nachricht bekam, daß er wie sein Vater an einem plötzlichen Herzschlag gestorben war. Er war über einen Zaun oder einen Graben gesprungen, fiel hin und stand nicht mehr auf. Welche Tragödie liegt in diesem frühzeitigen Ende einer so großen und liebenswürdigen Natur.

Je besser ich das Leben in London kennenlernte, desto reicher wurde es für mich. Jedes Essen bei Frau Jeune oder Lady Shrewsbury wurde für mich zum Ereignis. Und wenn ich nun Frau Jeune

als Gastgeberin erwähne, darf ich Arthur Walters und seiner Frau nicht vergessen, die von Anfang an zu mir mehr als liebenswürdig waren. Jeden Sommer von 1884 bis 1895 verbrachte ich einige Wochen auf ihrem Landsitz in Finchampstead. Ich versuchte immer wieder, Arthur Walter dazu zu bringen, Parnell mit richtigen Augen zu sehen; aber meine Bemühungen waren vergeblich. Er hatte sich in seine Ansicht, daß ein Parnell ein Revolutionär und irischer Hasser Englands sei, verrannt. Ich empfand jedoch eine gewisse Bewunderung für Parnell.

Das erstemal traf ich Parnell mit Frau Shea bei einem Diner des guten, alten Justin McCarthy. Es muß im Anfang der Beziehungen Parnells zu Frau O'Shea gewesen sein, denn sie saß ihm gegenüber, und er ließ den Blick nicht von ihr. Sie schien mir damals eine lustige, gutaussehende Frau von dreiunddreißig oder fünfunddreißig Jahren, hatte ein hübsches Gesicht und schöne Augen, war sehr lebhaft, sehr gesprächig, mit einem netten, gutgelaunten Lächeln. Hie und da, wenn sie jemanden beschrieb, übertrieb sie, wie es mir schien, mit Absicht ihren irischen Akzent, um ein Kennzeichen um so besser herauszuholen. Sie war offensichtlich eine interessante und kluge Frau, höchst anregend in Gesellschaft. Und während sie sprach, verschlang sie der schweigsame, schöne, harte Mensch ihr gegenüber mit seinen flammenden Augen. Ich erinnere mich, daß ich später lachend zu Justin sagte: „Wenn sie in ihn so verliebt wäre wie er in sie, würde es ein vollkommenes Paar geben!" Aber der gute Justin wollte die Beziehung nicht gelten lassen. „Sie gefällt ihm," sagte er, „aber das ist bei uns allen der Fall. Sie ist eine interessante Frau." Bald jedoch waren ihre Beziehungen kein Geheimnis mehr. Man wußte allgemein von ihrer großen Leidenschaft. Parnell war groß und gutgebaut; er schien mir jedoch zu schlank, um kräftig zu sein, aber Frau O'Shea, mit der ich einmal darüber sprach, sagte mir, daß seine bloße physische Kraft sie immer verblüfft hatte. Aber sie ging nicht weiter auf dieses Thema ein.

Parnell hatte in sich das Zeug zu einem großen Menschen, und zwar durch die Größe seines Charakters. Er war jedoch als politischer Führer merkwürdig schlecht informiert und nicht belesen. Ich muß immer wieder auf die Ignoranz der englischen Politiker hinweisen, selbst das Beispiel Bismarcks und das verblüffende Wachstum des modernen Deutschlands war für sie keine genügende Lehre.

Ich empfand immer einen unnormalen Zug in Parnell, obwohl Frau O'Shea kein einziges Mal auf diese Tatsache in den beiden großen Bänden, die sie ihrer Liebesgeschichte widmete, hinweist. Schon sein Aberglauben zeigte meiner Ansicht nach seine geistige Schwäche. Ich erinnere mich, daß ich ihn einmal in sein Haus zum Abendessen begleitete. An der Tür blieb er stehen, trat jedoch nicht hinein. Er murmelte etwas vor sich hin und sagte dann: „Haben Sie etwas dagegen, wenn wir noch eine Weile spazierengehen?" Ich hatte selbstverständlich nichts dagegen, obwohl es etwas spät wurde, aber nachdem wir um den Häuserblock herumgegangen waren, war er noch immer nicht zufrieden, und so schlenderten wir noch eine Weile herum. Als wir wieder am Hause angelangt waren, sagte er mit Befriedigung: „Ich hasse vier und acht, aber wenn mein letzter Schritt der neunte ist, dann bin ich sehr glücklich. Sieben tut's auch, aber neun ist wie ein Symbol des wirklichen Glücks, und ich kann mit Zuversicht eintreten." Und lachend überschritt er die Schwelle.

Er hatte keine Ahnung von Wirtschaftspolitik und einer eventuellen Abhilfe des irischen Elends. Wenn er je zur Macht in Irland gekommen wäre, hätte er seine Anhänger sicher tief enttäuscht.

In diesen ersten zwei oder drei Jahren in London trat eine Sache von unberechenbarer Bedeutung in mein Leben, und zwar traf mich die Lehre ganz unvermutet. Es hatte sich so eingebürgert, daß ich jeden Sonnabend und Sonntag bei Lord Folkestone frühstückte, und nach dem Frühstück pflegte uns Lady Folkestone im Salon Kaffee servieren zu lassen. Zum Kaffee wurde immer eine hübsche Karaffe mit Kognak, einem ausgezeichneten fine Champagne, gereicht. Eines Tages ging Lord Folkestone nach dem Frühstück zusammen mit mir weg und sagte: „Ich weiß nicht, ob Sie es mir übelnehmen, Frank, aber ich möchte Ihnen etwas sagen, was nur zu Ihrem Guten ist."

„Selbstverständlich nicht", erwiderte ich. „Ich kann es mir nicht vorstellen, daß ich etwas übelnehmen könnte, was mir in guter Absicht gesagt wird."

„Ich freue mich, daß Sie es sagen", erwiderte er. „Ich bin soviel älter als Sie. Das Leben hat mich manches gelehrt. Aber ich verstehe es noch immer nicht, auf den Busch zu klopfen, und ich will es Ihnen offen heraussagen. Ich habe gestern gesehen, daß Sie fünf oder sechs Gläser Kognak zum Kaffee tranken. Das kann man nicht tun, ohne sich körperlich zu schaden. Die meisten

wären von dieser Menge betrunken gewesen. Ihnen war nichts anzumerken. Es wird jedoch sicher seine Wirkung haben. Überlegen Sie sich die Sache, und Sie werden erkennen, daß ich es aus wirklicher Zuneigung für Sie sage."

„Dessen bin ich sicher", erwiderte ich, aber nur meine Lippen formten diese Sätze, denn im Innersten war ich tödlich beleidigt und wütend. Etwas später trennten wir uns, und ich ging nach Hause. Ich nahm mir die Sache furchtbar zu Herzen. Es war mir klar, daß es die Güte Lord Folkestones war und seine Sympathie für mich, die ihn zu dieser Warnung getrieben hatte. Aber meine Eitelkeit war so groß, daß es mich tief schmerzte. Bis zum Abend jedoch hatte ich mich zu einer klareren Ansicht durchgerungen. Das beste, was ich tun konnte, war, mir die Warnung zu Herzen zu nehmen. Um zu beweisen, daß ich mich in der Gewalt hatte, mußte ich es nach außen dokumentieren. Ich entschloß mich, ein Jahr lang keinen Tropfen Alkohol zu trinken.

Nach einer Woche erkannte ich, wie recht Lord Folkestone hatte. Meine ganze Lebensansicht veränderte sich. Ich erfaßte manches schneller, als es früher der Fall war, und ich erkannte, daß ich nicht nur begonnen hatte, dicker zu werden, sondern auch fauler und selbstzufriedener.

Ich versuchte, mir mehr Bewegung zu schaffen, und zuerst fiel es mir schwer, fünf englische Meilen in einer Stunde zu gehen oder eine Viertelmeile im Laufschritt ohne üble Konsequenzen zu durchmessen, aber bald begann ich, meine frühere Stärke und Gesundheit wieder zu erlangen. Nach drei oder vier Monaten stellte ich manche Ergebnisse fest, und zwar, daß bei mir das geistige Wohlbefinden und die Schlagfertigkeit des Witzes vom körperlichen Wohlbefinden abhängt. Nach drei Monaten begann ich mit größerer Leichtigkeit zu arbeiten, und so machte ich ein für alle Male dem Trinken ein Ende. Das Fett fiel mir buchstäblich vom Leibe. Ich begann, überall zu gehen, statt zu fahren, und machte am Sonntag lange Spaziergänge an Stelle der faulen Ausflüge im Wagen.

Vor Jahresende sagte ich Lord Folkestone, daß ich ihm mehr als irgendeinem andern Menschen infolge seiner gütigen Warnung verdankte. „Es sind nun elf Monate verflossen," sagte ich, „und ich habe mich entschlossen, es noch ein Jahr fortzusetzen und keinen Tropfen zu trinken."

Er war begeistert. „Sie wissen gar nicht, um wieviel besser Sie aussehen", sagte er. „Wir haben es alle gemerkt, daß Sie Ihre

alte Energie und ihre gewohnte Kraft wiedergewonnen haben. Ich bin mehr als froh, aber es war für mich so schwer, es Ihnen zu sagen. Ich hatte eine solche Angst, mir Ihre Freundschaft zu verscherzen." Ich ergriff seine Hand und küßte sie – es war eine der wenigen Männerhände, die ich in meinem Leben geküßt habe.

Meine ersten Jahre in London waren durch die gelegentlichen Begegnungen mit Oscar Wilde erhellt. Wie ich schon in meinem Buche erzählt habe, wurde ich ihm bei Frau Jeune vorgestellt und war zuerst über das Wohlwollen seiner literarischen und künstlerischen Urteile und dann durch seinen Witz und Humor verblüfft. „Kennen Sie Frank Miles?" fragte er, kurz nachdem wir uns zuerst getroffen hatten. „Wir wohnen zusammen, er ist einer der besten Künstler unserer Zeit." Und wir mußten uns sofort auf die Suche nach Miles machen, damit ich ihn gleich kennenlernte.

Frank Miles war zu jener Zeit, im Anfang der achtziger Jahre, ein sehr angenehmer, hübscher junger Mensch, der auf jeden einen sympathischen Eindruck machte. Ich suchte die beiden in Chelsea auf und kaufte eine Zeichnung von Lily Langtry, die Miles gemacht hatte und die mir ausnehmend gefiel, derselbe Kopf lebensgroß, einmal im Profil und einmal en face gezeichnet.

Ich weiß nun nicht mehr, wo die Zeichnung geblieben ist. Nach einem oder zwei Jahren fielen mir in ihr Miles' Begrenzungen als Künstler auf. Das Bild war hübsch und gut gezeichnet, aber nichts weiter.

Miles erklärte, daß er Frau Langtry entdeckt und unsterblich gemacht habe, worauf Oscar sofort in tiefem Ernst einfiel: „Eine wichtigere Entdeckung meiner Ansicht nach als die Amerikas. Denn Amerika wurde eigentlich von Kolumbus nicht entdeckt, es ist, soweit ich weiß, seither nachgewiesen worden." Wir alle lachten. Sein Ton war unwiderstehlich. Der Prinz von Wales, wohl durch die Apotheose der Frau Langtry angezogen, war ein häufiger Besucher in dem Hause in Chelsea. Und Miles bekam Aufträge von jeder hübschen Frau der Gesellschaft mit Einschluß der berühmten Frau Cornwallis West. Es war ein entzückendes Künstlerheim. Oscar und Miles luden mich zum Tee ein, und wir wurden von einem hübschen, sechzehnjährigen Mädel in einer höchst phantastischen Tracht bedient, das sie Fräulein Sally nannten. Sally Higgs wurde bald um ihrer seltenen Schönheit willen berühmt und von Leighton in dem Bild „Tagesträume",

von dem Akademiker Marcus Stone und einer Schar anderer gemalt. Sally war verblüffend hübsch und charmant noch obendrein. Ich habe nachher oft von ihr gehört. Einige Jahre später heiratete sie einen Knaben, der gerade aus Eton kam, den Sohn eines reichen Mannes. Der Vater schickte den Knaben nach den Vereinigten Staaten und gab Sally als Trostgeld zwei Pfund die Woche. Aber sie fand bald einen reichen Gönner und hatte wohl nie pekuniäre Schwierigkeiten in ihrem ganzen sonnigen Leben. Sally war eine geborene Bohemienne und ließ sich nicht durch irgendwelche sogenannte Moralskrupeln in ihrer lustigen, sorglosen Art stören. Sie versicherte mir, daß Miles nur ihr hübsches Gesicht gefiel, und „Herr Wilde sagt mir lauter Artigkeiten, ist ein vollkommener Gentleman, aber das ist auch alles".

Miles war der Sohn eines Domherrn und Landesrektors, der ihm eine gute Rente aussetzte und auch zuerst seine Beziehungen zu Oscar Wilde billigte, bis ihn das Gerücht von Oscar Wildes Neigungen erreichte, mit seinem ersten Gedichtbuch, das die Zweifel des Domherrn bestätigte. Er bestand auf der Trennung der beiden Freunde. „Mein Sohn darf nicht angesteckt werden." So schwer es ihm auch fiel, mußte Miles Oscar den Entschluß seines Vaters mitteilen. Wilde wurde fast verrückt vor Wut. „Soll das heißen, daß wir uns nach Jahren trennen sollen, weil dein Vater ein Narr ist?" Miles konnte nur wiederholen, daß ihm keine andere Alternative blieb, und Oscar erwiderte: „Also gut, ich werde dann sofort das Haus verlassen und rede kein Wort mehr mit dir!" Er ging nach oben, packte seine Sachen und verließ das Haus. Er hatte einen unbeugsamen Stolz. Sally erzählte mir, daß er nie mehr zurückkam, und fast sofort verflüchtigte sich auch Miles mondäner Ruhm. Ich traf ihn von Zeit zu Zeit in London, aber er verschwand schnell aus dem gesellschaftlichen Umkreise, und nach Jahren hörte ich mit Entsetzen, daß er den Verstand verloren hatte und in einem Irrenhause geendet habe. Als ich es Oscar erzählte, merkte ich, daß er die Kränkung noch nicht überwunden hatte. „Er hatte keinen Verstand zu verlieren, Frank," sagte er, „er war eine frühe Schöpfung von mir wie Lily Langtry. Und diese Geschöpfe verschwinden aus unserem Leben, sobald man sie durchgesetzt hat." Ich hatte immer eine Schwäche für Sally gehabt, obwohl ich das Gefühl nie los wurde, daß Miles ihr etwas mehr als ein guter Freund war und sie vor mir geschützt hatte.

Es war seine Fähigkeit des enthusiastischen Lobes, die Oscar Wilde in diesen ersten Jahren auszeichnete und ihm seinen Ruf sicherte, wie ich es in meiner Biographie erzählte. Frau Langtry hatte ich in Brighton getroffen und ihr auf der Eisbahn der West Street Schlittschuhlaufen beigebracht, ohne eine Ahnung zu haben, daß sie ein Jahr später London als Schönheit ohnegleichen beherrschen würde. Oscar und Miles hatten sie entdeckt, es war jedoch die Bewunderung des Prinzen von Wales, die ihr Stellung und Ruf sicherte.

Oscars besondere Gabe war sein Humor, der sich bei jeder Gelegenheit dokumentierte. So oft ich jemandem begegnete, der Oscar zu irgendeiner Zeit seines Lebens gekannt hatte, war ich sicher, eine neue Geschichte zu hören – irgendeinen seiner komischen oder witzigen Aussprüche.

Vor einiger Zeit begegnete ich einem Mann, der Oscar in Newyork, nach seiner ersten Vorlesungstour, getroffen hatte. Er sagte ihm, er hoffe, es sei ein Erfolg gewesen, und Oscar erwiderte ihm ernst, jedoch mit tanzenden Augen:

„Ein großer Erfolg! Mein Lieber, ich hatte zwei Sekretäre, den einen, um meine Briefe zu beantworten, den andern, um die Haarlocken an meine Bewunderer zu schicken. Ich mußte die beiden armen Kerle entlassen. Der eine liegt im Spital mit einem Schreibkrampf, der andere ist ganz kahl geworden."

Ich fuhr mit Oscar einmal nach Whitechapel in die Vorlesung von Matthew Arnold über Watts' Bild: „Leben, Tod und Urteil."

„Was die Engländer doch für Puritaner sind!" sagte Oscar, als wir weggingen. „Diese Last, die Arnold mit sich herumträgt!

Ich schlief und träumte: Leben ist Schönheit und Licht,
Ich erwachte und fand: Leben ist Pflicht.'

Und doch ist er ein richtiger Dichter, Frank, ein englischer Heiliger mit Backenbart." Es war unwiderstehlich komisch. Ein andermal gingen wir in die Vorlesung von Walter Pater. Er sprach wunderbar; von Zeit zu Zeit jedoch verfiel er in einen leisen Gesprächston. „Lauter, lauter, man kann nichts hören!" scholl es immer wieder durch den Saal.

Schließlich hatte er geendet und ging mit uns zusammen weg. Wir lobten selbstverständlich seinen Vortrag in alle Himmel; und er war wirklich von Anfang bis Ende hervorragend, sehr durchdacht und ausgezeichnet geformt. Aber Pater war durch die häufigen Zwischenrufe beunruhigt. „Ich fürchte, daß man mich

nicht gut gehört hat", sagte er und versuchte sich zu entschuldigen. Wir beruhigten ihn, aber er kam immer wieder auf diesen Punkt zurück. „Hat man mich auch gehört?"

„Hie und da überhört," erwiderte Oscar lachend, „aber es war ungeheuer interessant." – „Hie und da überhört" war sicherlich die witzigste und bezauberndste Bezeichnung, die man sich vorstellen konnte.

Ich wurde oft gebeten, Oscars Humor mit dem Shaws zu vergleichen. Im Gespräch habe ich Shaw nie witzig gefunden. Eben die Schlagfertigkeit war etwas so Außergewöhnliches an Oscars Humor, und seine spontane Art machte seinen Zauber in Gesellschaft aus. Shaws Humor entspringt dem gedanklichen und dem intellektuellen Gesichtswinkel, aus dem er die Dinge sieht, und wirkt wie ein trockenes Licht, das unsere menschlichen Schwächen heraustastet.

Wenn man irgend jemanden enthusiastisch oder übertrieben lobte, wurde Oscars Humor beträchtlich schärfer. Ich erinnere mich, wie ich einmal ein Buch von Shaw pries und hinzufügte: „Das Seltsame an diesem Menschen ist, daß er keine Feinde zu haben scheint."

„Er ist noch nicht prominent genug dazu, Frank", sagte Oscar. „Die Feinde kommen mit dem Erfolg. Aber du mußt doch zugeben, daß keiner seiner Freunde ihn liebt." Und er lachte in seiner bezaubernden Weise. Oh, diese Londoner Tage, in denen eine Begegnung mit Wilde wie Sonnenschein mitten im Nebel wirkte!

Ich hatte Erfolg in meiner Tätigkeit, und zwar, wie ich gestehen muß, durch diesen Spielinstinkt, der so mächtig in England ist. Ich hatte bald herausgefunden, daß das Londoner Publikum, das die Resultate dieses oder jenes großen Rennens wissen wollte, sich leichter gewinnen ließ als jedes andere. So wurde ich gezwungen, mich mit dem Sport zu befassen, der wenig Interesse für einen so furchtbar kurzsichtigen Menschen wie mich hatte. Als ich mich mit dem Rennen zu befassen begann, merkte ich, daß die Startwetten den wichtigsten Faktor beim Wetten bildeten. Ich hörte einmal, wohl im Jahre 1885 oder 1886, daß eine große Debatte über die Startwetten entstanden war. Eines Morgens veröffentlichte „The Sporting Life" eine Preiskolonne, und am nächsten Tage erschien in „The Sportsman" eine andere, gänzlich verschiedene. Ich suchte sofort den Herausgeber auf und erbot mich, seine Startwetten in einer besonderen Ausgabe

der „Evening News“ um elf oder zwölf Uhr morgens unter Bezugnahme auf sein Blatt zu veröffentlichen. Der Name des Blattes sollte über den Zahlen stehen. Aber dafür müßte er mir die Wetten ziemlich früh zukommen lassen. Er ging sofort darauf ein und begann noch obendrein die „Evening News“ über den grünen Klee zu loben. Ich eilte darauf sofort zum Konkurrenzblatt und brachte auch den Herausgeber dazu, mir die Startwetten so früh wie möglich unter denselben Bedingungen zukommen zu lassen. Mit beiden Herausgebern unterschrieb ich einen Vertrag auf zwei oder drei Jahre.

Am nächsten Morgen, als die Frühausgabe der „Evening News“ mit den beiden Reihen der Startwetten erschien, blieb ich über den Wert meiner Nachrichten nicht lange im Zweifel. Statt drei- oder viertausend Exemplare zu verkaufen, wurden wir zwanzigtausend los, und in einer Woche wurde diese Erstausgabe viel mehr verkauft als alle Ausgaben zusammen, und auch die Inserate verdoppelten sich innerhalb eines Monats. Ich sah, daß man mit guten Maschinen sogar einen Ertrag aus dem Blatte herausholen könnte, und zwar einen ganz beträchtlichen. Aber woher sollte ich die fünfzehn- oder zwanzigtausend Pfund nehmen, um die Zeitung mit modernen Maschinen auszustatten?

Um diese Zeit oder etwas später hatte ich ein interessantes Erlebnis. Ein junger Mann kam aus Birmingham mit der Idee, ein Halbpenny-Morgenblatt zu gründen. Er war im Besitz von nur fünftausend Pfund, aber er glaubte, es würde genug sein, und so kam er zu mir, um mit mir die Bedingungen für den Druck und die Herausgabe des Blattes zu besprechen. Der Überschlag, den ich ihm machte, war bei weitem der billigste. Er hatte Angst, ich würde den Preis vielleicht später in die Höhe schrauben. Ich war sehr interessiert und sagte, ich hätte schon daran gedacht, eine Morgenausgabe der „Evening News“ zu bringen. Ich besprach die Sache mit ihm, und er war Feuer und Flamme für meine Idee, aus jeder Nachricht eine Geschichte auf amerikanische Art zu machen, und schließlich fragte er mich, ob ich ihm bei der Herausgabe und Redaktion helfen würde. Ich ging gern darauf ein, machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß fünftausend Pfund meiner Ansicht nach uns nicht sehr weit bringen würden. Er sagte, daß er nur zwei Monate brauchte, und wenn er nach dieser Zeit einen Umlauf von 50000 erreichen würde, könnte er weitere 50000 Pfund für die Unternehmung in Birmingham bekommen. „Gut,“ meinte

ich, „wenn Sie das Geld dafür bekommen können, werden wir auch die Zirkulation von 50000 in drei Monaten erreichen. Und so wurde die „Morning Mail" gegründet. Innerhalb von zwei Monaten hatten wir einen Umlauf von 50000.

Wir hatten bereits von den „Times" einen Brief bekommen, in dem sie uns mitteilten, daß die „Morning Mail" das Copyright ihrer eigenen Wochenausgabe, genannt „The Mail", verletze und sie uns auf Schadenersatz von 20000 Pfund gerichtlich verklagen würden. Ich schickte meinen Freund nach Birmingham und suchte selbst den Arthur Walter von den „Times" auf. Ich sagte ihm, die ganze Klage sei lächerlich, ein Halbpennyblatt in London hätte weder das Format noch das Aussehen der Wochenausgabe der „Times", die sie „The Mail" nannten. Arthur Walter antwortete mir, er stimme mir zu, aber sein Vater hätte sich sehr über die Sache geärgert, und er könne da nichts machen. Eine Woche später kam mein Freund aus Birmingham zurück und sagte mir, daß er infolge der Klage der „Times" kein Geld mehr bekäme und daher gezwungen sei, das Blatt aufzugeben, falls ich es nicht finanzieren könnte.

Ich sprach mit Lord Folkestone darüber und überzeugte ihn bald, daß ein Halbpennymorgenblatt alle Pennyzeitungen aus dem Felde schlagen müßte. Erfolg und großes Vermögen lagen vor mir, boten sich uns sozusagen an. Er entflammte sich für die Idee eines konservativen Halbpennymorgenblattes, das vielleicht einen Millionenumlauf erreichen und so einflußreich werden könnte wie die „Times". Er wollte mit Lord Salisbury darüber sprechen. Aber mit der ihm angeborenen Loyalität glaubte er sich verpflichtet, den Plan zuerst Coleridge Kennard zu unterbreiten. Ich setzte mich daher mit Kennard in Verbindung.

Kennard hatte einen Sohn Hugo, der damals bei der Garde diente. Hugo fragte mich eines Abends im Vertrauen, ob die „Evening News" einen pekuniären Erfolg bringen könnte oder nicht. Ich bejahte, fügte jedoch hinzu, daß dazu mindestens noch ein Jahr nötig sei. Er war beruhigt, aber sein Vater war viel mißtrauischer. Er sagte, ihm läge nicht am Verdienst, er wollte nur den Verlusten ein Ende machen. „Es kostet eine schwere Summe Geld", sagte er zu Lord Folkestone; „und Ihre Erwartungen scheinen sich nicht zu verwirklichen." Er sagte mir einmal, daß seine Hoffnung darauf gerichtet sei, Baronet zu werden. „Ich will es nicht für mich haben," sagte er, „aber ich denke an meinen

Sohn. Und ich habe bereits siebzigtausend Pfund ausgegeben, um es zu werden, obwohl man mir im Anfang gesagt hat, daß vierzigtausend mehr als genug sein werden." Auf diese Weise erfuhr ich zum ersten Male, daß jeder Titel seinen Preis hatte.

Kennard haßte die „Morning Mail" und wollte von den 20000 für die neuen Maschinen nichts hören. Ich bat daher Folkestone, zu Lord Salisbury, dem Führer der konservativen Partei, zu gehen und ihm die Sache zu unterbreiten oder eine Zusammenkunft zwischen mir und ihm zu veranstalten. Ein oder zwei Tage später ließ mich Lord Salisbury holen, und ich sprach mit ihm länger als eine Stunde. Es war für mich offensichtlich, daß die „Times" bald ihren Preis von drei Penny auf einen oder sogar einen halben Penny würde heruntersetzen müssen. Ich zeigte ihm an Hand der Zahlen, daß mich nur der Mangel an Maschinen daran hinderte, eine Zirkulation von hunderttausend in einem Monat zu erreichen. Er war sehr interessiert und forschte mich aus. In seiner Jugend war er arm gewesen, und selbst nach seiner Heirat verdiente er sich sein Geld als Journalist bei der „Saturday Review", und dieser vitalen Disziplin verdankte er seinen Aufstieg. Aber als ich ihm von meinen Erfahrungen bei der Gründung der „Morning Mail" erzählte und ihm versicherte, ich könnte innerhalb von sechs Monaten einen Umlauf von einer Million bekommen und eine Viertelmillion jährlich aus der Zeitung herausholen, sagte er mir, meine Begeisterung ließe mich die Dinge in gewisser Verkürzung sehen. Er glaubte, es brauchte Jahre, um eine Zirkulation von einer Million zu erreichen. Er war jedoch gern bereit, mir zu helfen. Er wollte die Einpeitscher bitten, eine Versammlung der konservativen Partei im Carlton-Club zusammenzurufen, in der ich sprechen sollte, und wenn ich dort den erforderlichen Vorschuß von fünfzehn- oder zwanzigtausend Pfund bekäme, würde er sich sehr freuen. Er fügte am Schluß unserer Unterredung hinzu: „Ich will das Projekt mit allen meinen Kräften unterstützen. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß Sie Erfolg haben werden."

Bald ließen mich die Einpeitscher wissen, daß die Versammlung zusammenberufen war, und ich sprach im Carlton-Club zu den dreihundert Mitgliedern der konservativen Partei. Sie zeichneten auch sofort ihre Anteile, aber es kamen nicht mehr als 5000 Pfund zusammen. Darauf stand ich auf und sagte: „Das erledigt die Sache für mich. Ich habe keine Lust, die Maschine ohne Kohlen zu heizen. Aber innerhalb von zehn Jahren wird mancher von Ihnen

sehr traurig sein, daß er nicht in das erste Halbpennyblatt, das man Ihnen vorschlug, Geld hineingesteckt hat. Wenn Sie in ungefähr zwanzig Jahren ein Halbpennyblatt finden, das einflußreicher als die „Times" ist und jährlich eine halbe Million einbringt, werden Sie sich fragen, warum Sie nicht wenigstens den Versuch einer Gründung gemacht haben." Ein oder zwei Leute jubelten mir zu. Aber ich war angeekelt von dem Gedanken, daß ich den Preis so niedrig wie möglich gestellt hatte und kaum mehr als ein Viertel der erforderlichen Summe bekam.

Der erste Einpeitscher kam auf mich zu und sagte: „Sie hätten das Geld nehmen und in sechs Monaten nochmals kommen und einen weiteren Zuschuß verlangen sollen. – Sie hätten ihn ohne weiteres bekommen. Warum wollen Sie denn die Flinte ins Korn werfen?"

„Ich bin an einem Kreuzweg angelangt", erwiderte ich. „Ich wollte mich mit allen Kräften der Arbeit widmen. Aber sie so verkrüppelt mit einigen tausend Pfund zu beginnen, zu bitten und zu betteln, Offensichtliches zu erklären und Bewiesenes zu beweisen, reizt mich nicht. Ich gebe das Spiel lieber auf. Ich nehme einen sechsmonatlichen Urlaub und gehe nach Rom."

Während ich mit dem Einpeitscher sprach, kam ein sehr großer Mann auf mich zu und sagte: „Sie haben mich sehr interessiert. Ich heiße Henniker Heaton. Ich habe mein Geld bei einer Zeitung in Sidney verdient. Ich möchte mich gern mal mit Ihnen geschäftlich unterhalten." – „Mit Vergnügen," erwiderte ich, „aber es muß sehr bald sein; denn ich gehe nach Rom, wenn ich die zwanzigtausend Pfund nicht bekomme." Er kam zu mir, und ich hatte ihn beinah überzeugt. Er wollte sich die Sache jedoch überlegen, und ich ließ ihm keine Zeit dazu. Immer wieder bot mir Walter von der „Times" eine Stellung an seinem Blatt an, aber ich hatte drei Jahre schwerer Arbeit hinter mir und war dabei intellektuell kaum gewachsen. Ich brauchte eine neue, geistige Nahrung, wollte Rom kennenlernen, Ranke und Mommsen lesen und an meiner Entwicklung arbeiten, denn Reisen und Lesen waren bereits das tägliche Brot meines Geistes.

Überlegungen dieser Art kamen Henniker Heaton unsagbar lächerlich vor. Er hielt Geldverdienen und Streben nach Stellung für das einzige auf der Welt. Und in dem Moment, da ich das feststellte, hatte ich das Interesse an ihm verloren. Ich suchte Lord Folkestone auf, und nach einem Gespräch mit ihm berief

ich eine Versammlung der Direktoren der „Evening News" zusammen, bekam einen viermonatigen Urlaub und fuhr nach Rom ab. Es war ein schwerer Fehler, den ich beging. Ich war in London zu leicht zu Erfolg gekommen. Ich hätte den Rat des Einpeitschers befolgen und die Zeitung fortführen sollen. Ich hätte schon das Geld zusammenbekommen und mit der „Morning Mail" den Erfolg errungen, den die „Daily Mail" später hatte. Meine Zukunft wäre auf der sicheren Basis eines Einkommens von hunderttausend Pfund gegründet gewesen. Aber ich hatte mich mit einer solchen Leichtigkeit durchgesetzt, daß ich mich weder um Geld noch um die Macht, die das Geld gibt, kümmerte. Und so ging ich ohne weiteres in die herrlichsten Ferien nach Rom. Nicht nur meine Beziehungen zu der „Morning Mail" nahmen dadurch ein Ende, sondern auch die zu den „Evening News", wie ich noch im weiteren Verlauf erzählen werde.

Im Jahre 1887 besuchte mich ein kleiner Jude namens Leopold Graham im Bureau der „Evening News". Er erzählte mir, daß er mit Douglas Macrae bei den „Financial Times" arbeitete und dort Horatio Bottomley getroffen hätte, den er als einen der größten Schurken der Londoner City bezeichnete. Als ich Bottomley durch Douglas Macrae kennenlernte, machte er auf mich einen viel stärkeren Eindruck als irgendein anderer Journalist. Er war etwas kleiner als ich, doch sehr breit und schon mit siebenundzwanzig Jahren ziemlich dick. Er hatte einen sehr großen Kopf mit mächtiger Stirn, schwerem Kinn und kleinen grauen Augen. Das Besondere an seinem Gesicht war eine unverhältnismäßig lange Oberlippe. Er war glatt rasiert, und seine ungeheure Oberlippe erinnerte mich an den Riesen Bradlaugh. Als ich die Tatsache später Graham gegenüber erwähnte, erwiderte er sofort: „Manche sagen, daß er der uneheliche Sohn Bradlaughs sei. Er hat jedenfalls die tiefste Achtung und Liebe für ihn und hält ihn für einen der größten Menschen seiner Zeit." – „Er irrt sich auch nicht", bemerkte ich. In jenen Tagen war ich mit meiner eigenen Arbeit bei den „Evening News" zu sehr beschäftigt, um mich für den finanziellen Journalismus zu interessieren, und es verging eine Zeit, bevor ich die Leute etwas näher kennenlernte.

Im Jahre 1888 oder 1889 erzählte mir Graham, daß Bottomley die Hansard Union gekauft habe, um eine große Gesellschaft zu gründen. Es war allgemein bekannt, daß Hansard die Parlamentsdebatten veröffentlichte, und ich war, wie die meisten Menschen,

der Meinung, daß es sich hier um eine offizielle Stelle handeln müsse. Zu meiner Verblüffung hörte ich, daß Hansard bloß eine Verlegerfirma sei, mit der das Parlament den Vertrag zur Veröffentlichung des vollständigen Berichtes seiner Debatten abgeschlossen hatte. Graham setzte mir auseinander, daß eine große Gesellschaft mit diesem bekannten Namen begeistert von dem investierenden Publikum unterstützt werden würde. Eines Tages suchte mich Graham zusammen mit Bottomley auf. Wir aßen im Café Royal, und Bottomley erzählte mir sofort von dem Erfolg der Hansard Union, den er für gesichert hielt, und fragte mich unumwunden, ob ich ihm nicht Lord Folkestone und Coleridge Kennard als Direktoren verschaffen könnte. Ich wollte es mir überlegen. Er fügte ohne jede Scheu hinzu: „Verschaffen Sie mir diese beiden Namen, und ich gebe Ihnen einen Scheck auf 10000 Pfund."

„Eine große Summe," meinte ich, „und ich liebe hohe Zahlen. Aber sagen Sie mir, was Sie für die Gesellschaften gezahlt haben, die Sie jetzt fusionieren wollen, und wie hoch die Kapitalisation ist." Ohne zu zögern gab er mir mit verblüffender Genauigkeit die Zahlen. Ich schrieb Sie mir auf und bemerkte: „Also die Sache läuft darauf hinaus, daß Sie die Geschäfte für 200000 Pfund gekauft haben und sie der Gesellschaft für eine Million verkaufen."

„Es mag noch eine Viertelmillion Obligationen hinzukommen", meinte er kühl. Er fügte selbstverständlich die Viertelmillion hinzu, was ihm schon allein einen ungeheuren Gewinn sicherte. Am nächsten Tage unterbreitete ich die Sache Lord Folkestone. „Wenn Sie mir dazu raten, will ich es tun, Frank", meinte er. Ich sagte ihm, daß die Unternehmung meiner Ansicht nach überkapitalisiert sei und mit einem Mißerfolg enden müsse. „Das entscheidet die Sache für mich, Frank," meinte er, „aber sagen Sie mir, was Coleridge Kennard dazu meint." Als ich es Coleridge Kennard auseinandersetzte, meinte er, die Kapitalisierung habe nichts damit zu tun. Man verkauft allgemein, soweit es geht, mit einem Profit. Ich verschaffte Bottomley den Namen von Coleridge Kennard, nahm jedoch keinen Pfennig dafür.

Nach einigen Jahren verwirklichte sich meine Prophezeiung. Zuerst zahlten die fusionierten Gesellschaften große Dividenden, wenn ich mich recht erinnere, zwei im ersten Jahre, und dann bankrottierte die ganze Sache, und die Menschen sprachen allge-

mein vom „Bottomleyschwindel". Der Mißerfolg trat zu früh ein, der Ruin war zu groß. Die Geschäftsleute waren entrüstet. Bald kam die ganze Sache vors Gericht. Bottomley wurde zum Hauptereignis des Tages. Ich wohnte der Verhandlung bei, und habe mich nie in meinem Leben so köstlich amüsiert. Die Verhandlung wurde vom Richter Hawkins geführt, der allgemein als der „Hängerichter" bekannt war und sicherlich als der strengste Richter des letzten halben Jahrhunderts in London galt. Welche Chance hatte Bottomley vor einem solchen Tribunal? Ich sollte es erfahren, was ein Kopf bedeutet.

Zuerst stand die Sache für Bottomley sehr schlecht. Es war ganz klar, daß die Gesellschaften überkapitalisiert waren und Hunderttausende von Pfunden in Bottomleys Tasche geflossen sein mußten. Aber als er aufstand, um vor dem Gericht zu sprechen, wurde alles unwesentlich. Von Anfang an packte er genial den Stier bei den Hörnern. „Ich bin froh, von Herzen froh, daß ich vor Herrn Richter Hawkins gekommen bin. Er hat den Namen eines strengen Richters, aber seine Fähigkeit wurde nie angezweifelt. Und es ist seine Fähigkeit, auf die ich mich in der Stunde der Not verlasse, seine Einsicht, die ihm ermöglichen wird, der ganzen komplizierten Sache auf den Grund zu gehen."

Von solchen Komplimenten aus ging er auf eine detaillierte Geschichte des Ankaufes der verschiedenen Gesellschaften. Sooft er von dem Ankauf einer neuen Gesellschaft erzählte, lenkte er die Aufmerksamkeit des Richters auf die Tatsache, daß, obwohl der Preis hoch scheinen möge, dieses neue Geschäft dazu diente, das umfassendere Gebilde, das er im Sinne hatte, zu vervollständigen und zu stützen. „Ich will Ihnen die Idee ganz klarmachen, Mylord", war die Quintessenz dieser langen, ruhigen und eminent überzeugenden Exposition. Seine Offenheit war ebenso wunderbar wie seine detaillierten Kenntnisse. Bevor er geendet hatte, waren sogar die Juristen im Gerichtssaal begeistert. Ein königlicher Rat sagte: „Ich habe nie eine so vollkommene Darstellung gehört." Alle hatten vergessen, daß Bottomley monatelang jedes Geschäft studiert hatte, das er beschrieb. Es war nichts Verblüffendes dabei, mit Ausnahme der unumwundenen Komplimente, mit denen er den Richter zu passender und unpassender Zeit überschüttete. Lange vor dem Ende der Verhandlung hatte er den strengsten Richter des ganzen Standes zu seinem Verteidiger und Helfer bekehrt. Bottomley trat nicht nur als

Sieger aus der Verhandlung hervor, sondern machte auch den Richter zu seinem persönlichen Freund, der ebenso stark an seine Geschicklichkeit wie an seine Integrität glaubte. Etwas später schenkte Hawkins Bottomley die Perücke und den Talar, die er sein Leben lang getragen hatte. Der ganze Vorfall ist einzigartig in der Geschichte der englischen Prozeßführung und zeigt am besten Bottomleys erstaunliche Klugheit. Er war ohne Zweifel ein Genie.

Aber dem starken Licht entsprachen die schweren Schatten. Wenn er die fusionierten Geschäfte fünf Jahre länger geführt hätte, würde er vielleicht die halbe Million verdient haben, die er durch die Fusionierung gewann. Aber die Tatsache, daß er seinen Wechselbalg sofort verleugnete, sobald er das Tageslicht erblickte, zeigte meiner Ansicht nach die zynische Verachtung für die öffentliche Meinung und alles, was nicht Geld war. Außerdem legte seine lange Rede bei der Verhandlung seine grammatikalische Ignoranz und seinen Cockney-Akzent, der die H's verschluckte, bloß, was bei einem so fähigen Menschen verblüffte. Wenn Bottomley für einige Jahre nach Deutschland oder Frankreich gegangen wäre, um dort ernsthaft zu studieren, wäre er zu einem Meister und Führer der neuen Zeit geworden. Aber seine Ignoranz hielt seine Fähigkeiten auf einem niedrigen Niveau und ließ ihn nur an die unteren Schichten appellieren.

Er war nicht unwissender als Lord Randolph Churchill. Aber Lord Churchill verschluckte nicht seine H's, und wenn er es getan hätte, würden die Engländer es bei dem Sohn eines Herzogs für eine liebenswürdige Exzentrizität gehalten haben.

Was war das Kennzeichen Bottomleys? – Man brauchte sich nur diese kurze, gedrungene Gestalt, den schweren Kiefer und das Doppelkinn anzusehen – sicherlich Begierde! Er war nach allen sinnlichen Freuden gierig, ungeheuer gierig! Schon mit dreißig Jahren aß und trank er zu viel. Wenn man ihn bei Romano mit einigen seiner Freunde, meist von ihm abhängigen Menschen, essen sah, eine hübsche Choristin auf der einen Seite und eine andere Sirene gegenüber, während der Kellner die vierte oder fünfte Flasche Sekt entkorkte, sah man den Mann, wie er leibte und lebte. Er war auch zu machtgierig und dabei eitel wie ein Pfau. Er wollte immer eine Zeitung zu seiner Verfügung haben, und von dem halben Dutzend, das ihm gehörte, hatte nur die eine, „John Bull", einen Erfolg und nur durch den blinden Patriotismus, den der Weltkrieg entfesselte.

Er wurde ins Parlament gewählt, und ich erinnere mich, daß er mir einmal in einem Augenblick der Mitteilsamkeit sagte, er hoffte, Schatzkanzler zu werden. Rhodes machte mir etwas später dasselbe Geständnis. Und doch hatte Rhodes eine bei weitem größere Chance als Bottomley, denn er stützte sich auf ein großes Vermögen; und obwohl er fast ebenso unwissend war wie Bottomley, verschluckte er nicht seine H's und hatte auch alle äußeren Kennzeichen einer besseren Erziehung. Ich sagte Rhodes, er würde kaum Erfolg haben, und verheimlichte es auch Bottomley nicht, daß er nicht die geringste Chance besaß. „Es gibt mindestens ein halbes Dutzend wirklich fähiger Menschen im Unterhaus," sagte ich, „und zwar so fähig, daß Sie sich mit Ihnen vergleichen können. Hicks Beach zum Beispiel ist ein Mensch von großer Charakterstärke und hat außerdem noch einen Hauch von Genie. Balfour besitzt einen außergewöhnlichen persönlichen Zauber und ist außerdem sehr belesen. Auch Chamberlain hat viel wirkliche Fähigkeiten und ein großes, mit achtbaren Mitteln erworbenes Vermögen. Diese drei werden mit einem wilden, ungerechten Antagonismus gegen Sie kämpfen, denn sie sehen die Preise des politischen Lebens als ihre eigene Apanage an. Auf der andern Seite haben Sie Gladstone, der im Herzen ein Aristokrat ist, Dilke, Parnell und die andern, die sich alle auf Sie werfen werden, denn sie machen sich nichts aus ihrem demokratischen Evangelium oder ihrem persönlichen Ehrgeiz. Dann gibt es noch John Burns und Cunninghame Graham, die Sie wegen Ihrer Gleichgültigkeit für ideale Fragen hassen werden. Die Führer aller Parteien werden Ihnen die kalte Schulter zuwenden, und es scheint mir unmöglich, von Ihrer Lage aus auf die Spitze zu gelangen."

„Glauben Sie, daß Sie es fertigbrächten?"

„Mir steht weniger im Wege", erwiderte ich. „Aber ich beginne zu zweifeln, ob ich die treibende Kraft des Verlangens in mir habe."

„Die habe ich", sagte er lächelnd, und als er seine schweren Kiefer zusammenpreßte, mußte ich ihm zustimmen.

## KAPITEL XV

# DIE EBBE UND FLUT DER LEIDENSCHAFT

Die ganze Zeit hindurch habe ich nichts über meine Liebe zu Laura erzählt, obwohl sie in keiner Weise schwächer wurde, sondern im Gegenteil mit der vollkommenen Hingabe und den häufigen Zusammenkünften wuchs. Meine Leidenschaft für Laura gibt die Erklärung für einen großen Teil meines Geschlechtslebens, und so muß ich sie hier, so ehrlich ich kann, erzählen.

Man sagt, daß Liebe blind ist; und wenn man darunter versteht, daß das Geheimnis der Anziehungskraft sich nicht deuten läßt, so hat man recht. Aber die Liebe sieht manches – sowohl Tugenden wie Fehler, die der gewöhnliche Beobachter nicht vermutet.

Jahrelang kam Laura zweimal die Woche zum Frühstück zu mir. Warum ich sie nicht heiratete, kann ich kaum sagen. Immer wieder war ich im Begriff, es ihr vorzuschlagen, aber stets hinderte mich irgend etwas daran. Ich hatte zum Beispiel einen Börsenmakler getroffen, der mir einige gute Tips gab, weil ich gewisse Artikel veröffentlichte, die ihm nützlich waren. Im Jahre 1886 hatte ich einige Tausende verdient, und sobald sie auf mein Konto gebracht wurden, sagte ich Laura, ich würde ihr zehn Pfund wöchentlich geben, die ich ihr auch regelmäßig auszahlte und noch hie und da mit einem Scheck von fünfzig Pfund ergänzte. Einmal bat sie mich um dreihundert Pfund, die ich ihr sofort gab. Und dann setzte sich Laura oder ihre Mutter in den Kopf, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, und sie schickte mir Photographien im Badekostüm von Long Island, die mich wild vor Eifersucht machten und mein Mißtrauen aufleben ließen. Aber noch Schlimmeres sollte geschehen.

Als sie aus Amerika zurückkamen und eine neue Wohnung suchten, hielten sie sich eine kurze Zeit im Charing Cross Hotel

auf. Ich hatte immer die Gewohnheit, nicht nur Trinkgelder in großzügiger Weise auszuteilen, sondern mich auch für das Personal zu interessieren, und so kam man mir auch mit außerordentlicher Freundlichkeit entgegen. Eines Abends kam ich ins Hotel, um Laura Theaterkarten für ein Stück zu überbringen, von dem ich annahm, daß es sie interessierte, und der Oberkellner, mit dem ich oft gesprochen hatte, sagte mir, Fräulein Clapton sei in dem kleinen Salon im ersten Stock. Höchst zuvorkommend rannte er die Treppe hinauf, riß die Tür weit auf und drehte sich um. Zwei Personen, ein Mann und eine Frau, saßen auf dem Sofa dem Eingang gegenüber. Der Mann hatte anscheinend den Arm um das Mädchen geschlungen, denn sie sprangen höchst verblüfft auf. Es war Laura und irgendein unbekannter Mann, der wartend dastand, während sie auf mich zuging. „Das ist eine Überraschung," sagte sie mit der erstaunlichen Natürlichkeit einer Frau, „welch guter Wind weht Sie her?" Ich konnte kaum sprechen. Die Eifersucht schien sich in kalten, sardonischen Haß gewandelt zu haben. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich sah, daß sie im Abendkleid war, das sich um die Brüste straffte. Ich nahm die Karten heraus und händigte sie ihr ein. „Wollen Sie nicht auf Mutter warten?" fragte sie lächelnd. Ich wundere mich, daß ich sie nicht geschlagen habe. Ich drehte mich um und ging wortlos weg.

In diesem Augenblick hatte ich mich ein für allemal entschlossen, sie nie zu heiraten. Die irrsinnige Wut meiner Eifersucht erschreckte mich. Wenn ich mit ihr verheiratet gewesen wäre und dieselbe Erschütterung erlebt hätte, würde ich sie umgebracht haben. Auf dem Nachhausewege tobte ich. Ich habe nie erfahren, wer der Mann war. Ich habe mich auch nie bemüht, es herauszukriegen. Er war mir gleichgültig. Es war nur ihre Treulosigkeit, die ins Gewicht fiel. Ich setzte mich zu Hause hin und sann nach. „Wozu dieses Toben?" fragte ich mich selbst. „Behandle sie wie deine Mätresse, sage ihr einfach, daß du mit ihr fertig bist, falls sie dir noch einmal Grund zum Verdacht gibt. Mache ihr klar, daß das dein unabänderlicher Entschluß ist. Sie wird dein Geld und deine Geschenke nicht verlieren wollen. Du mußt rücksichtslos sein."

Aber der Entschluß beruhigte mich nicht. Im Hintergrunde meiner Wut weinte meine Liebe: „Habe ich dich denn vernachlässigt, mein Lieb, daß du ein anderes Gefühl brauchtest? Worin habe ich gefehlt? Unser Verhältnis war zuvor vollkommen, aber

es war doch keine Ehe. Und Laura ist stolz wie Luzifer. Heirate sie morgen, und sie wird dir treu sein. Dieses Leben als ausgehaltene Mätresse ist des Mädels unwürdig." Ich war schon im Begriff, nachzugeben. Aber der Gedanke an die Mutter trat zwischen uns. Ich werde sie einladen, mindestens den Anschein einer Höflichkeit aufrecht erhalten müssen, – es war unmöglich. Wieder sah ich, wie der Mann den um Lauras Hüften gelegten Arm wegzog. Ich dachte, ich würde wahnsinnig.

Ich stand auf und klingelte. Meine Wirtschafterin Bridget kam herein, und als sie mir den Whisky mit Soda hinstellte, sagte sie: „Sie sehen heute nicht sehr gut aus."

„Ich fühle mich auch schlecht, Bridget," erwiderte ich, „ich habe noch nicht gegessen –" – „Oh, ich kann Ihnen gleich etwas zu essen bringen, wir haben kaltes Geflügel in der Speisekammer." Und bald aß ich, während Bridget servierte. Sie hatte schöne irische Augen und war die Güte selbst. Als sie sich zu mir beugte, um mir etwas auf den Teller zu legen, schlang ich meinen Arm um ihre Hüften, und nichts Böses ahnend, begegneten sich unsere Augen und dann unsere Lippen. Ich fand bald, daß sie mich sehr gern hatte, und dieses spontane Gefühl war ungeheuer wohltuend, nahm mir die ganze unselige Wut und Bitterkeit und brachte mich zu Ruhe und Gleichgewicht zurück. In Kürze gesagt: ich tröstete mich mit Bridgets Liebe und ihrer frischen Schönheit, und die Angst vor dem Wahnsinn verflüchtigte sich für eine Weile.

Am nächsten Tage ging ich mit der ganzen Rücksichtslosigkeit vor. Laura konnte sich vollkommen rechtfertigen. Der Mann war ein Schotte. Ihre Mutter hatte ihn zum Essen eingeladen, war dann in ihr Zimmer gegangen, um etwas zu holen, und hatte die beiden allein gelassen. Ich lächelte. „Das nächste Mal sitz' nicht so eng mit jemandem auf dem Sofa, sonst wirst du mich nie wiedersehen. Es ist mein letztes Wort. Du hast zu wählen." Laura erhob sich in Wut. Was ich mir nun vorstellte? fragte sie. Es sei ein gemeinsamer Hotelsalon, in dem sie ruhig einen Freund empfangen könnte. Sie hatte offensichtlich keine Ahnung von dem Sturm von Wut und Haß, den sie in mir entfesselt hatte. Aber da ich mir selbst eines schlimmeren Fehlers bewußt war, fühlte ich mich bereit, zu vergeben, und wenn möglich, zu vergessen. Und ich erwähne die Tatsache in ihrer ganzen nackten Brutalität nur darum, weil ich damals wirklich erschrocken über meine eigene Wut war, erschrocken, daß ich nie wieder die Herrschaft über mich

selbst zurückgewinnen würde. Und so griff ich nach dem nächsten Weg zur Gesundung, aber er führte mich weiter ab, als ich es mir vorgestellt hatte.

Was war es eigentlich, was mich so fest an Laura band?

In erster Linie war es selbstverständlich die unmittelbare Anziehungskraft der Schönheit, aber ich hatte ebenso schöne Frauen gekannt, die mich nicht so stark fesselten. Es war Lauras Intelligenz, die mir besonders gefiel, und hauptsächlich die Tatsache, daß ihre Kenntnis der Sprachen ihr ein kosmopolitisches Ideal verlieh und ihr gestattete, die kleinen Eigentümlichkeiten des uns umgebenden Volkes in einem humoristischen Lichte zu sehen. Aber trotz ihrer belustigten Verachtung des englischen Snobismus und der englischen Ehrfurcht vor bloßen Konventionen sah sie ebenso wie ich die höher stehenden Engländer für das beste Volk der Welt an.

All diese Fäden der Anziehung und Sympathie vereinigten sich zu einer Fessel, die durch eine einzige Strähne ungeheuer verstärkt wurde. Sie hatte einen der schönsten Körper, den ich je gesehen habe. Ich konnte sie stundenlang in ihrer Nacktheit bewundern. Sie jedoch behandelte meine Anbetung als kindisch. „Du kennst meine Gestalt viel besser als ich selbst", sagte sie einmal. – „Natürlich", erwiderte ich. Aber selbst heute auf meine alten Tage bin ich absolut nicht imstande zu sagen, worin die unendliche Anziehungskraft bestanden hat.

Diese Liebe der plastischen Schönheit geht natürlich mit der Anbetung der Jungfräulichkeit zusammen, die mich so oft in meinem Leben auf Irrwege führte und mir heute ebenso unerklärlich ist wie vor fünfzig Jahren. Nach Frau Mayhew, die ich mit siebzehn Jahren liebte, hat mich keine reife Frau mit dieser Intensität gefesselt. Ich kann wirklich sagen, daß Laura mich mit Körper, Geist und – Seele gefangen hielt. Denn die Seele war das wichtigste Element in der unsterblichen Faszinierung und zwang mich oft in die Knie.

Laura fand häufig Worte, die mich wie eine Gedichtzeile berührten. Nach einer köstlichen Liebesstunde, als ich mit den Lippen auf ihrem Körper wanderte, nahm sie plötzlich meinen Kopf zwischen ihre Hände und sagte mit kindlichem Ernst: „Sei tutto il mio bene!"

Ich liebte Laura mehr als irgendeine Frau, die ich bis zu jener Zeit oder auf Jahre hinaus getroffen hatte, sie war auch die intelligenteste und sicherlich die schönste von allen.

Es war ihr Schweigen, das immer die Schranke zwischen uns aufrichtete, aber schließlich fand die große Aussprache statt. Eines Tages fragte sie mich: „Was würdest du tun, wenn du einen Brief bekämst, der ein seltsames Licht auf mich wirft?“ – „Was für einen Brief meinst du?“ Und als ich weiter in sie drang, gestand sie, daß es ein Brief von ihr selbst sein könnte, der „Zuneigung – für einen andern zeigen würde“. „Leidenschaft, meinst du?“ fragte ich. – „Nicht Leidenschaft“, erwiderte sie. – „Du kannst mir alles sagen,“ beharrte ich, „selbst der offenste Brief wird nur meinen Verdacht bestätigen. Ich weiß, daß du in den Amerikaner verliebt warst und dich ihm gegeben hast – ich habe euch beide gesehen.“

„Nein, nein,“ rief sie, „nie so, wie ich mich dir gegeben habe.“ Meine eifersüchtige Wut wollte sich jedoch nicht damit beruhigen.

„Unsinn!“ rief ich aus. „Ich sah, wie er einst im Savoy die Hand auf deinen bloßen Nacken legte. Das ist es, was mich zurückhielt, als das Jahr um war.“

Ihre Augen weiteten sich. „Im Savoy?“ rief sie aus. „Mutter war doch mit uns.“

„Ja,“ fuhr ich mitleidslos fort, „aber er war häufig mit dir zusammen, wenn deine Mutter nicht dabei war. Warum kannst du nicht die Wahrheit sagen. Das ist es, was uns trennt. Ich kann verzeihen, aber du kannst nicht ehrlich sein. Warum sagst du nicht gleich, daß du dich ihm oft gegeben hast. Ich weiß mehr als das.“

„Manchmal denke ich, daß du mich haßt“, sagte sie mit tiefer, trauriger Stimme. „Es ist nicht wahr, denn den Geschlechtsgenuß habe ich erst durch dich kennengelernt, Frank, das weißt du ja.“

Aber ich war unerbittlich. Ich wollte endlich die volle Wahrheit erfahren. „Du bist ja schwanger gewesen und hast dir das Kind abgetrieben.“

„Ach,“ rief sie aus und schlug die Hände vors Gesicht, „wie kannst du so etwas von mir denken. Du bist schlecht – schlecht.“ Und sie sprang auf. „Das ist nicht Liebe –“ – „Auch wohl nicht die Wahrheit –“ Ich lächelte.

„Nein, es ist nicht wahr“, bestand sie. „Ich habe mir nie ein Kind abgetrieben, wie du sagst, es ist scheußlich –“

„Nenne es, wie du willst, jedenfalls, sobald ich dich berührte,

wußte ich, daß du keine Jungfrau mehr bist. Aber meine Liebe war stark genug, um alles zu vergeben. Wenn dein Vertrauen nur groß genug gewesen wäre und du mir die volle Wahrheit erzählt hättest. – Du hast keine Ahnung, wie unendlich ich dich liebe!"

„Das nennst du Liebe," rief sie aus, „mich so zu beschämen?"

„Mehr als Liebe," fuhr ich fort, „alles zu wissen, alles zu verzeihen und mir selbst die Schuld zu geben. Ich hätte dich nicht ein Jahr allein ohne ein Wort zurücklassen sollen, in deiner zweifelhaften Lage mit deinem Vater und deiner Mutter. Mich allein trifft die Schuld. Und ich habe sie ganz auf mich genommen. Aber du hättest mich genug lieben sollen, um mir die Wahrheit zu sagen, Laura."

„Wenn ich etwas Böses über dich gedacht hätte," begann sie, „würde ich nicht damit auf dich einschlagen und dir wehtun. Ich würde es in Gedanken zurückstellen und vergessen und mir sagen: es ist nicht Frank, nicht meine Liebe. Ich würde es vor mir selbst leugnen, und in einem Monat würde ich nicht einmal mehr daran denken, geschweige denn davon sprechen.

Nun will ich dir etwas sagen, nur um dir den Unterschied unserer Einstellung zu beweisen und zu zeigen, was ich zu vergeben habe. Als wir uns trennten, sagtest du, du würdest mich innerhalb von drei Monaten wissen lassen, wie die Dinge sich bei dir entwickelt haben, und höchstens in einem Jahre würde ich von dir hören. In diesen drei Monaten sah ich dich mit anderen Frauen, während ich mich weigerte, allein mit dem Amerikaner auszugehen, den mein Vater mir vorgestellt hatte und der mich begehrte, wie ich fühlte.

Eines Abends, sechs Monate nach unserer Trennung, als ich noch kein Wort von dir gehört hatte, lud er uns alle ins Café Royal ein, das ich auf deine Empfehlung hin wählte, und auf einmal sah ich, wie du mit einem hübschen Mädel die Treppe herunter kamst. Ich stellte fest, daß diese Treppe zu den Chambres séparées führte. Wie habe ich damals gelitten! Ich konnte kaum essen oder sprechen. Jeder Gedanke tat weh. Ich war wie zerstampft und stumm vor Schmerz. Während ich mir die kleinsten Freuden versagte, führtest du eine Geliebte aus. Ich habe später tagelang getobt, sooft ich daran dachte. Und jetzt sprichst du von meiner Schuld und sagst, du willst mir verzeihen, wenn ich dir nur die Wahrheit sagen würde. Und du hast angefangen. Was hast du zu erzählen, und was hab' ich zu vergeben?

Ich habe immer wieder die Wahrheit zurückgestoßen. Ich habe es vor mir selbst geleugnet, und sobald du kamst, war ich stolz und froh, so von Herzen froh, daß ich deine Verfehlungen und dein Unrecht vergaß, alle Gedanken daran verdrängte, bis ich sie vergaß. Das war nicht mein Frank, sagte ich, er ist wunderbar, so stark und weise, und er ist von wirklicher Leidenschaft und echtem Gefühl für mich erfüllt –." Ihre schönen Augen standen voll Tränen. „Männer lieben nie wie wir Frauen."

„Vergib mir," rief ich aus, unwillkürlich ergriffen, „vergib mir. Diese Geschichte mit dem Chambre séparée muß ein Irrtum sein, wirklich! Bis ich sah, wie der Amerikaner deine bloße Schulter streichelte, bin ich nie mit irgendeiner Frau ins Chambre séparée gegangen. Ich bin sicher, daß ich es nie tat. Aber ich liebe deine Verteidigung, deine ganze halb stolze, halb sanfte Überzeugungskraft. Wir wollen nicht mehr über unsere Sünden sprechen. Aber du brauchst keine Angst zu haben, daß irgend etwas, was der Amerikaner oder irgendein anderer sagen kann, die kleinste Wirkung auf mich haben würde. Ich liebe dich, und ich kenne dich, deine Augen, deine süße Seele, die harte Arbeit an dir selbst, die Treue deiner Mutter gegenüber –."

„Du mein Geliebter," rief sie aus, „jetzt glaube ich wirklich, daß du mich liebst, denn das sind Dinge, die mir bei dir so teuer sind – daß du deiner Schwester und ihrem Gatten Geld gibst – deine ganze sorglose Großzügigkeit und dein wunderbares Gespräch – aber du bist zu mißtrauisch, zu zweifelnd, du bist schlimm, schlimm –", und ihre köstlichen Augen gaben sich im Lächeln.

„Und dich rettet nur, daß du so schlimm bist", erwiderte ich, „und so schön . . ."

Aber trotz des halben Geständnisses dauerte der Antagonismus zwischen uns an, obwohl in geringerem Maße, als es bis jetzt der Fall war. Ich konnte es nicht von ihr erreichen, daß sie sich mit Leidenschaft gab oder sich im letzten Ausdruck der Liebe frei gehen ließ. Nur manchmal gelang es mir, nachdem ich die Zeiten ihrer größten Erregbarkeit erkannt hatte. Wie kommt es, daß so wenig Frauen auch nur versuchen, ihrem Geliebten die größte Summe an Genuß zu geben?

Eine der schwierigsten Sachen ist es, bei der Mehrzahl der Frauen die Zeit festzustellen, in der sie am meisten erregt und zur erotischen Hingabe bereit sind. Nur wenige haben den Mut, ihrem Liebhaber zu sagen, daß sie ihn verlangen, gewöhnlich muß er

den günstigen Augenblick selbst herausfinden. Mit seltenem Mut hat Frau Dr. Mary Stopes in ihrem Buch, das in letzter Zeit in England aus verrückter, insularischer Dummheit verurteilt wurde, zwei oder drei Tage in jedem Monat festgestellt, an denen das erotische Echo bei der Frau am stärksten ist. Ihre Feststellung unterscheidet sich von meinen Erfahrungen mit Laura hauptsächlich wohl, weil sie nicht die Jahreszeiten berücksichtigt. Ich habe immer wieder bemerkt, daß Frühling und Herbst die günstigsten Zeiten sind, aber vielleicht irre ich mich. Die geistigen Faktoren in jedem Menschenwesen sind unendlich wichtiger als die rein animalischen.

Ich kann hier einen Beweis dafür liefern. Eines Tages fragte mich Laura: „Hast du in letzter Zeit Vater geholfen?" – „Warum fragst du?"–„Vor einiger Zeit ging es ihm schlecht, er quälte Mutter, und dann bekam er Geld und schwamm obenauf, und gestern fragte er mich, warum du nie zu uns abends kommst. Da habe ich erraten, daß du ihm geholfen hast." Ich nickte. „Und du hast es mir nie erzählt", rief sie aus. „Manchmal bete ich dich an. Ich habe nie einen so großzügigen Menschen gekannt. Und mir nicht ein Wort zu sagen! Ich bin stolz auf dich und deine Liebe." Und sie legte ihre Hand auf meine. – „Ich bin froh," erwiderte ich, „aber warum versuchst du nicht hie und da mir mehr Freude zu geben?" „Ich versuche es," sagte sie und wurde flammend rot, „aber ich weiß nicht, wie ich es tun soll. Ich bin wie hingemäht, meine Gefühle sind überwältigend. Jede Faser in mir zittert dir entgegen." „Das macht mir soviel Freude wie dir mein Geschenk –." – „Ach," seufzte sie, „durch die Seele werden wir gefangengenommen, und ihr schlimmen Männer durch den Körper." – „Durch die Schönheit der Körper," erwiderte ich lachend, „und auch durch die Seele . . ."

## KAPITEL XVI

# GENERAL BOULANGER UND DIE KOLONIAL-KONFERENZ VON 1885

Im Jahre 1885 begann General Boulanger, als er von Freycinet zum Kriegsminister ernannt wurde, die öffentliche Aufmerksamkeit in Frankreich auf sich zu lenken. Er schien mit jedem Monat an Bedeutung zu wachsen. Und das Bemerkenswerte war, daß die Rückschläge, die andere Menschen vernichtet hätten, seine Popularität noch steigerten. Es war ein Beweis, daß er einem tief eingewurzelten Gefühl in den Massen seiner Landsleute entsprach und ihre unbestimmten Erwartungen erfüllte. Im Jahre 1888 war eine Senatswahl im Norden, wo er einige Monate früher zum Deputierten gewählt wurde, jedoch sein Einfluß in der Senatswahl war ganz belanglos – man nannte ihn „den ausgebrannten Vulkan", und man wies darauf hin, daß er noch nie einen Beweis seiner Fähigkeiten erbracht habe. Er schien erledigt zu sein, und doch wurde von ihm noch allgemein in Paris gesprochen.

Der Deputierte Laguerre war sein stärkster Anhänger in der Kammer, und dessen Frau war Marguerite Durand Laguerre, die schon seit Jahren, noch als Schauspielerin beim Théatre Français, mit mir befreundet war. Ich war immer stolz darauf, daß ich von Anfang an ihre Fähigkeiten erkannt hatte. Ich weiß nicht mehr, in welchem Stück ich sie zuerst sah. Aber ich erinnere mich, daß sie mich später nach meiner Meinung fragte. Zu jener Zeit pflegte ich jeden Tag ins Théatre Français zu gehen. Sie war über meine Bemerkung entrüstet: „Sie werden nie eine große Schauspielerin sein. Sie sind zu intelligent." – „Was verstehen Sie darunter?" rief sie aus. „Selbstverständlich braucht man Intelligenz in jeder Kunst." – „Lassen Sie die Kunst aus der Debatte," erwiderte ich, „die Schauspielerei verdient nicht den Namen Kunst. Denn es ist nicht die Intelligenz, die einem Orator, Redner oder Schau-

spieler Ruhm und Popularität verschafft – sondern Gefühl und Leidenschaft."

„Glauben Sie, daß Sarah Bernhardt mehr Leidenschaft und mehr Gefühl als ich besitzt?" fragte sie verächtlich. – „Nein, das glaube ich nicht," erwiderte ich, „aber sie hat viel weniger Intelligenz und hat wirklich ein außerordentliches Mittel, und zwar ihre Stimme. Sie sind mit Gedanken, Ideen und der Zukunft der Menschheit in erster Linie beschäftigt. Sarah kümmert sich nicht eine Bohne darum. Das sind Ihre Hemmungen als Schauspielerin. Sie sollten Journalistin oder Propagandistin werden –."

„Vielleicht haben Sie recht", sagte sie nachdenklich. Es ist allgemein bekannt, daß Marguerite Durand einige Jahre später die erste Frauenzeitung in Paris gründete und, obwohl sie nur Mädchen und Frauen darin beschäftigte, sich einen solchen Erfolg sicherte. Sie heiratete Laguerre, war jedoch nie eine überzeugte Anhängerin Boulangers wie er. Es war wohl im Jahre 88 oder 89, als ich eine große Truppenschau auf dem Champ de Mars sah. General Boulanger ritt an der Spitze und wurde von den Massen bejubelt, die sich wie verrückt um den „brav' Général" gebärdeten. Er sah wirklich sehr gut zu Pferde aus. Er hatte einen gutgeformten Kopf und ein schönes Gesicht mit braunem Bart und einem lang herabfließenden Schnurrbart. Er war breitschultrig und stark und saß zu Pferd wie ein Zentaur. Nach einer Stunde schien ganz Paris auf den Beinen zu sein. Ich habe noch nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Die Straßenmenge fieberte, und ein Lied zu Ehren des Helden sprang aus Tausenden von Kehlen. Ich habe damals begriffen, wie chauvinistisch das französische Volk ist. Als ich mit Frau Laguerre darüber sprach, kam mir der Gedanke in den Sinn, daß die Generation nach dem Kriege von 1870 in der Spannung der Revancheidee heranwuchs, aus der sich vielleicht Boulangers kolossale, verblüffende Popularität erklärte. Frau Laguerre widersprach mir. Sie wollte sich jedoch mit der Sache näher beschäftigen. Auch aus andern Quellen hörte ich viel über Boulanger.

Ich kannte Rochefort und seine Zeitung „Intransigeant" schon eine geraume Weile. Er war wirklich eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Aber am meisten schätzte ich ihn als Kunstkenner. Ich hatte meine ersten Baryes von ihm gekauft, und er erzählte mir auch von der furchtbaren Armut des großen Künstlers. „Barye", sagte er mir, „ging es so schlecht, daß er oft zu mir

mit einem Modell einer Tigerin oder eines Löwen kam und mich unumwunden um Hilfe bat. Manchmal konnte ich ihm jedoch nichts abkaufen. Ich schämte mich, ihm so geringe Summen für diese Meisterwerke anzubieten. Ich kaufte manchmal seine Sachen zu fünfzig Franken das Stück, weil ich damals nicht mehr ausgeben konnte. Und jetzt sind sie Tausende wert und werden einmal unbezahlbar sein. Er war „le Michelange des fauves".

Rochefort nahm mich zu Boulanger mit, der damals in der Rue Dumont d'Urville in der Nähe der Étoile lebte. Ich stellte mit Verwunderung fest, daß Boulanger fast ebenso klein war wie ich. Sein Oberkörper war sehr gut gebaut, aber seine Beine waren zu kurz. Am besten sah er eben zu Pferde aus. In Rocheforts Gesellschaft schwieg er fast die ganze Zeit. Zu meiner Verblüffung merkte ich, daß der kluge und witzige Journalist die Führung des Gesprächs übernahm. Rochefort war nicht der Mann, der sich mit einer zweiten Stelle in irgendeiner Gesellschaft begnügte. Er war ganz Nerven und Draufgängertum. Eine schmale, schlanke Gestalt mit einem Silberhaar, das sich wie eine Bürste von seiner hohen Stirn hob, und braunen, flammenden Augen. Er stand buchstäblich über Boulanger, sprach ohne Pause und lachte nur von Zeit zu Zeit über seine eigenen Einfälle. Boulanger machte mir den Eindruck von Güte und vielleicht auch Mut, aber sicherlich nicht den eines beherrschenden, überlegenen Willens. Er sah gut aus und hatte angenehme Manieren, aber er war kein großer Mensch in irgendeinem Sinne des Wortes. Als wir weggingen und ich über Boulangers Schweigen sprach, bemerkte Rochefort witzig: „Eine Flagge braucht nicht beredsam zu sein."

Ich möchte hier noch eine spätere Geschichte von Rochefort anführen, um sein Porträt abzurunden und die große Stellung, die er in Paris einnahm, so wie den ungeheuren Einfluß, den er dort ausübte, zu charakterisieren. Es war zu Beginn des Winters, als Marchand zum Rückzug aus Faschoda gezwungen worden war. Ganz Frankreich fieberte. Die Mehrheit des Volkes war tief über die Engländer empört. Rochefort schrieb einen Leitartikel, in dem er die Königin Victoria bat, von ihrem alljährlichen Besuch in Nizza abzusehen. Er begann sehr höflich: „Frankreich ist mehr als gastfreundlich, mehr als höflich gegen Frauen und hauptsächlich gegenüber den Personen an führenden Stellen. Und aus diesen Gründen wird der kleinere französische Journalist Ihnen, Madame, ohne Zweifel bestätigen, daß Sie uns willkommen sind.

Aber dies ist nicht der Fall. Nach Faschoda wäre es eine Lüge. Wir wollen nicht an unsere unerträgliche Demütigung erinnert werden, hauptsächlich nicht durch das Erscheinen ‚de cette vieille calèche qui s'obstine à s'appeler Victoria'." Diese Worte verbreiteten sich mit Windeseile über ganz Frankreich und übten ihre Wirkung aus, obwohl die Franzosen der besseren Schichten die grundlose Beleidigung einer so harmlosen alten Dame bedauerten.

Rochefort machte kein Geheimnis aus seinem Wunsche, die Republik zugunsten einer Militärdiktatur zu stürzen, und ich glaube, daß er es war, der mir erzählte, daß die Herzogin d'Uzès die Boulangisten finanziere. Jedenfalls erfuhr ich es entweder von ihm oder Laguerre, und eines war sicher: Geld war im Überfluß vorhanden.

Ich werde immer froh darüber sein, daß ich Ende Januar 1889 in Paris war und von Rochefort zu dem berühmten Diner im Café Durand, das zur Feier des Triumphes Boulangers bei der Pariser Wahl gegeben wurde, eingeladen war. Die Wahl fand am 27. Januar statt, und in Paris herrschte eine unerhörte Aufregung. Die ganze Stadt und jedes Monument war mit Wahlplakaten beklebt. Hie und da las man den Namen seines Gegners Jacques, aber sonst prangte einem von überall „*Boulanger*" entgegen. Die Wahlplakate allein mußten ein Vermögen gekostet haben. Die Straßen waren mit weißen Zetteln bedeckt. Die populären Zeitungen brachten lauter Geschichten über den Helden. Überall hörte man von seiner Persönlichkeit und seinen Erfolgen. Was war nicht noch alles von ihm zu hoffen? Er sollte Präsident oder Diktator werden, der Führer Frankreichs und seines Heeres, der Retter des Volkes.

Was bedeutete diese ganze Aufregung? Selbst Marguerite Laguerre mußte mir zugeben, daß der Revanchegedanke im Herzen jedes Franzosen festgewurzelt sei und daß Boulanger zum Helden des neuen Staatsstreiches auserwählt wurde. Sie glaubte an seine Wahl, und Laguerre schätzte seine Mehrheit auf fünfundzwanzigtausend. Aber als die Nachricht kam, daß er bei einer halben Million Stimmen eine Mehrheit von Hunderttausend erreicht hatte (es stellte sich später heraus, daß es einundachtzigtausend waren), gebärdete sich ganz Paris wie toll. Selbst im Hôtel Meurice, in dem ich wohnte, herrschte eine schlecht verhehlte Erregung. Der Direktor kam zu mir, während ich mich anzog. „Wird es eine Revolution geben?" fragte er mich. Als ich aus dem Hotel trat, geriet ich in ein wirres Menschen-

gedränge auf den Straßen, fand schließlich einen Wagen und fuhr um die großen Boulevards herum, da man durch die Rue Royale nicht weiterkam.

Ich habe noch nie ein solches Diner erlebt. Es wurde im großen Saal im ersten Stock serviert. Damals war Durand an der Ecke der Rue Royale gegenüber der Madeleine. Ich war Stammgast bei Durand, und so wurde ich ohne weiteres nach oben gelassen. Bereits dreißig bis vierzig Menschen saßen am Tisch. Am Ende, nächst der Tür, „le brav' Général", zu seiner Rechten, wenn ich mich nicht irre, Graf Dillon, und auf der anderen Seite erblickte ich das lebhafte Gesicht Rocheforts, der sich sofort erhob, sobald er mich sah, und auf den leeren Stuhl neben sich hinwies.

Um den Tisch saßen Journalisten und Deputierte. Ich hatte kaum Zeit, Boulanger zu beglückwünschen, als ihm schon ein anderer Besucher vorgestellt wurde. Kaum hatte ich Rochefort begrüßt, da wurde er zu einer Konferenz am anderen Ende des Zimmers weggerufen. Als er zurückkehrte, sagte er lachend: „Denken Sie sich, dieser unglückliche Jacques speist in dem Restaurant gegenüber." Man brach in ein stürmisches Gelächter aus, als ob er einen ausgezeichneten Witz gemacht hätte. Von Zeit zu Zeit wurde ein neuer Gang serviert. Wir aßen und tranken, die Erregung wuchs immer mehr, und die Hitze wurde unerträglich. Schließlich gab Rochefort den Auftrag, die Fenster zu öffnen, die auf die Rue Royale und den großen Platz gingen.

Plötzlich scholl ein Schrei aus der Menge zu uns herauf: „Vive Boulanger!" Er wurde von Tausenden von Stimmen aufgenommen und in einer großen Klangfülle zur Kirche getragen, über die Boulevards hinaus, und immer wieder schluchzte die Luft in dem Rufe „Vive Boulanger!" Ich suchte nach Laguerre – er war umringt, nach Rochefort – er hielt eine Rede. Ich ging an ein Fenster. Man hätte über den großen, offenen Platz auf den Köpfen der Menge hinwegschreiten können. Ich ging nach unten, und der Oberkellner versicherte mir, daß fünftausend Studenten auf dem Platze warteten.

Ich kam in den Eßsaal zurück. Der ruhigste Mensch im Raume war General Boulanger. Er saß am oberen Ende des Tisches und schlürfte seinen Kaffee. Immer wieder riß der Schrei an mir: „Vive Boulanger! Vive Boulanger!" Ich konnte nicht ruhig bleiben. „Nun hat wohl die Stunde geschlagen, General", sagte ich. – „Was verstehen Sie darunter?" fragte er gehalten. – „Der

Elysée-Palast ist nicht weit von hier, kaum ein Viertel Kilometer entfernt."

Zu meiner Verblüffung schüttelte er den Kopf. „Was?" rief ich. „Wann wollen Sie denn aufbrechen?"

„Wir haben keine Truppen", erwiderte er. Ich lachte laut auf. „Unten warten fünftausend Studenten", und wie zur Bekräftigung meiner Herausforderung schlug die große Klangwelle an unser Ohr: „Vive Boulanger! Vive Boulanger!"

Es machte doch Eindruck auf ihn. Er beugte sich zu mir herüber und sagte: „Ich bin bereit! Sprechen Sie mit Rochefort und Dillon! Wenn Sie damit einverstanden sind, können wir aufbrechen." Ich ging um den Tisch herum und fand Rochefort im Gespräch. Ich zog ihn beiseite und sagte: „Boulanger ist bereit, nach dem Elysée-Palast zu gehen."

Blankes Staunen deckte sein Gesicht. Eine Minute Nachdenken – und dann kam ein entschiedenes: „Non, non, restons dans l'ordre!"

„Die Ordnung ist ein erstklassiger Ruheort, aber man findet da keine Kronen."–„Wir sind nicht vorbereitet," erwiderte Rochefort, „wir haben keine Vorkehrungen getroffen!"–„Ausgezeichnet!" meinte ich. „Vielleicht sind die andern ebensowenig vorbereitet. Unsere Streitkräfte stehen schon auf der Straße bereit, hören Sie!" Und wieder erscholl der Ruf: „Vive Boulanger!" Rochefort schüttelte energisch den Kopf und drehte sich um.

Plötzlich begriff ich es: das war der Grund für die Erfolge Napoleon III., er war immer bereit, es von neuem zu wagen. Hatte er nicht zweimal die Niederlage erlitten, bevor er den endgültigen Sieg errang? Ich ging zu Boulanger zurück. „Was sagt Rochefort?" fragte er sofort, und ich erzählte es ihm. „Aber er irrt sich", fügte ich hinzu. „Napoleon konnte nur dadurch siegen, daß er trotz der beiden Fehlschläge es immer wieder versuchte, bis er sich den Sieg sicherte. Wagen Sie's doch, man wird Sie doch nicht auffressen!" – „Le brav' Général" schüttelte den Kopf. „Wir haben keine Vorbereitungen getroffen", sagte er und wiederholte Rocheforts albernen Satz. Laguerre hatte auch dieselbe Antwort: „Unvorbereitet!" Als ob Vorbereitungen notwendig wären.

„Ich kann nichts gegen Rochefort tun", waren die letzten Worte des brav' Général!

„Was riskieren Sie denn?" rief ich aus. „Nichts, man kann

Sie doch nicht dafür bestrafen, daß Sie dem Präsidenten einen Besuch abstatten wollen!" Er schüttelte langsam den Kopf – er zweifelte. Ich drehte mich um. Könige, die nicht den Mut haben, nach den Kronen zu greifen, sind nicht wert, gekrönt zu werden.

Ich verabschiedete mich von Rochefort, Laguerre und dem Grafen Dillon. Sie sprachen voller Hoffnung von ihren Chancen, von der Zukunft, und keiner sah die offensichtliche Tatsache ein, daß, wenn sie nicht durch eine Wahl ganz Frankreich so im Sturm eroberten wie Paris an diesem Tage, sich ihnen keine bessere Möglichkeit bieten würde als in diesem Augenblick.

Ich ging auf die Straße hinaus. Fast an der Tür traf ich einen jungen Mann, der mich fragte: „Kommt er?" Ich schüttelte spöttisch den Kopf, als er sich enttäuscht umdrehte. Ich zögerte. Wenn es Engländer gewesen wären, hätte ich den jungen Mann heraufgeholt und ihn mit Boulanger sprechen lassen. Aber so wollte ich mich nicht einmischen. Ich hörte auch später, daß der Senator Naquet Boulanger geraten hatte, an jenem Abend ins Elysée zu gehen. Eines ist sicher: die Studentenschar erwartete von dem General eine Tat, mindestens einen Versuch, die Krone zu ergreifen.

Seine Gegner, oder wenigstens einer von ihnen war weiser, und zwar ein Herr Constans, der gerade mit einer etwas angegriffenen Reputation aus dem fernen Osten kam und in die Regierung eingetreten war. Das Wort, das Frau Laguerre auf ihn prägte, war das allerbeste: „Ni conscience, ni tête, mais du poing!" Jetzt zeigte er seine Entschlossenheit. Da er die Gefahr witterte, drohte er Boulanger oder schickte irgendeinen falschen Freund zu ihm mit der Mitteilung, daß seine Verhaftung beschlossen sei. Und sofort floh Boulanger nach Brüssel. Im Sommer kam er nach London wie eine naßgewordene Rakete. Man sah allgemein ein, daß er sich durch seine Flucht aus Paris die letzten Chancen verwirkt hatte. Seine Freunde, darunter der allgegenwärtige Rochefort, versuchten etwas später eine Demonstration im Alexanderpalast und ein Bankett zu veranstalten. Aber nur wenige Leute gingen aus purer Neugier hin, und der arme Boulanger hielt eine ungeheuer lange Ansprache an das „Volk, meinen einzigen Richter". Er meinte das Volk von Paris. Aber es hatte ihn bereits in Abwesenheit gerichtet und verdammt, obwohl er es nicht zu wissen schien.

Keiner interessierte sich dafür, wie lange er in London blieb,

oder wann er es verlassen hatte. Sein Pulver war verschossen. Einige Jahre später kam plötzlich die Nachricht, daß er sich in Brüssel auf dem Grabe seiner Freundin, Madame Bonnemain, erschossen hatte. Und so faltete sich das Schweigen um ihn zusammen, um diesen armen Antonius, der, wie wir uns einbildeten, ein Cäsar hätte sein können. Aber er hatte keine Größe in sich.

„Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt!"

Der ganze Vorfall erweckte meine Aufmerksamkeit. Wenn die Franzosen zur Revanche entschlossen waren, würden sich bald interessante Dinge ereignen, und es war meine Pflicht als Herausgeber der „Fortnightly Review", mit Frankreich in Kontakt zu bleiben. Aber Ferry war entgegengesetzter Meinung. Es ist allgemein bekannt, wie er Krieg führte und Tongking annektierte. Aber als ich ihn später in Paris traf und ihn zu seiner Eroberung beglückwünschte, erwiderte er, daß es ihn ruiniert hätte. „Selbst in meinem eigenen Wahlkreis", sagte er, „können mir meine Wähler die verlorenen Leben und die Kosten nicht verzeihen. Der französische Bauer will keinen Krieg. Er kümmert sich nicht einen Deut um Elsaß-Lothringen. Sie können es mir glauben. Es wird nie einen Revanchekrieg geben." Die nächste Generation jedoch war von einem ganz anderen Geiste erfüllt. Sie trainierte sich im Sport, die körperliche Ertüchtigung wurde im Heere gepriesen, und Caillaux sagte mir im Jahre 1912, daß die bedeutendsten französischen Generale der Ansicht seien, Rußland und Frankreich oder Frankreich und England könnten Deutschland leicht zu Boden schlagen. Ich war nicht der Meinung. Aber es ließ sich nicht verhehlen, daß sich in Frankreich ein neuer Geist den Weg bahnte, das genaue Gegenteil zu dem, was Ferry vor zwanzig Jahren prophezeite.

Nun muß ich das für mich wichtigste Ereignis dieser Dekade, die Kolonialkonferenz des Jahres 1887, und meine Begegnung mit drei bedeutenden Männern: Cecil Rhodes, Alfred Deakin und Jan Hofmeyr schildern. Sir Henry Holland führte den Vorsitz der Versammlung von zwanzig oder dreißig Kolonialministern mit einer höflichen Liebenswürdigkeit, die nicht ohne Würde war; aber es war Jan Hofmeyr (ich hatte ihn auf meiner ersten Reise um die Welt in Kapstadt getroffen), den ich besonders sehen wollte. Ich wollte mit ihm sprechen, um festzustellen, ob der Eindruck, den ich vor zehn Jahren von ihm bekam, stimmte. Wir aßen einmal zu Mittag und Abend zusammen. Ich lernte ihn sehr

gut kennen und betrachtete ihn als einen der fähigsten und besten Menschen, denen ich je begegnet war. Durch die Großzügigkeit seiner Ansichten und die Objektivität seiner feinen holländischen Mentalität erkannte ich erst, was die besten englischen Köpfe draußen in den Dominions erwarten können.

Ich begann einzusehen, daß die englische Rasse eine Überfülle großer Qualitäten besitzt und in erster Linie ein Genie für das Regieren, das auf einem individuellen Charakter und einer Erkenntnis der wirklichen Kräfte im praktischen Leben basiert ist, jedoch das ideale Streben nicht ausschließt. Seltsamerweise haben die Engländer trotz ihres besonderen Sinnes für physische Schönheit nicht einmal versucht, diese ihre Eigenschaft, die ich für ihre höchste Gabe halte, zu fördern oder zu entwickeln. Die Franzosen gründen Opernhäuser, staatliche und städtische Musikschulen und unterstützen sogar Kunstgalerien der Provinz, und die Deutschen geben viel Geld für chemische und physikalische Laboratorien aus. Aber die Engländer und Amerikaner verschließen ihre Augen allen solchen geistigen Bedürfnissen. Das Ziel der ganzen zivilisierten Welt ist die Entwicklung des Menschen, und man muß zugeben, daß in England und Amerika in dieser Hinsicht weniger getan wird als in irgendeinem andern christlichen Staate. Jan Hofmeyr war ebenfalls zu sehr mit der Möglichkeit des Konfliktes zwischen Briten und Buren und dem Drucke der farbigen Rassen beschäftigt, um sich viel um staatliche Theater oder städtische Kunstschulen zu kümmern.

Ich hatte auch mit ihm nicht viel darüber gesprochen, da die Holländer für Kunst noch weniger empfindlich sind als die Engländer. Es war, wenn ich mich nicht irre, Hofmeyr, dieser stämmige, breitschultrige, vernünftige Bure, der mich mit Cecil Rhodes bekannt machte. Aber Rhodes machte zuerst keinen so tiefen und guten Eindruck auf mich wie Alfred Deakin. Der Australier schien mir den ideellen Einflüssen mehr zugänglich; und in erster Linie liebte er die Literatur ebenso wie die Politik.

Ich lud alle drei zum Essen in meinem kleinen Hause in Kensington-Gore gegenüber dem Hyde Park ein. Cecil Rhodes mußte früh weggehen, und auch Deakin hatte eine Verabredung, so daß ich bald allein mit Hofmeyr blieb. Hofmeyr sprach etwas geringschätzig über Deakin, während ich ihn verteidigte: „Er ist klüger und belesener als euer Cecil Rhodes." – „Es ist möglich", gab Hofmeyr zu. „Aber Cecil Rhodes ist der Herrscher von Kimberley

und ist bereits einer der reichsten und mächtigsten Männer in Südafrika. Er wird noch weit kommen und manches Große leisten."

Ich erinnere mich noch genau, wie erschüttert ich über diesen Beweis der Anbetung des Goldenen Kalbes war. Ich nehme an, daß es der Einfluß von Smith und der deutschen Universitäten war, der mich noch mit dreißig Jahren so naiv erscheinen ließ. Ich sollte es noch erfahren, wie universell die Macht des Geldes ist, und ich bin sicher, daß meine erste Lektion in weltlichen Werten mir an diesem Abend von Hofmeyr gegeben wurde. In einer halben Stunde skizzierte er mir den Einfluß, den Rhodes im Kap und eigentlich durch ganz Südafrika infolge seines großen Vermögens ausübte. Er schloß mit Bitterkeit: „Er hat mehr Einfluß bei den Burenführern als ich, obwohl sie mich ihr Leben lang gekannt haben. Das Geld ist heute Gott und der Millionär allmächtig."

Ich stellte bald fest, wie recht Hofmeyr hatte. Sowohl Dilke wie Arthur Walter sprachen von Rhodes mit ungeheucheltem Respekt, obwohl sie ihn zu jener Zeit noch nicht kannten, während mein Lob Deakins in taube Ohren fiel.

So seltsam es klingt: Rhodes schien Gefallen an mir zu finden. Vielleicht, weil ich das Kap und Hofmeyr kannte, eine Zuneigung für die Buren empfand und den Mut hatte, sie offen zum Ausdruck zu bringen. Er lud mich zum Frühstück ein, und ich traf manche bedeutenden Menschen in seinen Räumen im Burlington-Hotel, hauptsächlich Lord Rothschild, den ich bereits bei Dilke getroffen hatte, und bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß es Rhodes gleichgültig war, was er aß, daß er jedoch so viel trank, wie er nur vertrug. Ein Zug, der mir an Rhodes von Anfang an gefiel, war der vollkommene Mangel von Vorurteilen und falscher Eitelkeit. Ich hatte mir bereits eine Regel festgesetzt, von der es jedoch zweifellos Ausnahmen gibt, daß kein wirklich großer oder kluger Mensch eingebildet ist. Der eitle Hochmut ist eine Charakteristik des zweitklassigen Menschen, und wenn ein großer Mann ihn zur Schau trägt, wie es manchmal Lord Salisbury tat, so geschieht es nur, um den Zudringlichen oder Impertinenten fernzuhalten. Und trotzdem ist es fast immer ein Beweis der Schwäche.

## KAPITEL XVII

# ERINNERUNGEN AN GUY DE MAUPASSANT

Es war im Anfang der achtziger Jahre, als Blanche Macchetta oder Roosevelt, wie sie vor ihrer Heirat hieß, mir die Bekanntschaft mit Maupassant in Paris vermittelte. Blanche war eine Amerikanerin, die nach Mailand gekommen war, um Gesang zu studieren. Sie sah ausgezeichnet aus, groß und schlank, mit einer Fülle rotgoldenen Haares und klassisch vollkommenen Zügen. Sie gab ihren Gesang auf, als sie einen Italiener heiratete, lebte dann jahrelang in Italien, sprach jedoch Italienisch mit einem starken amerikanischen Akzent und konnte nie die Partizipien der Vergangenheit wie auch eine Anzahl unregelmäßiger Verben erlernen. Französisch sprach sie auf dieselbe Weise, jedoch fließender und mit noch größerer Verachtung nicht nur der Syntax, sondern auch des Geschlechts der Substantive. Und doch war sie äußerst sympathisch in Gesellschaft, lustig und lebensfroh, gut gelaunt und immer gern bereit, anderen einen Gefallen zu erweisen. Sie hatte eine englische Novelle unter dem Titel „Die Kupferkönigin" geschrieben und hielt sich daraufhin für eine „femme des lettres". Sie war anscheinend mit Maupassant sehr befreundet, da er mich auf ihr Lob hin sehr liebenswürdig empfing.

Aus seinem Äußeren konnte man nicht auf seine Bedeutung schließen. Er war kaum mittelgroß, jedoch auffallend kräftig und gut aussehend, mit einer viereckigen, eher hohen Stirn, einer gutgeschnittenen, beinah griechischen Nase, einem festen, jedoch nicht zu harten Kinn, gutgesetzten graublauen Augen, sehr dunklem Haar; außer dem dichten Schnurrbart trug er eine kleine Fliege. Er hatte ausgezeichnete Manieren. Zuerst hielt er sich zurück und sprach nicht gern über sich oder seine eigenen Werke. Er hatte bereits „La Maison Tellier" geschrieben, die ich für besser hielt als die „Boule de Suif".

Es lag nicht an mir, daß ich Maupassants Genie weder in seiner Erscheinung, noch in seiner Art, sich zu geben, entdecken konnte. Selbst den Franzosen, die ihn seit Jahren kannten, fiel er nicht auf, sie hatten keine Ahnung von seinem Talent. Eines Tages erzählte mir Zola, daß, selbst als die „Medan"-Geschichten geschrieben wurden, kein Mensch etwas von Guy de Maupassant erwartete. Man beschloß selbstverständlich, Zolas Geschichte an erste Stelle zu setzen und die anderen fünf Beiträge nach erfolgter Lektüre anzuordnen. Maupassant kam zum Schluß. Er las dann seine „Boule de Suif" vor. Sobald er geendet hatte, riefen die fünf Autoren einstimmig aus: die Novelle sei ein Meisterwerk, und jubelten ihm mit dem ganzen französischen Enthusiasmus zu.

Seine Zurückhaltung hatte zuerst etwas fast Undurchdringliches. Er war mit manchen jugendlichen Vorurteilen gewappnet. Einmal erzählte er mir, er sei Normanne und hätte die normannische Liebe für die Irrfahrten auf der See. Ein anderes Mal gestand er mir, seine Familie stamme aus Lothringen und sein Name sei offensichtlich eine Zusammenziehung der Worte „mauvais passant". Einmal behauptete er, Bücher schriebe er nur, um Geld für seine Jachtfahrten zu bekommen, und fast im selben Atemzuge erzählte er, wie Flaubert seine ersten Gedichte und Novellen korrigierte und ihm eigentlich das Schreiben beibrachte, obwohl er offensichtlich kaum etwas, welchen Belehrungen es auch sei, verdankte. Gegen sein Lebensende wurde er von Prinzen so umschmeichelt, daß ihm ein Hauch von Snobismus anhaftete und er, wie man erzählt, eine Marquisenkrone im Hutfutter trug, ohne eine Spur von Berechtigung dazu zu haben, ebensowenig wie auf das Adelsprädikat, das er immer gebrauchte. Aber im Grunde seiner Seele lag ihm, wie den meisten begabten Franzosen, sehr wenig an Titeln, und er predigte immer den Adel und die Notwendigkeit der Arbeit und der Berufspflicht. Er bewunderte eigentlich nur die Aristokratie des Genies und die Erfolge der Künstler und Gelehrten.

Wir aßen zusammen, und ich erzählte ihm, daß ich seine Novellen in englischer Sprache veröffentlichen wollte, und bot ihm dafür das höchste in Frankreich übliche Honorar an. Er schien verblüfft, da er jedoch Geld brauchte, schickte er mir bald seine Novellen, von denen ich später einige in der „Fortnightly Review" veröffentlichte.

Eines Winters lieh mir Dilke seine Villa am Cap Brun in der Nähe von Toulon. Ich lud den früheren britischen Botschafter in Madrid, Percy Ffrench von Monivea, ein, und während er bei mir zu Besuch war, trafen wir Maupassant in Cannes. Ffrench sprach Französisch ebenso gut wie Englisch, und seine liebevolle Schilderung meiner Person und meines Einflusses in England schien auf Maupassant Eindruck zu machen. Jedenfalls folgte er meiner Einladung, einige Tage bei mir zu verbringen. Er blieb ungefähr eine Woche, und so begann unsere nähere Bekanntschaft.

Ich erinnere mich, daß ich eines Abends mit Bewunderung über „L'Héritage" sprach. Er bestätigte mir, was ich bereits erraten hatte, daß die Schilderung des Bureaulebens in seiner Geschichte seinen frühen Erfahrungen im Marineministerium entnommen war. Ich brachte nur einen Einwand vor, und zwar, daß die Geschichte zu sehr in die Länge gezogen war und eigentlich mit den Worten enden müsse, in denen die Heldin jene Frauen verdammt, die genau dasselbe tun, was sie getan hat. „Comme ces créatures sont infâmes!" sollte die letzte Zeile der Erzählung bilden. Er zögerte eine Weile und sagte dann. „Ich glaube, Sie haben recht. Das läßt die Geschichte abschnappen und unterstreicht die Ironie." Nachdem er es sich eine Weile überlegt hatte, fragte er plötzlich: „Warum schreiben Sie selbst keine Novellen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es kann", erwiderte ich nachlässig. „Und ich liebe das Leben mehr als irgendeine seiner Umschreibungen."

„Sie könnten kein so guter Kritiker sein," fuhr er fort, „wenn Sie nicht auch etwas Schöpferisches in sich hätten. Setzen Sie sich an die Arbeit, und wir werden das Vergnügen haben, Sie nun unsererseits zu kritisieren."

„Ich werde es mir überlegen", erwiderte ich; und von dieser Zeit an hat mich auch wirklich der Gedanke nicht verlassen. Konnte ich wirklich Schriftsteller werden? Ich wußte immer, daß ich ein guter Redner und politischer Denker sein könnte, aber schreiben hieße sich mit den Größten messen. Hatte ich das Genie dafür? Wenn es nicht der Fall war, wäre es albern, zu beginnen. Plötzlich kam mir in den Sinn, daß ich ein oder zwei Novellen schreiben könnte, um zu sehen, wie sie wirkten. Aber ich habe diese Arbeit keineswegs ernst genommen, eigentlich erst von jenem Zeitpunkte an, als mir die Idee eines Parlamentsmandates lächerlich zu erscheinen begann, aber das ist eine andere Geschichte.

Je besser ich Maupassant kennenlernte, desto besser gefiel er mir. Er war in mancher Hinsicht ein typischer Franzose: gütig, gut gelaunt und objektiv in seinem Urteil. Er ruderte gern, war sehr stolz auf seine Kraft und wunderte sich, daß ich durch meine frühe Ausbildung in der englischen Schule und durch das Universitätsleben in den Vereinigten Staaten, wenn nicht stärker, so doch sicherlich geschickter als er geworden war. Von ihm hörte ich zum ersten Male das französische Sprichwort: „Bon animal, bon homme!" Er hatte eine außerordentliche physische Kraft. Er erzählte mir z. B., daß er einmal die ganze Nacht hindurch gerudert war, nachdem er den ganzen Tag auf der Seine verbracht hatte. Er mochte gern derbe Späße, sogar wenn er selbst ihnen zum Opfer fiel. Eines Morgens auf dem Fluß in Argenteuil, als er gerade aufstand, um mit den Rudernden die Plätze zu wechseln, und auf das Dollbord des starken Bootes trat, um zu seiner Ruderducht zu gelangen, hielt der Steuermann den Augenblick für gekommen, warf sich selbst auf das Dollbord hin und Maupassant wurde ins Wasser geschleudert. „Ich mußte lachen," sagte er, „es war so fabelhaft abgepaßt!"

„Haben Sie sich dann umgezogen?" fragte ich.

„Ach nein," krähte er vor Vergnügen, „ich ruderte nur eifrig, bis ich warm wurde und die Kleider auf mir trockneten. In jener Zeit habe ich mich nie erkältet . . ." Es war seine überschäumende physische Kraft, die meiner Ansicht nach seine gütigen Urteile über seine Zeitgenossen und Gegner inspirierte. Er hielt sogar Bourget für ein Genie. Der einzige Mensch, den er je ungerecht beurteilte, war E. de Goncourt. Er verhöhnte immer seine „écriture artiste". „Die Menschen, die wenig zu sagen haben, sind selbstverständlich sehr auf die Form bedacht, in der sie es sagen", meinte er. „Erst wenn die beiden Begabungen zusammenkommen, die wirklich tiefe Erkenntnis des Lebens und die Liebe für die Sprache, wie bei Flaubert, entsteht der große Meister." Goncourt hatte noch stärkere Vorurteile. Nach dem Tode Maupassants leugnete er sogar heftig, daß er ein großer Schriftsteller gewesen war.

Sobald Maupassant feststellte, daß ich sehr muskelkräftig, ja, ihm vollkommen ebenbürtig war, fing er an, von seinem Glück in der Liebe zu sprechen. Er war merkwürdig eitel wie viele Franzosen, und zwar nicht auf seine erhabensten Eigenschaften.

„Die meisten Menschen glauben, daß die unteren Schichten, die Arbeiter und hauptsächlich Matrosen, bessere Liebhaber sind

als die Kopfarbeiter, die ein seßhaftes Leben führen. Ich glaube es nicht. Der Schriftsteller oder Künstler, der sich körperlich trainiert, ist auch ein größerer Künstler auf dem Gebiete der Liebe als der Matrose oder der Ackerbauer. Es ist schon Geist nötig," meinte er, „um dem andern die größte Fülle an Freude zu geben." Immer wieder kam Maupassant auf seine erotische Unermüdlichkeit zurück. Ich erinnerte ihn lachend an Monsieur Sixfois bei Casanova, aber er lachte nur verächtlich. „Das kann mir nicht imponieren – dem Mann bin ich über." – „Es ist eine gefährliche Gabe", sagte ich, denn ich hielt es für bloße Prahlerei.

„Warum gefährlich?" fragte er.

„Weil man sich leicht erschöpft und dann einen nervösen Zusammenbruch erlebt", erwiderte ich.

„Keineswegs! Erschöpfung kenne ich überhaupt nicht."

„Sie müssen ein idealer Liebhaber für eine sinnliche Frau sein."

„Das ist eben das Schlimmste," bemerkte er ruhig, „wenn man einen solchen Ruf bekommt, bieten sich einem die Frauen beinahe an."

Ich bemerkte jedoch, daß er der Versuchung aus dem Wege ging und der Frau, die er liebte, treu blieb. Als ich darauf hinwies, leugnete er es.

„Die Versuchung ist da, damit man ihr nachgibt", behauptete er. „Ich verweigere mir nichts im Leben, was mir paßt oder gefällt. Warum sollte ich's auch?"

Er war wie kaum ein anderer von der Jagd nach der Unbekannten besessen. Ich erinnere mich, daß wir einmal über große Jagden in Amerika und Afrika sprachen und er uns mit den Worten unterbrach, daß die Frauen das einzige jagenswerte Wild auf dieser weiten Welt seien. Nur die Hoffnung, ihr, der Erwarteten, der Wunderbaren, irgendwo im Zug nach Cannes oder an der nächsten Wegbiegung zu begegnen, gebe dem Leben Reiz und Bedeutung. „Die einzige Frau, die ich wirklich liebe," fuhr er mit einer gewissen Exaltation fort, „ist die Unbekannte, die meine Einbildung verfolgt – die verkörperte Verführung; denn sie besitzt alle unvereinbaren Vollkommenheiten, die ich nie bei einer Frau gefunden habe. Sie muß unerhört sinnlich sein, sich jedoch ganz in der Gewalt haben – seelenvoll und trotzdem eine Kokette. Die Suche nach ihr ist das große Abenteuer des Lebens, und es gibt kein anderes."

Ich merkte mit Verblüffung, daß er auf seine Liebessiege eitler

war als auf seine Novellen. „Wer weiß," pflegte er zu sagen, „ob meine Erzählungen leben werden oder nicht? Es läßt sich nicht voraus sagen. Man mag heute unter den Größten sein, und die nächste Generation wird einen vergessen. Der Ruhm ist Zufall, eben der Fall eines Würfels. Aber die Liebe, eine neue Sensation, ist etwas, was man dem Vergessen entreißt –"

Ich wollte es keineswegs gelten lassen. „Die Sensation ist etwas Flüchtiges," rief ich aus, „aber das Streben nach Ruhm erscheint mir als das höchste Kennzeichen der Menschheit, und wir können zu unsern Lebzeiten unseres dauernden Ruhmes sicher sein und einen Einfluß über das Grab hinaus üben . . ."

Maupassant schüttelte lächelnd den Kopf. „Tout passe, nichts ist sicher."

„Wir kennen den ganzen Weg, den die Menschheit seit zehntausend Jahren zurückgelegt hat. Das Embryo im Mutterleib zeigt uns die Entwicklung von der Kaulquappe zum Menschen, und wir kennen die Jahrtausende des Wachstums vom Menschenkind zum Denker und Dichter, zum Gottmenschen von heute. Derselbe Prozeß geht noch in jedem von uns vor sich. Wenn man verständnisvoller, großzügiger, mitfühlender als die anderen geworden ist, stärker entschlossen, das Höchste in sich selbst in Wirklichkeit umzusetzen, braucht man es nur in einem Buch niederzulegen, und es wird uns sicher überleben und immer weitere Kreise ziehen. Goethe hatte recht: ‚Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!'"

„Und Rabelais?" erwiderte er sarkastisch, „und Voltaire? Wie passen die in Ihr moralisches Pantheon?"

„Voltaire verteidigte Calas, und Rabelais kann man ebenso leicht preisen wie Pascal. Aber Ihr Einwand hat einen Kern von Wahrheit in sich. Es ist das Besondere, ob es gut oder böse ist, das sicherlich dauert. Der Name des Marquis von Sade ist uns infolge seiner monströsen, empörenden Grausamkeit ebenso gegenwärtig wie der des Heiligen Franziskus. Für die Skepsis gibt es genug Raum im Leben. Ich habe nur die Regel festgestellt, die eine genügend breite Basis für die Hoffnung bildet und einen zum höchsten Streben ermutigt. Drei oder vier Ihrer Geschichten werden noch in tausend Jahren gelesen werden."

„Wir können heute kaum Villon verstehen," erwiderte er, „und die Sprache der Isle de France des zwölften Jahrhunderts ist für uns eine fremde Sprache."

„Aber durch die Erfindung des Druckes hat sich alles verändert. Die Sprache ist dadurch immobilisiert, obwohl sie die Möglichkeit neuer Worte und neuer Ideen zuläßt. Ihr Französisch wird ebenso dauern wie das Englisch Shakespeares."

„Sie haben mich nicht ganz überzeugen können," erwiderte Maupassant, „obwohl in dem, was Sie sagen, ein gut Teil Wahrheit steckt. Aber wenn Sie nicht selbst ein Dichter wären, würden Sie sich nicht so für den Nachruhm interessieren."

Ich gab mich geschlagen und lachte auf.

Es war wohl im Jahre 1885 oder 86, als mir Maupassant seinen „Horla" mit einem interessanten Begleitbrief zuschickte.

„Die meisten Kritiker werden mich für verrückt halten", schrieb er, „Sie kennen mich jedoch besser. Ich bin vollkommen gesund. Aber die Geschichte hat mich merkwürdig interessiert. Es wandern so viele Gedanken durch unsern Sinn, die wir nicht ausdrücken können. Wir sind voll instinktiver Ängste, die sozusagen den Hintergrund unseres Seins bilden."

„Le Horla" hat auf mich einen ungeheuren Eindruck gemacht. Der Titel war aus le hors de là gebildet, dem Etwas, was nicht wir selbst sind. Es war die erste der Maupassantschen Geschichten, bei denen ich mir bewußt war, daß ich sie nie hätte schreiben können. Ich fragte mich, warum, und kam zu der Schlußfolgerung, die mir vielleicht bloß meine Eitelkeit eingab, daß ich zu gesund war, zu normal, wenn man will, und das machte mich nachdenklich. Als ich ihn das nächste Mal sah, sagte ich: „Dieser Horla ist etwas Erstaunliches. Die Furcht, die Sie empfunden haben müssen, um imstande zu sein, diese furchtbare Novelle zu schreiben, ist für mich Beweis genug, daß Ihre Nerven zerrüttet und verstimmt sind."

Maupassant lachte auf. „Ich habe mich nie besser gefühlt, nie in meinem Leben."

Ich hatte seinerzeit in Wien alle geschlechtlichen Krankheiten studiert und las nun ein neues deutsches Buch über die Syphilis, in dem ich zum ersten Male die Behauptung fand, daß die Lues häufig ihre Opfer zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre, wenn die Lebenskräfte nachzulassen beginnen, durch Paralyse tötet. Plötzlich kam mir der Gedanke in den Sinn und ich fragte Maupassant: „Hatten Sie je die Syphilis?"

„Die üblichen infantilen Beschwerden", erwiderte er lachend. „Jeder macht sie einmal in der Jugend durch, nicht wahr? Aber

es sind zwölf oder fünfzehn Jahre vergangen, seit ich die letzte Spur davon sah. Ich bin schon seit langen Jahren vollkommen geheilt."

Ich erzählte ihm von der Behauptung des deutschen Spezialisten, aber er schenkte mir keinen Glauben. „Ich habe eine Abneigung gegen alles Deutsche, wie Sie wissen," sagte er, „auch ihre Wissenschaft ist übertrieben."

„Aber vor ein paar Tagen haben Sie sich über Gliederschmerzen beklagt und nahmen ein sehr heißes Bad. Das ist doch kein Zeichen von Gesundheit."

„Gehen wir einmal zusammen auf einen langen Spaziergang," erwiderte er, „da werden Sie sehen, ob ich hinfällig bin."

Wir machten uns auf den Weg, und meine Zweifel und Ängste verflüchtigten sich für einen Augenblick, aber so oft ich an den Horla dachte, kamen mir wieder Bedenken. Es gab auch in einigen seiner anderen Bücher Kapitel, die mich beunruhigten.

Es war wohl im Frühling des Jahres 88, glaube ich, als ich ihn in Cannes traf, wohin er auf seiner Jacht Bel Ami aus Marseille gekommen war. Wir aßen zusammen, und er erzählte mir von seinen wunderbaren Erfahrungen in Algier und Nordafrika. Er war bis nach Kairuan, der heiligen Stadt, vorgedrungen und hatte ihre wunderbare Moschee bewundert, aber er brachte wenig von seiner Reise zurück, mit Ausnahme der Tatsache, daß jeder Araber neben seiner rechtmäßigen Frau drei Konkubinen besitzt und daß die Frauen gewöhnlich unglücklich und von der Eifersucht wie von einem dauernden Wahnsinn zerrissen sind.

Er erzählte mir von einer Jüdin, die mit ihren Töchtern ein öffentliches Haus hielt, und sagte, er möchte die Geschichte einer dieser Töchter schreiben und sie sich in einen Franzosen verlieben lassen, der sie auf eine Spazierfahrt mitnahm und gut zu ihr war. „Jeder Beweis von Zuneigung, abseits von der Leidenschaft," bemerkte er, „hat besonders bei solchen Frauen ein merkwürdiges Gewicht. Sie sind viel stolzer auf Zärtlichkeit als auf Begierde."

„Es ist viel leichter, Romane, als Novellen oder Erzählungen zu schreiben", bemerkte er einmal im Gespräch. „Ich habe zum Beispiel „Pierre et Jean" in weniger als drei Monaten beendet, und es hat mich nicht viel Mühe gekostet, während ich für die „Maison Tellier" viel mehr Zeit aufwendete und auch viel erschöpfter war –."

Vielleicht war es die Vorliebe der beiden Schriftsteller für die

Novelle, die mich immer in Gedanken Kipling neben Maupassant stellen ließ, aber ich muß zugeben, daß Kipling der bei weitem interessantere Plauderer war. Wenn man sich für seine Erzählungen interessierte, konnte man ihm ebenso gute Geschichten entlocken wie die, die er niederschrieb. In dieser Hinsicht war Maupassant von der Mehrzahl der begabten Franzosen verschieden. Er war kein guter Causeur, vielleicht weil er sich nie von der Inspiration des Augenblicks davontragen ließ, aber hie und da setzte er einen durch Weitsichtigkeit und Richtigkeit des Urteils in Erstaunen. In solchen Augenblicken merkte man, daß seine Mentalität „weit gereist war", wie Meredith sagte.

Eines Nachts sprachen wir von Napoleon. Ich sprach von einem Zug bei ihm, der mir auffiel. Vor langer Zeit hatte ich einmal gesagt, daß Jesus der erste war, der die Seele entdeckte und sie sprechen ließ, hauptsächlich in dem unvergeßlichen „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Jahre später fand ich, daß Napoleon dieselbe Wendung gebraucht hat. „Jesus entdeckte die Seele."

„Ich mag Napoleon nicht," sagte Maupassant, „obwohl jeder seine Intelligenz bewundert. Aber ich halte Jesus für den weisesten aller Menschen. Wie er solche Höhen der Gedanken in einer solchen Umgebung erreichen konnte, bleibt für mich eines der Wunder dieser Welt. Er trug keine Spuren seines Zeitalters. Er war zeitlos und für alle Zeiten."

„Es ist merkwürdig," gab ich zu, „ja fast unmöglich, ihn in das Rahmenwerk seiner Zeit einzugliedern. Immer wieder spricht er für alle Zeiten und für alle Menschen. Nur hie und da blinkt das enthüllende Wort hindurch. Erinnern Sie sich, wie der Teufel ihn auf den hohen Berg nahm, um ihm die Königreiche dieser Welt zu zeigen? Aus diesem Satz ist es ersichtlich, daß er sich die Erde als eine große Fläche vorstellte, die man ganz übersehen konnte, wenn man nur hoch genug hinaufstieg."

„Richtig," rief Maupassant aus, „daran habe ich nicht gedacht .. Und doch führt er uns heute, und wir folgen ihm demütig aus weiter Entfernung."

Maupassant war fast ebenso patriotisch wie Kipling, jedoch nicht so vom Herdeninstinkt geblendet.

„Wissen Sie, wir Normannen und Bretonen", sagte er mir einmal, „hassen die Engländer mehr als die Deutschen. Ihr seid unsere Feinde. Ihr habt unsere Städte geplündert und uns schwere

Lasten auferlegt. Die Deutschen sind weit weg, während ihr nahe seid – jenseits des schmalen Seestreifens."

„Ich verstehe schon," erwiderte ich, „aber die Engländer empfinden weder Furcht vor euch noch Haß. Wie erklären Sie das?"

„Es ist seltsam. Ich denke wohl, weil wir reich und ihr arm vor der modernen industriellen Ära wart. Die Reichen fürchten immer die Armen und haben allen Grund für ihre instinktive Angst."

Diese Erklärung hatte wohl einen Kern der Wahrheit . . .

Von Anfang unserer Bekanntschaft an begann ich trotz seiner ganzen geistigen Regsamkeit und seiner sympathischen, geselligen, guten Laune die Richtigkeit der Bemerkung Taines einzusehen, Maupassant sei „un taureau triste". Maupassant klagte zuerst über seine Augen. Ein oder zwei Jahre später erzählte er, daß er oft eine Stunde lang blind sei. Es sei ein furchtbares Erlebnis, meinte er. Um dieselbe Zeit gestand er mir, daß er alle Narkotika versucht hatte. Er litt unter Neuralgien und nahm Äther ein. „Eine vorübergehende Erleichterung ist besser als gar nichts." Aber sein gesunder Verstand sagte ihm, daß ein Narkotikum nur die Zahlung verschob und die Schuld steigerte. Kein Wunder, daß Flaubert ihn um „Mäßigung" in allem, in physischer Anstrengung wie beim Schaffen bat und hauptsächlich im Nachgeben an diese Anfälle von Trauer, die ihn deprimiert und erschöpft („abruti") zurückließen.

Maupassant schob gern sein Unbehagen auf die Überarbeitung. Er rühmte sich mehr als einmal, daß er tausendfünfhundert Seiten in einem Jahre geschrieben hätte, ohne die Artikel im „Gaulois" und im „Gil Blas" mitzuzählen. Die Seiten enthielten kaum mehr als je hundertfünfzig Worte, das heißt, daß er in jedem Jahre zwei englische Romane schrieb. Es ist eine schwere Arbeit, aber nichts Außergewöhnliches, wenn man nicht seine ständig abnehmende Gesundheit berücksichtigt, die mir um diese Zeit aufzufallen begann.

Ein Abend wird mir unvergeßlich bleiben. Er hatte am Morgen an Neuralgie gelitten, die sich jedoch durch Essen und Trinken gebessert hatte, und ein Glas wunderbaren Portweins vervollständigte die Kur. Wir hatten von dem Glauben an Gott gesprochen, als Maupassant plötzlich auf das Persönliche überging. „Welch ein seltsames Wesen ist der Mensch," rief er aus, „eine königliche Intelligenz, die die Leiden und Qualen ihres unglück-

lichen leiblichen Partners beobachtet. Ich weiß es genau, daß meine Gesundheit sich verschlimmert, meine körperlichen Schmerzen zunehmen, meine Halluzinationen immer länger dauern, meine Arbeitskraft abnimmt. Der letzte Trost kommt mir aus der Gewißheit, daß, wenn mein Zustand zu schlimm wird, ich ihm ein Ende machen kann. In der Zwischenzeit will ich nicht klagen. Ich habe herrliche Stunden, ach, so herrliche Stunden erlebt."

Es war um das Jahr 1889, als ich zum ersten Male die Ursache seiner zerrütteten Gesundheit entdeckte. Er hatte eine Verabredung mit mir nicht eingehalten, und als wir uns einen Monat später trafen, war ich noch darüber verstimmt und ließ es ihn merken. Um sich zu entschuldigen, gestand er mir, daß er einen unerwarteten Besuch aus Paris bekommen hatte. Und auf einmal brach das Geständnis aus ihm heraus. „Die späten Lieben sind die furchtbarsten . . . Sie ist von einer köstlichen Schönheit, von einer unerhörten, physischen Vollkommenheit. Die ideale Geliebte . . . ein duftender Altar der Liebe und hat eine Fülle der Leidenschaft, der ich nie vorher begegnet bin. Ich kann ihr nicht widerstehen, und das schlimmste ist, ich kann auch nicht widerstehen, vor ihr mit meiner Kraft zu prahlen. Was für Narren wir Männer sind – und wie schwer wir später für die Exzesse zu zahlen haben. Eine Woche nach einer Orgie mit ihr leide ich wie ein Verdammter. Und selbst heute, nachdem sie schon seit einem Monat weg ist, bin ich die Beute einer jammervollen Depression (indicible malaise). Ach, wenn sie nur wegbleiben würde. Sie saugt mich aus, erschöpft meine Vitalität, entnervt mich . . ."

Ich hielt es für meine Pflicht, ihn zu warnen. „Ihre surmenage ist ganz offensichtlich," sagte ich, „Ihre Haut ist bleiern, Ihr Ausdruck seltsam, verstört, ja verängstigt. Um Gottes willen, machen Sie diesen Orgien ein Ende. Es ist mit zwanzig oder dreißig entschuldbar, aber nicht mit vierzig Jahren. Es ist Ihre letzte Prüfung. Sie werden untergehen, wenn Ihr Geist nicht Ihren Körper beherrscht. Nehmen Sie sich Shakespeares großes Wort zu Herzen: Selbst ein Antonius wollte nicht ‚zum Fächer und zum Blasbalg' werden, die ‚lüsterne Zigeunerin abzukühlen'. Es war ohne Zweifel Shakespeares eigene Beichte."

„Was für ein herrlicher Satz", rief Maupassant aus. „‚Zum Fächer und zum Blasbalg' – großartig! – Ich weiß das alles, aber dann sage ich mir selbst, ich bin ja schon sowieso erledigt. Es geht

mir von Tag zu Tag schlimmer. Da schlägt man doch wenigstens noch eine Nacht des Genusses heraus. – Sie können sich ihre vielfältige Anziehungskraft nicht vorstellen. Sie gebraucht ein Parfüm, das mich zuerst trunken macht wie Äther. In einer Stunde verflüchtigt es sich, aber dann bleibt der noch berauschendere leise Duft ihres Körpers und die Schönheit ihres Leibes, der unsagbare Zauber ihrer Zurückhaltung und ihrer Hingabe treiben mich zum Wahnsinn – Ich habe nie vorher eine solche Lust empfunden oder gegeben.

Mensch! Sie ist ein Aphrodisiakum. Sobald sich mein Zustand der Depression mildert, begehre ich sie. Meine Gedanken drehen sich um sie, mein Geist, mein Körper schmerzt nach ihr. Selbstverständlich habe ich die allerbesten Vorsätze. Ich beschließe mäßig zu sein und mich zurückzuhalten. Aber wenn sie da ist, fühle ich in mir die Stärke von zehn Männern, fühle die Eroberungsgier; die tolle Sehnsucht, eine größere Intensität als je vorher zu erreichen, überwältigt mich. Der starke Widerhall in ihr trägt mich hinweg und – ich falle noch einmal in die tiefsten Tiefen."

Er war ohne Zweifel ein vollkommener Liebhaber, einer der besten vielleicht, die wir kennen. Und obwohl er im Gespräch mit Männern meistens die physische Seite seiner Leidenschaft unterstrich, zeigen seine Briefe an seine Geliebte auch seine geistige Hingabe und beweisen, daß sie ihm auch Kamerad und Ergänzung war. Es gibt keine größere Liebesgeschichte in der ganzen Weltliteratur. Sie steht neben Shakespeares „Antonius und Kleopatra", und manche der Wendungen, die Maupassant geprägt hat, haben dieselbe Intensität wie die schönsten Sätze bei Shakespeare. Sicherlich verdient diese Geschichte der Erinnerung, überliefert zu werden.

Wer war denn nun diese unvergleichliche Geliebte? Eine Jüdin aus guten Verhältnissen, ungefähr zehn Jahre jünger als Maupassant und an einen Mann verheiratet, der ihr die Untreue nicht verziehen hätte, wenn er nur im leisesten argwöhnisch geworden wäre. Die Liebenden mußten sich in langen Zwischenräumen und in größter Heimlichkeit treffen. Zehn Jahre nach Maupassants Tode schrieb sie über ihn und ihre Liebe in „La grande Revue"; und aus diesen Zeilen ist es ersichtlich, daß, wenn Maupassant ihr die Wirkung ihrer Liebesorgien auf seine Gesundheit geschildert hätte, sie sich nicht nur geweigert haben würde, ihm zu schaden, sondern auch versucht hätte, ihm die Selbstzucht zu erleichtern.

Ihre Liebe für ihn hat etwas Tiefes und Hohes zugleich. Sie verzeichnet mit Entzücken alle seine guten Eigenschaften, seine Liebe und Bewunderung für seine Mutter, seine Güte selbst den unverschämtesten Bettlern gegenüber, sein Interesse an dem Menschen, hauptsächlich an den ungewöhnlichen Typen, seinen Wunsch, immer objektiv und ehrlich zu sein. Selbstverständlich spricht sie von seiner Liebe für sie und zitiert eine Stelle aus einem Briefe. Hier ist sie – ein wunderbarer Ausdruck der demütigen Liebe und dieser geheiligten Liebesanbetung, die unsere stumpfe Existenz aus ihrer Gebundenheit erlöst:

„Comme je vous aimais! Et comme j'aurais voulu m'agenouiller tout à coup devant vous, m'agenouiller là, dans la poussière, sur le bord du trottoir, et baiser vos belles mains, vos petits pieds, le bas de votre robe, les baiser en pleurant."

(„Wie ich Dich liebte! Es trieb mich plötzlich vor Dir hinzuknien, mitten in den Staub auf der Straße, und Deine schönen Hände, Deine kleinen Füße, den Saum Deines Kleides zu küssen – sie weinend zu küssen!")

Diese Frau X geht über eine leicht gerührte Anerkennung hinaus. Maupassant gesteht einmal, daß er „ein Romanschreiber sogar in seinen Umarmungen" bleibt. Sie fügt sehr feinsinnig hinzu: „Ich würde eher sagen, daß er ein Liebhaber noch in seinen Romanen blieb. Und was für ein wunderbarer Liebhaber war er", fährt sie fort. „Jede Begegnung mit ihm war dank seinem Genie die Geburtsstunde einer neuen Liebe. Ich habe durch ihn so wunderbare, verzauberte Stunden verlebt, daß ich mit Schaudern daran denke, wie das Leben geworden wäre, wenn ich ihn nicht getroffen und geliebt hätte. Seine Briefe, die sehr zahlreich waren, kamen zu merkwürdigen Augenblicken. Die meisten waren in späten Nachtstunden geschrieben. Oft hatte ich ihn gerade verlassen, wenn ein Brief von ihm kam, so glühend leidenschaftlich und zärtlich, daß ich mich kaum zurückhalten konnte, um nicht wieder zu ihm zurückzueilen."

Hier ist der Schluß eines dieser Liebesbriefe, die eine wunderbare Intensität des Gefühls zeigen – vielleicht den verblüffendsten und überzeugendsten Ausdruck der tiefsten menschlichen Leidenschaft, die mir je begegnet ist.

„Vor einigen Stunden lagst Du noch in meinen Armen. Jetzt bin ich allein. Aber Du bist bei mir geblieben. Die ganzen Eigenarten Deiner Persönlichkeit leben in mir mit einer so überwältigen-

den Einheit, daß ich glaube, Deine Stimme zu sehen, Deine Schönheit einzuatmen, Deinen Duft zu hören. Ich küsse Deine weißen Hände, und meine Lippen haften auf Deinem purpurnen Munde ..."

Sicherlich hat dieser Mann kaum erträumte Höhen erreicht.

Manche von uns wußten vorher, welch einen Reichtum an Gefühl Maupassant besaß, wußten, daß er, wenn überhaupt einer, der geborene Liebhaber war; aber diese flammenden Worte sind der beste Beweis seines verblüffenden Genies. Leider war sein Sturz um so erschütternder.

Im Jahre 1890 erkennt seine Geliebte die tiefe Veränderung, die in ihm vorgegangen ist. „Er lebt", sagt sie, „in einem Zustande geistiger Exaltation, der von Halluzinationen begleitet ist." Im August schreibt er ihr aus Nizza, um ihr zu sagen, daß er sie braucht.

„Ich bin durch so seltsame Ideen verstört, durch so geheimnisvolle Bangigkeiten bedrückt, durch so verworrene Empfindungen zerrüttet, daß mir ist, als ob ich schreien müßte: ‚Hilfe, Hilfe!' Die verworrenen Echos durchlebter Tage foltern mich immer wieder oder regen mich bis zum Wahnsinn auf." Und dann spricht er von dem wilden Bedauern „der Tage, die auf immer vergangen sind" (des regrets pour un temps qui fut et qui ne sera plus jamais, jamais). „Ich habe das Gefühl," fährt er fort, „daß mein Ende nahe ist und vollkommen unerwartet. Komm zu mir doch, komm!"

Es war dieser Appell, dieser Schrei der äußersten Verzweiflung, der ihren letzten fatalen Besuch herbeiführte.

Immer wieder bemerkt sie, wie seine Gedanken sich dauernd mit der Idee des Todes beschäftigen, selbst zu einer Zeit, als sie seine überströmende Gesundheit und Kraft empfindet. Gegen Ende erklärt sie: „seine Vernunft schien nie erschüttert, seine Empfindungen hatten sich zwar geändert, aber nicht seine Urteilskraft."

Sie ist immer die Fürsprecherin des Engels, sieht immer das Beste in ihrem Liebhaber, und wenn alles vorbei ist, seit langem vorbei, weiter denn fern, haben ihre Worte noch den ergreifenden ehrlichen Klang – der Herzensschrei nach den unvergeßlichen Tagen – un temps qui fut.

„Noch vor zwei Jahren, welche Lebensfülle war da in ihm. Wie stark war er – und ich war jung und verliebt. O diese traurigen, quälenden Jahre, die ich seither verlebt habe!"

Es ist wohl offensichtlich, daß, wenn Maupassant dieser Frau die Wahrheit gesagt hätte, sie stark genug gewesen wäre, ihm

zur Ausübung der Selbstzucht zu verhelfen. Nicht ein einziges Mal spricht sie über die physische Seite ihrer Liebe. Es sind die Freuden der geistigen Kameradschaft, der Zauber der intellektuellen Vertrautheit, an den sie sich erinnert. Es ist immer er, der ruft, und sie, die kommt!

Unser Mitgefühl für Maupassants Schicksal mindert sich dadurch, daß er immer wieder gewarnt worden ist. Und wir Sterblichen dürfen uns kaum über die Katastrophen beklagen, die unerwartet kommen und schwer, wenn nicht unmöglich vorauszusehen sind. Selbst sein Diener François hatte ihn gewarnt.

Drei oder vier Jahre vor seinem Ende wußte Maupassant, daß er durch dieses Nachgeben an seine Sinne auf den Weg des Wahnsinns und des frühzeitigen Todes getrieben wurde.

Er konnte das Fortschreiten der Krankheit im Körper und im Geiste von „Le Horla" im Anfang bis zum „Qui sait" der letzten Geschichte, die er schrieb, mit ihrem ganzen heillosen Grauen schildern. Selbst in seiner schöpferischen Arbeit wurde er nach jedem Exzeß auf die vielfältigste Weise gewarnt. Eine Orgie brachte zuerst Anfälle partieller Blindheit, dann akute neuralgische Schmerzen und Zeiten der Schlaflosigkeit mit sich, während seine Schriften Spuren seiner grauenhaften Ängste trugen. Er erholte sich erst langsam durch Ruhe und Diät, Bäder und Massagen und in erster Linie durch einen dauernden Szenenwechsel. Dann kam eine verzweifelte, lang andauernde Depression, von gelegentlichen Exaltationen und Erregungen unterbrochen. Später stellten sich Zeiten der Halluzinationen ein, in denen sein Geist in die Irre ging und an die er sich immer mit demütiger Scham erinnerte. Immer jedoch war in ihm diese unbeschreibliche geistige Agonie, die er „un indicible malaise" nannte. Schließlich verlor er die Herrschaft über seine Glieder, Phantome kamen ihm auf den Straßen entgegen, Visionen schreckten ihn und gaben ihm die Gewißheit des Wahnsinns, die nur in dem Entschluß, allem ein Ende zu machen, wenn die Strafe zu schwer werden sollte, zu ertragen war.

Und doch bettelte er immer wieder um die fatale Umarmung. Es ist möglich, daß die Syphilis seine moralische Widerstandskraft geschwächt hatte. Viele von uns erleben zwischen vierzig und fünfzig den nervösen Zusammenbruch, der nur durch entschlossene Abstinenz, Körpertraining und Szenenwechsel behoben werden kann. Aber es war der junge Maupassant der Boot-

fahrten auf der Seine und der sorglosen sinnlichen Verzettelung mit Mimi und Musette, der die Wagschale sinken ließ.

Ich sagte einmal, daß es ein Glückszufall war, der einem solchen Wunder des Genies wie Shakespeare erlaubte, zu diesen Höhen emporzuwachsen und sein Bestes zu geben. Wenn nicht Lord Southamptons Geschenk von tausend Pfund gewesen wäre, hätten wir nie weder „Hamlet" noch „Lear", weder „Macbeth" noch „Sturm" erblickt. Ein Wunder an Genie und eine außerordentliche Körperkraft obendrein war bei einem Franzosen notwendig, um ein so spätes Lebensalter wie Hugo zu erreichen und mit siebzig Jahren über die Kunst und Freude, Großvater zu sein, zu schreiben. Aber Maupassant war wie Shakespeare zuerst und vor allem ein Liebhaber, und das ist das schwerste aller Hindernisse.

Sein Diener François hat uns mehr Wahres über das letzte Stadium erzählt als irgendein anderer Beobachter. Er bemerkte sofort, daß Maupassants Inamorata außerordentlich hübsch und gutgekleidet war. „C'est une bourgeoise du plus grand chic, elle a tout à fait le genre de ces grandes dames qui ont été élevées soit aux Oiseaux, soit au Sacré-Coeur. Elle en a gardé les bonnes et rigides manières."

(„Sie ist eine Bourgeoise besten Stils. Sie hat die Art der großen Damen, die im Sacré-Coeur erzogen wurden. Sie hat von dort noch die guten Manieren und die Zurückhaltung behalten.")

Als er die Wirkung des Verhältnisses auf seinen Herrn, den er liebte, sah, begann er ihre Besuche zu fürchten und zu hassen. Er war oft nahe daran, den „Vampyr", wie er sie nannte, zu bitten, sich fernzuhalten.

Am 20. September 1891 gegen zwei Uhr nachmittags hörte er die Klingel und fand an der Tür die Frau, „die meinem Herrn bereits so viel geschadet hat. Sie ging an mir vorbei, wie sie es immer tat, ohne ein Wort zu sagen, mit einem unbeweglichen, marmornen Gesicht".

Nach der Katastrophe bedauerte er, daß er sie nicht darüber aufgeklärt hatte, was sie tat, und nicht die Tür vor ihr zuschlug. Er wußte nicht, daß Maupassant im August an sie geschrieben und sie gebeten hatte, zu kommen – ein letzter armseliger Ruf, den ich bereits zitiert habe.

„Am Abend schien Maupassant niedergedrückt" (accablé) „und sprach nicht von ihrem Besuch. Trotz der dauernden Pflege ging es ihm nicht besser. Anfang November ging er von Paris nach Cannes, ins Chalet de l'Isère.

Maupassant litt noch immer an zerrütteten Nerven. Am 5. Dezember schrieb er an seinen Anwalt: „Ich bin so krank, daß ich fürchte, mir bleiben nur noch einige Tage zum Leben."

Jeden zweiten oder dritten Tag ging er nach Nizza, um mit seiner Mutter in der Villa Les Ravenelles zu frühstücken, und François kam mit, um ihm das Essen zu kochen, denn er wußte genau, was seinem Herrn schadete.

Am 24. Dezember blieb er bei seiner Mutter länger zu Besuch und versprach ihr, den Weihnachtstag bei ihr zu verbringen. Es ging ihm langsam besser, und er wollte sich in erster Linie an die Arbeit machen und eine Skizze über Turgenjeff beenden, die er angefangen hatte. Er bat seine Mutter, alle Novellen von Turgenjeff zu lesen und ihm eine oder zwei Seiten über jede zu schreiben. Sie versprach es ihm.

Aber am Weihnachtstag schrieb er ihr ab. Zwei Damen, zwei Schwestern, die eine verheiratet, die andere unverheiratet, hatten ihn besucht, und er verbrachte mit ihnen den Tag auf der Insel „Ste. Marguerite" in der Bucht von Cannes. Wir wissen, wer die verheiratete Dame war. François sagt uns nichts über diese Planänderung, aber er verzeichnet, daß Maupassant am Nachmittage des 26. wegging, um einen Spaziergang nach Grasse zu machen, jedoch schon zehn Minuten später zurückkam. François zog sich gerade an. Aber Maupassant verlangte laut und stürmisch nach ihm, um ihm zu sagen, daß „er auf dem Wege einen Schatten, ein Phantom" getroffen hätte! „Er war offensichtlich das Opfer einer Halluzination", fährt François fort, „und hatte Angst, obwohl er es nicht zugeben wollte.

Am 27. beim Frühstück hustete er etwas und erklärte allen Ernstes, er hätte ein Stück Seezunge verschluckt, das ihm in die Lunge gefahren sei, und er müßte daran sterben."

An diesem Tage schrieb er wieder an seine Anwälte, daß es „ihm immer schlimmer ginge und er in den nächsten Tagen sterben würde". Als er an diesem Nachmittage auf seine Jacht zum Segeln ging, bemerkte der Matrose Raymond, daß er den Fuß nicht richtig heben konnte, um an Bord zu treten. Einmal hob er ihn zu hoch, und einmal zu niedrig. François erwähnt, daß er schon früher dasselbe Symptom beginnender Paralyse bemerkt hätte.

Am 1. Januar konnte Maupassant sich nicht selbst rasieren, sagte zu François, daß er einen Nebel vor den Augen habe, aber

beim Frühstück aß er zwei Eier, trank etwas Tee, und da er sich besser fühlte, machte er sich auf den Weg nach Nizza: „Meine Mutter würde sich sonst zu sehr ängstigen", meinte er. François ging mit ihm.

Die Berichte über seine letzten Tage weichen seltsam voneinander ab. Seine Mutter behauptet, daß sie den ganzen Nachmittag miteinander gesprochen hätten und daß sie nichts Unnormales in seinem Benehmen bemerkt hätte, höchstens eine gewisse Exaltiertheit oder eine verhaltene Erregung. Mitten im Essen, bei dem sie ganz allein waren (tête à tête), fing er an, irre zu sprechen (il divaguait). „Trotz meiner Bitten, in Ravenelles zu bleiben, trotz meiner Tränen wollte er nach Cannes zurückgehen. Ich bat ihn zu bleiben. Ich kniete hin, trotzdem es meinen alten Knochen so schwer fiel. Er wollte sich jedoch von seiner eigensinnigen Idee nicht abbringen lassen. Ich sah ihn in der Nacht verschwinden, erregt, wahnsinnig, verstört, um wer weiß wohin seine Schritte zu richten, mein armes Kind! (Et je le vis s'enfoncer dans la nuit ... exalté, fou, divaguant, allant je ne sais où, mon pauvre enfant.)

Das meiste davon ist ungenau, mehr Phantasie als Erinnerung und Tatsache. François kommt der Wahrheit näher. Er erzählt, daß er Maupassants Essen vorbereitet hatte, bei dem, neben seiner Mutter, seine Schwägerin, seine Nichte und seine Tante Madame de Harnois, der Guy sehr zugetan war, anwesend waren. Um vier Uhr holte sie der Wagen ab, und auf dem Wege zur Station kauften sie eine Menge grüner Trauben, denn er machte gerade eine Traubenkur durch. Als Maupassant heim kam, zog er sich um, nahm ein Seidenhemd, um sich behaglicher zu fühlen, aß einen Hühnerflügel, etwas Chicoree und ein Reissoufflé mit Sahne zum Abendessen und trank ein Glas Mineralwasser.

Etwas später beklagte sich Maupassant über Schmerzen im Rücken, François setzte ihm Schröpfköpfe, gab ihm eine Tasse Kamillentee, und Maupassant ging um halb zwölf schlafen. François setzte sich in einen Lehnstuhl im nächsten Zimmer und wartete, bis sein Herr eingeschlafen war. Um zwölf Uhr dreißig ging François auf sein Schlafzimmer, ließ jedoch die Tür offen. Einen Augenblick später klingelte es am Gartentor – es war ein Telegramm. Er fand jedoch Maupassant schlafend mit halb geöffnetem Munde, und ging dann selbst zu Bett. „Es war gegen zwei Uhr fünfzehn, als ich einen Lärm hörte. Ich stürzte in das kleine

Zimmer oben an der Treppe, und vor mir stand Maupassant mit blutender Kehle. „Sieh mal, was ich getan habe, François," sagte er, „ich habe mir die Kehle durchgeschnitten. Es ist reiner Wahnsinn."

François ließ Raymond, den starken Matrosen, rufen, damit er ihm half. Dann schickten sie nach dem Doktor und steckten den armen Verrückten in die Zwangsjacke.

In meiner ersten Skizze über Maupassant, die ich in dem ersten Bande meiner zeitgenössischen Porträts veröffentlichte, konnte ich in die Geschehnisse noch tiefer eindringen als sogar François. Ich hatte das Hotel in Antibes Anfang Januar 1892 erreicht, als noch die ganze Welt von Maupassants geistigem Zusammenbruch sprach. Ich ging sofort nach Nizza herüber und stellte mir nach den Berichten der Augenzeugen die Szene zusammen, die sich während und nach dem Frühstück am 1. Januar in Ravenelles, der Villa seiner Mutter, abspielte. Während des Essens war sein Geist gewandert, und die Ängste seiner Mutter erwiesen sich als mehr denn berechtigt. Nach dem Essen ging er auf die kleine, halbmondbeschienene Terrasse hinaus, mit dem blauen Himmel über sich und dem violetten Meer, das vor seinen Augen tanzte, wie um seiner grauenhaften Not zu spotten – (schrieb ich zu jener Zeit). Wie verzweifelt hatte er nach Haltung gerungen. Er beantwortete die gelegentlichen Bemerkungen seiner Freunde, und im nächsten Moment brach er in kalten Schweiß der Angst aus, als er fühlte, wie das Ruder seiner Hand entglitt. Ein Satz, ein Lachen oder irgendein gesegneter Ton des Alltagslebens rief ihn wieder zur Wirklichkeit zurück, bis ihn plötzlich die Eisflut abgleitenden Gedächtnisses und grauenhaft würgender Gesichte niederriß, während das furchtbare Wissen an die Schwelle seines Bewußtseins pochte, daß er schon verrückt war – verrückt – und nie wieder gesund werden könnte, daß der verzweifelte Versuch, sich an den schlüpfrigen Felsen zu klammern, um nicht in die dunkelsten Tiefen zu stürzen, vergeblich war – vergeblich –, daß er trotz der blutenden Finger unrettbar abrutschte, fiel – fiel! . . .

Die Hölle kennt kein ähnliches Grauen. Dort in dieser Folterkammer – und wenn es nur einen Augenblick gedauert hat – zahlte er alle Schulden – die arme, gehetzte Kreatur mit wilden, beschwörenden Augen in den Krallen des widerlichen Gespenstes erstickend, mit dem die Menschheit verflucht ist . . .

Er kehrte mit dem Zuge nach Cannes zurück, und um zwei Uhr

am nächsten Morgen hörte François ihn klingeln. Er eilte zu ihm und fand seinen Herrn blutüberströmt mit dem Wahnsinnsschrei auf den Lippen: „Encore un homme au rancart! – au rancart!“ (Noch ein Kadaver auf den Müllhaufen!)

Sicherlich ist dieser Satz von Maupassant selbst geprägt worden, und die Bemerkung, die François ihm in den Mund legt: „Es ist reiner Wahnsinn!“ ist nur sein eigenes späteres Urteil über die Situation: „Noch ein Kadaver auf den Müllhaufen!“ ist der erschütternde Seelenschrei Maupassants.

Man fand später, daß Maupassant seinen Revolver herausgezogen hatte, aber François hatte bereits die Kugeln entfernt, und so legte er den Revolver wieder hin, nahm ein Papiermesser, das nicht scharf genug war und mit dem er sich mehr das Gesicht zerschunden hatte als die Kehle. Der Arzt legte den erschöpften Maupassant ins Bett. Er schlief, während François und Raymond in dem trüben Zwielicht wachten und über das vernichtende Schicksal grübelten.

Am Morgen stellte sich heraus, daß die Depesche von der Jüdin, dem Vampyr, stammte, wie François sie bitter nennt. Er fragt sich, ob ihr übler Einfluß so stark war, daß er selbst durch das von Maupassant nie gelesene Telegramm wirkte und zur Entfesselung der letzten Katastrophe beitrug.

Mit Maupassant ging es schnell bergab. Er wurde nach Paris in das Irrenhaus von Dr. Blanche transportiert, vertierte immer mehr, bis ihn der Tod anderthalb Jahre später, am 3. Juli 1893, erlöste.

Maupassants Lebensgeschichte und sein tragisches Ende bringen allen Künstlern unzählige Lehren. Ich finde darin die Moral, die ich immer unterstreiche, daß jede Macht, die uns gegeben ist, notwendigerweise zur Hemmung und Gefahr wird.

Es wurde von Byron gesagt und trifft nicht minder auf Maupassant zu, daß er eines Morgens aufwachte und fand, wie berühmt er geworden war. Nachdem die „Boule de Suif“ erschien, wurde Maupassant in einem Tage zu den großen Meistern der Novelle gezählt. Er ist von allen Seiten als ein vollkommener Künstler und Könner gelobt worden. Kein Wunder, daß er später jede Selbstkritik einstellte und kaum die meisterhafte Beherrschung, die er in seiner ersten Geschichte zeigte, zu vervollkommnen vermochte. Er schrieb in den nächsten zehn Jahren vielleicht mehr als zweihundert Novellen. Keine jedoch ist künstlerisch besser als die erste.

Er hatte auch eine ungewöhnlich kräftige Männlichkeit, und die Folge davon war, daß er Syphilis bekam und sich ein frühzeitiges Ende bereitete, weil er es nicht unterlassen konnte, mit seiner Kraft in Liebesabenteuern zu prahlen.

Wann werden wir Künstler und Liebende lernen, daß die mächtigsten Maschinen die stärksten Bremsen erfordern?

Aber wie darf ich über ihn urteilen? Wie albern erscheint jede Kritik, wenn ich an seinen persönlichen Charme denke, an die Freude in seinen Augen, wenn wir uns begegneten, an den Druck seiner Hand, an seine geistsprühenden Worte während der Abende, die wir zusammen verbrachten, an das unvergeßliche Aufleuchten, wenn ein neuer Gedanke in ihm aufsprang, an die tausend Freuden seiner regen, klaren Intelligenz. Mein Freund, mein lieber, lieber Freund! Für immer verloren! Der liebe Guy – verschluckt und verloren in der dunklen Wüste der ungeschaffenen Nacht – für immer verloren.

Ich nahm sein letztes Werk in die Hand. Es beginnt mit einem Meisterwerk „Die unnütze Schönheit". Zum Schluß „Der Scheidungsfall" und „Wer weiß" –. Und nun scheint mir „Der Scheidungsfall" charakteristischer und furchtbarer als „Wer weiß". Es gibt dort tiefere Prägungen, Worte, die sich der Seele eines großen Liebenden entringen, die die ganze Begeisterung des Mannes für die Schönheit der Blumen offenbaren, seine leidenschaftliche Liebe für die Orchidee mit ihren köstlichen, rosafarbigen Flanken und den elfenbeinernen Stempeln, denen ein berauschender Duft entströmt, ein stärkerer und süßerer Duft als der Geruch eines Frauenkörpers.

Und er sieht die Blumen welken und sterben, sich aller ihrer Lieblichkeit entkleiden, und statt des verführerischen Duftes schlägt ihm der faule Geruch der Verwesung entgegen . . .

## KAPITEL XVIII

# MEINE FREUNDE UND GÄSTE

Im Dezember 1889 hörten wir, daß Browning in Venedig im Alter von siebenundsiebzig Jahren gestorben war. Ich hatte jahrelang die größte Liebe und Bewunderung für Browning empfunden. Ehe ich ihn bei Lady Shrewsbury zum Frühstück traf, war er nach Carlyle mein Held. Ich hatte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen uns beiden gefunden. Sein Bestes leistete er als Denker und nicht als Sänger. Seine poetische Begabung war nichts Außergewöhnliches. Als Jüngling hatte er sich durch ein englisches Wörterbuch durchgearbeitet, und ich hatte dasselbe getan, ohne zu wissen, daß er mir schon vor vierzig Jahren mit dem Beispiel vorangegangen war. Ich hatte von Verschoyle ein Johnson-Wörterbuch in zwei gewaltigen, ledergebundenen Bänden bekommen und hatte mich im Laufe eines Jahres durchgearbeitet, indem ich auf jeder Seite mit roter Tinte die Worte niederschrieb, die mir unbekannt waren. Als ich mit dieser Arbeit fertig war, ging ich noch einmal durch die rotgeschriebenen Worte durch und unterstrich die, die ich vergessen hatte, mit Blaustift. Schließlich nahm ich mir auch diese noch einmal vor. Es gab noch ungefähr dreißig Worte, die mir nicht im Gedächtnis haften bleiben wollten. Aber um die kümmerte ich mich nicht. Die bloße Tatsache, daß ich dasselbe Bedürfnis wie Browning empfunden hatte, verstärkte noch meine Sympathie für ihn. Hatte er denn nicht auch an das britische Publikum geschrieben: „Ihr, die ihr mich nicht liebt, aber mich eines Tages lieben werdet –"; es war mein eigenes Gefühl von meiner Kindheit an, und damals erst, nachdem ich das dreißigste Jahr überschritten hatte, näherte ich mich der Hoffnung, daß ich mir eines Tages seine Zuneigung gewinnen würde.

Robert Browning enttäuschte mich bei unserer Begegnung. Ich gab mir alle Mühe, ihn zu erobern. Er besuchte mich ein oder

zweimal, wollte jedoch nichts trinken, war in der Tat von einer erstaunlichen Enthaltsamkeit. Er sagte mir, daß er seine Gesundheit dem Umstand verdankte, daß er sich alles versage. Er war jedoch zu dick, um meinem Ideal einer vollkommenen Gesundheit zu entsprechen. Er war nicht so weise in physischen Dingen, wie er sich selbst darstellte. Seine Liebenswürdigkeit für mich dauerte so lange, bis ich mir „zu viel erlaubte" – so hätte er es wohl genannt. Ich suchte eines Tages zu erfahren, woher er die Leidenschaft von „James Lee's Frau" herhatte. Das starke Verlangen darin erregte meine Neugier. Ich wollte wissen, ob er die ganze Tonleiter der Leidenschaft von einer Frau, seiner eigenen, erfahren hatte. Er zog sich sofort wie eine verletzte Schnecke zurück und tat empört. Ich sagte ihm, daß Shakespeare unendlich offener sei. Er zitierte mir die letzten drei Zeilen seines Gedichtes, die mit Wordsworths Worten, die er gesperrt setzte, beginnen:

„... mit dem ähnlichen Schlüssel
Shakespeare sein Herz uns erschloß – wahrhaftig?
Hat es Shakespeare getan? So weniger Shakespeare er war."

Es schien mir ein erschreckendes Beispiel der Anmaßung eines kleineren Mannes, der sich herausnimmt, über einen größeren zu urteilen. Ich wollte ihm beweisen, daß Shakespeare sehr viel – sogar über seine eigenen erotischen Erfahrungen erzählt hatte, ich zitierte ihm das Sonett über Wollust:

Genossen, wo gleich drauf Verachtung trifft –
Sinnlos erjagt und gleich nach dem Empfang
Sinnlos gehaßt wie ein geschlucktes Gift,
Eigens gelegt, daß toll wird, wer es schlang ...

„Der Mann, der mit fünfunddreißig Jahren das schreiben konnte, muß sehr schwach gewesen sein", sagte ich. „Es ist ein Geständnis der Schwäche. Der gewöhnliche, gesunde Mensch haßt nicht die Lust nach dem Genuß." Aber Browning wollte diese Frage nicht einmal in Betracht ziehen. „Es gibt Dinge, die nicht gesagt werden dürfen," meinte er, „Dinge, die das Publikum kein Recht hat zu wissen," während ich sicher war, daß alle Menschen selbst von den Schwächen der großen Männer lernen konnten. Blake wußte es:

„Fehler der Weisen eher Regel dir sei
Als die Vollkommenheit der Narretei."

Ich konnte jedoch Browning nicht dazu bekommen, auch nur in Gedanken daran zu rühren. Er zog es vor, meinen Wissensdurst als eine Impertinenz aufzufassen, und wir trennten uns in einer gewissen Kühle, obwohl ich mich zu entschuldigen versuchte. Wir trafen uns später noch hie und da, aber er kam nie wieder in mein Haus, und ich hatte auch nie wieder Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

Und nun war er tot! ... Der Verlust solcher Menschen macht unser Leben ärmer.

Als ich hörte, daß Browning in der Westminster-Abtei begraben werden sollte, war ich von Herzen froh; denn er hatte sich wirklich die letzte Ruhe in dem großen Tempel des Schweigens und der Versöhnung verdient. Ich sprach mit Froude am letzten Tage des sterbenden Jahres darüber, und er bat mich, mit ihm zu gehen. Ich versprach es mit großer Freude.

Es war ein grauer, nebliger Morgen. Die große Glocke begann zu schlagen. Die tiefen Tonwellen ertränkten alles in einem feierlichen Schweigen. Als ich mich umblickte, war ich verblüfft über die Anzahl der bekannten Gesichter, die ich selbst bei meiner Kurzsichtigkeit erkennen konnte: Meredith, Wolseley, seltsamerweise Whistler, Irving, Frederic Harrison, Bret Harte und du Maurier. Der ganze Raum war überfüllt, und die Gesichter schimmerten seltsam durch den grauen Dunst, der vom Gold spärlicher Kerzen und Lampen durchschossen war. Plötzlich ertönte die Orgel, und der Sarkophag mit Chor und Geistlichen voran und Brownings Sohn als nächstem Trauernden wurde an die Stufen der Kanzel herangetragen. Am nächsten Tage brachten die Zeitungen eine lange Liste derer, die dem Sarge gefolgt waren. Ich konnte jedoch nur den schönen Kopf von Sir Frederic Leigthon erkennen.

Die Chorknaben sangen einen Hymnus, der Klang junger Stimmen drängte Tränen in meine Augen. Und ich war nicht der einzige, auf den es so wirkte. Huxley drückte sein Taschentuch an die Augen, als die Musik zu Ende war.

Der Sarg wurde an seinem Platz neben Chaucers Grab versenkt. Der Dechant sprach den Segen, und die Orgel donnerte den Totenmarsch aus dem „Saul".

Wir wandten uns langsam dem Ausgange zu. Und während ich mich noch am Grabe aufhielt, schienen die ernsten, großen Geister den Raum zu bevölkern: Chaucer und Shakespeare, Spencer und

Ben Jonson waren da, und der große Doktor mit dem dicken Leib und der ehrfürchtigen Seele. Der Geist Robert Brownings kam ihnen entgegen, und seine Worte schienen die bewegte Luft zu erfüllen.

„Lyrische Liebe, halb Engel, halb geflügelt Tier,
Ein einziges Wunder und wilde Begier . . ."

Andere Zeilen kamen mir in den Sinn, unvergeßliche Zeilen. Die Frauenbeichte in „Der Ring und das Buch":

„Ihm zu rufen, mir zu gehorchen, war's bestimmt . . ."

und wie Browning Gott dankt, daß die Seele jedes Menschen zwei Seiten hat:

„. . . . ein Antlitz, daß die Welt es schau',
Und eins zu zeigen der geliebten Frau."

Aber kommt denn das Licht nach dem Dunkel? Und wird die Frauenseele warten? – Wer weiß – wer vermag es zu sagen?

Wir kamen aus dem Gedränge der großen Kirche in den grauen, trostlosen Nebel hinaus. Selbst Froude war ergriffen. Ich hörte ihn flüstern: „Bald, bald – er gibt Schlaf seinen Geliebten!" Und dann fügte er laut hinzu: „Es war eine große Feier – und ein großer Mensch!" Ich beugte den Kopf.

Im Sommer des Jahres 1888 verblüffte Rhodes die englische Gesellschaft, indem er Parnell zehntausend Pfund unter der Bedingung gab, daß er für die Beibehaltung der irischen Deputierten im britischen Unterhause sorgen würde, denn er war der Ansicht, daß „das irische Homerule zum Homerule des Imperialismus führen würde". Plötzlich dämmerte es den englischen Politikern auf, daß sie sich zu großzügigeren Ansichten durchringen müssen, sonst würden die fähigsten Menschen aus ihren eigenen Kolonien gegen sie aufstehen. Ich hatte bereits bei der Gründung der Imperial Federation League geholfen, und so war ich mit Rhodes von Anfang an ein Herz und eine Seele. Ich hielt ihn für einen sehr bemerkenswerten Engländer, jeder Pose und jeder Einbildung bar, der den britischen Snobismus mit gewisser Verachtung zur Begünstigung seiner eigenen Pläne benutzte. Er sprach von Parnell als dem „vernünftigsten und fähigsten Menschen, den er je getroffen habe". Man vergißt leicht, was Rhodes wirklich geleistet hat. Im Jahre 1887 war Lord Salisbury bereit, Portugals wahnwitzige Forderung einer dauernden Herrschaft von Angola an der Westküste angefangen bis Mosambik im Osten anzuneh-

men, die Englands Herrschaft in Afrika endgültig beschränkt hätte. Glücklicherweise hatte Rhodes Sir Hercules Robinson zu seiner oder besser gesagt zu der Idee von Bartle Frère bekehrt, daß England das ganze zentrale Hochplateau Afrikas vom Kap bis Kairo annektieren sollte. W. H. Smith war gegen die Erteilung einer Genehmigung für die Rhodessche Ausbeutungskompagnie, bis Sir Hercules Robinson von der „dilettantischen Einmischung unverantwortlicher und schlecht unterrichteter Menschen in England" sprach. Im April 1889 kamen Lord Gifford, Rhodes, Rudd und Beit um die Genehmigung ein, und Lord Knutsford empfahl Lord Salisbury den Vorschlag als ein Mittel, um die schweren Ausgaben für das britische Bechuanaland zu ersparen, und Rhodes wurde privat informiert, daß er alles bekommen könnte, was er wollte, falls es ihm nur gelingen würde, ein Komitee von einflußreichen Menschen zusammenzustellen. Rhodes verschaffte sich den Herzog von Abercorn als Vorsitzenden. Der Herzog gewann den Schwiegersohn des Prinzen von Wales, den Herzog von Fife, für den Eintritt in das Komitee, und in erster Linie brachte er auch Albert Grey, den Courtney den „Palladin seiner Nation" nannte und der einer der bedeutendsten Mitglieder des südafrikanischen Komitees war, dazu, beizutreten. Trotz der Warnung Chamberlains entschloß sich Albert Grey bei Rhodes mitzumachen. Auf diese Weise wurde die Chartered Company ins Leben gerufen.

Während dieser Verhandlungen sah ich Rhodes ein- oder zweimal in der Woche, lernte ihn sehr genau kennen und erfuhr die Einzelheiten seines Aufstieges zu Geld und Macht aus seinem eigenen Munde. Im Jahre 1882 zahlte seine De Beers Co. nur drei Prozent bei einem Kapital von zweihunderttausend Pfund. Im Jahre 1888 zahlte sie 25 Prozent bei einem Kapital von über zwei und eine viertel Millionen. Im Jahre 1882 zahlte sie also 6000 Pfund und sechs Jahre später 600000. Dann erzählte er mir von seinem langen Kampf mit Barnato, als er Kimberley Central der De Beers einverleibte. Ich werde es nie vergessen, wie beiläufig er darüber sprach und wie anders alles klang, als ich es später von Beit und dann von Barnato und Woolfie Joel hörte. Eines Abends trafen sie sich zu einer letzten Verhandlung in Kimberley. Rhodes und Beit auf der einen, Woolfie Joel auf der andern Seite. Beit hatte mit Rhodes vereinbart, daß er den Preis herunterhandeln würde. „Ich bin nicht umsonst ein

Jude, ich werde es billiger bekommen als Sie." Rhodes ging darauf ein. Barnato und Woolfie näherten sich dem Bestimmungsort, als Barnato plötzlich fragte: „Was werden wir wohl bekommen?" „Eine halbe Million, hoffe ich", meinte Woolfie. – „Ach," rief Barnato aus, „ich werde heute nacht Millionär werden. Sie werden schon sehen! Rhodes hat keinen Sinn für den Wert des Geldes" – und er schmatzte mit den Lippen.

Als die vier zusammenkamen, vergaß Rhodes sofort, was er Beit versprochen hatte, und begann: „Ich hasse es, zu handeln. Ich gebe Ihnen, Barnato, mehr, als das ganze Kimberley wert ist – eine blanke Million in bar." Beit schrie auf „Mein Gott, mein Gott, Sie ruinieren uns, Rhodes!"

Barnato stand sofort auf und griff nach seinem Hut. „Wir können ebensogut nach Hause gehn, Woolfie, wenn sie denken, daß man uns für eine Million kaufen kann. Ich war auf ein anständiges Geschäft vorbereitet." Und er wandte sich zur Tür.

„Setzen Sie sich, setzen Sie sich doch", schrie Rhodes. „Sehen Sie doch, Beit, sprechen Sie mit Ihnen –"

Die vier verbrachten die ganze Nacht zusammen, redend, handelnd, streitend, bis schließlich Rhodes und Beit Kimberley Central für über fünf Millionen kauften. Und doch war die Fusion ein gutes Geschäft für De Beers und gab Rhodes die Möglichkeit, aus den Goldfeldern des Randes noch mehr herauszuholen als von den Diamanten in Kimberley.

Als er die Genehmigung für seine Ausbeutungsgesellschaft bekommen hatte, ging er nach London mit einem Bündel farbiger Anmeldeformulare in seiner Brusttasche. Ich hatte ihn vor geraumer Weile mit Arthur Walter von den „Times" bekannt gemacht.

Seltsamerweise fand Arthur Walter zuerst kein Gefallen an Rhodes. „Er ist ein Bär", meinte er; „in seiner Hast, seine Ideen durchzudrücken, vergißt er die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen."

„Das stimmt," erwiderte ich, „aber Sie werden sich schon mit ihm anfreunden, Walter. Er hat keine Spur von Böswilligkeit in sich, nichts Kleinliches." Und meine Voraussage erfüllte sich in kurzer Zeit.

Eines Abends blieb Rhodes noch, nachdem Walter gegangen war, und reichte mir dann ein farbiges Formular herüber. „Schreiben Sie Ihr Gesuch um Aktien der Chartered Company, und Sie werden bis zu tausend Aktien zugewiesen bekommen."

Ich schüttelte den Kopf und gab ihm das Papier zurück. Er wählte sofort eine andere Farbe und schob mir das Formular zu. „Das ist das meiste, was ich gebe, Harris, das geht in die Tausende –"–„Ich will es nicht," erwiderte ich, „ich spiele nicht auf der Börse!"–„Zum Teufel mit dem Spielen," rief er aus, „da ist doch etwas ganz Sicheres. Diese Aktien werden einmal auf der Börse zu fünf Pfund notiert. Sie können vierzigtausend Pfund in der Woche verdienen. Ich werde Ihnen zwanzigtausend in bar dafür geben, wenn Sie's lieber mögen."

„Nein, nein, Rhodes, Sie mißverstehen mich. Ich glaube schon, daß die Chartered Company-Aktien einen hohen Kurs erreichen werden." (Innerhalb einer Woche wurden sie mit acht Pfund notiert.) „Aber was ich für Sie getan habe, habe ich aus Freundschaft getan und um der Sache willen, die uns beiden am Herzen liegt, und ich will keine Bezahlung dafür haben."

Er hielt mir die Hand entgegen und sagte einfach: „Ich verstehe Sie, und doch wäre es mir lieber –" (Ich schüttelte den Kopf.) „Wissen Sie, daß es außer Ihnen nur noch einen Mann in England gibt, der das abgelehnt hat? Sehen Sie sich die Liste an!", und er reichte sie mir herüber. Einer der ersten Namen, die mein Blick auffing, war der der Herzogin von Abercorn, der nächste, der mir beim Durchblättern auffiel, war der von Schnadhorst, des Bruders des liberalen Agitators, der immer ein Gegner von Rhodes war. Er war mit hundert Aktien notiert. „Er hat mich um sie gebeten", bemerkte Rhodes. – „Wer ist das?" fragte ich und wies auf einen Namen, bei dem nur fünf Aktien notiert waren. – „Ach," rief Rhodes aus, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte, „das muß der Matrose sein, der mich in seiner Gig zum Flaggenschiff in der Simons-Bucht herausruderte."

Wir lachten auf. Von Herzogin bis zum Matrosen hatten sowohl Freund wie Feind die Hände ausgestreckt, und Rhodes drang in mich ein: „Sie springen zu sorglos mit dem Gelde um, Harris. Sie werden sehen, Sie werden es später bedauern. Nehmen Sie 10000 Pfund, legen Sie sie in Konsols an und vergessen Sie sie! Vor Ihrem Tode werden Sie noch zugeben, daß es der beste Rat war, den man Ihnen je gab."

Winston Churchill gab mir ungefähr zwanzig Jahre später denselben Rat. Er erzählte mir, daß das Geld, das ich ihm für die Biographie seines Vaters verschaffte, ihn sorgenfrei und unabhängig gemacht hatte. Rhodes und Winston Churchill hatten recht. Ich hätte das Geld nehmen sollen, das man mir bot, es in

Konsols anlegen und vergessen. Ich wäre glücklicher gewesen, wenn ich ihrem Rat gefolgt wäre.

Die nächsten Jahre hindurch verbrachte ich die schlimmsten Wintermonate in Monte Carlo, spielte zuerst, ohne jedoch den Kopf zu verlieren oder mich ernsthaft zu schädigen.

Eines Abends in Monte Carlo merkte ich, daß der Prinz von Wales gerade hinter mir stand. In demselben Augenblick berührte Sir Algernon Borthwick, den ich ganz gut kannte, meine Schulter, beugte sich zu mir hinüber und sagte leise, der Prinz wünsche, mich kennenzulernen. Ich stand sofort auf, drehte mich um, der Prinz schüttelte meine Hand und sagte mit einem starken deutschen Akzent: „Ich habe von meinem Onkel, dem Herzog von Cambridge, sehr viel von Ihnen gehört. Er nennt Sie den besten Geschichtenerzähler, den er je getroffen hat. Ich hoffe, ich werde Sie auch einmal erzählen hören. Aber nun sehe ich, daß Sie mit sehr viel Glück spielen. Können Sie dies für mich setzen?" Und er reichte mir ein Bündel Banknoten hin.

Sein Akzent war der eines deutschen Juden, und er stolperte immer wieder über das „th". Es war gerade eine Serie Rot, und so setzte ich das Bündel des Prinzen neben meines und gewann ein paarmal hintereinander. Dann setzte ich auf Schwarz und gewann wieder. Und der Prinz war begeistert wie ein Kind. Als er die Banknoten in die Tasche stopfte, kam mir seine Äußerung über meine Geschichten in den Sinn. Ich dachte mir plötzlich, daß es sicher noch keiner versucht hatte, ihm eine unanständige Geschichte zu erzählen. Und so flüsterte ich ihm zu seiner größten Freude einen sehr gewagten Vierzeiler ins Ohr. „Erzählen Sie mir noch etwas anderes", rief er. Und so erzählte ich ihm eine Geschichte, die mir immer sehr viel Spaß gemacht hatte. Ein alter Schauspieler fand sich eines Abends an den Ufern der Themse. Arbeitslos und verkommen saß er grübelnd da, als einer der weiblichen Nachtvögel sich auf die Bank neben ihm niederließ. Er machte ihr mit höflicher Verbeugung Platz, und so begann sie zu sprechen und fragte ihn schließlich, wer er sei.

„Ein Schauspieler, Madame, nichts weiter als ein alter Schauspieler. Und Sie?" fügte er höflich hinzu. – „Ach!" war die bittere Antwort, „ich bin bloß eine Prostituierte!"

Der verkommene Schauspieler drehte sich ernsthaft zu ihr um: „Es sind zwei große Berufe, Madame, die wir ausüben, jedoch von dem Fluche der Konkurrenz der Dilettanten heimgesucht."

Der Prinz zog für einen Augenblick die Brauen zusammen, dann begriff er erst den ganzen Humor dieser Geschichte und lachte herzlich auf.

Er war so entzückt, daß ich ihm die Geschichte des englischen Dienstmädchens erzählte, das am Ende einer Woche zu der Hausfrau ging und sagte: „Gnädige Frau, ich muß gehen!“ – „Aber Marie,“ erwiderte die Dame, „Sie sind erst eine Woche hier, und Sie haben es doch sehr gut gehabt – was ist denn los?“ – „Ja, gnä' Frau, das sind die furchtbaren Aufschriften in meinem Schlafzimmer. Das kann ich nicht vertragen –“ – „Furchtbare Aufschriften? Was denn für Aufschriften?“ fragte die alte Puritanerin verblüfft. – „Ja, da gibt es gerade eine über meinem Bett: „Sei bereit, denn du weißt nicht den Tag noch die Stunde, wann der Herr zu dir kommt!“ – „Na und?“ sagte die alte Dame, „was haben Sie dagegen einzuwenden?“ – „Ja, gnä' Frau,“ meinte Marie und preßte die Lippen aufeinander, „ich war eine Woche bereit, und er ist doch nicht gekommen. Ich kann nicht schlafen.“

Der Prinz lachte so herzlich, daß ich ihm die ältesten Schuljungengeschichten erzählte, von denen ich geglaubt hatte, daß sie allgemein bekannt sind. Er hatte sie offensichtlich noch nie gehört, denn er spazierte auf und ab im Spielsaal, mehr als eine halbe Stunde lang, mit dem Arm um meine Schulter, und schüttelte sich vor Lachen.

Ich bemerkte, daß sowohl Lord Hartington wie Randolph Churchill auf die Gelegenheit warteten, mit dem Prinzen zu sprechen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, auf einmal schoß mir ein Gedanke durch den Kopf, und ich sagte unvermittelt: „Jeanne Granier, die große französische Schauspielerin ist hier, Sire, und sie ist eine der witzigsten Frauen von Paris und eine ausgezeichnete Geschichtenerzählerin. Wenn Sie mir die Ehre erweisen würden, mit mir heute abend im Grand Hôtel zu soupieren, werde ich die Granier einladen, und wir werden versuchen, Sie zu amüsieren.“

„Ich würde es sehr gern tun,“ erwiderte er sofort, „aber die verdammten Journalisten werden vielleicht darüber reden. Sehen Sie zu, daß Lord Randolph Churchill kommt, dann wird man es auf sein Konto setzen. Man redet mehr über ihn als über mich, nicht wahr?“

„Sehr gut, Sire, wollen wir zehn Uhr sagen?“ – „Sicherlich, um zehn Uhr werde ich bei Ihnen sein.“

Auf meinem Wege zu Jeanne Granier traf ich Randolph, und

er nahm die Einladung, wenn auch unwillig, an. „Wenn Sie nicht kommen wollen, kann ich Lord Hartington bitten. Aber das schlimmste ist, daß er kein Französisch spricht und Ihr Französisch sehr gut ist." – „Das gibt den Ausschlag," sagte er schmunzelnd, „ich nenne es Allerhöchsten Befehl und komme." Ich traf die Granier und lud sie zum Essen ein. Sie war eine Französin des besten Typus, und ich glaube, wir hatten uns gegenseitig wirklich gern. Als ich ihr über den Prinzen erzählte und wie ich ihn durch gewagte Geschichten, die sich keiner ihm zu erzählen traute, gewonnen hatte, lachte sie in tiefster Anerkennung. „Wir werden alle durch die Seiten des Lebens gewonnen, von denen wir keine Ahnung haben. Ich werde ihm Geschichten erzählen, von denen er sich nicht träumen ließ. Überlassen Sie's schon mir."

Wir hatten ein ausgezeichnetes Diner, und kurz vor zehn schlugen wir den Weg nach dem Grand Hôtel ein. An der Tür des Hôtels rannten wir dem Prinzen in die Arme. Es war eine wunderbare Nacht. Der Himmel war wie ein tiefer Saphir, durch den Glanz des Vollmonds gehoben. Kaum hatte ich Mademoiselle Granier dem Prinzen vorgestellt, der ihr sagte, wie sehr er sich freute, eine solche Herrscherin der Bühne persönlich kennenzulernen, als sie sich in Positur warf, auf den Mond hinwies und ausrief: „Qu'elle est belle et pâle, cette lune-là!", und dann fügte sie mit tiefer Männerstimme hinzu: „pour belle, je n'en sais rien, pour pâle, elle doit bien l'être, elle a passé tant de nuits." Der Prinz lachte entzückt über diese witzige Improvisation, und ich selbst war erstaunt, bis ich Jahre später herausgefunden hatte, daß dieser witzige Ausspruch von Henri Becque, dem Dramatiker, stammte, der fast unbemerkt und unbekannt trotz seines großen Talentes aus dem Leben schied.

Als wir auf meine Zimmer kamen, erschien auch bald Randolph, aber er trug nicht wesentlich zu der lustigen Stimmung des Abends bei. Die ganze Gesprächslast wurde von Jeanne Granier getragen, die sofort nach einem kleinen Abendessen mit der Erzählung von Geschichten aus den Anfängen ihrer Bühnenkarriere begann, die sie mit einer unvergleichlichen Wärme und sprudelndem Humor zum besten gab. Sie war schon mit zehn Jahren auf den Brettern gewesen und hatte kaum einen Abend erlebt, an dem sie nicht von irgendeinem alten Manne belästigt worden wäre. „Was hat man Ihnen denn getan?" fragte der Prinz. – „Hier küßte mich ein Regisseur, dort kniff mich ein Direktor, ein anderer erzählte mir,

wie hübsch und verführerisch ich sei. Sie verfolgten mich alle ohne Ausnahme, aber ich mochte es ganz gern, muß ich gestehen, und je frecher sie wurden, desto besser gefielen sie mir."

Der Prinz war wie verjüngt, und später begann auch Randolph sich für die Geschichten der Granier zu interessieren, die wirklich ausgezeichnet waren und ein vollkommenes, intimes Bild, sozusagen eine Chronik, der französischen Bühne darstellten. Als der Name von Sarah Bernhardt genannt wurde, rezitierte sie einen witzigen Vierzeiler als eine Grabschrift der großen Komödiantin:

Artiste adorée aux deux pôles
Ci-gît Sarah, qui remplissait
Mieux ses rôles
Que son corset."

Wir sprachen nun von Sarah eine Weile und gingen dann auf Coquelin über, den ich für den besten Schauspieler hielt, den ich je auf der Bühne gesehen hatte. Zu meiner Verblüffung stimmte Randolph mir zu. Er hatte ihn im Bourgeois Gentilhomme gesehen und hielt ihn ebenso wie ich für unvergleichlich.

Die Granier kannte auch ein witziges Epitaphium auf Coquelin, das sie mit einem großen Brio und einem Schatten von Bosheit vortrug:

Ci-gît sous le marbre et le lierre
Le petit-fils, le digne héritier de Molière:
Seulement trop modest, au lieu de Poquelin
Il s'est appelé Coquelin.

Ich weiß gar nicht, warum wir so herzlich lachten oder warum die Stunden so flogen, aber als wir uns trennten, war es fast drei Uhr geworden, und der Prinz dankte mir für einen der entzückendsten Abende, den er je verbracht hatte. Er lobte die Granier bis in den siebenten Himmel, und selbst Randolph sagte, daß es ein bemerkenswerter Abend gewesen sei. Bevor wir uns trennten, gestand er mir, daß seine unerklärliche Depression von den Spielverlusten herrührte. „Ich muß aufhören zu spielen," meinte er, „ich habe Pech." Er hatte wirklich Pech, wie ich im nächsten Kapitel erzählen werde.

Es war wohl um diese Zeit, als die große Brauerei von Guinnes die Firma in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umwandelte. Diese Transaktion wurde durch das Bankhaus von

Baring durchgeführt, und man hat kaum je einen solchen Erfolg bei der Gründung einer Gesellschaft in der Londoner City erlebt. Den ganzen Tag lang belagerten Hunderte von Menschen die Bank, und als man die Türen schloß, banden einige erfinderische Geister ihre Schecks um Steine herum und warfen sie durch die Fenster, um ihre Anträge einzureichen. Die Aktien stiegen sehr schnell, und man beglückwünschte Lord Revelstoke als den Vorsitzenden der großen Bank. Ich sah ihn eines Nachmittags, und er gestand mir, daß Baring bei der einen Transaktion an einem Tage eine Million Pfund Sterling verdient hatte. –

Ein oder zwei Tage später traf ich Lord Rothschild bei einem Essen bei Sir Charles Dilke, und es interessierte mich, herauszufinden, ob die Fähigkeit dieses Mannes in irgendeiner Weise seiner Position entsprach. Ich erzählte die Geschichte der Guinnes-Transaktion, wie sie mir Lord Revelstoke geschildert hatte, und Lord Rothschild hörte mir anscheinend interessiert zu. Als ich geendet hatte, sagte er: „Die Guinnes-Sache wurde uns zuerst angeboten, aber wir haben es abgelehnt." – „Sie müssen es jetzt bedauern," meinte ich, „da es doch ein solcher Erfolg geworden ist. Selbst für einen Rothschild muß es sich lohnen, eine Million in die Tasche zu stecken."

„Ich sehe es nicht in diesem Lichte", erwiderte Lord Rothschild. „Ich gehe an jedem Morgen in mein Bankhaus, und wenn ich bei einem Plan oder bei einer Unternehmung, die man mir unterbreitet, ‚nein' sage, kehre ich am Abend zufrieden und sorglos nach Hause zurück. Aber wenn ich auf irgendeinen Vorschlag eingehe, bin ich sofort von allen Ängsten erfüllt. Wenn man ja sagt, ist es, als ob man den Finger in eine Maschine hineinsteckte. Die rasenden Räder können den ganzen Körper nachziehen."

„Großer Gott! Ich habe es nie von diesem Standpunkte angesehen." Der große Finanzmann schien mir eher übervorsichtig als klug, aber er hatte kluge Leute um sich, in erster Linie Carl Meyer, von dem ich in einem späteren Bande erzählen werde.

Als ich mit Dilke eines Tages über Lord Rothschild sprach, fand ich, daß er mit meiner Einschätzung übereinstimmte. „Wenn man auf die Spitze der Lebenspyramide gelangt, wird die Vorsicht zur Tugend, und Sie haben keine Ahnung, wie breit ihre Basis gelegt wurde. Der Baron nahm mich eines Tages in das große Bankhaus und zeigte mir in der Stahlkammer eine Million Sterling in Gold, die dort von seinem Großvater deponiert wurden. Er hatte seinem

Sohne ausdrücklich eingeschärft, sie höchstens im Falle größter Not anzurühren. – ‚Würde nicht ein Scheck auf die Bank von England genügen?', fragte damals Rothschilds Vater. ‚Es wäre ebensogut und würde dreißigtausend Pfund Zinsen jährlich tragen.' – – ‚Nein,' erwiderte der Großvater, ‚es gibt Augenblicke, in denen man Gold braucht, wenn auch nur wegen des Gefühls der Sicherheit, das es einem vermittelt.'"

## KAPITEL XIX

# LORD RANDOLPH CHURCHILL

Es wurde viel über Lord Randolph Churchill von Menschen, wie zum Beispiel Sir Henry Lucy, geschrieben, der jeden traf und keinen kannte. Und es war nicht leicht, Randolph Churchill zu kennen. Die bloßen äußeren Tatsachen über ihn und seine Laufbahn sind von seinem Sohn in zwei dicken Bänden niedergelegt worden. Es ist eine ausgezeichnete offizielle viktorianische Biographie von einer bemerkenswerten Objektivität, mit der jeder Vorfall in seiner politischen Laufbahn erklärt worden ist, das Buch eines Politikers, der über einen Politiker schreibt. Aber über den Mann selbst, seine Fähigkeiten, sein eigenes Wesen, seine Unzulänglichkeiten, wird kein einziges Wort der Seelenenthüllung gesagt. Und doch hätte Winston vermocht, eine wirkliche Lebensgeschichte zu schreiben, ja er hätte es ohne Zweifel getan, wenn nicht Randolph sein Vater gewesen wäre und er nicht auf seine eigene politische Karriere bedacht sein müßte. Es muß jedoch gesagt werden, daß die Sympathie zwischen Vater und Sohn sehr gering war. Winston sagte mir einmal, daß, sooft er ernsthaft über Politik oder irgendein anderes Thema zu sprechen begann, sein Vater ihn immer mitleidslos verhöhnte. „Er wollte nicht zuhören oder an das, was ich sagte, auch nur einen Gedanken verschwenden. Es war keine Verständigung zwischen ihm und mir möglich, obwohl ich es so häufig versucht habe. Er war zu egozentrisch. Kein anderer Mensch war für ihn vorhanden. Meine Mutter war für mich alles."

Lord Randolph war eine so bemerkenswerte Persönlichkeit, und die Londoner Gesellschaft ist ein solches Klatschnest und hat nebenbei einen so ausgezeichneten Resonanzboden, daß es möglich war, ihn fast, wie er leibt und lebt, durch eine Anzahl wahrer Anekdoten zu malen. Winston hat sein Buch durch einige dieser Erzählungen belebt.

Durch Jahre hindurch, fast von seinem Eintritt in das Unterhaus an bis zum Jahre 1886, war es hauptsächlich Randolphs Mut, der ihm die Stellung im Unterhause schuf. Vielleicht war es bloßer aristokratischer Dünkel, aber die Engländer liebten ihn nichtsdestoweniger.

Der extreme Flügel einer Reformpartei pflegt oft die konventionellen Führer zu kritisieren, aber diese Haltung ist bei den Konservativen höchst ungewöhnlich. Von Anfang an zeigte Lord Randolph diese Kühnheit mit einer Verachtung für die Autorität eines Titels gepaart, die selbst bei einem Radikalen auffällig wäre.

Eines Tages sprach Randolph über die irische Erziehung in dem liberalsten und freundlichsten Sinne. Dank den Jahren, die er in Dublin verbracht hatte, als sein Vater Vizekönig war, kannte er Irland und das irische Leben besser als irgendein anderer irischer Politiker, und seine Informiertheit sicherte ihm einen ebenso guten Ruf wie seine Kühnheit. Das Haus füllte sich eher, um ihn zu hören, als wenn irgendein Minister sprach, und zwar trotz der Tatsache, daß er ein schlechter Redner war, einmal zu laut, einmal zu leise sprach, immer von seinen Aufzeichnungen abhängig war und sich oft in seinen eigenen Notizen nicht auskannte. Er war jedoch die größte Anziehungskraft der Kammer. Und nach der Eröffnung des Parlamentes im Jahre 1880 gab ihm der Bradlaughvorfall seine erste wirkliche Gelegenheit. Er wechselte seinen Sitz mit einem Ecksitz am Gang und wurde sofort zum Führer einer neuen Gruppe, die aus Drummond, Wolff, Gorst und Arthur Balfour bestand, die er selbst, wie Winston berichtet, die „vierte Partei" taufte. Die nächsten sieben Jahre hindurch war Randolph Churchill zweifellos die sensationellste Gestalt des ganzen Unterhauses, und lange vor der Niederlage der Gladstone-Regierung wurde er als der fähigste Konservative der Kammer anerkannt. Das Unterhaus besitzt ein sehr starkes Schuljungenelement in sich, und Gladstones Niederlage prägte sich durch die Tatsache ein, daß in demselben Augenblick, in dem die Abstimmungszahl dem Einpeitscher der Opposition bekannt gegeben wurde, Randolph von seinem Ecksitz aufsprang und ein Zeichen zu einem Freudengeschrei bei den Seinigen gab.

Er wurde selbstverständlich Führer des Hauses und Schatzkanzler in dem konservativen Ministerium des Lord Salisbury. Und hier zeigte sich ein anderer Zug an ihm, und zwar seine Dankbarkeit. Randolph sorgte dafür, daß seine Anhänger belohnt

wurden. Wolff wurde zum Geheimen Staatsrat und Gorst zum Staatssekretär ernannt: Ehre dem Juden und Bezahlung dem Bedürftigen.

Ich erinnere mich, wie ich einmal Lord Randolph, den ich bereits kannte und liebte, am Sonntag bei Frau Jeune traf und mit ihm an demselben Tische aß. Noch bevor das Frühstück beendet war, stand Lord Randolph auf, entschuldigte sich durch „dringende Geschäfte" und verließ das Zimmer, vom konservativen Einpeitscher gefolgt. Zu unserer Verblüffung kam jedoch der Einpeitscher Winn, wenn ich mich nicht irre, schon nach wenigen Minuten blaß wie ein Gespenst und in unaussprechlicher Aufregung zurück. Als Frau Jeune fragte: „Ist etwas geschehen?", erwiderte er: „Ich bin auf eine ganz unverdiente Weise brüskiert worden. Gestern kam Randolph zu mir und wollte mich sprechen. Ich mußte ihm leider sagen, daß ich zu beschäftigt wäre. Er bat mich, ihn heute hier zu treffen, sagte, er würde früher weggehen, und ersuchte mich, ihm zu folgen, damit wir uns eine Stunde in Ruhe aussprechen könnten. Es ging zwar gegen meine Gewohnheit, aber ich willigte ein. Sie sahen, wie ich ihm gefolgt bin. In der Halle fragte ich ihn: ‚Wo können wir hingehen, um ungestört zu sprechen?' Er rief mir zu: ‚Wird man Sie und Ihr Gerede denn nie los?' und stürzte aus dem Hause. – Ich bin noch nie in meinem Leben so beleidigt worden." Der arme Mann konnte sich von dem schweren Schlag gegen seine Würde nicht erholen. Wir bedauerten ihn alle, während wir uns im geheimen über Lord Randolphs Ausbruch amüsierten.

Aber keiner, der sich im englischen politischen Leben durchsetzen will, nicht einmal der Sohn eines Herzogs, kann es sich leisten, die Menschen dauernd zu brüskieren, insbesondere nicht den Einpeitscher seiner eigenen Partei. Als ich Lord Randolph ein oder zwei Tage später auf diese Tatsache aufmerksam machte, grinste er bloß: „Ich hatte es vergessen, daß ich ihn bat, mit mir wegzugehen. Aber er ist ja ein Narr." Und doch müßten Menschen, denen daran liegt, Macht zu gewinnen und zu behalten, lernen, die Narren um sich zu dulden, wie es schon der heilige Paulus wußte.

Ich möchte hier noch eine andere Geschichte einfügen. Er hatte mit mir eines Abends diniert, wenn ich mich recht erinnere, in dem kurzlebigen Amphitryonklub, und später nahm er mich in eine Versammlung in Paddington mit, wohin er zum Sprechen abkommandiert war. Das Essen war ausgezeichnet gewesen, der

Périer Jouet von 1875 der beste Sekt, den ich je getrunken habe. Wir tranken eine Doppelflasche aus, und zum ersten und letzten Male in unserer Bekanntschaft zeigte sich Randolph etwas erregt oder – besser gesagt – ungehemmt. Jedenfalls habe ich ihn nie so gut sprechen hören. Er sprach sonst nur ohne Notizen in seinem eigenen Wahlkreise, vor lauter Freunden und Bewunderern. Gewöhnlich schrieb er sich seine Reden auf, lernte sie auswendig, und auch dann war er bei der Reihenfolge der Themen und bei besonderen Wendungen von seinen Aufzeichnungen abhängig. An diesem Abend improvisierte er, und zu meiner Verwunderung wandte er, ohne es zu wissen, einen Gedanken aus Faust II auf die augenblickliche Lage der englischen Politik an. Er begann mit der Prophezeiung, daß Neuwahlen nahe seien. „Welche Partei wird sie gewinnen? das ist die erste aller Fragen. Die Liberalen und Herr Gladstone sind sehr zuversichtlich. Sie wissen, daß die Arbeiterklassen das Gleichgewicht der Macht halten werden. Und die liberale Bourgeoisie stellt sich vor, daß sie den Arbeitern näher ist, als es bei den aristokratischen Konservativen der Fall sein kann. Aber meinem Gefühl nach sympathisiert dieser Earl oder jener Marquis mit den Arbeitern mehr als der gierige Nonkonformisten-Schlächter, -Bäcker oder -Kerzengießer. Ich möchte, daß Sie meinen Standpunkt richtig verstehen, denn er erklärt, was ich immer gemeint habe, wenn ich mich einen Tory-Demokraten nannte. Die beste und die niedrigste Klasse in England treffen sich auf natürliche Weise, sie mögen und schätzen einander, sie sind keine schmierigen Heuchler, die von Moral sprechen und die Sonntagsschulen besuchen, während sie den Zucker mit Sand vermischen. Sie sind in England durch das Band einer ehrlichen Unmoral verbunden."

Selbstverständlich gab ich das Zeichen zum Applaus, der jedoch seltsam schwach war und bald in einem verstohlenen Lachen und verschämten Grinsen erstarb. In der darauf folgenden Pause sah ich zum Reportertisch hinüber. Federn und Bleistifte ruhten. Man wartete allgemein auf die Fortsetzung der Rede. Randolph sprach noch eine Weile und gab sich, wie es mir schien, Mühe, den Eindruck seines großen und wahren Ausspruches zu verwischen.

Als wir wegfuhren, fragte er mich, ob er irgend etwas Furchtbares gesagt habe. Ich versuchte, ihn zu beruhigen. „Sie haben das Beste gesagt, was ich je von einem englischen Rednerpodium gehört habe oder je hören werde." Und ich zitierte ihm seine

eigenen Worte. Er bekam es mit der Angst. „Es ist dieser verdammte Sekt", rief er aus. „Wir müssen sehen, daß dieser Satz nicht in die ‚Times' hineinkommt, damit wir ihn dann leugnen oder abschwächen können – Sie werden mir helfen, nicht wahr?"

Ich sagte es ihm natürlich zu, beruhigte ihn jedoch, daß die Reporter den Satz sicherlich nicht notiert hätten. Er lachte, bestand jedoch darauf, sich vollkommene Gewißheit zu verschaffen, und so fuhren wir zuerst ins Bureau der „Times". Durch einen glücklichen Zufall fanden wir gerade Arthur Walter dort, der auf unsere Bitte sich einen Abzug aus dem Setzerraum holen ließ, und ich stellte lachend fest, daß der große Satz sorgfältig ausgelassen worden war. Am nächsten Morgen las ich alle Zeitungen durch: keine einzige hatte den Satz gebracht. Heute noch sind für mich diese Worte das Höchstniveau der Intelligenz von Randolph Churchill.

Ungefähr um diese Zeit bereitete er mir eine große Enttäuschung. Das Projekt des Kanaltunnels wurde aufs Tapet gebracht, und ich setzte mich mit ganzer Seele für den Plan ein. Schon vorher war mir das außerordentlich schnelle Wachstum von Antwerpen und Hamburg als Häfen aufgefallen, und ich stellte fest, daß es sich auf die Notwendigkeit der Umschiffung der Frachten, die für britische Häfen bestimmt waren, zurückführen ließ, weil es keinen Tunnel unter dem Kanal gab, der eine Durchfahrt der Kontinentalzüge ermöglicht hätte. Ich beschäftigte mich mit dieser Frage und kam bald zu der Schlußfolgerung, daß der Londoner Hafen durch die Errichtung eines Tunnels zu einem der größten der Welt gemacht werden könnte. Ich glaubte, daß der gesunde Menschenverstand in England darauf drängen würde, das Unternehmen möglichst schnell in Wirklichkeit umzusetzen. Und es war außerdem bei diesem Spiel viel Geld zu gewinnen. Ich fing deshalb mit Wort und Schrift an, daran zu arbeiten, das englische Publikum von seinem offensichtlichen eigenen Interesse zu überzeugen. In einem kurzen Gespräch gelang es mir, Lord Randolph Churchill dafür zu gewinnen. Nachdem ich ihn als Pionier pries, versprach er mir nicht nur, dafür zu stimmen, sondern auch zugunsten des Projektes zu sprechen. Nun war ich des Sieges sicher. Als jedoch die Debatte anberaumt wurde, schoß Randolph Churchill ein anderer Gedanke durch den Sinn. Mit sehr viel Humor schilderte er einen englischen Beamten, den Staatssekretär des Innenministeriums, der bei der Nachricht, daß fünftausend französische Soldaten sich des Tunnels bemächtigt hatten und auf dem Wege

nach Dover seien, sich überlegt, ob er den Tunnel in die Luft sprengen soll. „Ich für mein Teil", schloß Lord Randolph, „ziehe die Sicherheit dem Zweifel vor."

Das ganze Bild war idiotisch. Ich hatte Randolph bereits darauf hingewiesen, daß kein französiches Regiment sich einer solchen verzweifelten Gefahr aussetzen würde. Die beiden Enden des Tunnels konnten über den Meeresspiegel gehoben und die französischen Truppen mit großer Leichtigkeit von einem einfachen Kanonenboot in die Luft gesprengt werden. Kein General würde seine Truppen einem so sicheren Verhängnis entgegenschicken, und wenn er es täte, so war zehn gegen eins zu wetten, daß sie sich am nächsten Tage ergeben würden. Aber Randolph Churchill lag es nur an dem parlamentarischen Triumph, und die ganze Sache gab mir einen Begriff von seiner insularen Einstellung. Aber warum soll ich es ihm übelnehmen, wenn jetzt nach vierzig Jahren fünf Premierminister nach kühler Überlegung gegen den Plan des Tunnels gestimmt haben, jetzt, nachdem die Luftschiffe Bomben auf London herabgeworfen und den Glauben an die durch das Meer gegebene Sicherheit Englands erschüttert haben. In demselben Moment, in dem ich diese Zeilen schreibe, erfahre ich, daß Winston Churchill für den Bau des Kanals mit denselben Argumenten eintritt, mit denen ich vor einer Generation seinen Vater zu überzeugen suchte. In jenem Augenblick war ich tief enttäuscht, denn ich hatte dummerweise überall erklärt, daß Randolph Churchill den Plan verteidigen würde, während er es war, der ihn in Grund und Boden redete. Er hatte mich zum Narren gehalten, und er grinste bloß, als ich ihm sagte, wie ich mich durch das Vertrauen in seine Worte blamiert hatte. Von jenem Augenblick an war mein Glaube an ihn erschüttert.

Er wußte, wie ich schon bereits gesagt habe, mehr über England als irgendein anderer englischer Deputierter oder Minister. Als er bei dem Homerulegesetz die Parole prägte: „Ulster wird kämpfen, und Ulster hat recht!", war ich starr vor Schrecken; denn ich verstand die ganze dämonische Klugheit des verderblichen Appells und war mir der üblen Konsequenzen bewußt. Ich machte ihm Vorwürfe. „Sie kämpfen für den gegenwärtigen Augenblick," sagte ich, „aber morgen, mit oder ohne Gladstone, wird das irische Homerule ins Leben gerufen werden, und Sie werden blamiert sein."

„Es genügt mir, wenn das Übel für heute abgewendet ist", war

seine zynische Antwort. Er war immer der kämpfende Politiker, der auf persönliche Siege ausging, unbekümmert um den üblen Samen, den er streute, ohne jedes ideelle Zukunftsbild. Langsam zwang sich mir die Ansicht auf, daß meine Hoffnungen auf ihn unbegründet waren.

Eines Tages wurden wir zusammen nach Wadhurst in Sussex von der liebenswürdigen Gastgeberin Madame de Sainturce eingeladen. Sir William Gordon Cumming war auch da, der damalige Busenfreund des Prinzen Edward, der sich deshalb beträchtlich aufspielte. Am zweiten Tage bat mich Randolph um eine vertrauliche Unterredung. Er wußte von meiner Bekanntschaft mit Parnell und Frau O'Shea, und er wollte wissen, ob es stimmte, daß Parnell sich verkleidete, um Kitty zu besuchen, und ob dies die Erklärung der verblüffenden Veränderungen seiner äußeren Erscheinung war. Parnell erschien manchmal im Unterhaus mit einem Vollbart, eine Woche später war er glattrasiert, manchmal trug er das Haar bis auf die Schulter, einige Tage später kurz geschnitten, und dann wieder war sein Kopf in der Mitte wie eine Tonsur ausrasiert.

Randolph wollte wissen, was das alles bedeutet. Ich sagte ihm, daß Parnell meiner Meinung nach einer der merkwürdigsten Menschen war. Er verkleidete sich immer, wenn er Frau O'Shea besuchte, aber ich konnte nicht herausfinden, ob er es aus Aberglauben tat oder um keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Als ich ihm schilderte, wie Parnell die Schritte zählte, nickte Randolph zu meiner Verblüffung und sagte: „Ich kann es verstehen!" Ich starrte ihn in blankem Staunen an.

Während wir sprachen, öffnete sich die Tür und Lady Randolph erschien. Ich stand natürlich auf, als sie „Randolph!" rief, aber er saß ganz still. Trotz seines unheilverkündenden Schweigens ging sie auf ihn zu. „Randolph, ich möchte dich sprechen!" – „Siehst du denn nicht, daß ich mich hergeflüchtet habe, um nicht gestört zu werden", erwiderte er. – „Aber ich brauche dich", wiederholte sie taktlos. Er sprang auf: „Kann ich denn nicht einen Moment vor dir Ruhe haben?" brüllte er. „Geh raus und laß mich allein!" Sie drehte sich sofort um und verließ das Zimmer.

„Sie hätten das um meinetwillen nicht tun sollen", sagte ich. – „Warum nicht? Was hat das denn mit Ihnen zu tun?"

„Ihre Frau wird mich immer hassen," erwiderte ich, „weil ich der Zeuge ihrer Demütigung war. Ihnen wird sie vielleicht ver-

zeihen, mir nie." Er lachte wie ein Schuljunge: „Das ist das Verblüffende an Ihnen," sagte er, „Sie haben ein unheimliches flair für Charakter und Leben. Aber es schadet nichts, ich werde ihr sagen, daß Sie sich über meine Grobheit ärgerten, und damit wird die Sache aus der Welt geschafft sein." – „Sagen Sie nichts," erwiderte ich, „lassen Sie uns hoffen, daß sie den Vorfall vergißt, obwohl es nicht wahrscheinlich ist." Lady Randolph hat später nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne mir ihre herzliche Abneigung zu zeigen. Ich erinnere mich, wie sie einige Jahre später in den Südexpreß in Paris einstieg und sich kühl und unbekümmert eines von einem alten Manne belegten Platzes bemächtigte. Ich habe zehn Minuten gebraucht, um dem alten Franzosen zu erklären, wer sie war, und ihn zu beruhigen; aber sie gab sich kaum die Mühe, mir zu danken. Sie zeigte sich mir immer von der schlimmsten Seite, entweder herrschsüchtig oder gleichgültig.

Als Lord Randolph Führer des Unterhauses und Schatzkanzler wurde, offenbarte sich seine wirkliche Größe. Der unverantwortlichste und kühlste aller Kritiker, der Typus des Oppositionsführers, dessen Metier und „raison d'être" der dauernde Angriff um gewichtiger oder belangloser Gründe willen war, nahm plötzlich einen neuen Charakter, eine seltsame, unerwartete Würde an. Die Metamorphose verblüffte jeden. Er war nicht nur objektiv, sondern auch gütig. Er hörte dem langweiligsten Schwätzer zu und gab ihm mit würdiger Höflichkeit die Antwort. Zum ersten und einzigen Male in der Geschichte des Unterhauses benutzte er seine Kabinettsminister wie Schachfiguren und behandelte jede Debatte wie eine neue Kampagne.

Früher pflegten die Minister ihre Namen den Einpeitschern mitzuteilen und sprachen, wann es ihnen gefiel. Randolph Churchill änderte das Verfahren. Es machte ihm gar nichts aus, mitten in der Debatte den Kabinettsminister zu bitten, später oder überhaupt nicht zu sprechen, je nach den Reden der Gegner. Seine wesentlichen Führerqualitäten setzten alle urteilsfähigen Menschen in Erstaunen. Man zitierte eine Äußerung Gladstones, daß Lord Randolph der höflichste Mann sei, den er je getroffen habe, und der größte Konservative seit Pitt. In den sechs Wochen nach der Vertagung hat er sich bei den verschiedensten Menschen das größte Ansehen erworben. Die gewiegtesten Menschenkenner, selbst so weitsichtige Männer wie Hartington und Dilke, haben seinen Wer-

erst spät erkannt. Nach der Bradlaugh-Debatte sagte Hartington, Randolph kenne das Unterhaus besser, als es sich selbst kenne. Aber Dilke war, glaube ich, der erste, der seine einzigartigen Fähigkeiten als Debattenführer und Kämpfer im Wortstreit erkannte. Immer wieder zitierte ich Bacons großes Wort, das auf ihn gemünzt sein konnte: „Große Männer bewegen sich wie Himmelskörper stürmisch ihren Plätzen zu und drehen sich sehr langsam an Ort und Stelle."

Randolphs Fähigkeiten schienen das ganze Unterhaus auf eine höhere Stufe zu heben. Das genaue Gegenteil davon geschah einige Jahre später, als Arthur Balfour Führer des Hauses wurde. Er bestand darauf, die Deputierten so zu behandeln, als ob sie aus Connemara kämen und er noch Staatssekretär für Irland wäre. Das ganze Haus fühlte sich vor den Kopf gestoßen.

Als das Parlament wieder zusammenkam, war Lord Randolphs Macht gewachsen. Er hatte Gladstone entsetzt und sich im Hause eine viel größere Stellung gesichert als Gladstone selbst. Bald jedoch wurden Nachrichten über Zwistigkeiten im Kabinett in Umlauf gebracht. Es hieß, „daß Lord George Hamilton für die Marine und W. H. Smith für das Heer gegen Randolphs Budget protestierten". Aber man war allgemein der Ansicht, daß die beiden werden nachgeben müssen. Dann hörte man eines Tages, daß Lord George Hamilton seinen Voranschlag vermindert hatte. Endlich sollte Friede herrschen. Wie würde denn Randolphs Haushalt aussehen? Er hatte mir einige Male gesagt, daß er ein demokratisches Budget einbringen wollte. Gladstones Ruf nach „Friede, Einschränkung und Reform" schien ihm in Fleisch und Blut übergegangen zu sein. Vergeblich versuchte ich, ihn zu überzeugen, daß die Zeiten sich geändert hatten, daß die Tage des Kleinrentners, der alle Steuern zahlte und dem daher die Sparsamkeit als die größte aller Tugenden erschien, für immer vergangen sind. „Die Mehrheit der heutigen Wähler", behauptete ich, „zahlt nichts. Und der Engländer zieht im allgemeinen die offene Hand der Sparsamkeit vor." Er wollte es sich nicht einmal durch den Kopf gehen lassen. Eines Abends sagte er mir: „Smith läßt nicht mit sich reden, er will seinen Voranschlag nicht vermindern, und Salisbury unterstützt ihn ... Stellen Sie sich dieses Paar vor," rief er aus, „diese beiden alten Händler! Und beide hassen mich. Ich reiche meine Demission ein und werde sehen, wie sie sich Gladstone gegenüber benehmen werden." – „Seien Sie doch nicht

verrückt," schrie ich, „werfen Sie nicht die Flinte ins Korn." Plötzlich erzählte er mir beim Essen, daß er nach Windsor eingeladen sei, und als ich in meiner Unwissenheit nichts Besonderes in dieser Tatsache sah, erklärte er mir, daß er seit zehn Jahren, seit er bei der Scheidung seines ältesten Bruders Blandford für ihn gegen die Königin aufgetreten war, von der Hofgesellschaft boykottiert wurde. Die Einladung der Königin machte ihm große Freude.

Als er aus Windsor zurückkehrte, ging ihm die Nachricht seiner Demission voraus und schuf eine außerordentliche Sensation. Man flüsterte sich mit verhaltenem Atem zu, daß er auf dem Briefbogen der Königin seine Demission an Lord Salisbury eingereicht habe, als ob Randolph Churchill je auf den Gedanken gekommen wäre, eine Einladung nach Windsor zur Stärkung seiner Stellung auszunutzen. Lord George Hamilton, der mit ihm nach Windsor fuhr, erzählt, daß Randolph schon damals entschlossen war, seine Demission einzureichen. Aus Dankbarkeit für die frühere Unterstützung hat Randolph den „Times" zuerst die Nachricht von seiner Demission gegeben, und der Herausgeber Buckle machte ihm in höflicher Form zwei Spalten lange Vorhaltungen. Am selben Morgen schickte mir Randolph eine Zeile mit der Bitte, ihn aufzusuchen. Mit schwerem Herzen ging ich gegen elf Uhr nach Connaught Place. Die Wagenreihe vor dem Hause verblüffte mich, und ich fand das Haus selbst von Torydeputierten erfüllt. Ich fing Randolph zwischen zwei Zimmern ab. „Na, was denken Sie darüber?" rief er hocherfreut. „Mehr als zweihundertfünfzig Torydeputierte kamen zu mir, um mich ihrer Anhänglichkeit zu versichern. Ich habe gewonnen. Die alte Bande wird nachgeben müssen." Aber er hatte ohne Salisburys Eigensinn und Abneigung gerechnet.

Tage verstrichen, als ich wieder eine Zeile von ihm bekam. Ich ging wieder nach Connaught Place – die Räume waren jetzt leer und öde. Randolph kam mir entgegen. „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff", sagte er düster. „Salisbury hat Hartington telegraphiert, vom Kontinent zurückzukommen, und in einer Woche wird er hier sein." – „Wird Hartington ihm helfen wollen?" fragte ich, „ich weiß, daß er eine hohe Meinung von Ihnen hat." Und ich erzählte ihm, wie Hartington seine Führung des Hauses gelobt hatte und wie überzeugend sein Lob klang, denn diejenigen, die am wärmsten loben, sind auch die besten Richter. Zuerst war Randolph niedergeschlagen, aber im Laufe des Gespräches er-

zählte er mir, wie er die Königin bei Tisch gewonnen hatte und wie sie sagte, daß sie ihn für einen wirklichen Staatsmann halte. „Eine große Frau," fügte er hinzu, „eine der klügsten und besten!"

Einige Tage später kam Hartington an. Randolph hatte ihn vom Bahnhof abgeholt und war sehr stark unter seinem Eindruck. „Ein vornehmer Mensch", sagte er mir später in tiefem Ernst. „Er versicherte mir, daß er mich für den geborenen konservativen Führer halte und nichts tun würde, was mir Schwierigkeiten bereiten könnte." Einige Tage später erzählte er mir verwundert, Salisbury hätte sich angeboten, mit oder unter Hartington zu arbeiten, und Hartington hätte es abgelehnt. „Jetzt muß ich siegen, das ist Salisburys letzte Karte." Aber sie war es nicht. Einige Tage später besuchte ich Randolph. Er kam mir mit dem Ausruf entgegen: „Ich bin erledigt. Goschen wird Schatzkanzler werden! Ich hatte Goschen vergessen." Er erzählte mir, daß Frau Jeune diesen Namen zuerst erwähnt hatte. „Sobald sie diesen Namen nannte, war ich zu tiefst betroffen. Ich wußte, nun ist alles zu Ende. Und das war auch der Fall. „Der Moralonkel" W. H. Smith übernahm die Führung des Hauses und machte Goschen für die Finanzen verantwortlich. Damit war Randolph kaltgestellt.

Ich versuchte, ihn zu überzeugen, daß noch nicht alles verloren war. „Der Ecksitz am Gange, Ihre beißende Kritik, und in sechs Monaten wird der ‚Moralonkel' froh sein, sich in seinen Buchladen zurückziehen zu können . . ." Zu meiner äußersten Verwunderung schüttelte er den Kopf. „Ich kann nicht", sagte er. „Ich bin ein Konservativer. Wenn Gladstone an der Macht wäre, würde ich mich sofort an die Arbeit machen. Ich kann meine eigenen Leute nicht bekämpfen –" Aber hatte er nicht seine eigenen Leute vor sechs Jahren in dem Bradlaughfall bekämpft? Warum hatte er sich so geändert? „Warum in aller Welt haben Sie denn Ihre Demission eingereicht?" Die Frage drängte sich auf meine Lippen, aber ich sagte kein Wort.

Diese Tragödie braucht keine Kommentare mehr.

Noch ein Vorfall: denn der gefallene Löwe sollte mehr als einen Fußtritt bekommen. Seltsamerweise fiel alles, was sich zwischen den Jahren 1880 bis zu seiner Demission im Jahre 1886 ereignete, zu seinen Gunsten aus. Nach seiner Demission wendete sich das Blatt. Nach der verblüffenden Glücksserie kam die erstaunliche Pechsträhne. Zuerst schien alles gut zu gehen. Während der Par-

lamentssitzung des Jahres 1887 sprach man sogar von einer Versöhnung. Man war so unter dem Bann der meisterhaften Führung von Randolph, daß man überzeugt war, er würde schon seinen Weg machen. Er führte sicher schon etwas im Schilde. Dann kam die Nachricht eines Paktes mit Chamberlain, und die Fata Morgana einer Mittelpartei. Als Führer des Hauses wirkte der alte Moralonkel Smith beinah absurd. Die Gerüchte mehrten sich. Dann starb Bright, und Central Birmingham wurde vakant. Ich hörte sofort durch Louis Jennings, Randolphs besten Freund, mit dem ich ebenfalls sehr befreundet war, daß Randolph von Paddington und seinem Villenleben dort genug hatte und entschlossen war, für den Sitz von Bright zu kandidieren und die Torydemokratie in Wirklichkeit umzusetzen. Aber Chamberlain wollte von einem solchen Rivalen nichts hören. Er ließ ihnen durch Hicks Beach mitteilen, daß er Randolphs Kandidatur in Central Birmingham als einen Bruch des ungeschriebenen Vertrags zwischen den Liberalunionisten und den Konservativen betrachten und die Handlungsfreiheit für sich in Anspruch nehmen würde.

Hicks Beach kämpfte zuerst für Randolph. Er hatte immer die höchste Meinung von Randolphs Genie. Als Gladstone im Jahre 1886 stürzte, berief Lord Salisbury Hicks Beach mit Randolph zusammen, um über die Führung des Unterhauses zu entscheiden. Hicks Beach hatte einen viel älteren und, wie mancher sagen würde, besser begründeten Anspruch. Er war ein Mann von ausgezeichnetem Charakter, großer Erfahrung und wirklichen Fähigkeiten. Aber er wollte nichts von einer Nebeneinanderstellung hören. Randolph mußte zweifellos gewählt werden, er sollte der Führer des Hauses sein, und Hicks Beach wollte sich mit einem untergeordneten Platz bescheiden. Auch jetzt weigerte er sich, Randolph zu verletzen, aber es nutzte ihm nichts. Chamberlain war unerbittlich. Als Hicks Beach zögerte, setzte Chamberlain Lord Hartington an die Arbeit, und Hartingtons Intervention gab den Ausschlag. Randolph mußte zwischen der Kandidatur in Central Birmingham und der Sprengung der Koalition wählen. Randolph überließ Hicks Beach die Entscheidung und bekam von ihm die Antwort, daß er sich zurückziehen müsse, um die Partei zu retten. Randolph empfand den Schlag sehr schmerzlich. Die Nachricht sickerte durch, und es war für ihn demütigend, von Chamberlain geschlagen zu werden.

Randolph zog sich zurück, verbrachte seine Zeit beim Rennen,

wettete sehr hoch und im Anfang mit Glück. Man belächelte es als einen knabenhaften Übermut.

Ungefähr ein Jahr später traf ihn ein anderer Schlag. Die Regierung verkündete ihre Absicht, eine Kommission ins Leben zu rufen, um die Beschuldigung gegen Parnell zu untersuchen, die die „Times" erhoben hatten. Randolph, der die irische Frage sehr genau kannte, witterte die Gefahr und schrieb in seiner Großzügigkeit an W. H. Smith, um darauf hinzuweisen; denn er war überzeugt, daß Parnell unschuldig aus der Sache hervorgehen würde. Seine alten Kollegen waren zu dumm, um auf seine Warnung zu hören. Als die Angelegenheit Anfang des Jahres 1890 auf die Tagesordnung gesetzt wurde, verfaßte Randolph zusammen mit Jennings einen Entwurf, in dem, unter vollkommener Ignorierung der von der Regierung unternommenen Schritte, das Vorgehen der „Times" verurteilt wurde. Das Haus war gedrängt voll. Jennings wartete auf das Zeichen des Speakers, um seine Rede zu halten, als Randolph plötzlich aufstand und in den bittersten Ausdrücken, die er nur finden konnte, die Regierung zu attackieren begann. Als er sich hinsetzte, sah er, wie wütend Jennings war, und er schickte ihm einige Zeilen hinüber. Aber Jennings war zu verletzt und wollte nie wieder mit Randolph sprechen. Die Erklärung dafür liegt in der Tatsache, die sein Sohn hervorgehoben hatte, daß Randolph zu sehr Aristokrat war, zu egozentrisch, ungeduldig und erregbar, um ein guter Freund zu sein. Er verzankte sich fast mit jedem, mit Ausnahme von Hicks Beach, Lord Grimthorpe, seinem Schwager Lord Curzon und Wolff, die er seltener sah.

Nach der Chamberlainaffäre sah ich nicht viel von ihm, traf ihn jedoch später in Monte Carlo und aß mit ihm mehrere Male, wie ich noch später erzählen werde.

Ich hatte Louis Jennings kennengelernt, als er noch Randolphs Adjutant war, freundete mich mit ihm an, und nach dem Zank über den Entwurf sah ich ihn noch häufiger. Er wollte, daß ich die Redaktion des „New York Herald" in London übernehmen solle, aber ich hatte alle Ursache, Gordon Bennett zu mißtrauen, und so wurde nichts aus Jennings gutgemeintem Vorschlag. Unsere Freundschaft wurde jedoch dadurch gefestigt, und wir sprachen nun oft über Randolphs Verrat, wie Jennings es nannte, und seine Zukunft. Jennings war ein ausgezeichneter, gütiger Kerl, der selbst klug genug war, um Randolphs Klugheit richtig zu werten,

und außerdem eine vollkommene, selbstlose Loyalität besaß. Als wir einmal über Randolph sprachen, sagte er mir: „Sie wissen ja, daß er Sie nicht mag, nicht wahr?"

„Nein," erwiderte ich, „ich dachte sogar, er mag mich ganz gern. Aber das spielt ja keine Rolle. Seine Vorlieben wie Abneigungen sind ja vollkommen unvernünftig."

„Er hat einen großen Charme," meinte Jennings, „wenn er will. Und er gebraucht ihn bewußt und rechnet damit. Aber nun ist er erledigt, und wir verlieren nur Zeit, wenn wir über ihn sprechen."

„Was verstehen Sie denn darunter?" rief ich aus. „Er ist doch in den besten Jahren und hat noch ein langes Leben vor sich. Sein parlamentarisches Genie ist ganz einzigartig. Wenn er nur die Rennwetten aufgeben und nicht mehr den Narren spielen wollte, könnte er in einigen Jahren wieder Führer des Hauses und Premierminister werden." Jennings schüttelte den Kopf. „Er ist nicht so kräftig, wie Sie denken. Meiner Ansicht nach ist er dem Verhängnis geweiht." – „Um Gottes willen, was soll denn das heißen?" – „Ich dürfte wohl nicht darüber sprechen," meinte er, „aber Randolph erzählte es mir einmal beiläufig, um seine Kopfschmerzen und seine Depressionsanfälle zu erklären, und es ist eine interessante Geschichte."

Ich schreibe sie nieder, wie ich sie an jenem Abend in Kensington-Gore von Jennings hörte.

„Randolph fiel zuerst in Oxford kaum auf," begann Jennings, „er las nicht und arbeitete nicht, jagte, sooft sich ihm die Gelegenheit bot, und war immer herrschsüchtig wie der leibhaftige Teufel. Aber schließlich war er der Sohn eines Herzogs, und Blenheim war nahe, und so umwarb ihn die englische Gesellschaft, wie es nur Engländer tun. Er wurde zum Mitglied des Bullingdon Klubs, des elegantesten Klubs in Oxford, gewählt, und eines Abends entwickelte er dort seine Lieblingsidee, daß das Verhältnis von Herrn und Dienerschaft im Heim eines englischen Gentleman das Ideal einer sozialen Ordnung darstellt. ‚Wenn das Kind eines Kammerdieners oder Gärtners auch nur die Spur einer Begabung aufweist, wird es vom Herrn bemerkt, der mit Freude dem begabten Knaben Erziehungsmöglichkeiten bietet, die sich sein Vater nie würde leisten können. So ähnlich müßten die Beziehungen zwischen den Aristokraten und den Arbeitern in England sein – das ist die Torydemokratie, wie ich sie auffasse.' Selbstverständlich wurde er von den Studenten bejubelt und beglückwünscht, man um-

schmeichelte ihn, und als man auseinandergehen wollte, schlug einer den Abschiedstrunk vor. Er goß ein Glas eines schweren Schnapses ein, füllte es mit Sekt bis an den Rand und reichte es Randolph hinüber. Nichts Böses ahnend, trank Randolph den Becher aus, und mit den besten Wünschen gingen die Jünglinge auseinander. Randolph versicherte mir, daß von dem Augenblick an, in dem er sich im Freien befand, er sich an nichts mehr erinnern konnte. Ich möchte Ihnen die Geschichte mit Randolphs eigenen Worten erzählen.

‚Am nächsten Morgen', sagte Randolph, ‚wachte ich mit einem furchtbaren Geschmack im Munde auf, und in dem Dämmerzustand zwischen Wachen und Schlafen war ich plötzlich wie vom Donner gerührt: die Tapete auf den Wänden war grauenhaft; schmutzig – und – als ich mich im Bett umdrehte, riß es mich atemlos empor: eine alte Frau lag neben mir – eine dünne Strähne schmutzig grauen Haares ringelte sich auf dem Kissen. Wie war ich hergeraten? Was hat mich in eine solche Spelunke gebracht? Ich glitt aus dem Bett und zog, so lautlos ich nur konnte, Hemd und Hosen an, aber plötzlich wachte die alte Frau im Bett auf und rief mir lächelnd zu: Na, mein Schatz, du wirst mich doch nicht so verlassen?

Sie hatte einen langen, gelben Zahn in ihrem Oberkiefer, der wackelte, als sie sprach. Sprachlos vor Angst fuhr ich mit der Hand in die Tasche, warf das ganze lose Geld, das ich hatte, auf das Bett und konnte kein Wort hervorbringen. Sie lächelte mir zu. Ich zog Jacke und Überrock an und stürzte aus dem Zimmer. Schatz, du bist nicht lieb zu mir, hörte ich sie sagen, als ich die Tür hinter mir schloß. Ich flog die Treppen herunter in bleichem Schrecken. Auf der Straße fand ich einen Wagen und gab dem Kutscher die Adresse eines Arztes, der mir einmal empfohlen worden war. Er empfing mich mit der Bemerkung, daß er meinen Bruder kannte. Ich unterbrach ihn in wilder Aufregung: Ich will, daß Sie mich sofort untersuchen. Ich war in der letzten Nacht sinnlos betrunken und bin heute im Bett neben einer gräßlichen, alten Dirne aufgewacht. Bitte, untersuchen Sie und desinfizieren Sie mich. – Er untersuchte mich und sagte, er könne kein Zeichen einer Verletzung finden. Er machte ein starkes Desinfiziermittel zurecht, ich wusch mich, während er mich die ganze Zeit hindurch mit billigen Gemeinplätzen zu trösten versuchte: Wir haben keine schweren Krankheitsfälle in Oxford. Selbstverständ-

lich müßte man staatlich geprüfte Bordelle wie in Frankreich haben, mit einer vierzehntägigen Untersuchung der Prostituierten. Aber bei uns haßt man die großmütterliche Gesetzgebung, und ich glaube wirklich nicht, mein lieber Lord Randolph, daß Sie einen ernsthaften Grund zur Sorge haben. – Keinen Grund zur Sorge, wahrhaftig! Ich hätte mich schlagen können, daß ich ein solcher Narr war. Ich nahm eine Anzahl von Büchern über Geschlechtskrankheiten mit und verschlang sie in einem Atem. Meine nächste Woche war ein einziger Alpdruck. Ich war mir klar, daß ich für meine Dummheit mindestens die Gonorrhoe verdient hatte. Ich bat zu Gott wie zu einer strafenden Macht, er möchte mich damit züchtigen. Ich hatte es verdient. Aber nichts mehr, nichts Schlimmeres, nur keinen Schanker, keine Syphilis.

Eine Woche lang nichts, kein Zeichen. Ich atmete auf. Ich mußte noch einundzwanzig Tage abwarten, bevor ich sicher war, daß mir keine Syphilis drohte. Syphilis, denken Sie sich das in meinem Alter – ich, der ich so stolz auf meine Gesundheit war. An dem entscheidenden Tage nichts, kein Zeichen. Am nächsten Tage untersuchte mich dieser Narr von einem Arzt wieder: Nichts, Lord Randolph, nichts. Ich beglückwünsche Sie. Sie brauchten allem Anschein nach die Zeche nicht zu bezahlen.

Einen Tag später aß ich bei Jowett, dem Meister von Baliol. Es war an einem Sonntag, und er hatte drei oder vier Menschen eingeladen, die mich kennenlernen wollten. Ich sprach viel, trank jedoch sehr wenig. Nach dem ersten verrückten Exzeß beschloß ich, nie mehr als zwei Gläser zum Essen zu trinken und ein kleines Glas Likör oder Schnaps zum Kaffee. Ich wollte mich nicht zum zweiten Male fangen lassen. Ich war Gott für meine Rettung so dankbar, daß mir die Gelübde zur Besserung nicht schwer fielen.

In der Mitte des Essens überkam mich plötzlich ein seltsames Gefühl, ein merkwürdiger, spannender Schmerz. Überwältigt vor Angst entschuldigte ich mich und verließ das Zimmer. Draußen fragte ich den Diener nach der Toilette und untersuchte mich. Der Ausschlag war da. Ich bat den Diener, mich bei seinem Herrn zu entschuldigen: Sagen Sie ihm, bitte, daß ich mich sehr schlecht fühle und nach Hause gehen muß. – Sie sehen nicht gut aus, erwiderte er. Im nächsten Augenblick saß ich in der Droschke auf dem Wege zum Arzt. Zum Glück war er zu Hause und empfing mich. Ich erzählte ihm, was mich herführte. Er nahm sein Vergrößerungsglas und untersuchte mich genau. Als er fertig war,

fragte ich: Nun? – Ja, erwiderte er leidenschaftslos, wir haben hier ein vollkommenes Beispiel eines syphilitischen Ausschlags. Warum ich ihn damals nicht umgebracht habe, weiß ich nicht.

Innerlich wütete ich gegen mich selbst, daß ich ein solcher Narr war, ich, der ich so stolz auf meine Klugheit war, ich, der ich so viel Großes auf der Welt leisten wollte, nun hatte ich die Syphilis. Der Gedanke war zu furchtbar, und dieser Narr von einem Arzt . . . Wir müssen es kurieren, sagte er. Es ist unheilbar, erwiderte ich, alle Bücher sind sich darin einig.

Nein, nein, schnurrte er, wenn man es rechtzeitig behandelt, ist es unschädlich. Quecksilber ist ein ausgezeichnetes Mittel, ganz unvergleichlich, obwohl sehr deprimierend. Haben Sie genügend Entschlußkraft, um es durchzuhalten, das ist die ganze Frage?

Sie werden sehen, erwiderte ich. Haben Sie irgendeinen anderen Rat? – Vollkommene Abstinenz vom Alkohol, erwiderte er, ich werde Ihnen eine Diät vorschreiben, und wenn Sie sich an meine Vorschriften halten, werden Sie in einem Jahre ohne üble Nachfolgen geheilt sein.

Ich tat zwar zuerst, was er mir gesagt hat, aber schließlich war ich jung und leichtsinnig, hörte nicht auf zu trinken und wurde bald übermütig. Verdammt noch mal, man kann sich nicht ewig zu einer Trauerweide machen! Ich hatte seit jener Zeit kaum irgendwelche Symptome, und vor meiner Heirat hat der Arzt in Oxford wie auch mein Arzt in London mir bestätigt, daß ich vollkommen kuriert sei.'"

Ich war von der Geschichte tief ergriffen. Sollte hier noch ein Kapitel folgen? War es das, was Jennings gemeint hatte, als er sagte, daß Randolph dem Verhängnis geweiht sei? Was wußte oder fürchtete er sonst? Ich hatte gerade zu jener Zeit die Wahrheit über Maupassant erfahren und begann seine grauenhaften Ängste auf die Syphilis zurückzuführen. Aber Maupassant hatte kaum etwas dazu getan, um sich zu kurieren, während Randolph behauptete, geheilt zu sein. Ich stellte die Frage: „Glauben Sie, daß Randolphs Gesundheit angegriffen ist?" – „Leider ja," meinte Jennings, „er hat Anfälle äußerster Reizbarkeit und Depressionen, die mir nicht gefallen. Ich glaube nicht, daß er sich sehr in acht nahm. Er lachte über die sekundären Symptome. Ich höre nun, daß er sich auf eine lange Erholungsreise unter der Aufsicht von Beit nach Südafrika begibt. Das mag ihn heilen. Jedenfalls kümmere ich mich nicht länger um sein Schicksal."

Noch einige Geschichten, und das Leben Randolph Churchills ist erzählt, soweit es mich betrifft. Ich hatte schon erwähnt, daß ich ihn einige Jahre hindurch in Monte Carlo traf. Ich lachte zuerst über seine kindliche Einbildung, daß er Geld beim Spielen gewinnen könnte. Er behauptete, daß die Möglichkeit, den Einsatz zu variieren, dem Pointeur einen Vorteil gebe. Ich war ihm sehr nützlich, weil ich Monte Carlo seit Jahren so gut kannte wie nur irgendeiner – alle Croupiers und Direktoren. Er war von einer kindischen Selbstsicherheit, und ich fand, daß ich meine Zeit verlor, als ich versuchte, ihn vom Spielen abzuhalten, und so zeigte ich ihm das sogenannte „Labbysystem", das im Verlustfalle in einem sehr langsamen Fortschreiten besteht und daher weniger gefährlich ist als die meisten Systeme, die gewöhnlich nur Abweichungen des albernen Verdoppelungsspieles sind, das schnell heilt oder tötet, weil der Maximaleinsatz beschränkt ist.

Nachdem wir uns einige Male in Monte Carlo getroffen hatten, wurde Randolph mir gegenüber entgegenkommender und sprach mit mir offener, als er es je in den Tagen seines Erfolges getan hatte.

Eines Abends nach dem Essen im Hôtel de Paris führten wir ein wirklich ernstes Gespräch über Politik, und ich fand, daß wir auf entgegengesetzten Polen standen. Ich wies darauf hin, daß ebenso, wie Dorfgemeinschaften von Nationen ersetzt wurden, so auch Nationen durch Weltreiche ersetzt sein werden; zwei davon bildeten sich gerade, Rußland und die Vereinigten Staaten, die bald alle Nationen zu Zwerggebilden herabdrücken werden. Die Frage für England war: würde es eine Union mit den Kolonien bilden und zu einem englischen Staatenbund werden, mit einem Reichssenat aus allen Kolonien an Stelle dieses zusammengekitteten Oberhauses? Zu meiner Verblüffung geriet er in Wut. „Ich kenne das Oberhaus," rief er aus, „und es hat schon Sinn und Verstand genug; und Ihr Reichssenat aus emporgekommenen Gemüsehändlern aus Ballarat und Krämern aus Sidney wäre etwas Scheußliches." Ich hatte nichts dagegen zu erwidern. Er lebte noch in feudalen Zeiten, und sein Verstand war ein bloßer Zufall.

Ich sprach mit ihm über Sozialismus und seine Rolle in einer gutgeordneten Gemeinschaft, aber Randolph wollte von Sozialismus nichts wissen. Er verstand keine Silbe von dem modernen Problem. Er wollte nicht einmal zugeben, daß die Prosperität der arbeitenden Klassen in Frankreich der Landverteilung während der Revolution zu verdanken ist. „Die verhältnismäßige Prosperi-

tät der französischen Bauern hat ihre Nachteile", erklärte er. „Sehen Sie sich ihre enge, dumpfe Existenz an. Ich ziehe England mit seiner weiteren Freiheit vor, wo wenigstens eine Klasse das Beste vom Leben bekommt und ein großes Beispiel statuiert."

Nach diesem Abend hatte ich kaum ein Interesse mehr an seiner etwaigen Rückkehr zur Macht. Seine mangelnde Bildung verkrüppelte ihn. Er würde nie ein Mazzini, geschweige denn ein Bismarck werden. Wie er so aß und trank und von den gutgekleideten Frauen sprach, die an uns vorbeigingen, verstand ich, warum „ungebildet" gleich „roh" gebraucht wird. Ich merkte auch zum erstenmal, daß er furchtbar nervös war. Seine Hände zitterten, er zuckte bei jedem plötzlichen Geräusch zusammen. Ich konnte nur hoffen, daß seine Erholungsreise nach Südafrika ihm Kraft und Gesundheit zurückgeben würde.

Er fuhr auf einem Schiff der Donald Currie Linie und schrieb Artikel für eine englische Zeitung, in denen er die Verpflegung als die einer zweitklassigen Pension schilderte. Er hatte vollkommen recht, aber seine wohlbegründete Kritik wurde bitter angegriffen. Die ganze Handelswelt, deren Patriotismus hauptsächlich aus Selbstinteresse besteht, und ihre Werkzeuge in der Presse haben ihn so lange verhöhnt, bis sie seine Reputation bei der Masse ernsthaft schädigten. Und doch war das Essen an Bord überall schlecht, bis Ballin mit der Hilfe von Harris ein Ritzrestaurant auf der „Kaiserin Auguste Viktoria" gründete und sofort die Ozeanreise in eine höhere Kategorie des Komforts hob. Er war der erste, der das Reisen zur See luxuriös gestaltete.

Randolph kam bärtig wie ein Leopard aus Südafrika zurück, ein grauhaariger, alter Mann. Andere haben erzählt, wie er versuchte, seine Stellung und seinen Einfluß im Parlament zurückzugewinnen, und wie er kläglich versagte. Das Haus versammelte sich, um seine Rede zu hören. Er stand auf, und nach den ersten Worten begann er zu stottern, zu zögern und sich zu wiederholen, während die pathetischen Gesten das Groteske der ganzen Schaustellung noch unterstrichen. Balfour saß neben ihm und vergrub den Kopf in die Hände. „Randolph ist erledigt", war die allgemeine Meinung. „Was ist denn mit ihm geschehen?" fragte man sich. „Wer hätte es geglaubt?"

Ich hörte von Beit, daß Randolph sein ganzes Geld seinem Rat verdankte, da er es in Bohrungen investiert hatte. Es ist bekannt,

daß er nach seinem Tode seiner Frau viele Tausend Pfund zurückließ, die alle aus dieser Quelle stammten. Jennings Worte kamen mir immer wieder in den Sinn: „Randolph ist dem Verhängnis geweiht." Ich sollte bald die Ursache erfahren.

Sein Bruder starb, und ich verkündete sofort, daß ich in der „Fortnightly Review" einen Artikel über „Die Kunst des Lebens" aus der Feder des verstorbenen Herzogs veröffentlichen würde. Ich zeigte einzelne Sätze den Reportern, und da die Intelligenz und Offenheit des Herzogs allgemein bekannt war, gelang es mir, eine ungeheure Sensation zu schaffen, denn der Artikel war in der Tat beinah zu ungeschminkt, um veröffentlicht zu werden. Meine Leser werden sich erinnern, daß ich den Artikel seinerzeit vom Herzog als Entgelt für die Veröffentlichung eines Aufsatzes seiner Geliebten, der Lady Colin Campbell, erhielt. Ich stellte ihm damals die Bedingung, daß er mir einen vollkommen offenen Artikel über seine wahren Ansichten vom Leben und der Lebenskunst schreiben würde. Er entsprach meiner Bitte mehr als vollkommen. In seinem Artikel erklärte er, daß die Frauen das einzige seien, worauf es im Leben ankommt. „Ein gutes Essen und ein gutes Gespräch mit klugen Männern ist interessant, aber ohne Frauen und ohne die Freude, die sie uns geben, wäre das Leben leer, flach und nutzlos, ‚eine Mär, erzählt von einem Tollen, voll Klang und Raserei und nichts bedeutend'."

Einige Jahre, nachdem ich Lady Colins Artikel veröffentlicht hatte, erzählte mir der Herzog, daß sie darauf bestand, von seiner neuen Frau, der so reichen Frau Hammersly aus Newyork, für eine Woche in Blenheim eingeladen zu werden. Die Herzogin ging darauf in aller Unschuld ein, und Lady Colin erschien und plakatierte ihre Vertrautheit mit dem Herzog, den sie immer beim Vornamen nannte. Er erzählte mir lachend, wie dieses Teufelsweib ihn zu langen Morgenspaziergängen verleitete und ihn so lange zurückhielt, bis sie zu spät zum Essen kamen. „Wir sind so alte Freunde," sagte sie dann zu der Herzogin, „und ich habe ihn so lange nicht gesehen, daß Sie uns wirklich verzeihen müssen. Wenn wir zusammen sind, fliegt die Zeit nur so hin."

Der Herzog meinte: „Meine Frau ist keineswegs dumm. Keine Frau ist in einem solchen Falle blind, und Lady Colin wird nie wieder nach Blenheim eingeladen werden."

Soweit war ich über die Verhältnisse orientiert, als ich einen Brief von Randolph bekam, in dem er mich bat, ihn im Hause

seiner Mutter in der Grosvenor Street aufzusuchen, wo er zur Zeit wohnte. Ich ging nichtsahnend hin. Ich hatte schon früher häufig dergleichen Briefe bekommen. Als er durch das Zimmer schritt, um mich zu begrüßen, erschrak ich über sein Aussehen. In wenigen Jahren war er bis zur Unkenntlichkeit verändert; ein alter Mann stand vor mir. Sein Gesicht war abgezehrt, sein Haar grau und dünn. Auch der graumelierte, dicke Bart veränderte ihn vollkommen. Er hielt sich gut, was ihm eine gewisse Würde verlieh, aber das alte knabenhafte Lächeln war verschwunden. „Nehmen Sie, bitte, Platz," sagte er, „wir haben etwas zu besprechen. Sie kennen wohl die Herzogin von Marlborough nicht? Sie möchte Sie gern kennenlernen, und ich glaube, Sie würden sich anfreunden. Ich muß einmal eine Zusammenkunft vereinbaren. Sie ist wirklich eine bedeutende Frau. Und der Tod meines Bruders war für sie ein schwerer Schlag. Sie liebte ihn, wie gute Frauen uns lieben, trotz unserer Fehler. Als sie hörte, daß der Artikel, den er für Sie geschrieben hatte, veröffentlicht werden sollte, war sie entsetzt und erschüttert. Sie hatte den Artikel gelesen und verabscheute ihn. Sie glaubte, er sei unter dem Einfluß der Lady Colin Campbell geschrieben, die sie haßte, und sie verbrannte den Artikel und die Korrekturen, die Sie ihm geschickt hatten, und dachte, damit sei alles abgetan. Als sie hörte, daß der verhaßte Artikel erscheinen sollte, war sie außer sich. Sie beriet mit ihren Anwälten, aber die sagten ihr, daß man nichts machen könne. Schließlich telegraphierte sie mir, und ich suchte sie auf. Ich muß Ihnen genau wiederholen, was ich dieser armen, schmerzgebeugten Frau gesagt habe. ‚Wir haben keine Machtmittel,' sagte ich, ‚aber es war gut, daß du mich holen ließest, weil ich den Herausgeber der Fortnightly kenne und sicher bin, daß, sobald Frank Harris deine Lage und deinen Einwand begreift, er den Artikel zurückziehen wird. Ich kenne ihn und kann es für ihn versprechen. Sorge dich nicht mehr. Der Artikel wird nie erscheinen.' Hatte ich recht, Harris?" Er stand auf und streckte mir die Hand entgegen.

Ein Beigeschmack von Theater lag in diesem Appell, der mich ein wenig abkühlte. Es war offensichtlich vorbereitet, aber auch ausgezeichnet gemacht. Ich zögerte. „Ich bin ja nur, sozusagen, ein Treuhänder," begann ich, „die Revue gehört mir nicht. Dieser Artikel des verstorbenen Herzogs wurde zu einem sehr hohen Preise erworben."

„Es ist selbstverständlich," unterbrach mich Randolph, „daß die Herzogin alles bezahlen wird, was man verlangt. Sie wird es mit tausend Freuden zahlen, das versteht sich von selbst."

„Es handelt sich nicht um Geldzahlungen", erwiderte ich und erklärte ihm, wie ich nur unter der Bedingung eingewilligt hatte, die Revue mit Lady Colins Artikel zu belasten, daß sein Bruder mir einen interessanten Beitrag schreiben würde, der Lady Colins Langweile gutmachen sollte.

„Sie sah sehr gut aus", bemerkte Randolph, „und hatte eine außerordentliche Gestalt. Mein Bruder war ein Kenner –", und er lächelte. – „Sie werden es sicherlich einsehen," fuhr ich fort, „daß ich Ihnen in dieser Sache den Gefallen nicht tun kann. Ich bin nicht frei – Sie werden es verstehen –"

„Ich kenne Frank Harris," erwiderte er, „Sie können es tun, wenn Sie wollen, und ich habe es in Ihrem Namen versprochen. Sie werden einem alten Freunde nicht seine letzte Bitte abschlagen", und er streckte mir die Hand entgegen. Als ich seine Hand nahm und ihn ansah, war mir elend zumute. Die tiefen Linien in seinem Gesicht, die schweren, geschwollenen Säcke unter seinen jämmerlichen Augen, die zitternde Hand – es konnte wirklich seine letzte Bitte sein.

Er mißverstand mein Schweigen. Er fürchtete, daß es eine Ablehnung bedeutete. Da er nicht wußte, daß er schon gewonnen hatte, spielte er seine letzte Karte aus. „Hören Sie, Harris," sagte er flehend, „erfüllen Sie mir meine Bitte, und ich werde Ihnen einen Aufsatz über jedes beliebige Thema statt des Artikels meines Bruders schreiben. Sagen Sie ja!" Einen Augenblick später legte er die Hand vor die Augen und setzte sich schwer hin. „Ich habe schlecht geschlafen und fühle mich nicht wohl heute", sagte er mit zitternder, undeutlicher Stimme. Ich konnte ihn nicht einen Augenblick länger im Zweifel lassen. Er erfüllte mich mit Mitleid und Bedauern – ein solches Ende für eine so herrliche Laufbahn!

„Gut also, es soll nach Ihrem Wunsche geschehen", sagte ich. Er sah mich tief an, und wenn er wollte, so hatten seine hervorstehenden Augen etwas Durchdringendes an sich. „Ich war Ihrer sicher," meinte er, „ich wußte, Sie brauchten nur die Lage zu verstehen, um uns unsere Bitte zu erfüllen. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Und auch die Herzogin wird Ihnen danken, wenn sie die gute Nachricht hört. Ich hatte versprochen, ihr zu tele-

graphieren," und er drehte sich zum Schreibtisch um. Dann besann er sich und kam wieder auf mich zu. „Aber was soll ich denn für Sie schreiben?" begann er. „Ich vermeide jede anstrengende Tätigkeit, aber ich will mein Bestes tun."

„Lassen Sie es sein", meinte ich. „Erholen Sie sich. Das ist es, was Ihre Freunde von Ihnen verlangen, nichts weiter."

„Ich will mir Mühe geben," sagte er, „aber ich fürchte, ich habe meine Trümpfe schon ausgespielt." – Das hatte er in der Tat und gründlicher, als man sich denken konnte.

Der Rest seiner tragischen Geschichte ist bald erzählt.

In den achtziger und neunziger Jahren pflegte Sir Henry Thompson, der berühmte Arzt, Oktavdiners zu veranstalten, so genannt nach der Zahl der Gäste. Er war, glaube ich, ein guter Arzt und wußte viel über Drüsenkrankheiten. Aber er war viel stolzer auf die Tatsache, daß er zwei langweilige Novellen geschrieben hatte und daß von ihm gemalte Bilder in den Akademieausstellungen hingen. Er liebte, auf zwei oder drei Bilder von Alma Tadema in seinem Salon hinzuweisen, was an sich schon für seinen Geschmack bezeichnend ist und sein Talent richtet. Er war jedoch sehr gütig, und mit siebzig Jahren spricht Güte erst recht für Menschlichkeit. Seine Weine waren gut, obwohl keineswegs außerordentlich, und seine Gäste oft interessant. Bei einem solchen Diner, erinnere ich mich, war Randolph der Ehrengast und saß zur Rechten des Gastgebers, Lord Morris saß zu Thompsons Linken, dann kam ich, und neben mir saß Sir Richard Holmes, der joviale Bibliothekar aus Windsor. Er hatte die Liebenswürdigkeit, mich aufzufordern, mir die Sammlung anzusehen, und ich hätte seine Einladung gern angenommen, wenn er mir nicht zuerst von seinen Aquarellen gesprochen hätte, die auch von Zeit zu Zeit die Wände der Akademie zierten. Der künstlerische Dilettant wie auch der Amateurschriftsteller sind mir ebenso langweilig wie der Schauspieler oder Sänger.

Als wir uns zu Tisch setzten, fand ich mich beinah Randolph Churchill gegenüber und bemerkte, daß er Lord Morris sehr mürrisch zunickte und mich noch kälter grüßte. Er sah viel schlimmer aus als vor zwei Monaten in der Grosvenor Street. Sein Gesicht war eingefallen und die Haut bleiern grau. Haß, Zorn und Furcht glimmten in seinen Augen auf, die gräßliche Furcht jener, die wissen, wie nahe der Wahnsinn ist.

Die Suppe wurde gereicht und abserviert, als ich etwas über

Irland sagte, worin Lord Morris mit mir übereinstimmte. Zu meiner Verblüffung unterbrach mich Randolph wütend: „Sie wissen viel über Europa, lieber Herr Harris, und alles, was man über Amerika wissen soll," fuhr er mich an, „aber was wissen Sie über Irland?" – „Ich bin in Galway geboren", erwiderte ich, „und ging in Armagh zur Schule, und man bekommt von der Kindheit ein gewisses flair, das man später schwer erlangt." – „Nie erlangt," warf Lord Morris ein, „kein Angelsachse bekommt es je. Ich wußte gleich, daß Sie in meinem lieben, armen Lande geboren sein müssen."

Während des nächsten Ganges sagte Lord Randolph kein Wort. Als das Wild gereicht wurde, bemerkte der Diener, daß es nicht richtig geschnitten war, und so ging er schnell an Lord Randolph vorbei, um es auf dem Anrichtetisch zu zerlegen. Randolph streckte plötzlich den Finger aus und quiekte auf wie im Schmerz: „Äh – äh – äh – äh – äh – äh –" – „Was ist denn los, Lord Randolph?" fragte der Gastgeber in höchster Besorgnis. „Äh – äh – äh – äh –" wiederholte er das hohe Quieken, während er mit dem Finger auf den Diener wies. „Ich will etwas äh – äh – von dem!" – „Es wird sofort zurückgebracht", meinte Sir Henry. Das Wild wurde serviert. Randolph legte sich ein Stück auf den Teller und begann gierig zu essen. Plötzlich hielt er inne, legte Messer und Gabel weg und starrte auf die Gesichter um den Tisch herum, weil er anscheinend das Gefühl hatte, daß sein seltsames Benehmen bemerkt wurde. Er war verrückt – ohne Zweifel. Von diesem Moment an brachte ich keinen Bissen mehr herunter. Randolph Churchill wahnsinnig! Wie Maupassant!

Als man von Tisch aufstand, fragte ich Holmes, ob er den Vorfall bei dem Wildbret gesehen hatte. „Nein, ich habe nichts gemerkt," meinte er, „aber das Wild war ausgezeichnet." Später fragte ich Lord Morris, ob ihm etwas Seltsames in Lord Randolphs Benehmen aufgefallen war. „Nein," erwiderte er, „höchstens, daß er mir in einer verdammt schlechten Laune schien."

„Haben Sie nicht bemerkt, wie er quiekte und mit dem Finger zeigte? Er ist verrückt!"

„War er je normal?" erwiderte Morris lachend, und ich mußte mich damit zufrieden geben. Aber später wußte ich, daß ich Randolph Churchill in dem, wie ich es nannte, „bösartigen Affenstadium" des Wahnsinns gesehen habe. Sein schrilles, dauerndes Kreischen tönt mir in den Ohren, so oft ich an ihn denke.

Jahre später, nachdem er nach London zurückgekehrt war und dort starb, saß ich zufällig beim Essen neben Frau Jack Leslie, der Schwester seiner Frau. Ich erzählte ihr von meiner Erfahrung bei dem Oktavessen Sir Henry Thompsons.

„Randolph war schon vollkommen verrückt," meinte sie, „als meine Schwester ihn auf die Weltreise nahm. Wir alle wußten es. Keine andere Frau als Jenny hätte den Mut gehabt, mit ihm zu gehen. Aber sie kennt keine Furcht und ist sehr kräftig. Und doch konnte man aus den Bemerkungen, die sie fallen ließ, entnehmen, daß sie eine schwere Zeit mit ihm hatte. Einmal erzählte sie mir, daß er in der Kabine einen geladenen Revolver herauszog und sie damit bedrohte. Aber sie riß ihm den Browning aus der Hand, stieß ihn auf sein Bett zurück, verließ die Kabine und verschloß die Tür hinter sich. Jenny ist die mutigste Frau, die ich je gesehen habe."

Kein Wunder, daß Winston immer wieder seinen Mut bewiesen hat.

Eines Tages, einige Jahre später, traf ich bei Lady Cunard Lady Randolph. Ich erzählte ihr von meinem Gespräch mit Frau Jack Leslie und sprach ihr meine Bewunderung über den Mut aus, der dazu gehörte, mit Randolph auf die Weltreise zu gehen. „Als er zuerst Tobsuchtsanfälle bekam und noch sehr kräftig war, war es schlimm genug", sagte sie. „Aber sobald er schwach und idiotisch wurde, störte es mich nicht mehr."

Welch eine Grabschrift!

## KAPITEL XX

# EIN LIEBESABENTEUER IN PARIS

In diesem Bande, der meine Erinnerungen an Maupassant enthält, möchte ich eine andere Erfahrung aus dem französischen Leben erzählen. Ich fuhr eines Tages von London nach Paris. In dem Zuge in Calais traf ich einen jungen Deutschen, der einen französischen Mitreisenden etwas fragte und von ihm hochmütig angefahren wurde. Der Franzose erkannte offensichtlich seine Nationalität aus seinem schlechten Akzent und dem fehlerhaften Französisch. Empört über diese Ungezogenheit beantwortete ich die Frage, und bald freundete ich mich mit dem Deutschen an. Als wir Paris erreichten, sagte ich ihm, daß ich im Hôtel Meurice wohne, und am nächsten Tage suchte er mich auf, frühstückte mit mir, und wir fuhren zusammen nach dem Bois hinaus.

Es lag etwas naiv Jugendliches in dem Mann, das mich anzog. Wir waren kaum in die Avenue des Acacias eingefahren, als er mir erzählte, wie sehr ihm die französischen Frauen gefielen. Fünf Minuten später fuhr eine Viktoria an uns vorbei, in der ein sehr schönes Mädel neben einer älteren Frau saß. Mein Deutscher rief begeistert aus, das Mädel sei eine Schönheit, und fragte mich, ob es möglich wäre, einen solchen Stern kennenzulernen. Ich erwiderte ihm, daß nichts einfacher sei, denn es seien zwei Kokotten, und wenn er einige hundert Franken übrig habe, würde er willkommen sein. Ich gab ihm den Rat, das nächste Mal, sobald unsere Wagen aneinander vorbeifuhren, in den andern Wagen hineinzuspringen und den günstigen Augenblick beim Schopf zu fassen. Er hielt das für eine ganz unmögliche Heldentat. Und so sagte ich ihm, als wir das nächste Mal aneinander vorbeifuhren, er solle mir folgen, und sprang selbst in den Wagen.

Sofort schlug der Kutscher einen Seitenweg ein und fuhr schnell nach der Stadt zu. Ich legte den Arm um jede der Frauen und

versprach ihnen, sie zum Essen ins Café Anglais einzuladen. Nachdem wir einige Minuten gesprochen hatten, flüsterte mir die Hübsche zu: „Du mußt wählen, mein Lieber!" Und als ich mich zu der älteren umdrehte, gab die mir zur Antwort: „Du wirst es nicht bereuen, wenn du mich wählst." Ich weiß nicht, warum, aber ich zog den Arm, den ich um den Gürtel des hübschen Mädels gelegt hatte, sofort zurück und sagte: „Ich muß meinem Freunde gegenüber loyal sein, der dich gewählt hat." Fünf Minuten später fuhren wir in ein Café in den Champs Elysées, und dort gesellte sich mein deutscher Freund hinzu, der seinen Ohren nicht trauen wollte, als ich ihm sagte, daß ich ihm das hübsche und lebhafte Mädel überließe. Um die lange Geschichte kurz zusammenzufassen: wir speisten zusammen und brachten dann die Frauen nach Hause. Mein Deutscher ging nach oben mit seiner Inamorata, und ich wurde in eine große Wohnung im ersten Stock geführt. Hier traf ich zu meiner Verblüffung ein vielleicht zwölfjähriges Mädel, das anscheinend eingeschlafen war. Sobald das Licht angedreht wurde, sprang die Kleine auf, anscheinend sehr verwirrt, und stürzte zur Tür. „Bleib doch da", sagte ich, denn sie war sehr hübsch. Aber sie war schon lächelnd verschwunden. „Dein Kind?" fragte ich die Frau, die, wie es mir schien, nickte. Dieser Vorfall bestärkte meinen Entschluß. „Ich werde auf dem Sofa schlafen, oder wenn du willst, gehe ich in mein Hotel, und du kannst das Mädel bei dir behalten." – „Nein, nein," erwiderte die Frau, deren Name Jeanne d'Alberi war, „sie schläft nie hier, sie hat ihr eigenes Zimmer. Du hast so interessant gesprochen, und ich bin nicht ein bißchen schläfrig. Das Theater ist meine Leidenschaft – Du hast mir noch keinen einzigen Kuß gegeben." Sie kam auf mich zu und hielt mir ihr Gesicht entgegen. – „Ich bin zum Küssen nicht aufgelegt. Ich bin schläfrig. Ich glaube, ich habe zuviel getrunken. Dieser Musigny war sehr stark."

„Wie du willst", sagte sie, und in zwei Minuten hatte sie mir ein Bett auf dem Sofa gerichtet. Ich zog meinen Anzug aus, und während ich sie noch im Badezimmer planschen hörte, war ich fest eingeschlafen.

Ich wurde plötzlich durch eine der stärksten Glücksensationen aufgeweckt, die ich je empfunden hatte. Ich weiß nicht, wie Jeanne es gemacht hatte, aber das Übel war geschehen, wenn es ein Übel war, und das Lustgefühl war zu stark, als daß ich darauf verzichtet hätte .. Nicht einmal Topsy hat mir je eine solche

Intensität der Freude gegeben. Ich nahm sie in die Arme und küßte sie immer wieder in leidenschaftlichem Staunen. „Jetzt küßt du mich," sagte sie und schürzte die Lippen, „aber du wolltest mir nicht glauben, als ich dir im Wagen sagte, du würdest es nicht bereuen, wenn du mich wählst. – Meine Freundin hat nichts als ihr hübsches Gesicht", fügte sie verächtlich hinzu.

„Du bist ein Wunder", rief ich aus, hob sie auf die Arme und trug sie ins Bett. „Das Mädel war nicht deine Tochter," sagte ich, „du hast nie ein Kind gehabt." Sie nickte lächelnd. „Ich war so einsam, und Lisette war so hübsch und so vergnügt, daß ich sie vor Jahren adoptierte, als sie erst ein Jahr alt war. Ich mache schon eine ganze Weile dieses Spiel mit, wie du siehst", fügte sie ruhig lächelnd hinzu.

Ich weiß nicht warum, aber alles, was Jeanne sagte, steigerte mein Interesse an ihr. Sie hatte Geist und Persönlichkeit, obwohl sie keineswegs hübsch war, und sie sprach nicht nur ein ausgezeichnetes Französisch, sondern kannte auch alle gesellschaftlichen Gebräuche. Als ich ihr zahlen wollte, weigerte sie sich, Geld anzunehmen, sagte mir, sie brauchte nichts, hätte sich gefreut, mich kennenzulernen, und würde mich gern „als Freund – und Liebhaber", wie sie lächelnd hinzufügte, wiedersehen. Einige Tage später gab ich ein Frühstück in meinem Hotel und hatte Jules Claretie vom Théâtre Français und einen berühmten Komiker eingeladen, und Jeanne spielte in überraschender Weise die Gastgeberin. Alle waren von ihr begeistert. Sie sagte jedem das richtige Wort und zeigte mehr als Takt im Umgang mit Menschen. Sie sagte mir später, sie würde nie meine Güte vergessen, mit der ich sie als Gleichgestellte behandelte. Ich habe später herausgefunden, daß sie die Tochter eines französischen Generals war und Vater und Mutter in demselben Jahre verloren hatte. Eine jüngere Schwester, an der sie sehr hing, hatte eine Liebesenttäuschung erlebt und sich durch Narkotika zugrunde gerichtet, und nach ihrem Tode hatte sich Jeanne entschlossen, Geld zu verdienen.

Sie verheimlichte nicht die Tatsache, daß sie zwei Freunde besaß, einen Deputierten, der sie alle vierzehn Tage aufsuchte und ihr zwanzigtausend Franken jährlich gab, und einen alten Senator, der von Zeit zu Zeit kam, ihr fünfzigtausend Franken jährlich aussetzte und ihr oft noch höhere Summen auf einmal gab. „Er ist ein lieber Kerl, und ich habe eine große Dankesschuld ihm gegenüber", sagte sie. „Ich versichere dir, daß, als ich mit

Adèle im Bois spazierenfuhr, es um ihretwillen und nicht um meinetwillen geschah, aber es gefiel mir, daß du in den Wagen sprangst und mich wähltest."

Ich glaube, es war bei diesem Frühstück, als Claretie uns die Geschichte von Aimée Desclée erzählte, die ich hier wohl anführen kann, da Aimée Desclée in mancherlei Hinsicht vielleicht die bezauberndste Schauspielerin war, die ich je auf einer Bühne sah.

„Ich lernte sie kennen," erzählte Claretie, „als ich noch ganz jung in Paris war und gerade eine Stellung als Theaterkritiker beim ‚Figaro' bekam. Ich verliebte mich in sie und machte ihr den Hof, wie es eben junge Männer zu tun pflegen. Eines Tages sagte sie mir, sie wollte zur Bühne gehen und – denken Sie sich – die Phaedra spielen. Als ich ihr sagte, daß sie erst lernen müßte, überhaupt auf der Bühne zu gehen, und monatelang auf die kleinste Rolle warten, lachte sie mich aus und sagte mir, daß, ebenso wie es Männer gibt, die zu Generälen und nicht zu Subalternen geboren sind, auch sie es nicht nötig hätte eine Lehrzeit durchzumachen. Als Theaterkritiker kannte ich die meisten Theaterdirektoren, und seltsamerweise traf ich einige Tage später einen Mann, der ein Theater gepachtet hatte und dessen Hauptdarstellerin plötzlich Bronchitis, wenn ich mich nicht irre, bekam. Ich sagte ihm, ich kenne eine Frau, die geeignet sei, ihre Stelle einzunehmen, und die sicherlich eine große Sensation hervorrufen würde. Ich stellte ihm Aimée vor, sie machte einen guten Eindruck auf ihn, und schließlich willigte er ein, sie die Phaedra spielen zu lassen, um ihr die Gelegenheit zum Debut zu geben.

Am Abend der Vorstellung war das Theater gedrängt voll, und Aimée erschien mit einem schrecklichen Lampenfieber. Ich habe noch nie ein solches Fiasko erlebt. Man konnte kaum ein Wort verstehen und nach fünf Minuten mußte sie unter höhnischen Zurufen des Publikums von der Bühne fliehen. Der Vorhang senkte sich, und die halb lachenden, halb zornigen Zuschauer konnten nur dadurch besänftigt werden, daß sie ihr Eintrittsgeld zurückbekamen. Meine ganzen Ersparnisse gingen drauf.

Meine Kollegen in der Presse machten sich selbstverständlich über meine Liebesverblendung lustig. Einige sagten, daß ein hübsches Gesicht noch immer keine große Schauspielerin ausmacht, die anderen machten Anspielungen, daß das Mädchen versteckte Reize haben müsse, kurz und gut, ich wurde von allen Seiten verspottet.

„Ich sah nichts mehr von Aimée. Ungefähr ein Jahr später hörte ich, daß sie mit einem Komiker, in den sie sich irrsinnig verliebte, nach Italien durchgebrannt sei. Dann hörten wir, daß er sie in Venedig ohne einen Sou verlassen hatte, und einige Monate später bekam ich von ihr einen kurzen Brief, in dem sie mich bat, sie aufzusuchen. Sie hatte etwas seltsam Faszinierendes. Als sie ins Zimmer trat, verschlug es mir den Atem. Sie hatte ihre ganze Schönheit verloren und war um zehn Jahre älter geworden. „Was ist denn geschehen?" drängte es sich mir auf die Lippen.

„Wie Dante", erwiderte sie, „bin ich in der Hölle gewesen."

„Sie haben schlimme Zeiten durchgemacht?" fuhr ich albern fort. Sie nickte, und dann: „Wissen Sie, warum ich Sie zu mir bitten ließ?" Ich schüttelte den Kopf. „Ich will, daß Sie mir noch einmal eine Gelegenheit verschaffen wie damals."

„Unmöglich," erwiderte ich, „jeder lachte mich damals aus, und jetzt kennt man Sie überall. Ich könnte es nicht tun, auch wenn ich wollte."

„Jetzt werden sie nicht mehr lachen", erwiderte sie. „Ich kenne Ihre Güte und Zuneigung zu mir. Ich weiß, daß Sie mir helfen werden, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein. Wir müssen immer Freunde sein." Und sie streckte mir beide Hände entgegen. Ihre Stimme hatte einen wunderbaren Klang, und ihre Persönlichkeit übte auf mich dieselbe bezaubernde Wirkung aus wie immer. Ich hörte mich plötzlich sagen: „Ich will mein Bestes tun." Und als sie mir dankte, lächelnd, die Augen ungeweinter Tränen voll, wußte ich, daß ich alles tun würde, was in meiner Macht stand, und mehr.

Seltsamerweise kam einen Monat später ein Theateragent zu mir, ebenso wie der andere vor Jahren gekommen war. Er hatte ein Theater und eine Truppe, aber die Hauptdarstellerin, die er brauchte, war nach Amerika gegangen und hatte ihn im Stich gelassen. Er fragte mich, ob ich eine Schauspielerin kannte, die die Hauptrolle übernehmen würde.

Ohne zu zögern nahm ich ihn zu Aimée Desclée mit.

Er kannte die ganze Geschichte ihres ersten Fiaskos, aber auf dem Wege zu ihr versicherte ich ihm, daß sie sich geändert habe, bat ihn, sich auf sein eigenes Urteil zu verlassen, und es geschah auch, was ich erwartete. Er wurde durch ihren persönlichen Magnetismus aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht, und er ließ die Phaedra für sie spielen, unter der Bedingung, daß man ihren wirklichen Namen erst später erfahren sollte.

Wir schlugen nun die große Trommel und taten alles, was wir konnten, aber das Haus war fast leer. Als Aimée Desclée auf die Bühne kam, noch bevor sie den Mund auftat, bebte ich vor Erwartung, und ihre ersten Worte überwältigten uns. Gegen Ende des ersten Aktes ging ich hinaus, schickte einigen meiner Kollegen ein paar Zeilen mit der Bitte, zu kommen, um sie zu hören, aber als ich ins Theater zurückkehrte, fand ich es voll. Paris hatte bereits auf irgendeine magische Weise von dem Ereignis Wind bekommen, und in einer Stunde wußte jeder, daß eine große Schauspielerin entdeckt worden war. Ich glaube, daß sie die größte Schauspielerin war, die ich je gesehen habe", fügte Claretie hinzu.

Claretie hatte die Geschichte herrlich und mit einer gewissen Zurückhaltung erzählt, und doch gelang es Jeanne zu meiner Verblüffung, die Wirkung noch zu steigern. „Ich habe sie etwas später in ‚Frou-frou' gesehen," sagte sie, „und ich bin mit Ihnen einig, daß sie nicht nur eine große Schauspielerin, sondern auch eine große Frau war. Sie hatte Töne in ihrer Stimme, die einem das Herz zerrissen. Es war ihr eigenes Seelenleid, das ihr diese Macht gab. Dumas-fils war klug, als er sie zu seiner Heldin wählte."

Dieses Frühstück zeigte mir, daß Jeanne in ihrer Art eine erstaunliche Frau war. Sie war außerordentlich belesen, beherrschte die ganze leichte französische Literatur und hatte über Flaubert und Zola, Daudet und Maupassant sogar etwas Neues zu sagen, prägte Sätze von einleuchtender Schärfe ... Sie kannte Paris auch in allen seinen Höhen und Tiefen, war ein herrlicher Kamerad für einen Schriftsteller und eine unvergleichliche Geliebte.

Ich versuchte, mir über ihre Zauberwirkung klar zu werden. So oft ich mit ihr zusammen war, fand ich bei ihr dieselbe diabolische Gewalt. Ich geriet immer mehr unter ihren Bann, versuchte jedoch aus lauter Angst von Zeit zu Zeit ihr Geld zu geben und mich von ihr loszureißen, aber sie lehnte das Geld ab, obwohl sie immer gern meine Einladungen zu Mittag- oder Abendessen annahm, bei denen sie Schauspieler, Schauspielerinnen und Schriftsteller traf.

Eines Tages machten wir einen langen Ausflug nach Fontainebleau, aßen dort und kehrten nach Paris zurück. Ich wollte sie küssen, aber sie drehte sich um. Schließlich sagte ich aus reinem Trotz: „Ich werde bald nach London an meine Arbeit zurückkehren müssen."

Jeanne sah mich an. „Ich wollte etwas anderes vorschlagen,"

sagte sie, „ich habe einen kleinen Besitz in der Nähe von Algier, sonnengebadet zwischen Bergen und See, ganz wunderbar. Du hättest da Ponies zum Ausreiten und könntest dich nur dem Bücherschreiben widmen und den ganzen Journalismus ein für allemal an den Nagel hängen."

„Es könnte ein Mißerfolg werden," sagte ich, „und ich habe zu wenig Geld, um den Versuch zu wagen."

„Ich habe mehr Geld, als du glaubst", bemerkte sie ruhig. „Ich habe dreihunderttausend Franken erspart, habe das Haus, die Farm und –"

„Ich kann doch nicht von deinem Gelde leben", unterbrach ich sie schroff. – „Warum nicht?" erwiderte sie. „Wir könnten heiraten und ein herrliches Leben führen."

Ich fuhr zusammen, welch eine Aussicht! Die Erfahrungen der letzten Monate gingen mir durch den Sinn. Ich hatte einmal Jeanne ertappt, als sie sich gerade das Gesicht gewaschen hatte. Sie hatte keine Augenbrauen, sie malte sie sich und dunkelte auch ihre hellen Wimpern nach. Sie heiraten? Ich mußte innerlich lachen. Ich schüttelte unwillkürlich den Kopf.

„Ich war dir doch eine gute Geliebte, nicht wahr?" fragte sie.

„Die beste, die man sich vorstellen kann," erwiderte ich, „keiner könnte es leugnen, und obendrein noch ein ausgezeichneter Kamerad. Aber ich möchte mehr vom Leben sehen und von der Welt, bevor ich mich in Ruhe niederlasse, und ich hatte beschlossen, alle zwanzig Jahre einmal um die Welt zu reisen. Ich möchte noch eine Anzahl fremder Sprachen lernen –"

„Du könntest das alles ruhig tun", drang sie in mich ein. „Ich werde dich nicht daran hindern. Ich möchte mir mein Heim sehr schön gestalten. Ich will dich als Gatten und Kameraden haben. Aber du könntest für einen Winter oder Sommer weggehen und um die Welt reisen, wenn du nur zu mir zurückkommst. Und du wirst zurückkommen, ich weiß es. Du willst dir einen großen Ruf als Schriftsteller machen, und ich bin sicher, daß es dir gelingt. Aber das bedeutet Jahre harter Arbeit, sorgenfreie Jahre", wiederholte sie. Ich lächelte, schüttelte jedoch den Kopf.

Einen oder zwei Tage später sagte sie: „Ich werde Lisette in die Schule schicken müssen, wenn wir nicht zusammen nach dem Süden gehen. Sie wird ein großes Mädel und ist köstlich hübsch. Du solltest sie in ihrem Bad sehen."

„Mit Freuden", erwiderte ich, ohne mir etwas dabei zu denken.

Am nächsten Abend, als wir hereinkamen, führte mich Jeanne nach oben und öffnete die Tür. Lisette stand im Bad, ein Idealbild mädchenhafter Schönheit, verblüffend köstlich und biegsam. Sie drehte uns sofort den Rücken zu und griff nach dem Badelaken, aber Jeanne hielt sie zurück. „Sei nicht albern, Kind. Frank wird dich nicht aufessen, und ich habe ihm schon gesagt, wie hübsch du gebaut bist."

Das Mädel hob die tiefen, unentzifferbaren Augen zu ihr empor und stand da – das köstlichste Bild, mit den knabenhaften Hüften, den knospenden Brüsten, den kleinen Füßen und Händen, eine vollkommene Tanagrastatuette im weißesten Fleisch. Ich fühlte, wie mein Mund austrocknete und die Pulse in meinen Schläfen hämmerten – was sollte das bedeuten? Was beabsichtigte Jeanne damit? Im nächsten Moment hob Jeanne das Kind aus dem Bad, hüllte es in das Laken ein und sagte: „Trockne dich ab und komm herunter, Kleines, wir wollen bald essen."

Als wir nach unten kamen, fragte sie: „Gehst du nun mit uns nach Algier?" – „Und wenn ich nun Lisette begehren würde?" fragte ich unumwunden. Jeanne zuckte die Achseln. „Es wird sicherlich mehrere Lisettes in deinem Leben geben," sagte sie ernst, „aber nur eine Jeanne, hoffe ich." Und ihr Blick blieb auf mir haften. „Du bist ein Wunder!" erwiderte ich.

In dieser Nacht ging ich ins Hotel zurück und wußte, daß ich eine der größten Versuchungen meines Lebens zu bekämpfen hatte. Es war Shakespeares Wort, das mich rettete. Ich konnte nicht „zum Fächer werden und zum Blasebalg, die lüsterne Zigeun'rin abzukühlen". Und doch war die Versuchung groß, denn Jeanne war ein sehr interessanter Kamerad und eine köstliche Geliebte. Ich wollte wissen, warum ihre Wahl auf mich gefallen war. „Weiß man denn, warum einem ein Mann gefällt und ein anderer einen abstößt? Du gefällst mir physisch, interessierst mich geistig – ich weiß, daß du gütig und arbeitsam bist. Ich glaube, wir könnten eine fast ideale Existenz führen, und ich habe genug von Paris und fühle mich einsam ohne ein Ziel oder einen Zweck im Leben."

„Und Lisette?" fragte ich.

„Oh, die Lisettes sind für später!" lächelte sie. „Bevor sie herangewachsen ist, wirst du eine arabische Schönheit mit einer noch köstlicheren Gestalt finden. Es ist der Künstler in dir, der auf die Anziehungskraft der plastischen Schönheit so stark reagiert. Ich

habe das sofort gemerkt, ich kann mich ja selbst nicht hübsch machen, aber ich weiß, daß ich dir mehr Freude geben kann als jede andere Frau; und ich bin sicher, daß du immer zu mir zurückkehren wirst."

Sie hatte recht. Aber die Frage war, ob ich auch wirklich mit Jeanne würde arbeiten können. Ich fühlte mich bereits müder, als ich es seit Jahren gewesen war. In dieser Nacht beobachtete ich mein Gesicht im Spiegel, sah, daß meine Züge spitz waren und daß ich meine gesunde Gesichtsfarbe verloren hatte. Ich sah grau und erschöpft aus. Wenn schon ein Monat diese Wirkung hatte, wie würde es in einem oder in zehn Jahren sein? Ich konnte meine Augen nicht vor der Wahrheit verschließen. Ich würde erledigt sein. Ich wollte mir noch eine herrliche Nacht gönnen, wollte noch Lisette küssen und dann in den Zug nach Calais steigen, um meine Arbeit in London zu beginnen.

Und so geschah es. Ich lud eine Anzahl interessanter Journalisten und Schauspieler zu einem großen Frühstück ein, machte Jeanne zum Mittelpunkt des Festes und kehrte dann in ihr Haus zum Essen zurück. Während sie sich umzog und zurechtmachte, nahm ich Lisette in die Arme, küßte sie mit heißen Lippen, legte die Hand um ihre knospenden Brüste, bis sie ihre Arme um meinen Nacken schlang und mich ebenso warm küßte.

Sie erzählte mir dann über sich selbst mit vollkommener Offenheit. Zum ersten Male hörte ich die Wahrheit über die Empfindungen eines jungen Mädchens, und ihr Mut bezauberte mich. Sie war wirklich köstlich. Als ich sie küßte, legte sie die Hand auf meinem Kopf, um mich zurückzuhalten. „Du bist lieb," sagte sie mit einem seltsamen Ernst, „ich möchte, daß du immer bei uns bleibst. Willst du es tun?" Ich verschloß ihr mit einem Kuß die Lippen.

Als Jeanne zurückkam, gingen wir in das Eßzimmer, Lisette ging nach oben, und ich blieb die Nacht bei Jeanne. Es war ein unvergeßlicher Abend und eine der schönsten Nächte meines Lebens.

Am nächsten Tage ließ ich Jeanne einen Brief zurück, der ihr dankte und ihr, so gut es ging, meinen Wunsch erklärte, meine Arbeit zu vollenden. Ich legte fünftausend Franken für sie und Lisette ein, alles, was ich damals entbehren konnte. Dann stieg ich in den Zug und war vor Anbruch der Dunkelheit in meinem Heim in Kensington-Gore. Ich hatte gesiegt, aber das war auch

alles, was ich sagen konnte. Und ich war nicht sehr stolz auf mich selbst. Monatelang lag mir die Versuchung im Blut und wurde immer quälender, bis ich plötzlich von einem Schauspieler des Palais Royal hörte, daß Jeanne Paris verlassen hatte und nach Algier gegangen sei. „Wir vermissen sie alle", fügte er hinzu.

Ich habe seit jener Zeit weder von ihr noch von Lisette etwas gehört, aber sie hatte mich gelehrt, welche unerhörten Eigenschaften manche Französinnen als Geliebte besitzen.

So oft ich seit jener Zeit auf irrsinnige, unvernünftige Eifersucht traf, kam mir die Erinnerung an Jeanne in den Sinn. Sie lehrte mich, daß eine Frau lieben und dem Mann den höchsten Genuß vermitteln und doch ohne Eifersucht auf seine ästhetischen, leichteren Verliebtheiten sein kann. Die Treue des Herzens und der Seele und die geistige Gemeinschaft bedeutet manchen seltenen Frauen mehr als alles andere.

## KAPITEL XXI

# DER VORGESCHMACK DES TODES

Ich habe beschlossen, mehr als ein Vierteljahrhundert zu überspringen, die Ereignisse der Reifezeit einer späteren Beschreibung zu überlassen und sofort mit meinem Alter anzufangen, denn ich möchte da noch einiges mit der genauen Treue eines Tagebuches erzählen.

Ich hatte oft gehört, daß in das dreiundsechzigste Lebensjahr das große Klimakterium im Leben eines Mannes fällt. Aber ich hatte keine Ahnung, was es wirklich bedeutet, bevor ich das Alter überschritten hatte.

Die Liebe spielte in meinem Leben mit sechzig eine ebenso große Rolle wie mit vierzig Jahren und konzentrierte sich hauptsächlich auf die schlanke, mädchenhafte Schönheit. Ich möchte hier von einem Erlebnis erzählen, das auf manche unbewußte Regung ein bezeichnendes Licht wirft. Während ich in Roehampton lebte und die „Saturday Review" herausgab, pflegte ich fast jeden Tag im Richmond Park zu reiten. Eines Morgens sah ich, daß sich etwas im hohen Farnkraut bewegte, und als ich an die Stelle ritt, fand ich einen Wächter, der neben einem jungen Reh kniete. „Was ist denn los?" fragte ich.

„Allerhand los", erwiderte er und hob die Hinterbeinchen des Tieres in die Höhe, um mir zu zeigen, daß sie beide gebrochen waren. „Sehen Sie sich mal das Tier an, hübsch wie ein Bild, nicht wahr? Die arme, kleine Ricke ist ungefähr ein Jahr alt, in diesem Herbst wurde sie hitzig, und nun suchte sie sich den größten und ältesten Bock im Park aus, rieb sich gegen ihn, das arme, kleine Tier, und auf einmal knacksten ihre beiden Stöckchen von Beinen unter seinem Gewicht zusammen, und ich fand sie dann mit kaputten Knochen, ohne daß sie etwas davon gehabt hätte. Jetzt muß ich ihrem Leiden ein Ende machen, und sie ist so glatt und

hübsch, nicht wahr?" Und er strich mit der Hand zärtlich über das seidige Fell.

„Müssen Sie sie wirklich töten?" fragte ich. „Ich würde dafür bezahlen, daß man ihr die Beinchen eingipst."

„Nein, nein," erwiderte er, „es würde viel zu viel Zeit und Mühe kosten, und wir haben eine ganze Menge davon. Die arme, kleine Ricke muß sterben." Und als er den feinen Kopf sanft streichelte, sah ihn das Reh mit großen, tränenvollen Augen an.

„Verlieren Sie viele auf solche Weise?" fragte ich.

„Nicht sehr viele, mein Herr", erwiderte er. „Wenn sie diese Jahreszeit überstanden hätte, wäre sie im nächsten Jahre kräftig genug gewesen, um den schwersten auszuhalten. Es war schon ihr Pech, daß sie im Rudel des stärksten und schwersten Bocks im ganzen Park geboren wurde."

„Hat das Alter irgend etwas mit der Anziehungskraft zu tun?" fragte ich.

„Sicherlich," erwiderte der Wächter, „der alte Bock ist immer hinter diesen Kleinen her, und die jungen Ricken sind immer bereit. Es ist halt schon Tiernatur", fügte er wie bedauernd hinzu.

„Tiernatur," sagte ich zu mir selbst, als ich wegritt, „und auch Menschennatur, fürchte ich." Eine Bangigkeit oder Vorahnung legte sich schwer um mein Herz.

Es war im Frühsommer des Jahres 1920, nachdem mein fünfundsechzigster Geburtstag hinter mir lag, als mich ein junges Mädel aufsuchte, um mich zu fragen, ob ich für sie Beschäftigung als Sekretärin hätte. Ich hatte keine Verwendung für sie, denn ich stand gerade vor meiner Abreise aus Newyork, aber ich fand sie hübsch und aufreizend sogar. Aber zum ersten Male in meinem Leben blieb ich kühl und gleichgültig. Als ihre schlanke Gestalt in der Tür verschwand, wurde ich mir plötzlich in einer überwältigenden, erstickenden Welle von Bitterkeit des Elends meiner Lage bewußt. Also das war das Ende. Dann kam mir der Gedanke an meine Arbeit in den Sinn. In der letzten Zeit fielen mir keine neuen Geschichten mehr ein. Sollte mich auch die schöpferische Gewalt der Imagination mit der männlichen Kraft verlassen haben? Besser tot, als diese unfruchtbare Zukunft, diese furchtbare, monotone Wüste! Wie ich dann in meinem dunkelnden Bureau saß, strömten mir die Tränen aus den Augen – also das war das Ende!

Ich schleppte mich nach Hause. Dort würde ich ganz allein imstande sein, den Jammer in seiner ganzen Tragweite zu

ermessen. Zum ersten Male in meinem Leben, glaube ich, stiegen Tränen in meinem Herzen auf, und ich erstickte in dem Gefühl der Sterblichkeit des Menschen.

„O Tränen, leere Tränen, ich kenne euren Sinn,
Aus göttlichen Jammers Tiefen entquollen . . .

(Warum „göttlich", warum nicht verflucht?)

Schwellen im Herzen, in Augen sich drängen,
Wenn sie das herbstlich' Glück der Felder schauen –
An Tage denken, die vergangen sind –
O Tod im Leben! Tage, die verweht!"

Ein furchtbarer Vorfall kam mir in Erinnerung. Eines Tages, lange vor dem Weltkrieg, schickte mir Meredith ein Exemplar des „Richard Feverel" zu, das er mit Korrekturen versehen hatte. In seinem Briefe schrieb er mir, daß er die Absicht habe, alle seine Bücher für eine endgültige, definitive Ausgabe zu korrigieren. Er wollte wissen, was ich von den Veränderungen hielte, die er gemacht hatte. „Ich hoffe, daß Sie sie alle als Verbesserungen empfinden werden," schrieb er, „aber seien Sie ehrlich mit mir, ich bitte Sie darum. Denn Sie sind beinah der einzige lebende Mensch, auf dessen Urteil ich mich in diesen Dingen verlassen kann. Auch Morley ist ein guter Beurteiler, aber nicht für schöpferische Arbeit. Und da Sie immer eine gewisse Vorliebe für ‚Richard Feverel' hatten, schicke ich Ihnen das Buch mit der Bitte um Ihre Ansicht."

Ich war selbstverständlich gerührt und setzte mich hin in dem sicheren Gefühl, daß die Korrekturen auch wirklich Verbesserungen sein würden. Aber schon der erste Einblick erschütterte mich. Er zog dauernd das farblose Wort dem farbigen vor. Ich sah die Arbeit mit größter Sorgfalt durch. Unter ungefähr dreihundert Veränderungen waren kaum drei oder vier, mit denen ich einverstanden war. Die übrigen schwächten nur die Wirkung. Ich stieg sofort in mein Auto und fuhr nach Box Hill.

Ich kam in das kleine Haus am Spätnachmittag und fand Meredith vor, der gerade von einem Eselsritt zurückgekehrt war. Er nahm mich in sein Arbeitszimmer in dem kleinen Blockhaus fern vom Hauptgebäude, und nun gingen wir aufeinander los. „Sie haben Wasser in Ihre Tinte gegossen", schrie ich, „und haben einige der schönsten Seiten der englischen Sprache ruiniert. Sie haben sogar das Liebeswerben im Boot abgeschwächt. Um Gottes willen, hören Sie damit auf und lassen Sie das Gute, ja Ausgezeichnete, in Ruh'."

Er wollte zuerst meine Ansicht nicht gelten lassen, und so nahm ich eine Veränderung nach der andern mit ihm durch. Die Stunden flohen. „Wie erklären Sie die Tatsache," rief er schließlich aus, „daß ich noch immer nicht überzeugt bin, daß Sie mich im tiefsten Herzen nicht bekehrt haben?"

Ich mußte die Wahrheit aussprechen, es blieb mir nichts anderes übrig. „Sie werden alt," sagte ich, „die schöpferische Kraft verläßt Sie, fürchte ich. Verzeihen Sie mir, bitte, meine brutale Offenheit!" rief ich aus, denn sein Gesicht wurde plötzlich ganz grau. „Sie müssen wissen, wie ich Sie und jedes Wort dieser Szene verehre. Das größte Liebesidyll in der ganzen Literatur ist mir unendlich teuer. Es ist sogar größer als Shakespeares ‚Romeo und Julia'. Verändern Sie da kein Wort, bitte, nicht ein Wort. Sie sind alle heilig."

Ich weiß nicht, ob es mir gelang, ihn zu überzeugen, oder nicht. Ich fürchte nicht. Mit dem zunehmenden Alter werden wir immer eigensinniger, und er sagte später einmal, daß es ihm Freude mache, seine früheren Arbeiten zu korrigieren.

Aber die Tatsache blieb mir in der Seele haften. Meredith hatte das große Klimakterium überschritten. Er muß damals mehr als Sechsundsechzig gewesen sein und hatte selbst die Fähigkeit eines unparteiischen Urteils verloren.

Hatte ich sie auch verloren? Es war nicht unwahrscheinlich.

Gott! diese Bitterkeit des Todes im Leben – „die Tage, die vergangen sind!"

Von diesem Tage an begann ich über mein Alter zu sprechen, ließ Männer oder Frauen erraten, traf jedoch auf keine Verständigung selbst bei klugen Frauen. Wenn man nicht kahlköpfig ist und keine grauen Haare hat – die Stigmata der Senilität – ist man ganz richtig in ihren Augen, ganz richtig! Ach Gott!

Ich fand bald, daß meine Urteilskraft nicht nachgelassen hatte. Meine schlimmste Angst hatte sich also als grundlos erwiesen. Die fehlende Freude, selbst das schaudernde Mißtrauen in die geschwächten Fähigkeiten kann ohne Klage ertragen werden. Der allgemeine Gesundheitszustand jedoch beginnt, sich zu verschlimmern. Wenn man sich erkältet, bekommt man rheumatische Schmerzen, die sich nicht so leicht kurieren lassen. Wenn man etwas ißt, was einem nicht bekommt, wird man nicht für einige Stunden krank wie im Mannesalter, sondern für Tage und Wochen. Wenn man nicht genug Bewegung hat oder nur ein bißchen zu viel,

leidet man wie ein Hund. Die Natur wird zu einem lästigen Gläubiger, der einem keine Ruhepause gönnt.

Ich erinnere mich, daß ich vor Jahren das Pitthaus auf dem Gipfel von Hampstead Heath besuchte. Ich erkundigte mich, warum es das Pitthaus genannt wird. Ich erfuhr, daß der Eigentümer, als er hörte, daß Lord Chatham krank sei, das Haus dem großen Staatsmann zur Verfügung stellte und daß es seit jener Zeit immer als das Pitthaus bekannt sei. Hier wohnte der Mann, der den Briten nach einer Reihe parlamentarischer Triumphe ein Reich gewonnen hatte. Hier verbrachte er seine letzten Tage in tiefer Einsamkeit und dunkelster Melancholie. Von Gicht geplagt saß er den ganzen Tag lang allein in dem kleinen Zimmer, ohne ein Buch sogar, den schweren Kopf auf die Hand gestützt. Er konnte selbst die Anwesenheit seiner Frau nicht ertragen, obwohl er sie jahrelang so geliebt hatte. Er wollte nicht einmal einen Dienstboten sehen. Er ließ eine Öffnung in der Mauer anbringen, um sich das Essen hereinholen zu können, das man ihm auf einem Brett reichte. Dann schloß er wieder die Schiebetür und sonderte sich von der Außenwelt ab. Man stelle sich vor – er, Jahre hindurch Herrscher der Welt, dessen seltenes Erscheinen im Unterhause immer zum Triumph wurde, in diesem Zustande verzweifelter Einsamkeit verelendet. Dieser Ausschnitt in der Mauer war für mich ebenso bedeutungsvoll wie seine große Rede und Verteidigung der amerikanischen Kolonisten.

Das Alter ist gewöhnlich durch Anfälligkeit verbittert. Bei mir ist es jedoch, Gott sei Dank, nicht der Fall. Ich fühle mich mit siebzig Jahren fast ebenso gesund, wie ich früher war, ja eigentlich noch besser. Ich weiß, wie ich mich gesund erhalten kann und mich vor den Unannehmlichkeiten des Alters und den meisten seiner Krankheiten schützen soll. Ich will die Geschichte hier zum Vorteil der anderen in Kürze erzählen.

Bei meinem dritten Aufenthalt in Südafrika gegen Ende der neunziger Jahre holte ich mir das Schwarzwasserfieber und wurde beim Chobéfluß von allen meinen Kulis verlassen, die glaubten, daß Geister über mich gekommen seien, weil ich delirierte und lauter Unsinn vor mich hinredete. Ich werde später einmal ausführlich erzählen, wie ich mich nach vier Monaten von Delirium und Verhungern zum Meere und zur Zivilisation durchgeschlagen habe. Hier erwähne ich nur, daß, als ich mich auf dem Schiff auf der Rückreise nach Europa befand, die Innenseite meines Magens

sich in Fetzen und Stücken ablöste, und als ich London erreichte, war ich ein Märtyrer einer chronischen Verdauungsstörung. Ich verbrachte zwei Jahre meines Lebens damit, von einem berühmten Arzt zum anderen in ganz Europa zu gehen – und alles vergeblich. Der eine ließ mich nur von Trauben leben, der andere von Gemüse und der dritte von nichts als Fleisch. Aber ich litt fast ununterbrochen und magerte zum Skelett ab.

Meinem Hausarzt in London verdanke ich die erste Besserung. Er befahl mir, das Rauchen aufzugeben. Ich hatte mein ganzes Leben lang übermäßig geraucht. Ich unterließ es sofort, obwohl ich zugeben muß, daß es mir nie schwerer fiel, mit einer Gewohnheit zu brechen. Noch ein Jahr später wässerte mir der Mund, sooft ich den Rauch einer wirklich guten Zigarre spürte, obwohl ich bald entdeckte, daß seit der Zeit, da ich das Rauchen aufgegeben hatte, mir das Essen viel besser schmeckte und die Weine eine Blume bekamen, die ich nie vermutet hatte. Wenn ich mein Leben noch einmal leben sollte, würde ich nie wieder das Rauchen aufnehmen. Es ist, glaube ich, die schlimmste aller Gewohnheiten, sowohl dem Genuß wie der Gesundheit abträglich. Aber die Verdauungsstörung hielt an, und das Leben wurde mir ein einziger Jammer. Auf Schweningers Rat versuchte ich, vierzehn Tage lang zu fasten, und es half mir etwas, aber nicht viel.

Eines Tages riet mir mein kleiner Hausarzt in London, die Magenpumpe zu versuchen. Das Wort schreckte mich zuerst. Aber als ich sie das erstemal mit Hilfe des Arztes verwandte, spürte ich sofort eine solche Erleichterung, daß ich sie kaum zu beschreiben vermag. Ich hatte mich elend gefühlt, und im Augenblick war ich ganz gesund.

Am nächsten Tage wusch ich mir wieder den Magen aus und stellte bald fest, was ich verdauen konnte und was unverdaut blieb. Das Schwarzwasserfieber hatte die Milz geschwächt, und ich konnte weder stärkehaltige noch fette Sachen vertragen. In einer Woche lehrte mich die Magenpumpe eine wissenschaftliche Diät. Ich liebte Kaffee, aber ich fand, daß er Gift für mich war, denn er hielt die Verdauung auf. Ich verzichtete selbstverständlich darauf, ließ auch Brot, Butter und Kartoffeln weg, und sofort begann meine Verdauung richtig zu funktionieren. Ich habe mir jetzt fünfzehn oder zwanzig Jahre lang ungefähr neunmal in zehn Tagen den Magen ausgewaschen, und ich finde es nicht unangenehmer als zum Beispiel das Zähneputzen. Ich schlafe nachher ausgezeichnet.

Dank der Magenpumpe, der striktesten Mäßigung im Essen und Trinken und einer vollkommenen Abstinenz vom Rauchen fühle ich mich beinah im Vollbesitz meiner Gesundheit. Es geht mir jetzt sicherlich besser als vor vierzig Jahren. Mit siebzig Jahren kann ich noch hundert Yards in ein paar Sekunden so schnell rennen wie mit zwanzig. Und fast jeden Tag mache ich meinen kleinen Galopp.

Ich habe mich zur vollkommenen Gesundheit durchgerungen, aber das Alter läßt sich nicht leugnen, wenn man es auch an die Schwelle bannt. Das Schlimmste daran ist, daß es einem jede Hoffnung raubt. Man seufzt, statt zu lachen, das Bild des unmittelbar nahen Grabes verläßt einen nicht mehr; und da das große Abenteuer der Liebe einen nicht länger reizt, wird man der Monotonie der Arbeit und der mattgewordenen Pflichten müde. Ohne Hoffnung wird das Leben farblos, flach und unwesentlich.

Das Schlimmste ist eben die Hoffnungslosigkeit. Wenn man früher Geld brauchte, konnte man es sich auf zwanzigerlei Art verschaffen. Etwas Nachdenken und Energie: und die Schwierigkeit war überwunden. Jetzt – ohne Verlangen, ohne Hoffnung, ohne Freude –, wo soll man da die Energie finden? Der bloße Gedanke an den Kreuzzug stößt einen ab. Warum? Wozu? Was hat man denn davon? drängt sich auf die Lippen, während einem die Tränen in die Augen steigen.

Auch mein Gedächtnis für Namen ist plötzlich sehr schlecht geworden. Ich erinnere mich oft an Worte, die ich zitieren will, aber ich kann mich auf den Namen des Dichters nicht besinnen. Oder ich gehe in ein Geschäft, um ein Buch zu kaufen, und ich habe den Autor vergessen. Dies alles steigert meine Mühe und ist mehr als lästig.

Ich tröstete mich damit, daß es eine andere meiner Schwächen ausgleicht, die außerordentlich angenehm ist. Mein ganzes Leben lang habe ich auf die seltsamste Weise unangenehme Ereignisse und durchschnittliche Menschen vergessen. Meine Frau fragt mich oft: „Erinnerst du dich an Mary oder Sarah?“ einen Dienstboten, der dies getan oder jenes verbrochen hat. Ich habe keine Ahnung. Ich erinnere mich, wie meine Frau mir einmal in Newyork furchtbar zürnte, weil ein zweitklassiger Schriftsteller mich bis an unser Haus begleitete und es fertig brachte, von mir zehn Dollar zu entleihen. „Erinnerst du dich nicht, wie er vor knapp sechs Monaten gegen dich gesprochen und geschrieben hat?“ Ich hatte den

ganzen Vorfall vergessen. Die kleinen Jämmerlichkeiten des Lebens lösen sich mir schnell in Vergessen auf, und dies zähle ich zu den größten Segen meines Lebens. Die Vergangenheit ist für mich lieblich und angenehm wie eine köstliche, sonnenverschleierte Landschaft.

Aber die Gegenwart wird immer dunkler, und erst die Zukunft ... Whitmans Klage in seinen „Grashalmen" hallt in meinem Herzen wider.

„In reifender Jugend begonnen und ständig verfolgt,
Wandernd, spähend, verweilend bei allem – durch Krieg
Und Frieden, durch Tag und Nacht hindurch,
Nicht für einer kurzen Stunde Dauer verlassend mein Werk,
Verende ich hier in Schwäche, Armut und Alter
Und singe vom Leben und trage den Tod im Sinn:
An meine Schritte heftet sich heut der schattende Tod
Und schreckt aus der Ruhe mich auf.
Und manchmal steht er ganz nah vor meinem Angesicht.

Und doch fesselt uns etwas, vielleicht ist es die „freundliche Gewohnheit des Daseins", wie Goethe es nennt.

Ich kann jedoch den Trost nicht gelten lassen. Mit dem Zauber der Liebe ist auch der Glanz aus meinem Leben verschwunden. Vor zehn Jahren las ich die Anzeigen der Pariser Theater mit der größten Neugier; heute würde ich nicht die Straße kreuzen, um eine verpuffende Sensation der Stunde zu sehen. Noch vor fünf Jahren nahm ich das Buch, das ich gerade korrigiert hatte, frisch vom Druck mit stärkstem Interesse in die Hand. Brachte es etwas Neues oder Außergewöhnliches? Heute lese ich's mit dem äußerst geschärften kritischen Blick, weil der Glanz auch aus meiner eigenen Arbeit verschwunden ist. Ich sehe klar, daß der vierte Band meiner „Zeitgenössischen Porträts" nicht auf derselben Höhe ist wie die ersten beiden. Ich weiß, daß mein Novellenband „Ungeahnte Küsten" bei weitem nicht so gut ist wie sein Vorgänger, die „Unbeschrittnen Gewässer".

Die Himmel sind des Lichtes entkrönt,
Die Erde der Sonne enteignet.

Warum also den Kampf fortsetzen? Warum nicht mit einer Spritze ein Ende machen. Ich habe keine Angst vor dem „unentdeckten Land", gar keine! Warum also zögern? Ich kann nicht hoffen, daß

ich mit siebzig Jahren besser schreiben werde als mit sechzig. Ich weiß, daß es nicht wahrscheinlich ist. Warum noch eine Stunde lang auf der Bühne zögern? Ich weiß nicht.

Ich durchschreite die Erde, atme und fühle die Sonne.

Und das hat einen gewissen Reiz, aber einen sehr geringen. Der erste harte Stoß, und ich werde gehen. So wie es nun einmal ist, hält mich die Zukunft meiner Frau mehr denn alles andere zurück. Ich sollte sie kränken und ihr weh tun? ihr, der ich so viel verdanke?

Hier liegt die kleine Spritze, morgen werde ich das Morphium kaufen.

Gibt es denn keine Freude im Leben? O ja, es gibt eine, die größte, stärkste und ohne jede Beimischung – Lesen – und in zweiter Linie der großen Musik zuhören, schöne Bilder sehen und neue Kunstwerke, alles reinste Freude ohne jeden Beigeschmack!

Chaucer ist einer der vielen Zauberer, die mir die ganze Welt verändern können und schwere Zeiten der Bangigkeit zu freudeschäumenden hellen Stunden verwandeln. Es gibt noch, Gott sei Dank, Hunderte von Büchern, die ich lesen will, ich möchte Russisch lernen und eine neue Kunst auf Gottes Welt sehen. Es gibt noch auf Jahre hinaus für mich zu tun. Und in erster Linie gibt es Heinrich Heine, dessen Leben ich einmal schreiben wollte und immer will! Heine, nach Shakespeare mir der liebste aller Menschen, der klügste aller modernen – nur nicht in seinem persönlichen Leben.

Und so bin ich wieder in den tiefen Freuden der Seele gebadet, in den Freuden der Kunst, des künstlerischen Strebens und künstlerischer Erfüllung, die uns Modernen im Altern den Trost der Religion ersetzen. Hier erreichen wir Sterblichen schließlich den festen Boden in der tiefsten Überzeugung, daß wir endlich unser Erbteil angetreten haben. Denn indem wir unsere eigenen Höhen nachleben, wie Künstler es tun, können wir nicht nur eine neue Welt schöner und seelenbefriedigender, als irgendeine, die sich ein Fanatiker der Zukunft auszumalen vermag, gestalten, sondern es gelingt uns auch, unser Paradies zu betreten und es zu genießen, wenn es uns gefällt, und Liebe ist über dem Tor in leuchtenden Lettern geschrieben. Und alle, die einziehen wollen, sind willkommen und können ihr Hoffen nicht überspannen, denn hier werden alle Wünsche erfüllt, alle Vorstellungen übertroffen.

Nun muß ich mich schließlich ernst an die Aufgabe machen. Gott sei Dank, daß man durch Aufnahme von Gedanken seiner

Statur etwas hinzuzufügen vermag. Wie lautet meine Botschaft an die Menschen?

Teils ist es die kühne Freude an der Liebe und am offenen Wort, teils die Bewunderung der großen Menschen, hauptsächlich der großen Wohltäter der Menschheit, der Künstler und Dichter, die unsere Freuden steigern, und der Männer der Wissenschaft und Heilkunst, die unsere Leiden vermindern. Hier liegt unsere Gelegenheit. Hier in diesen siebzig Jahren des Erdenlebens unser edles, einziges Erbteil.

Und aus dieser Überzeugung heraus hasse ich Kriege und den aggressiven Kämpfergeist der großen Eroberrasse, der Angelsachsen, mit ihrer irrsinnigen, selbstsüchtigen Gier nach Macht und Reichtum. Ich hasse ihre Erfolge und fürchte das Leben, das sie sich mit Blut als Zement aufbauen. Ich möchte alle Heere und Kriegsflotten aufgelöst und die Herstellung von Munition überall als Verbrechen geahndet wissen.

Und ich möchte neue Heere anwerben. Ich möchte das Geld, das man in Angriff und Verteidigung verschwendete, wissenschaftlichen Zwecken zuführen. Pflegestätten der Wissenschaft müßten in jeder Stadt in großzügigster Art gegründet werden und Forscher für selbständige wissenschaftliche Arbeit bestimmt, die man gleich Offizieren ehrt. Ich will Kunst- und Musikschulen in jeder Stadt haben, Opernhäuser und Theater an Stelle von Kasernen, und in erster Linie Spitäler an Stelle von Gefängnissen, Ärzte an Stelle von Gefängniswächtern, Krankenschwestern an Stelle von Henkern. Und zuerst und vor allem Nahrung und ein Dach überm Kopf für jedermann gesichert und keine Fragen in unsern Armenhäusern gestellt, die nichts weiter sind als die Versicherung des Reichen gegen das Unheil. –

Alle meine Ideale sind menschlich und alle erreichbar; verwirklicht jedoch würden sie das Leben wandeln.

Und wenn dieses neue Ideal nicht bald ins Leben umgesetzt wird, bangt mir um die Zukunft der Menschheit, denn die Kluft gähnt vor uns. Der berühmte Gelehrte, Sir Richard Gregory, stößt in der englischen Tagespresse des Jahres 1924 einen Alarmruf aus. Er sagt uns, daß wir „auf der Schwelle von Entwicklungen stehen, durch die Mächte entfesselt und Kräfte erlangt werden weit über unsere jetzige Vorstellungswelt hinaus, falls man jedoch diese Gaben mißbraucht, wird die Menschheit von diesem Planeten verschwinden".

Und doch verschwenden England und Amerika Tausende von Millionen für Heer und Flotte, Gebißreihen falscher Zähne, mit denen man nicht einmal beißen kann, wie ich dem Präsidenten Harding zu seinem Entsetzen sagte.

Was kann ich tun, um dem neuen idealen Staat und dem neuen idealen Individuum den Weg zu bahnen? Sehr wenig – und das wenige wird in demselben Maße wirksam werden, in dem ich mich bessere und die Balken aus meinen eigenen Augen entferne.

„Der Tod schließt alles, doch eines ist das Ende;
Noch läßt ein Werk von edlem Wert sich tun."

Und so gelingt es mir auf dem Wege der Kunst, der Wissenschaft und des Glaubens an ein künftiges Tausendjähriges Reich auf unserer freundlichen Erde, die Liebe zum Leben wiederzugewinnen und mich der Arbeit an dem Besten in mir selbst zu widmen. Ich brauche schließlich nichts weiter als ein wenig Geld, um mir die Lebensruhe zu verschaffen, und auch das wird wohl nicht unmöglich zu verwirklichen sein; denn meine Wünsche sind bescheiden, und ich begnüge mich mit wenigem, so lange der Geist interessiert und erfreut wird. Und immer wieder halfen mir Freunde, amerikanische Freunde, die ich nicht einmal kannte, haben mir Geld und liebevoll ermutigende Worte geschickt, die mir Tränen in die Augen drängten, helle Tränen der Rührung und Dankbarkeit. Ich kann nur das Beste in mir herausholen, ihnen zum Entgelt Besseres als das Beste, wenn möglich. Und ich beginne mit dieser demütigenden Beichte.

Shakespeare sagt, „an ihm sei mehr gesündigt, als er sündigte", ich wollte, ich könnte es ebenfalls sagen, aber ich fühle, daß ich an anderen gesündigt habe, mindestens so stark, wie man an mir sündigte, und ich bin mir jetzt nicht einmal mehr so sicher wie früher, daß ich den anderen gegenüber großzügiger war als sie gegen mich.

Einige werden sicher dieses Buch in dem Geiste lesen, in dem es entstand, wenige werden sogar sehen, was es mich gekostet hat. Man spricht davon, daß man durch ein freimütiges Buch Geld verdienen kann. Es ist absurd. Wenn es ein englisches Buch ist, verliert man, wenn man es schreibt, verliert, wenn man es veröffentlicht, und verliert, wenn man es verkauft. In Frankreich ist es möglich, noch Geld damit zu verdienen, doch auch da erlebt man eine Einbuße an Ansehen.

Aber alle Pfadfinder müssen leiden, sage ich zu mir selbst, trotzdem die ungerechte Strafe das Leben verbittert. Und doch ist mir der Lohn sicher, obwohl ich nie die Lorbeeren erblicken werde. Viele Männer und einige wenige Frauen werden meine Worte lesen, wenn ich längst zu Staub geworden bin, und werden mir vielleicht ein wenig dankbar dafür sein, daß ich die Fesseln sprengte und den Weg aus dem Gefängnis des Puritanismus ins Freie und in den Sonnenschein dieser zauberhaften Welt der Wunder erschloß.

# NACHWORT

Die kindische Unvernunft der Welt erfüllt mich mit Angst um die Zukunft der Menschheit. Von allen Seiten höre ich die idiotische Verteidigung des Weltkrieges trotz seiner fünfzig Millionen vorzeitiger Todesfälle und des darauffolgenden Elends und der Verarmung unserer ganzen Generation. Das lügnerische Schlagwort: „der Krieg als Ende der Kriege", hat nicht einmal den Rüstungen oder Munitionsfabriken ein Ende bereitet. Die alten Lügen sind ebenso populär wie immer, und man nimmt sie fast ohne Widerspruch hin.

Das Wissen gibt uns jeden Tag eine neue Macht in die Hand, und mit dem Verdämmern der Religion hat sich unsere Moral positiv vermindert, ja, man kann fast sagen, daß sie aufgehoben wurde. Die Völker werden von Tag zu Tag stärker und selbstsüchtiger. Der Kampf zwischen den Nationen um die Beherrschung der Welt hatte seinen ersten Akt im Weltkriege. Es sieht so aus, als ob die Vereinigten Staaten und die englische Konföderation als die mächtigsten Gebilde aus ihm auftauchen würden, mit Rußland als nächstes im Rennen. Aber wenn der kämpferische Geist im einzelnen nicht zurückgedrängt wird, können noch Vernichtungskriege vorkommen, in der die jetzigen Menschenrassen ausgetilgt werden. Es ist unsere Aufgabe, so weit es uns gelingt, eine neue Religion oder mindestens eine neue Moral zu schaffen. Und die neuen Moralgesetze müssen Gesetze der Gesundheit und Gesetze der Vernunft sein. Es wurde uns soviel über unsere Pflicht an unserm Nächsten erzählt. Aber zuerst müßten wir die Pflicht gegen uns selbst lernen und müssen unsere Körper mindestens so sorgfältig studieren wie unsern Geist.

Das englische und amerikanische Volk hat eine ungeheure, überwiegende Macht, eine Macht des Reichtums, eine Macht der Zahl, eine Macht einer fast unangreifbaren Lage. Aber wer kann sich dem verschließen, daß seine Kraft in gar keinem Verhältnis zu

seinem Geiste steht. Die beiden Völker stehen an der Spitze der industriellen Welt. Aber sie haben keine entsprechende Lage in der Welt der Wissenschaft, der Kunst oder der Literatur. Wir müssen den Deutschen nacheifern und die Wissenschaft unterstützen. Wir müssen den Franzosen nacheifern und die Künste pflegen und nach ihrem Beispiel die Literatur von den albernen Verboten eines abgetragenen Puritanismus befreien. Das ist die reifste Ansicht, zu der ich mich durchgerungen habe. Und infolgedessen habe ich es unternommen, auf diesem Felde selbst ein Beispiel zu setzen. Stellt man sich denn wirklich vor, daß man einen größeren Balzac hervorbringen kann, während man die Konventionen unserer Sonntagsschulen respektiert?

Es wird heute den Malern und Bildhauern allgemein die Freiheit zugestanden, die nackte menschliche Gestalt nachzubilden. Aber in dem Augenblick, in dem ein Schriftsteller eine ähnliche Freiheit für sich in Anspruch nimmt, wird er boykottiert und verachtet, seine Bücher werden beschlagnahmt und vernichtet, und er kann noch von Glück sprechen, wenn er der Strafe und dem Gefängnis entgeht. Und doch sind die üblen Ergebnisse dieser Vogelstraußpolitik offensichtlich genug und allgemein bekannt. In diesem Bande, in dem ich die Lebensgeschichte einiger berühmter Zeitgenossen erzählt habe, schilderte ich, wie die drei größten und berühmtesten in der Blütezeit ihrer Jahre an der Syphilis starben, und zwei davon waren Engländer. Im Weltkriege kam auf vier amerikanische Offiziere je ein Lueskranker. Die Verbreitung der Krankheit wird durch Verheimlichung und Prüderie gefördert. Voltaire wußte es: „Wenn der Anstand aus den Sitten verschwindet, flüchtet er in die Sprache."

Keiner braucht unsere Bücher zu lesen, wenn es ihm nicht paßt. Die Konventikel und Kirchen werden immer imstande sein, uns ihr Mißtrauen auszusprechen; aber warum sollte man ihnen gestatten, ihre Vorurteile zum Gesetz zu erheben, und die andern strafen, die sich ihrer Blindheit nicht erfreuen? Man lasse Miltons Bitte gelten: „Wahrheit solle immer mit Lüge kämpfen."

In dieser Hinsicht stehen der Zeitgeist und die höchsten Autoritäten auf meiner Seite. In Frankreich wurde Flaubert nach der Veröffentlichung von „Madame Bovary" gerichtlich verfolgt, eine Generation später konnte Zolas „Nana" unbehelligt erscheinen, und die dritte Generation nahm die „Garçonne" von Victor Marguerite ohne weiteres auf.

In England gibt es auch einen Fortschritt, aber im Krebsgang. Vor dreißig Jahren konnte Burton seine „Arabischen Nächte" privat veröffentlichen, heute würde er für das Verbrechen im Gefängnis sitzen; und doch traten alle größten Schriftsteller für die Freiheit ein. Ich will dem Unvoreingenommenen einige der angesehensten Autoritäten zitieren.

Eines Abends las Goethe zum Nachtisch Eckermann einige Szenen von „Hanswursts Hochzeit" vor, die in der Frühzeit des Dichters geschrieben oder wenigstens begonnen waren. Eckermann vergleicht sie mit „Faust" in ihrer „gewaltigen, produktiven Kraft" und Freiheit, aber er fügt zugleich hinzu, daß er „über alle Grenzen hinausgehe, daß selbst die Fragmente sich nicht mitteilen lassen". Goethe selbst gibt zu, daß er es nicht in Deutschland veröffentlichen könne. „Auf einem breiten Terrain, wie Paris, mag dergleichen sich herumtummeln, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

Dies zeigt uns klar, wie Goethe über die Freiheit der Sprache urteilte. Denn die Grenzen in Deutschland sind und waren viel weiter als in England oder Amerika. Ich möchte noch einen anderen und ebenso großen Dichter zitieren. Hier ist eine kleine Stelle aus den Ausführungen Montaignes über dieses Thema, und Montaigne war, wie Sainte Beuve erklärt, der klügste aller Franzosen.

„Non pudeat dicere quod non pudat sentire – wir dürfen uns nicht schämen auszusprechen, was wir uns nicht schämen zu denken ... Ich für mein Teil will es wagen auszusprechen, was ich zu denken wage. Ich mag keine Gedanken, die sich nicht veröffentlichen lassen. Die schlimmsten meiner Taten oder Zustände scheinen mir nicht so häßlich, wie ich es häßlich und gemein finde, nicht den Mut zu haben, sie einzugestehen ..." Und an anderer Stelle: „Sowohl wir wie sie (Männer und Frauen) sind tausend schädlicherer und unnatürlicherer Korruptionen fähig als Begierde und Sinnlichkeit. Aber wir ordnen Laster und wägen Sünden nicht nach ihrer Natur, sondern nach unserem Interesse ..." Und in demselben Kapitel: „Welch ein Ungeheuer ist der, dem seine Freunde mißfallen ..." Und am Schluß: „Einige Menschen, die ich kenne, werden über die Freiheit meiner Schriften höhnen, und zwar Menschen, die mehr Grund haben, über ihre eigene Gedankenschlüpfrigkeit zu murren."

Und nicht nur die größten deutschen und französischen Schriftsteller sind auf meiner Seite, sondern auch die besten Amerikaner.

Ich habe mich schon mehr als einmal auf Whitman berufen. Trotz der seltsamen Gebundenheit seiner Sprache betrachte ich ihn als einen der größten Amerikaner. Man stellt hartnäckig Poe an seine Seite, und nun will ich die so sehr geschätzte Meinung von Poe anführen. Hier sind seine Worte:

„Wenn irgendein ehrgeiziger Mensch es unternehmen würde, mit einem Schlage die universelle Welt des menschlichen Gedankens, der menschlichen Gefühle und der menschlichen Meinungen zu revolutionieren, böte sich ihm die Gelegenheit – der Weg zum unsterblichen Ruhm breitete sich vor ihm offen und unbehindert aus. Alles, was er zu tun hätte, wäre nur, ein ganz kleines Buch zu schreiben und zu veröffentlichen. Es müßte einen höchst einfachen Titel haben – nur einige ganz ungeschminkte Worte: Mein nacktes Herz. Aber dieses kleine Buch müßte seinem Titel gerecht werden.

„Ist es nun nicht seltsam, daß bei dem wütenden Durst nach Ruhm, der so manche Menschen auszeichnet – so manche, die sich nicht einen Deut darum kümmern, was man nach ihrem Tode von ihnen denken wird –, sich bis jetzt noch keiner gefunden hat, der genügend Mut gehabt hätte, dieses kleine Buch zu schreiben? Zu schreiben, sage ich. Es gibt zehntausend Männer, die, sobald das Buch einmal geschrieben wäre, den Gedanken lächerlich fänden, daß eine Veröffentlichung bei Lebzeiten sie stören sollte, und denen unvorstellbar wäre, daß sie gegen die Veröffentlichung nach ihrem Tode etwas einzuwenden haben könnten. Aber es zu schreiben – das ist das Schwierige! Kein Mann wagt es. Kein Mann könnte es schreiben, auch wenn er es wagen würde. Das Papier würde unter jedem Zug der feurigen Feder knistern und flammen."

Ich frage mich, ob sogar Poe sich ganz klar war, wie schwer es ist, die Wahrheit über sich selbst zu sagen. Es ist nicht bloß eine Frage der Angst, wie er zu denken scheint. Das Papier könnte meinetwegen knistern, und ich würde mich nicht daran kehren. Deutschamerikanische Mittelmäßigkeiten könnten nach Belieben über meinen moralischen und literarischen Selbstmord schwatzen und die amerikanischen Behörden ein öffentliches Autodafé meiner Bücher veranstalten und dabei so viel Exemplare aus den Flammen retten, wie notwendig ist, um ihre Taschen zu füllen oder ihren Geschmack im geheimen zu befriedigen, es würde mich nicht stören. Aber ist mein Versuch nicht vergeblich? Das ist die

Frage. Ist es möglich, in Worten die ganze Seele eines Menschen und dieses magisch unverständliche Geheimnis einer Welt zu spiegeln?

Ich dachte mir, daß, wenn ich der Wahrheit folgend den intensiven Geschlechtstrieb meiner Jugend einfach schildern und zu gleicher Zeit zeigen würde, wie leidenschaftlich eifrig ich immer darauf bedacht war, etwas zu lernen und mich um jeden Preis zu entwickeln, wenigstens die Pforte des Tempels sich lockend und bedeutungsvoll gestalten würde.

Ich habe jedoch eingesehen, daß die Wahrheit eine Todfeindin der Schönheit ist. Ich erinnere mich, daß ich einmal die Entfernung zwischen den Säulen des Parthenon und der Akropolis maß und fand, daß sie immer verschieden war. Es sah aus, als ob die Säulen von gleicher Größe wären, in gleicher Entfernung voneinander gestellt, aber es war alles eine Täuschung, und die rhythmische Schönheit des Säulenganges läßt sich sicher auf die Ungenauigkeit zurückführen.

Hatte Goethe aus diesem Grunde „Wahrheit und Dichtung" geschrieben? Wußte er, daß er die nackte Wahrheit nicht schreiben konnte, und hat deswegen die Dichtung aufgenommen?

Soll ich seinem Beispiel folgen?

Seine Autobiographie ist farblos, ja sogar langweilig. Und wie faszinierend wäre sie gewesen, wenn er uns die Wahrheit erzählt hätte. Wie würden wir Friederike, Mignon, Frau von Stein und andere leidenschaftliche Frauen bis in die verborgensten Seelenfalten durchschaut haben, selbst die gute Christiane hätte ein neues Licht auf alles, was in ihm prosaisch und deutsch-sentimental war, geworfen. Wir würden Goethe unendlich viel besser gekannt haben, und es war schon der Mühe wert; denn wie er selbst sagt:

„Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten."

Sobald ich das gelesen hatte, wußte ich, daß es mein Lebensmotto ist. Tatsache ist, daß wir Menschen nicht mit dem Absoluten operieren können, die Wahrheit ist nicht für uns. Wir sind nicht einmal imstande, das Licht zu sehen. Aber wir sollten uns bemühen, immer näher und näher an die Wahrheit zu kommen.

Man hätte eigentlich denken können, daß der Weltkrieg uns die Gefahr unseres gewöhnlichen aggressiven Ideals klar genug gezeigt hätte. Und doch war der Weltkrieg mit seinen Millionen

junger, geopferter Leben nicht schlimmer als dieses Hasten, Bellen und Zuschnappen der Dachshunde, Pudel und Bulldoggen, die jetzt Europa zu einer Hölle auf Erden machen, während Amerika, das Amerika Whitmans und Lincolns, abseits steht, seine Taschen füllt und zusieht, wie die Ungerechtigkeit ihren Lauf nimmt.

Welche Hoffnung gibt es da für die Menschheit, wenn nicht in Reue und Umkehr, in Wahrheit und in Liebe? Wir müssen uns ein neues Lebensideal aufrichten und einen neuen Glauben schaffen. Die arroganten, kampflustigen, prüden Ideale der Vergangenheit müssen endgültig abgetan werden.

Und wenn mir alle Wege der Liebe schön erscheinen, warum sollte ich es nicht gestehen? Alle Frauen und Mädchen, die ich traf und liebte, haben mich etwas gelehrt. Sie waren für mich der Zauber und das Wunder, das Geheimnis und die Romantik des Lebens. Ich kenne die Welt vom Kap bis Kairo, von Wladikaukas bis Wladiwostok, aber eine Frau hat mich mehr gelehrt, als zwei Kontinente. Es gibt in den Tiefen eines Frauengeistes mehr zu lernen und zu lieben als in allen Ozeanen. Und ihr Körper ist – Gott sei Dank – ebenso faszinierend wie ihre Seele. Die Lehren, die ich ihnen verdanke, waren die der Güte und Großzügigkeit, der Liebe und des Mitgefühls, der blumenweichen Fingerspitzen und haftenden Lippen; und der Duft ihres Fleisches ist süßer als alle Wohlgerüche Arabiens, und sie sind verschwenderisch in ihrem Geben wie Königinnen. Alles, was liebenswert, süß und gut im Leben war, alles, was adelt und ertüchtigt, habe ich von Frauen gelernt. Warum sollte ich nicht ihr Lob singen oder mindestens meine Dankbarkeit zeigen, indem ich vom Rausche ihrer Liebe spreche, die mein Leben zu einem einzigen romantischen Abenteuer gesteigert hat? Die Seele des Lebens war für mich immer die Liebe für Frauen und die Bewunderung für große Männer.

Jahre hindurch wirkten nur zwei Menschen als Führer im Labyrinth des Lebens für mich: Jesus und Shakespeare, Zwillingsgeister von zwingendster Kraft. Dann in meiner Reifezeit andere wie Goethe und Heine, Leopardi, Keats und Blake, Nietzsche, Wagner, Cervantes, Cézanne, Monet, Rodin und eine Schar meiner Zeitgenossen, die mich lehrten, daß sie ebenfalls mein Streben teilten, und die auf ihre besondere Erfüllung stolz waren: diese Bewunderung der großen Männer und hauptsächlich der großen Künstler ist die andere Seite meiner Religion.

Ich habe im Leben viele Freunde gewonnen und eine Güte min-

destens der meinen gleich gefunden. Sonnige Freudentage und Nächte, vom Geheimnis mondbeschienen, und keinen Feind mit Ausnahme von Unkenntnis, keinen Gegner mit Ausnahme von Korsetts, Verboten und Konventionen, keine Pein mit Ausnahme von Heuchelei und Gedankenlosigkeit, keinen Gott mit Ausnahme meiner eigenen Liebe des Höchsten, keinen Teufel mit Ausnahme meiner eigenen erschütternden Begrenzungen an Mitleid und Gefühl.

Das Leben in meinen Lehrjahren war für mich leider so interessant, daß ich mir nur wenige Notizen machte und mich jetzt selbst bei wichtigen Tatsachen auf mein Gedächtnis verlassen muß.

Es klingt wie ein Paradoxon und ist doch eine sehr nützliche Wahrheit, daß ein ausgezeichnetes Gedächtnis die Quelle vieler Irrtümer ist. Als ich einmal mit meinem Freunde Professor Churton Collins sprach, fand ich, daß seine außerordentliche Exaktheit sich auf sein schlechtes Gedächtnis zurückführen ließ. Er konnte sich weder ein Datum noch eine Tatsache noch eine Gedichtzeile merken, und war daher gezwungen, alle seine Darlegungen nachzuprüfen. Ich verfügte über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das jedoch, wie ich schon sagte, hauptsächlich verbal war. Aber schon in meiner Jugend merkte ich, daß sogar mein Gedächtnis für Poesie und Prosa unter der Einwirkung der Zeit litt. Hie und da änderte mein Gedächtnis dies oder jenes Wort in einem Gedicht, wobei manchmal das Original verbessert wurde, jedoch noch viel öfter der Wert des Wortes dem Klange zuliebe geopfert. Eine meiner natürlichen Gaben, eine sehr starke und klingende Baßstimme, schadete meinem Gedächtnis.

Als ich in meine Reifezeit kam, fand ich, daß mein Gedächtnis auf andere Weise gelitten hatte. Es begann, die Ereignisse dramatisch zu färben. So zum Beispiel, wenn mir jemand eine Geschichte erzählte, lag sie jahrelang schlafend in meinem Gedächtnis. Plötzlich rief mir irgendeine auffallende Tatsache die Geschichte in die Erinnerung zurück, und ich erzählte sie, als ob ich dabei gewesen wäre, und färbte sie mit dramatischen Effekten weit über die erste Erzählung hinaus . . .

Ich bin kein verläßlicher Zeuge mehr und doch, schwöre ich, ehrlicher als irgendein Rousseau oder ein Casanova. Hamlet erklärt, er könne sich der größten Fehler bezichtigen, aber er vermeidet sorgfältig, auch nur die wilde Sinnlichkeit und die irrsinnige Eifersucht anzudeuten, die er über seine unglückliche Mutter ergießt, in der ihm sein lüstern verwirrter Blick seine treulose Ge-

liebte malt. Ich beabsichtige, mich der schlimmsten Fehler zu bezichtigen, denn ich beginne zu merken, daß mein Geist so parteiisch ist, daß, wenn ich nicht alle Schatten einzeichne, mein selbstgefärbtes Bildnis wenig Menschenähnlichkeit besitzen wird. Wenn man wahrheitsgemäß sein Leben beschreiben will, müßte man ein vollkommenes Tagebuch führen und nicht nur die Tatsachen aufschreiben, sondern auch Motive, Ängste, Hoffnungen und Vorstellungen – Tag für Tag mit ziemlicher Ausführlichkeit. Es ist für mich zu spät, diese Arbeit zu beginnen. Aber von heute an (wir haben den 22. November des Jahres 1923) will ich mir genaue Aufzeichnungen machen, damit ich diesen letzten Abschnitt des Rennens bis in alle Einzelheiten genau schildern kann. Und doch vermag kein Menschengeist die Wahrheit vollkommen zu spiegeln.

Aber ob ich die Wahrheit sagen kann oder nicht, ändert nichts an der Tatsache, daß ich mich so nah an die Wahrheit gehalten habe, wie es mir nur möglich ist.

In der ersten Zeit meines Lebens habe ich meinen Willen hie und da gestärkt, um meinen Körper dem Geiste untertan zu machen. In dem zweiten Zeitraum habe ich ungeheure Vorteile aus dieser Selbstzucht eingeheimst.

Ich habe auch nicht davon geträumt, daß ich einst auf meine alten Tage das Loblied der Keuschheit singen werde. Aber jetzt erkenne ich klar genug, daß die Keuschheit die Mutter vieler Tugenden ist. Ich fand zwar, daß die Keuschheit nicht zu lange fortgesetzt werden darf, sonst vergiftet sie das Blut und trübt den gesunden Strom des Lebens; aber Selbstzucht oder Keuschheit muß von allen geübt werden, die die Erfüllung ihrer höchsten Möglichkeiten anstreben und ein spätes Lebensalter erreichen wollen.

Neben den Vorteilen der Keuschheit lernte ich auch im Laufe meines Lebens, daß die größte Freudenekstase durch das Glück, das man andern vermittelt, erreicht wird.

Schließlich entscheidet man über den Pudding beim Essen. Wenn irgendeiner eine so wahre Wiedergabe seiner Zeit zu schreiben vermag oder so tiefe und intime Porträts großer Männer zu malen, wie ich es tat, ohne die gleiche Freiheit für sich in Anspruch zu nehmen, mag er mich verdammen. Wenn keiner es getan hat oder tun kann, dann bin ich gerechtfertigt, finde einmal die Anerkennung und mein Beispiel Nachahmung.

# NACHBEMERKUNG DES VERLAGS

Unsere Leser empfangen mit diesem Buch eine der interessantesten Autobiographien, die wohl überhaupt jemals geschrieben worden sind. Wir wären jedoch nicht in der Lage gewesen, das Werk ungekürzt herauszugeben, weil die Gesetze unseres Landes uns dies verboten hätten, wie denn auch die englische Originalausgabe nur im Selbstverlage des Verfassers erscheinen konnte. Für Harris, eine naturhaft hinreißende Persönlichkeit, war es bei der Niederschrift seiner Autobiographie ein Bedürfnis, die Wege und Umwege seines erotischen Trieblebens hemmungslos ausführlich und deutlich darzustellen; er verfocht damit das Recht auf eine unbefangene und wahrhaftige Äußerung seiner ungebrochenen Natur. Dieses Verfahren ist, von dem elementarisch gesunden und unsentimentalischen Charakter des Verfassers aus gesehen, unanfechtbar. Von der Öffentlichkeit aus gesehen, ändert sich der Eindruck der explosiven Stellen: sie können mißverstanden werden, sie wirken tendenziös und herausfordernd.

Wir hätten indessen auf das ganze Buch verzichtet, wenn die Streichungen es menschlich eingeengt und schriftstellerisch geschädigt hätten. Das ist zweifellos nicht der Fall. Weder die Fülle und Farbigkeit der Erlebnisse, noch der volle Ausdruck einer merkwürdigen, vehementen und geschlossenen Persönlichkeit ist gelähmt worden, und der prachtvolle, rasante Vorstoß des in Harris verkörperten modernen Geistes, der sich freimütig, arbeitsfreudig und praktisch die ganze Welt erobert, gelangt jetzt erst recht zu gesammelter Wirkung. Vielleicht wird das Buch in seiner deutschen Form die Möglichkeit eröffnen, nunmehr auch in seiner Ursprache der Öffentlichkeit zugänglich zu werden.

Die Hauptrichtlinien seiner Darstellung zeichnet Harris selbst in seinem Vor- und Nachwort auf.

# INHALT

## ERSTER TEIL


Vorwort . . . . . 7
I. Kapitel . . . . . 18
II. Das Leben in einem englischen Gymnasium . . . . . 30
III. Schultage in England . . . . . 44
IV. Von der Schule nach Amerika . . . . . 58
V. Die große neue Welt . . . . . 77
VI. Das Leben in Chicago . . . . . 92
Das Leben in der Prärie . . . . . 107
VII. Die große Feuersbrunst in Chicago . . . . . 117
VIII. 8. Wieder auf der Prärie . . . . . 123
IX. Studentenleben und Liebe . . . . . 139
X. Meine erste Venus . . . . . 153
XI. Schwere Zeiten . . . . . 172
XII. Neue Erfahrungen Emerson, Walt Whitman, Bret Harte 182
XIII. Abschiedstage . . . . . 197
XIV. Europa und Carlyle . . . . . 210


## ZWEITER TEIL


I. Skobelieff . . . . . 231
II. Wie ich Shakespeare und die deutschen Studentensitten kennenlernte . . . . . 240
III. Goethe – Wilhelm I. – Bismarck – Wagner . . . . . 251
IV. Athen und die englische Sprache . . . . . 261

V. Die Liebe in Athen und die Heilige Schar . . . . . 273
VI. Feiertage und irische Tugend . . . . . 284
VII. Meine Stellung in London . . . . . 295
VIII. Lord Folkestone und die Evening News . . . . . 326
IX. Londoner Leben und Humor . . . . . 346
X. Laura . . . . . 352
XI. Englische Gefräßigkeit . . . . . 364
XII. Politiker und Offiziere . . . . . 391
XIII. Erinnerungen an John Ruskin . . . . . 406
XIV. Matthew – Arnold – Parnell – Oskar Wilde . . . . . 421
XV. Die Ebbe und Flut der Leidenschaften . . . . . 441
XVI. General Boulanger und die Kolonial-Konferenz von 1885 . . . . . 449
XVII. Erinnerungen an Guy de Maupassant . . . . . 459
XVIII. Meine Freunde und Gäste . . . . . 480
XIX. Lord Randolph Churchill . . . . . 493
XX. Ein Liebesabenteuer in Paris . . . . . 518
XXI. Der Vorgeschmack des Todes . . . . . 528
Nachwort . . . . . 540

Nachbemerkung des Verlags

GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG

★